№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	51			
	Zugang pro . .	27			
		78			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	51	51	1 544	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	58			
	Zugang pro . .	34			
		92			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	67	67	1 934	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	97			
	Zugang pro . .	3			
		100			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	96	96	3 034	130
4.	**Sterkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	27			
	Zugang pro . .	37			
		64			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	20	20	1 121	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	36			
	Zugang pro . .	35			
		71			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	44	44	1 268	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	38			
	Zugang pro . .	27			
		65			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	47	47	1 350	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	22			
	Zugang pro . .	19			
		41			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	22	22	692	50
	zu übertragen		347	10 943	504

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		347	10 943	504
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	36			
	Zugang pro . .	41			
		77			
	Abgang . . .	39			
	Bleibt Bestand	38	38	1 302	43
9.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	38			
	Zugang pro . .	16			
		54			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	30	30	1 011	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	68			
	Zugang pro . .	24			
		92			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	60	60	1 881	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	42			
	Zugang pro . .	42			
		84			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	52	52	1 477	52
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	36			
	Zugang pro . .	16			
		52			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	29	29	1 106	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	38			
	Zugang pro . .	28			
		66			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	40	40	1 209	40
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	59			
	Zugang pro . .	68			
		127			
	Abgang . . .	73			
	Bleibt Bestand	54	54	1 862	60
	zu übertragen		650	20 791	837

Johanniter-Ordensblatt

Knights of Malta. Brandenburg

Cr.s 733.8

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

1896.

Nr. 1 bis 53.

Berlin, 1896.

Carl Heymanns Verlag.

Digitized by Google

Crus 733.9

Harvard College Library
July 6, 1928
Tree fund

Verlags-Archiv 2649

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen, den Johanniter-Orden betreffend.

Seite

Statistisches, den Johanniter-Orden betreffend 1
Rudolf v. Luck † 1
Bekanntmachung, daß am 24. Januar der Durchlauchtigste Herrenmeister ein Capitel abhalten wird 7
Wilhelm v. Buggenhagen-Clahow, Adolf v. Glümer, Wilhelm Freiherr v. Fircks, Friedrich Wilhelm v. Kalckreuth, Friedrich v. Brunnecky, Friedrich Ludwig Graf a. Pfeil-Burghaus und Klein-Ellguth, Adolf v. Gravenitz, Hilmar Graf von der Recke-Volmerstein † . 13
Monatliche Uebersichten der in den Kranken- und Siechenhäusern des Ordens befindlich gewesenen Kranken und Siechen 19. 43. 67. 97. 127. 145. 177. 201. 225. 255. 279. 309
Brandenburgische Genossenschaft: Rechtsritter Generallieutenant von dem Knesebeck ist an Stelle des aus dem Conovente ausgeschiedenen Rechtsritters Wirkl. Geh. Raths a. Klügow zum Conventsmitgliede gewählt worden 21
Statistisches, die Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens betreffend 25. 32. 45
Martin v. Szent-Jaonyi, Albert v. Kornatzki † 31
Hermann v. Wülckniz, Friedrich Ehrenreich v. Muschwitz † 45
Gebhard v. Dombardt † 49
S. K. H. der Kronprinz von Schweden und Norwegen zum Ehrenritter ernannt 49
Genossenschaft im Königreich Sachsen: Einladung zum Rittertage am 2. März 49
Listen neu ernannter Ehrenritter 55. 207
Auszug aus dem Protocolle über das am 24. Januar stattgehabte Capitel 57
Paul v. Wenzki und Petersheide † 61
Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Dieschau 61
Wilhelm Graf v. Schwerin, Friedrich Freiherr v. Wangenheim † 69
Clotar Graf v. Blankensee-Kirchs † 73
Das Hospiz des Johanniter-Ordens in Jerusalem . . 73
Ernst Achaz v. Wedel, Reinhard Baron a. Lynden † 79
Carl Hilmar Friedrich Freiherr a. Veltheim † 85
Allerh. Cabinets-Ordre vom 21. März 1896 betr die Uniformen der Johanniter-Ritter 91
Bodo Herwarth v. Bittenfeld, Carl Graf Adolf Freiherr v. Schrader † 99
Rudolf a. Knie † 103
Das Johanniter-Männer-Siechenhaus zu Groß-Lichterfelde 108
Wilhelm Freiherr Senfft v. Pilsach, Dano v. Funcke, Werner v. Alvensleben, Rudolph v. Wedel † 109
Aus meinem Tagebuche vor Metz. Von Freiherrn a. Kessel-Zeutsch 109
Friedrich Wilhelm August Carl Ferdinand v. Mertens, Gustav v. Hautcastle † 115
Bericht über Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens für 1895 115
Die Symbolik des Kreuzes. Von Pfarrer H. v. Seydewitz 117. 124
Hugo Ewald v. Kleist, August v. Zastrow † . . 121
Die Einweihung der Johanniter-Kirche zu Niederweisel in Oberhessen 121. 218
Die Johanniter-Kirche zu Niederweisel 122
Albin v. Krieger, Dietrich Christ. v. Groß, gen. v. Schwarzhoff, Hugo v. Mettingh, Dedo v. Schmeling, Hugo a. Saldern † 129
Rheinische Genossenschaft. Einladung zum Rittertage am 30. Mai . . . . . Seite 129
Eine Episode aus dem Feldzuge 1870/71 während der Kämpfe mit der Loire-Armee 130. 133
Alex v. Eckartsberg, Anton Aug. a. Below † . . 133
Schlesische Genossenschaft. An Stelle des aus dem Convente ausgeschiedenen Fürsten Hugo zu Hohenlohe-Oehringen ist Rechtsritter Freiherr Wilhelm v. Tücke zum Conventsmitgliede gewählt 133
Zur Vervollständigung der Ordensliste 139. 285
Hasso Graf v. Flemming † 147
Der Herr baut Jerusalem! (Denkschrift) 147. 151. 162. 165
Guido v. Sloesser, Alfred v. Borberg, Otto v. Gellhorn † 151
Liste der am 24. Juni 1896 zu Rechtsrittern aufgenommenen Ehrenritter 157
Der Ritterschlag des Johanniter-Ordens in Sonnenburg am 24. Juni 1896 159
Rede bei der Feier des Ritterschlages in der Ordenskirche zu Sonnenburg 160
Adolf v. Schönfeldt † 165
Alfred Graf v. Schlabrendorf und Seppau, Hans v. Bestenhagen † 171
Eberhard Wolfgang v. Byern † 179
Nachruf! (Graf v. Schlobrendorf) 179
Hilmar v. Monsberg, Carl v. Ahlefeldt, Julius a. Kriegsheim † 183
Rudolf v. Oppen-Schilden † 189
Wilhelm Freiherr v. Kettenbrink-Ascheraden † 195
Emmerich v. Joánka de Drásló nad Jordánfeld, Albrecht Freiherr v. Hollen † . . . 203
Zur Thätigkeit des Johanniter-Ordens im Kriege 1870/71. Von Kammerherr Freiherr v. Türcke 203. 210. 813
Georg Gottlob v. Rostitz und Jönkendorf, Curt v. Hake, Curt Freiherr v. Zedlitz † . . . 207
Pommersche Genossenschaft. Erhöhung der Jahresbeiträge auf 75 M. 208
Bayerische Genossenschaft. Abänderung des § 4 der Statuten. Erhöhung der Zahl der Conventsmitglieder 209
Aus dem Protocolle über das am 23. Juni 1896 stattgehabte Capitel 209
Adolf Lucas v. Cranach, Ludwig v. Wißmann † 213
Robert v. Waldow, Eugen Freiherr v. Richthofen † 219
Westphälische Genossenschaft. Die Rechtsritter Freiherr v. Rheinbaben auf Haus Ruhr zum Schatzmeister, Kammerherr a. Bockum-Dolffs in den Convent gewählt, Freiherr a. Ledebur-Crollage, Freiherr v. Bodelschwingh-Plettenberg auf Herren, v. Berswordt-Wallrode auf Weltmor zu Besitzern ernannt . . 219
Die freiwillige Krankenpflege im Felde auf Grund der neuen Organisation. Von Major Freiherr v. Müller 219
Fedor v. Zedlitz, Ernst Ludwig Jon. Freiherr v. Palm † 227
Ludwig Freiherr v. Ellcher, Ferdinand v. Sachodolez, Eduard Freiherr v. Reitzenstein, Paul v. Busse † 231
Hans Graf a. Werder † 247
Hugo a. Leipziger, Ferdinand v. Steuber † . 261
Georg Freiherr v. Kessel und Zeutsch † . . . 267
Wilhelm Herzog von Württemberg K. H. † . . 273
Otto Fürst zu Stolberg-Wernigerode, Carl v. Boh, Richard v. Schöning † 286
Hugo a. Rauchhaupt, Gottlieb v. Rosen † . . 291
Edmund Julius Wilhelm Freiherr v. Massenbach, Georg v. Wurmb † 311
Wilhelm v. Kleist † 315
Jahresbericht über das Johanniter-Asyl für arme Badegäste zu Bad Lennhausen 315

Digitized by Google

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.

Seite

Die Jagd im Mittelalter und zur Zeit der Renaissance 3
Danksagung (Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche) . . . 6
Ueber den Ursprung der deutschen Stadtverfassung . . 7
Die Heil- und Pflegeanstalt für Schachsinnige und Epileptische in Stetten im Remsthale 10
Das 50jährige Jubiläum des deutschen Hospitals in London 12
Psychologische Beobachtungen eines Zuchthaus-Geistlichen 13
Das Dresdener Diakonissen-Mutterhaus 15
Lord Rowlon's Lodging House in London 17
Zwei vorbildliche Wirthshäuser 18
Französische Kriegsgefangenschaft zur Zeit Ludwig's XIV. 21
Die Woeinger Schlacht 25
Das Kgl. Hospitol für Lungenkranke auf der Insel Wight 29
Stille Wohlthätigkeit 30
Ins Land der Pharaonen! 31. 37. 46. 49. 59. 62. 69. 73. 79
Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" 35
Heimstätte für Damen besserer Stände (Potsdam) . . 36
Ein Stück aus der Geschichte der christlichen Gefangenen- und Entlassenenpflege 39
Berlin-Brandenburger Heilstätten-Verein für Lungenkranke 41
Der Verein zur Förderung der weiblichen Diakonie im Consistorialbezirk Wiesbaden 48
Der Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche 51
Die Wirkung des Gothenburger Systems in Stockholm 52
Geschichte des Geschlechts von Kürenz 53
Sechster Jahresbericht des Berliner Localvereins des Evang. kirchl. Hilfsvereins pro 1895 64
„Im Dienst der Liebe" 71
Die Bedeutung der Krankenpflege für die Erziehung unseres Volkes 76
Etwas für christliche Herrschaften und Dienstboten . . 96
Die Stockholmer von Starein 77
Mißbrauch der Wohlthätigkeit 80
Jahrbuch des deutschen Adels 83
Beiträge zur Geschichte der Grafen und Herren von Schack 84
Mont Saint Michel 85. 92. 99
Krankenpflege auf dem Lande 87
Fortschritte in der Fürsorge für die hauswirthschaftliche Ausbildung der Fabrikarbeiterinnen 88
Des Kaisers Blumen für die Kinder 89
Jahresbericht pro 1895 über die Thätigkeit der Wappen-Malerschule des Central-Hilfsvereins der Deutschen Adels-Genossenschaft für unbemittelte adlige Damen 89
Auch ein Mißbrauch der Wohlthätigkeit 94
Englische Wohlthätigkeit 95
Das Victoriahaus für Krankenpflege in Berlin . . . 95
Die einst so verachtete Mäßigkeitssache 101
Deutsche Liebesarbeit in London 104
Evangelischer Gottesdienst in Kurorten 113
Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York . . . 113
Der Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas . . . 120
Das Diakonissen-Mutterhaus zu Danzig 126
Jahresbericht 1895 des Diakonissenhauses Henriettenstifts zu Hannover 137
Der Verein der Berliner Volksküchen von 1866 . . . 138
Mit Florence Nightingale 141
Heinrichsbad bei Herisau im Alpenzellerland 143
Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten 143
46. Jahresbericht über das Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg i. Pr. 154
Die Zürcher Volksheime 155
Ein Musterkinderheim 156
Wie die Kornthaler und Wilhelmsdorfer Anstalten entstanden sind 163
Die Krankenpflegerinnenschulen in den Vereinigten Staaten 164
Aus dem Bericht über das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin für das Jahr 1895 168
Ländliche Wohlfahrtspflege 175
Evangelische Anstalt für Gemüthsleidende in Rheinland 176
Jahresbericht des Evangelischen Kirchenbau-Vereins für Berlin für das Jahr 1895/96 . 180. 183. 189. 195
Pastor D. Julius Disselhoff † 182
Die Evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt Bethanien zu Breslau 185
Die Volksheilstätte des Rothen Kreuzes am Grabow-See bei Oranienburg 187
Die Deutsche Lutherstiftung 188
Der Bettlerquell 191
Mäßigkeitstag in Kiel 192
Wie viel Bier und Wein darf man trinken? 193
Die deutschen Friedhöfe Roms 197
Zur Fürsorge für die weibliche Jugend in den großen Städten 199
59. Jahresbericht der Diakonissenanstalt Kaiserswerth . 215
Arbeiterheime der englischen Kirchengemeinde 216
Deutsche evangelische Seemanns-Mission 218
Vom rechten Geben 223
Wie viel Bier ist erlaubt? 223
Island 227. 231. 237. 243
Spare im kleinen, so hast du im großen 230
Die Kaiser Wilhelms-Stiftung für Deutsche Invaliden . 234
Ein neues Branntweingesetz in Norwegen 235
Der Londoner Wasser-Verein 236
Werden die Deutschen mäßiger oder unmäßiger? 240. 247
62. Jahresbericht des Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhauses Berlin 248
Ueber antike Großstädte 249. 257. 261
Alkoholismus und Arbeiterfrage 253
Die Wohlfahrtseinrichtungen für unbemittelte Volkskreise 254
Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten 263
Frauen als Armenpflegerinnen 265
Bakunin und die Entstehung des Anarchismus . . . 267
„Kwoß" 271
Gewesene Trinker 271
Zur Geschichte des Cistercienser Jungfrauen-Klosters und Stifts zum „Heiligen Grabe" bei Wusnack in der Priegnitz 278. 281. 287. 291
Die Baumwoll-Spinnerei und Weberei in Arlen . . . 276
Der Verein zur Besserung entlassener Strafgefangenen zu Berlin 278
Die municipalen Arbeitsnachweisstellen in Paris . . 283
48. Jahresbericht der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische zu Stetten im Remsthale 293
D. Emil Frommel † 294
5. Jahresfest der Lutherstiftung zu Frankfurt a. O. . . 295
Der Deutsche Verein „Arbeiterheim" 296
Englische Studien 297. 303
Die hundertjährige Jubelfeier des „Berlinischen Bürger-Rettungs-Instituts" 299
Bücherhallen und Wirthshäuser 306
Weihnachten in London 311
Von der Dresdner Diakonissenanstalt 314
Die Waisenpflege der Stadt Berlin 316
Aufruf um Gaben für die in Maria Teresiopel zu erbauende evangelische Kirche 318
Literatur: 6. 12. 18. 30. 48. 54. 66. 72. 84. 90. 96. 102. 108. 114. 120. 126. 132. 138. 144. 150. 166. 182. 188. 206. 212. 218. 224. 230. 242. 248. 260. 266. 272. 290. 296. 299. 308. 314. 320

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 ₰.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 1. Januar 1896. Nr. 1.

Ludolf von Luck, Geheimer Ober Justiz-Rath, Ober-Staatsanwalt und Major a. D., Rechtsritter seit 1874, † zu Berlin 20. December 1895.

Statistisches, den Johanniter-Orden betreffend.

Im Laufe der seit der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg dahingegangenen 43 Jahre sind im Ganzen 3878 Ehrenritter ernannt worden.

Aus der Zahl der Ehrenritter wurden in demselben Zeitraum durch Ritterschlag und Investitur zu der Würde als Rechtsritter aufgenommen: 1469, und von diesen wurden wiederum ernannt 55 Commendatoren, 15 Ehren-Commendatoren, 2 Ordens-Hauptleute, 3 Ordens-Kanzler, 2 Ordens-Secretäre, 4 Ordens-Schatzmeister und 1 Ordens-Werkmeister. Ehren-Mitglieder des Johanniter-Ordens sind 6 geworden.

Um das allmälige Steigen des Mitgliederstandes der Ehrenritter, wie die Aufnahmen zu Rechtsrittern zu veranschaulichen, geben wir die folgende Zusammenstellung.

Zu Ehrenrittern wurden ernannt im Jahre:

1853	1			
1854	69	sind	70	Ehrenritter,
1855	116	„	186	„
1856	92	„	278	„
1857	57	„	335	„
1858	128	„	463	„
1859	102	„	565	„
1860	84	„	649	„
1861	76	„	725	„
1862	76	„	801	„
1863	89	„	890	„
1864	75	„	965	„
1865	107	„	1072	„
1866	94	„	1166	„
1867	68	„	1234	„
1868	75	„	1309	„
1869	98	„	1407	„
1870	105	sind	1512	Ehrenritter,
1871	65	„	1577	„
1872	107	„	1684	„
1873	94	„	1778	„
1874	86	„	1864	„
1875	82	„	1946	„
1876	81	„	2027	„
1877	71	„	2098	„
1878	73	„	2171	„
1879	77	„	2248	„
1880	74	„	2322	„
1881	93	„	2415	„
1882	101	„	2516	„
1883	73	„	2589	„
1884	123	„	2712	„
1885	92	„	2804	„
1886	82	„	2886	„
1887	109	„	2995	„
1888	115	„	3110	„
1889	138	„	3248	„
1890	118	„	3366	„
1891	103	„	3469	„
1892	104	„	3573	„
1893	100	„	3673	„
1894	107	„	3780	„
1895	98	„	3878	„

Die 1469 Rechtsritter wurden aufgenommen wie folgt:

1) Am 17. Mai 1853 in der Capelle des Königlichen Schlosses zu Charlottenburg, bei der Installation Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen als Herrenmeister . . 14,
2) am 25. Juni 1854 in der Capelle des Königlichen Schlosses zu Berlin . . . 51,
3) am 24. Juni 1855 ebendaselbst . . . 43,
4) „ 24. „ 1856 desgl. 36,
5) „ 24. „ 1858 „ 38,
6) „ 24. „ 1859 „ 15,
7) „ 25. „ 1860 in der Ordenskirche zu Sonnenburg . . 26,
8) „ 24. „ 1862 desgl. 27,

9) am 21. März 1863 im Palais des Durchlauchtigsten Herrenmeisters zu Berlin (Se. Kgl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) 1,
10) am 24. Juni 1864 in der Ordenskirche zu Sonnenburg 36,
11) am 25. Juni 1867 ebendort 138,
12) „ 24. „ 1869 im Palais des Durchlauchtigsten Herrenmeisters zu Berlin . . 66,
13) am 24. Juni 1872 in der Ordenskirche zu Sonnenburg . . 141,
14) „ 24. „ 1874 desgl. 48,
15) „ 24. „ 1876 „ 55,
16) „ 25. „ 1878 „ 57,
17) „ 24. „ 1880 „ 64,
18) „ 26. „ 1883 „ bei der Installation Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen als Herrenmeister 79,
19) am 24. Juni 1884 ebendaselbst . . . 47,
20) „ 24. „ 1886 desgl. 73,
21) „ 23. August 1888 „ 103,
22) „ 24. Juni 1890 „ 116,
23) „ 24. „ 1892 „ 113,
24) „ 26. „ 1894 „ . . . . . 82.

zusammen wie vor 1469.

Die am Ende des vergangenen Jahres insgesammt vorhandenen 2394 Mitglieder des Johanniter-Ordens classificiren sich in nachstehender Weise:

1) Der Durchlauchtigste Herrenmeister . . 1,
2) Commendatoren (1 zugleich Ordens-Kanzler) 18,
3) Ehren-Commendatoren (1 zugl. Ordens-Werkmeister, 1 Ordens-Schatzmeister und 1 Ordens-Secretär) 6,
4) Ordenshauptmann 1,
5) Rechtsritter 738,
6) Ehren-Mitglieder 3,
7) Ehrenritter 1627,

wie vor 2394.

Am Schlusse des Jahres 1885 waren . 2134 Mitglieder vorhanden und zur Zeit der Wiederaufrichtung der Ballei 1852 belief sich die Zahl derselben auf . . . . . 1280.

Gestorben sind während des Jahres 1895, soweit dies hier bekannt, 81 Johanniter und zwar 27 Rechtsritter, 54 Ehrenritter (1894: 85).

Von den vorstehend aufgeführten 2394 Mitgliedern ult. 1895 haben sich angeschlossen:

a) direct der Ballei Brandenburg*):
94 Rechtsritter, 329 Ehrenritter, zusammen 423.

b) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 77 Rechtsritter, 95 Ehrenritter, zusammen 173.

c) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 2 Ehren-Commendatoren, der Ordenshauptmann, 120 Rechtsritter 152 Ehrenritter, zusammen 276.

d) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 59 Rechtsritter, 152 Ehrenritter, zusammen 213.

e) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 29 Rechtsritter, 55 Ehrenritter, zusammen 85.

f) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 83 Rechtsritter, 206 Ehrenritter, zusammen 290.

g) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:
3 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 79 Rechtsritter, 121 Ehrenritter, zusammen 204.

h) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 24 Rechtsritter, 31 Ehrenritter, zusammen 56.

i) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 28 Rechtsritter, 80 Ehrenritter, zusammen 110.

k) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:
2 Commendatoren, 1 Ehren-Commendator, 25 Rechtsritter, 38 Ehrenritter, zusammen 66.

l) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:
1 Commendator, 23 Rechtsritter, 59 Ehrenritter, zusammen 83.

m) Der Württembergischen Genossenschaft:
1 Commendator, 23 Rechtsritter, 56 Ehrenritter, zusammen 80.

n) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg:
1 Commendator, 1 Ehren-Commendator, 28 Rechtsritter, 63 Ehrenritter, zusammen 93.

o) Der Hessischen Genossenschaft:
1 Commendator, 11 Rechtsritter, 48 Ehrenritter, zusammen 60.

p) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:
1 Commendator, 25 Rechtsritter, 69 Ehrenritter, zusammen 95.

q) Der Genossenschaft in Bayern:
1 Commendator, 11 Rechtsritter, 54 Ehrenritter, zusammen 66.

*) Da die folgenden Zahlen der Genossenschaftsmitglieder lediglich auf den bei der Ballei geführten Listen fußen, können sie auf absolute Richtigkeit einen Anspruch nicht erheben.

Digitized by Google

Ein Ehren-Commendator und ein Rechtsritter sind je zwei Genossenschaften, Brandenburg und Pommern, bezw. Posen und Schlesien beigetreten, und so ergeben die unter a bis q aufgeführten Zahlen, welche 2373 Mitglieder umfassen, unter Zurechnung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und der drei Ehren-Mitglieder, daß von den gegenwärtig der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens angehörenden 2394 Mitgliedern noch 21 Ehrenritter übrig sind (im Jahre 1885: 72), die vor der Wiederaufrichtung der Balley mit dem Johanniter-Orden beliehen, auf einen Anschluß an dessen Neugestaltung verzichtet haben.

Die Jagd im Mittelalter und zur Zeit der Renaissance.

III.

Der letzte Valois, der verweichlichte Heinrich III., hatte nichts von einem Jäger. „Diesen Morgen, schrieb er an Villeroy, bringe ich im Bett zu, nicht krank, aber um mich zu schonen und später frisch wie eine Rose aufzustehen.“ Carl IX. hatte ihm seine Jägerei auf großem Fuß eingerichtet, aber wozu! „Seine Lieblingsjagd, schreibt der venetianische Gesandte, Michieli, ist die Jagd im Schlosse; er verbringt seine ganze Zeit bei den Damen.“

Während er, von jungen Damen umgeben, sich gefiel, den vier Lautenspielern zuzuhören, die seinem Hofhalt attachirt waren, überließ er es Carl IX., sich seiner Hunde zu bedienen.

Freilich, König geworden, gab er aus reiner Ostentation größere Summen für die Jagd aus, als der König, sein Bruder, für die seine verwandt hatte. Er bestellte dafür einen Hauptmann, drei Lieutenants und siebzig Edelleute.

Nicht weniger that er für seinen Marstall, wofür die Ausgaben sich 1570 auf 68000 Thaler beliefen. „Es sind 6800 Thaler mehr als im letzten Jahre,“ schreibt ihm sein Oberstallmeister Herr von Charny. „Dieser Mehrbetrag resultirt theils aus der Steigerung der Preise, theils aus dem Reichthum an Stickereien auf Seidengrund, die Ew. Majestät auf die Wollkleidung der Pagen zu setzen befohlen haben, sowie auf die Rockkragen der Laquaien; sodann hat sich die Zahl der Pagen um zehn vermehrt, einbegriffen der beiden, die Ihr zum Gefolge für Eure Stallmeister Castelnau und Des Pruneaux bestellt habt.“

Carl IX. hatte eine ausgesprochene Vorliebe für jene Hunde gehabt, die man vermuthlich ihres Ursprungs wegen grettiers (gepfropfte, geimpfte) nannte, indem sie aus der Paarung eines weißen Hundes, von der Race der Sanct-Hubertus mit einer weißen italienischen Bracke hervorgegangen waren: „wahre Königshunde,“ sagt er in seiner Chasse royale, „groß wie die Windhunde und mit einem Kopf so schön wie die Bracken.“ Sei es nun, um sich von seinem Bruder zu unterscheiden, oder aus reiner Laune, Heinrich III. setzte sich in den Kopf, Hunde aus England kommen zu lassen, und beauftragte seinen Gesandten Mauvissière mit dem Ankauf. Hier die Antwort:

„Ich lasse Ew. Majestät wissen, daß die Königin Elisabeth Euch mit allen Racehunden, als Windhunden, Doggen, Pudeln, sowie auch mit Bären und Stieren versehen will, wie es in dem Memoire des Herrn des Ouches angegeben ist, aber es wird nicht möglich sein, sie so rasch zu beschaffen, da man die Wind- und Racehunde erst aus dem Norden kommen lassen muß.“

Die Befehle Heinrich's III. waren entweder mangelhaft abgefaßt oder nicht verstanden worden, denn er erwidert eigenhändig an Mauvissière: „M. des Ouches muß närrisch geworden sein, aber wenn er mir an Hunden zuführt, was ich verlangt habe, so mag es darum sein; es liegt mir nur daran, die Hunde zu haben, die ich bestellte, und nicht all dies Gethier.“

Aber bald ließ der König die Parforcejagd ganz beiseite, da er die damit verbundenen Strapazen scheute, und faßte eine Vorliebe für jene kleinen Stubenhunde, die damals in Mode gekommen waren, und von denen ein Poet des XVI. Jahrhunderts gesagt hat:

> Les dames, sans tenir ès mains un petit chien
> N'auroient, en devisant, ne grâce ne maintien.

Die von Heinrich III. beliebte Race war die seltenste und gesuchteste von allen, die der kleinen Lyonäser Hunde, die den Namen der Stadt bekommen hatten, wo man sie so theuer bezahlte; aber in Anbetracht der kleinen Hunde hatte Heinrich III. doch keine ausschließliche Vorliebe, und Brantôme wirft ihm vor, das blaue Band vom heiligen Geistorden einem Edelmanne verliehen zu haben, der ihm einen kleinen, äußerst seltenen türkischen Hund abgetreten hatte; „und er fuhr, fügt er hinzu, gewöhnlich mit der Königin, seiner Gemahlin, durch die Straßen von Paris, um nach kleinen Hunden zu fahnden, die ihm gefielen; selbst die Nonnenklöster verschonte er nicht mit solchen Nachforschungen, zum großen Bedauern der Besitzerinnen.“

Um so mehr muß man staunen, wie dieser König, der so geneigt war, sich durch solche Kindereien zu erniedrigen, dennoch stets gern zu Pferde saß und als einer der besten Reiter seiner Zeit galt. Seine Flucht von Krakau zählt zu den außerordentlichsten Leistungen auf dem Gebiet des Distanceritts. In der Nacht auf einem Berberpferd fortgeritten, dessen Gegendruck zu empfindlich war, vertauschte er dasselbe mit einer Stute, die einer seiner Knappen an der Leine mitgeführt. Am Morgen, als er seine Kräfte ermatten fühlte, ließ er sich die Schläfen mit Wein waschen und ritt auf einem frischen Pferde weiter, welches todt unter ihm niederfiel, als er abstieg.

Digitized by Google

Selbst im vorgerückten Alter hatte er immer noch die Eitelkeit, für einen guten Reiter zu gelten.

„Den letzten Tag dieses Monats, erzählt uns Estoile in seinem Journal, vergnügte sich der König damit, ein sehr schönes Pferd springen und voltigiren zu lassen. Als er eines Edelmannes aus der Champagne ansichtig wurde, der zu dem Hause des Herzogs v. Guise gehörte, rief er ihn bei Namen: „Mein Vetter v. Guise, sagte er zu ihm, hat der schon Mönche wie mich gesehen, die so ihre Pferde springen lassen?“

Hatte Heinrich III. an der Jagd als eine zu ermüdende und gefahrvolle Leibesübung kein besonderes Gefallen gefunden, so liebte Heinrich IV., der Bearner, der schon von Kindheit an in den Pyrenäen zu jagen gewohnt gewesen, alle Arten des Waidwerks, zumal die beschwerlichsten und gefährlichsten, wie die Jagd auf Bären, Wölfe und Eber. Er versäumte so leicht keine Gelegenheit, zu jagen. Selbst im Kriege nahm er die Gelegenheit wahr, wenn er einen Hirsch in der Nähe wußte. Man liest in den Memoiren seines Ministers Sully, wie der König selbst am Morgen nach der Schlacht bei Jory jagte.

Eines Tages, als er nur noch König von Navarra war, lud er die Damen des Hofes von Pau ein, der Bärenjagd zuzusehen. Ein guter Geist rieth ihnen ab, der Einladung zu folgen, denn ihre Empfindlichkeit würde an diesem Tage auf eine harte Probe gestellt worden sein: zwei Bären tödteten zwei Pferde und erdrosselten verschiedene Bogenschützen; ein anderer Bär, obschon von Kugeln durchbohrt und sechs oder sieben abgebrochene Pfeilspitzen im Leibe, warf sich auf acht Leute, die auf einem Felsgipfel postirt waren, und stürzte sie mit sich in den Abgrund.

Die Liebe zum Waidwerk war der einzige Punkt, in dem Ludwig XIII. seinem Vater ähnelte; denn die Jagd blieb in Frankreich wie überall das bevorzugte Vergnügen der Könige.

Wir haben gesehen, wie der heilige Germain von Auxerre, der eine Zeit lang Schutzpatron der Jäger war, in der Jagd seine Erholung fand und sich in seiner Jugend selbst mit Leidenschaft dieser Leibesübung hingab, wo er noch nicht Bischof, sondern Herzog von Auxerre war, d. h. Hauptmann über das Kriegsvolk der Provinz. Später, als er gegen seinen Willen zur bischöflichen Würde erhoben worden war, gönnte er sich nicht allein keinerlei Vergnügen mehr, sondern ergab sich vielmehr allen Abtödtungen des Mönchslebens. Leider begriffen nicht gleich ihm alle Cleriker dieser fernen Zeit, daß die Pflichten ihres heiligen Amtes sich nicht mit einem derartigen Vergnügen vereinigen ließen, denn seit dem Jahre 507 sehen wir die Concile und Synoden die Jagd den Priestern verbieten. Dennoch berichten die Chroniken von einzelnen adligen Prälaten, die den Vorurtheilen ihrer Zeit Rechnung tragend, sich befugt glaubten, zu Pferde zu steigen, um den Hirsch zu jagen, oder den Falken steigen zu lassen.

Die Geschichte erzählt uns, daß verschiedene Päpste, und zwar die berühmtesten, große Liebhaber des Waidwerks gewesen, namentlich Julius II. und Leo X. und vor ihnen Pius II., der zur Zeit seines Weltlebens unter anderen Werken über Literatur und Wissenschaften, einen lateinischen Tractat über die Jagd unter seinem Vornamen Aeneas Silvius veröffentlicht hatte. Man kann sich aber wohl die Anziehungskraft erklären, welche die waidmännischen Vergnügungen ehemals für die geistlichen Herren hatten; sie hatten die Vorliebe dafür während ihrer ersten Erziehung gewonnen und aus den Lebensgewohnheiten ihrer Standesgenossen, auch zeigten sie sich stets äußerst eifersüchtig auf ihre Jagdrechte in ihren Domänen. Obgleich Clemens V. in seinen berühmten Institutionen, die Clementinen genannt, ausdrücklich den Mönchen das Jagen verboten hatte, so gab es kaum ein Kloster, wo die Religiösen nicht die canonischen Verbote umgingen, indem sie das Haarwild bekriegten, und zwar ohne damit die kirchlichen Vorschriften verletzt zu glauben, weil die päpstliche Ordonanz gewisse Fälle ausgenommen hatte, wo die Jagd den Priestern und Mönchen gestattet sei, namentlich in dem Fall (quo casu), wo die Hasen und das Rothwild sich so vermehrten, daß die Bodenerzeugnisse darunter litten. Man begreift, daß dieser Fall aber permanent vorhanden sein konnte in einer Zeit, wo es dem Landvolke so streng verboten war, das Wild zu vertilgen; auch jagte man zu jeder Jahreszeit in den Ebenen und Gehölzen der Abteien. Die neidischen Bauern, welche nicht die Erlaubniß zu jagen hatten und fortwährend die Jagd des Herrn Abts vorüberziehen sahen, behaupteten maliciös, daß die Mönche, damit das Wild immer reichlich vorhanden sei, niemals für die Brut und die Nester zu beten versäumten (pro pullis et nidis).

Die deutschen geistlichen Fürsten haben darin ihren Collegen in Frankreich und Italien nichts nachgegeben. Stets fungirte ein Oberjägermeister in ihrem Hofstaat. Noch im vorigen Jahrhundert finden wir die eifrigsten Waidmänner unter den Trägern des Krummstabs. Ganz besonders ragte unter diesen Emerich Joseph v. Breidtbach zu Bürsheim, Kurfürst von Mainz (1763—1774) hervor. Ihm war die Jagd die höchste Lust; am leidenschaftlichsten betrieb er aber die Jagd auf Schwarzwild, eine Liebhaberei, die ihn einst im Rothenburger Forst dringender Lebensgefahr aussetzte. Er schoß, und die nicht getroffene Sau stürzte in voller Wuth auf ihn ein. Im nämlichen Augenblick hatte der Oberforstmeister in der Bergstraße, der von Hausen, eine Sau seiner Schweinsfeder einlaufen lassen und mußte die festhalten; die Gefahr, von welcher der geliebte Landesherr bedroht, wahrnehmend, erfaßte er in Blitzesschnelle die Feder mit der linken Hand, mit der rech-

Digitized by Google

ten zog er den Hirschfänger, und den über seine linke Hand haltend, rief er der auf den Fürsten angehenden Sau zu, daß sie gleichfalls seinen Hirschfänger einlief. So hielt er beide Säue, die erste mit der Feder, die andere mit dem Hirschfänger, bis er sie ohne Gefahr liegen lassen konnte. Der Kurfürst fiel seinem Retter um den Hals, schenkte ihm seine Jagdflinte und ließ ihn malen in der Stellung, die er, die beiden Säue über Kreuz haltend, eingenommen hatte.

Ein nicht minder eifriger Nimrod war der Kurfürst Clemens August von Cöln 1723—1761, der letzte von den fünf bayrischen Prinzen, die diesen Erzstuhl inne gehabt haben. Bernouilli giebt in seinem Reisebericht vom Jahre 1755 einen interessanten Zug, wie weit die Jagdliebe dieses geistlichen Kurfürsten ging. „Auf einer Jagd, schreibt er, davon der Kurfürst ein großer Liebhaber war, wurde einmal ein großer Hirsch dergestalt forcirt, daß er in der Angst einen Sprung über eine Bauernhütte wagte, aber durch seine Schwere das baufällige Strohdach derselben eindrückte, sich mit den Hörnern und Füßen in dem Sparrenwerk verwickelte und von den ihm nachfolgenden Hunden und Jägern gegriffen und getödtet wurde. Die Jagdgeschichte ließ der Churfürst zu Meißen in Porzellan verfertigen nach einer dazu aufgegebenen Zeichnung, worin die proportionirte Größe des Hauses und der Thiere genau beobachtet war.“ Das rare Stück stand in Clemensruhe zu Poppelsdorf, wo es der protestantische geistliche Tourist sah, er rühmt es als ein „in natürlichen Farben vortrefflich gearbeitetes Stück“ — es war beinahe zwei Fuß hoch.“ Gelegentlich erfahren wir auch, wie das Costüm der geistlichen Herren auf der Jagd war. „Der kürzlich verstorbene Cardinalbischof von Passau (ein tyroler Graf Firmian 1763—83)“, berichtet der Berliner Buchhändler Nicolai in seiner Reise durch Deutschland 1763, „war ein höchst eifriger Liebhaber der Jagd. In der zur Jagd dienlichen Zeit waren beständig eine Menge Scharwerker oder Bauern auf den Beinen, welche die Hirsche und wilden Schweine in die Gehege trieben. Die großen Jagden wurden mit fürstlicher Pracht gehalten. Die hochwürdigen Herren, so sehr geistlich sie waren, waren dabei in grünen Kleidern mit Gold besetzt. Der Cardinal hielt besonders darauf, daß die Ufer der Donau (nach Wien zu) voller Wald bleiben mußten, denn es wurden zuweilen Wasserjagden gehalten. Da ward das Wild von einer Menge Scharwerker und Jäger in die Donau forcirt, der Cardinal fuhr mit den jagdliebenden Domherren auf Schiffen und sie schossen das Wild im Wasser.“

IV.

Während Frankreich bereits seine Jagd-Klassiker hatte, wie das Buch vom König Modus, das des Gaston Phoebus und das Poem des Gace de la Bigne, war man noch in England dabei, Damwild und Hirsche in geschlossene Einzäunungen zu treiben und sie mit Armbrustschüssen zu tödten. Nur in der Fuchsjagd excellirten die Engländer, die einzige Jagdart, aus der sie ein gründliches Studium gemacht haben, weil die ungeheure Anzahl dieser Thiere in ihren Wäldeen sie dazu veranlaßten. Der Bischof Guillaume de Bellay, bekannt als Beschützer Rabelais', schrieb zur Zeit seiner ersten Gesandtschaft am Hofe Heinrich's VIII. an Montmorency: „Gnädigster Herr, es will mich bedünken, daß ich kein ehrlicher Mann wäre, wenn ich Euch die gute Aufnahme verbergen wollte, die mir der König zu Theil werden läßt, und die Vertraulichkeit, mit der er mir begegnet. Den ganzen Tag verbringe ich allein mit ihm. Auf der Jagd stellt er oft uns, Mme. Anna Boleyn und mich, zusammen, jeder mit einer Armbrust versehen, um das Vorüberkommen des Dammwildes abzuwarten, wie das ihre Weise zu jagen ist. Zuweilen sind wir, sie und ich, ganz allein an irgend einem anderen Ort, um das Dammwild jagen zu sehen. Diese besagte Dame hat mir ein Jagdkleid, einen Jägerhut, eine Trompete und einen Windhund geschenkt. Was ich Euch melde, gnädigster Herr, geschieht nicht, um Euch zu überzeugen, daß ich ein so vortrefflicher Mann sei, weil mich die Damen so in Gunst nehmen, sondern damit Ihr wißt, wie die Freundschaft des Königs zunimmt, denn was die besagte Dame thut, geschieht nur auf Anordnung ihres königlichen Herrn.“

Nach einer Reihe von Jahren war die edle Waidmannskunst in England um keinen Schritt vorwärts gekommen. Von der Königin Elisabeth zu einer ihrer Jagden eingeladen, erzählt Mauvissières, der Gesandte Heinrich's III., den Verlauf folgendermaßen: „Zuerst sahen wir sechzig bis achtzig Hirsche innerhalb der Netze vor einem großen Gerüst, wo die Königin mit ihren Damen saß, auf- und niederwandeln, nachher sahen wir einige mit der Armbrust erlegen und die, welche nur verwundet waren, von den Hunden niedergebracht werden; verschiedene große Hirsche wurden zwei oder drei Meilen von Windhunden verfolgt, die besten des Königsreichs, von welchen bisweilen zwei oder drei einen großen Hirsch zu Boden warfen. Denn gleich wie es da gute Hirsche gab, so auch gute Windhunde. Der König Jacob I., der unermüdlichste Jäger seiner Zeit, schickte die Hälfte eines Hirsches an Rosny, der gekommen war, ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, und begleitete dieses Geschenk mit den für Heinrich IV. so schmeichelhaften Worten:

„Mein guter Bruder ist der König der Jäger, denn dies ist der erste Hirsch, den ich in England erjagt und erlegt habe und ich messe dieses Glück nur Eurer Gegenwart bei.“

Bei seiner ersten Audienz erwiderte ihm Rosny nachdem er gedankt, lächelnd: „Ich nehme das Compliment Eurer Majestät an, aber nur für den König, meinen Herrn. Er hält mich für einen solchen Un-

Digitized by Google

glücksvogel auf der Jagd, daß er mich jedesmal, wenn er auf die Jagd geht, nach Hause zu meinen Papieren schickt."

In der Unterhaltung fortfahrend, sagte Jacob: „Bittet Euren König für mich um gute Hunde und geschickte Jäger, denn meine sind es sehr wenig."

Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gedenkt trauernd du Fouilloux in seiner Vénerie der Jagden vergangener Zeit: Unsere Jäger sind nicht mehr wie die alten, die sich ein Vergnügen daraus machten, die Hunde jagen zu sehen; sie streben nur danach, ihre Ungeduld zu befriedigen, einen Hirsch niederwerfen und sterben zu sehen; kaum sind sie beim Austreiben, so wollen sie auch schon die Beute.

Was würde er erst heute sagen?

Die einheimischen Hunde beiseite lassend, beziehen die meisten Jäger ihren Bedarf aus England. Durch Beharrlichkeit und Kreuzungen hervorgebracht, lassen sich diese in ihrer Art bewundernswerthen Hunde nur in langen Zwischenpausen und beim Hallali hören. Da giebt es kein lautes Gebelle mehr, wie es so sehr das Herz Louis de Brezé's, des großen Seneschalls der Normandie, und seiner Genossen erfreute. Die englischen Hunde bezwingen nicht mehr das Wild, sondern sie ersticken es durch die Geschwindigkeit ihrer Verfolgung.

Danksagung.

Am 1. September 1895 hat die feierliche Einweihung der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche stattgefunden. Damit ist der herrliche Bau, ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit, mit welcher das deutsche Volk zu seinem unvergeßlichen Kaiser aufblickt, seiner hohen Bestimmung als Gotteshaus für die an der Grenze von Berlin und Charlottenburg entstehende neue evangelische Gemeinde übergeben worden.

Daß das mächtige Bauwerk, eine dauernde Zierde der Reichshauptstadt, in der kurzen Zeit von kaum vier Jahren vollendet werden konnte, ist neben der Hingebung der dabei beschäftigten Architekten, Künstler und Werkleute vor Allem der Opferwilligkeit zu danken, mit welcher unsere Mitbürger der Bitte um Beiträge zum Kirchenbau entsprochen haben. In einer Zeit, in welcher in Berlin allein noch für zwanzig andere Kirchen ein Theil der Baumittel durch freiwillige Beiträge zu beschaffen war, sind durch die Sammlungen für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, an welchen sich alle Schichten der Bevölkerung von Berlin und Charlottenburg, die benachbarten Gemeinden, sowie zahlreiche Deutsche des In- und Auslandes betheiligt haben, innerhalb dreier Jahre drei Millionen Mark theils in baarem Gelde theils an Stiftungen zum innern Ausbau der Kirche gespendet worden.

Wir erfüllen eine tiefempfundene Pflicht, indem wir allen Gebern unsern innigsten Dank aussprechen. Sie haben sich nicht nur um das Zustandekommen eines unserer hervorragendsten Kirchenbauwerke verdient gemacht, sondern auch zugleich ein Werk der Liebe und Versöhnung auf kirchlichem Gebiet gefördert und damit im Sinne der hohen und milden Denkungsart unseres lieben alten Kaisers gehandelt.

Freilich bleibt für die Vollendung des innern Ausbaues der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche und für ihre der architektonischen und nationalen Bedeutung entsprechende künstlerische Ausschmückung noch Vieles zu thun. Noch ist die dem besondern Andenken Kaiser Wilhelms gewidmete Gedächtnißhalle mit Bildwerken und Mosaikgemälden auszuschmücken. Die Kanzel, der Chor, der Orgelprospect harren der geplanten Ausstattung. Es fehlt das für die Kräftigung des kirchlichen Lebens der neuen Gemeinde erforderliche Pfarr- und Gemeindehaus.

Wir getrösten uns der freudigen Zuversicht, daß die für diese Zwecke noch erforderlichen Mittel uns durch die Freigebigkeit der weiten Kreise, die sich mit uns an der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche erfreuen, zugehen werden.

Berlin, Weihnachten 1895.

Für den Evangelischen Kirchenbauverein:

von Wedel

Minister des Königlichen Hauses.

Für das Berliner Comité zum Bau der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche:

Dr. Fischer

Wirklicher Geheimer Rath.

Literatur.

Meyers Conversations-Lexikon, Band X. Was man heute zu den unleugbaren Vorzügen eines Conversations-Lexikons auch rechnen mag, paßt vor Allem auf den Meyerschen, sowohl hinsichtlich der Vollständigkeit und Klarheit der Darstellung, als in der Durchführung des Bearbeitungsplanes, sowie des Reichthums und der Vortrefflichkeit seines Bilderschmuckes.

Eine objective Prüfung des neu erschienenen zehnten Bandes bestätigt dies in allen Einzelheiten. Uns interessiren in demselben besonders die hygienischen und medizinischen Themata, die zahlreich vertreten sind, die in den Beiträgen über Kind, Kinderernährung, Kinderheilstätten, Kleidung, Kost, Kriegssanitätswesen, Krankenhäuser (mit Plänen der bedeutendsten Krankenhäuser in Deutschland), Krankenpflege u. s. w., Fragen von einschneidendstem öffentlichen Interesse in vollster Wissenschaftlichkeit und doch gemeinverständlich erörtern.

Cart Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 8. Januar 1896. Nr. 2.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird am Freitag, den 24. dieses Monats, Vormittags 11 Uhr, ein Capitel des Johanniter-Ordens in Höchstseinem Palais hierselbst abhalten.

Ueber den Ursprung der deutschen Stadtverfassung.

Unter der großen Fülle von wissenschaftlichen Arbeiten die in jüngster Zeit über die Entstehung der mittelalterlichen deutschen Stadtverfassung erschienen sind, ragt die Schrift von Dr. Keutgen „Untersuchungen über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung“ in bemerkenswerther Weise hervor. Wir stehen nicht an, sie nach dem größeren Werke von Hegel „Städte und Gilden der germanischen Völker“ als eine der besten, vielleicht als die beste zu bezeichnen, die über diese vielumstrittene Frage handelt. Die Forschung über die Entstehung der deutschen Stadtverfassung ist erst vor etwa fünf Jahren durch die Schrift des bekannten Rechtshistorikers R. Sohm „Die Entstehung des deutschen Städtewesens“ (Leipzig 1890) in rechten Fluß gekommen. Sohm ist der Vertreter der nach ihm benannten Marktheorie; nach seiner Ansicht sind die mittelalterlichen deutschen Städte aus Märkten hervorgegangen. „Um den Ausgang des 9. Jahrhunderts“ schreibt er, „beginnt die Zeit der Städtegründungen. Das Neue besteht darin, daß Orte auftreten, welche von Rechtswegen ständige Märkte sind. Damit ist die rechtliche Unterscheidung zwischen Stadt und Land gegeben. Die Stadt ist ein ständiger Marktplatz, das Stadtgericht ist ein ständiges Marktgericht.“ Sohm führt dann weiter aus, daß die mittelalterliche Stadt, wie die Heeresversammlungen und Königsburgen unter dem Schutze eines besonderen Königsfriedens stand, dessen Verletzung mit einer Strafe von 60 Schillingen gebüßt werden mußte. Die Stadt war nach Sohm zugleich Marktplatz und Königsburg, der Königsbann von 60 Schillingen das Zeichen des Marktrechtes. Auch zu der wichtigsten Frage der mittelalterlichen Stadtverfassung, der Entstehung des Rathes, muß Sohm Stellung nehmen. Nach seiner Ansicht ist der Rath aus dem Marktgericht hervorgegangen. Da nun die Marktgerechtigkeit der Städte vom Kaiser verliehen wurde, so muß nach Sohm die Stadtverfassung als eine Schöpfung der Reichsgewalt angesehen werden.

Gegen Sohm's Ansicht trat hauptsächlich v. Below in einer Schrift auf: „Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung“ (1892). Er weist darin nach, daß die Märkte in der Entwickelungsgeschichte der Stadt keine große Rolle gespielt haben; er geht sogar so weit, die Existenz eines besonderen Marktgerichts überhaupt zu leugnen. Wir können ihm freilich bis zu diesem Punkte nicht beistimmen, denn man kann wirklich Marktgerichte nachweisen, aber sie hatten für die Verfassung einer Stadt kaum eine größere Bedeutung als in den heutigen Städten die Handels- und Gewerbegerichte. Auch Keutgen erklärt sich gegen die Marktheorie Sohm's. „Es soll keineswegs geleugnet werden, führt er aus, „daß die Märkte unter dem Schutz des Königsbannes gehalten wurden und sich eines entsprechenden Friedens erfreuten. Nur das ist zu leugnen, daß die entsprechenden Erscheinungen in den Städten hiervon abzuleiten sind. Einmal läßt sich der Stadtfriede, die Stadtfreiheit und das Stadtgebiet auf andere Weise erklären, und die Quellen weisen ihnen einen andern Ursprung an. War der Friede der Stadt selbst ursprünglich ein Marktfriede, wozu dann noch ein besonderer Friede für den Jahrmarkt in der Stadt? Wozu überhaupt der Jahrmarkt, wenn die Stadt selbst ihrem Ursprunge nach wesentlich ein Markt war? Es läßt sich ferner nicht einsehen, wie der Kaufmannsfriede von den Kaufleuten aus auf die übrigen Einwohner ausgegangen und den Ort umfaßt haben soll.

Es ist auffällig, daß Sohm, ein hervorragender Kenner der Weltgeschichte, ganz übersehen hat, wie seinem System die eigentliche Grundlage fehlt. Man fragt sich ganz naturgemäß: Was war denn die Stadt vorher, ehe sie die städtischen Einrichtungen

erhielt? Sohm und seine Anhänger lassen diese wichtige Frage ganz außer Acht, v. Below, Sohm's Hauptgegner, dem sich auch Keutgen in allen wesentlichen Punkten anschließt, hat darauf hingewiesen, daß eine Stadt in erster Linie nicht Marktplatz, nicht Burg, sondern der Sitz einer Gemeinde war. Mit wenigen Ausnahmen war eine mittelalterliche Ortschaft, bevor sie sich in eine Stadt umwandelte, ein Dorf, eine Landgemeinde. Diese hatte aber seit ältester Zeit bestimmte Rechte. Sie war autonom, d. h. sie verwaltete ihre Angelegenheiten selbst, wählte selbst ihre Beamten und Behörden und gab sich für viele Angelegenheiten eigene Gesetze. Wer das Wesen einer Stadt verstehen will, muß zuerst die Eigenthümlichkeiten der Gemeinde untersuchen.

Das Hauptverdienst der neueren Erforscher der deutschen Stadtgeschichte besteht nun darin, die eigenthümlichen Formen und Umbildungen der Stadtgemeinde im Einzelnen untersucht zu haben. Durch eine Reihe älterer Forscher, unter denen besonders K. v. Maurer zu erwähnen ist, war die Verfassung der Landgemeinden hinreichend bekannt. Durch eine Vergleichung zwischen Stadt und Landgemeinde stellte es sich nun heraus, daß beide in allen wesentlichen Punkten übereinstimmten. Im Mittelalter ist demnach nichts anderes geschehen, als was wir noch heutigen Tages alle Jahre vor sich gehen sehen, nämlich die Umwandlung von Dörfern und Flecken in Städte.

Wir sehen dies z. B. an der Entstehung der Stadt Bremen, die zur Zeit der Stiftung des Bisthums noch ein Dorf, und dessen Verfassung demnach eine Dorfmarken-Verfassung war. Karl der Große schenkte der daselbst errichteten Domkirche (cathedra episcopalis) Grundbesitz, einmal 70 Bauernhöfe mit den dazu gehörigen Colonen (septuaginta mansos cum suis colonis offerentes) sodann noch 100 Mansen und dann noch einmal 200 Mansen mit allen was in der getheilten und ungetheilten Mark zu diesen Mansen gehörte. Die hörigen Colonen, denen diese Mansen zur Kultur hingegeben worden waren, wohnten um die Domkirche herum und bildeten mit den Ministerialen und freien Leuten, welche sich in früheren und späteren Zeiten daselbst angesiedelt hatten, ein nicht unbedeutendes Dorf. Als dasselbe durch Handel und Gewerbe reich geworden war, wurde es seit dem Jahre 1000, um es gegen die räuberischen Einfälle der Normannen zu sichern, mit Mauern umgeben und dadurch erst zu einer eigentlichen Stadt.

Die Verfassung einer alten deutschen Landgemeinde war keineswegs einfach, wie man aus den primitiven Culturverhältnissen jener Zeit schließen könnte. Wohl immer besaß die Gemeinde eine Allmende oder eine Mark, die oft mit andern Ortschaften gemeinsam benutzt wurde. Es mußte ferner gesetzlich geregelt werden, wer als Mitglied der Gemeinde anzusehen sei, wie es mit den zuziehenden Freien und Leibeigenen gehalten werden sollte, unter welchen Umständen diese die Mitgliedschaft erwerben konnten. Dazu kam die Wege- und Baupolizei, die Sorge für Maß und Gewicht, die Aufsicht über den Verkehr mit Lebensmitteln u. a. Die Gemeinde hatte in der Regel nur eine Behörde, den Gemeinderath, welcher verschiedene Namen führte, wie Burmal, Burding u. a; der Vorsitzende war der Schultheiß oder villicus. Die Thätigkeit dieser Behörde war aber doppelt, sie umfaßte Verwaltung und Gerichtsbarkeit. Der Gerichtsbann konnte aber nicht einem Collegium, sondern nur einer Person übertragen werden; daher war der Schultheiß der Richter, die Mitglieder des Gemeinderaths die Beisitzer oder Schöffen. Die Gerichtsbarkeit desselben erstreckte sich auf das Polizeigebiet und auf die große Menge der sogenannten niederen Rechtsfälle. Das Gericht in Criminalsachen, zu denen Todtschlag, Verwundung, Raub, Vergewaltigung gehörten, unterstand dem Spruche des öffentlichen, vom Könige bestellten Richters, des Grafen, der dreimal im Jahre allgemeine Gerichtsversammlung (großes Ding) und auf Ansuchen außerordentliche Gerichtsversammlungen (gebotenes Ding) abhielt. Jeder Ort hatte demnach ein Gemeindegericht (Burding) und ein allgemeines Gericht (Grafending).

Wurde ein Ort zur Stadt erhoben, so blieb die Gemeindeverfassung im Ganzen erhalten, nur einzelne Veränderungen traten ein, welche die neuen Verhältnisse mit sich brachten. Der Ort wurde mit Befestigungswerken, in der Regel einer Mauer, umgeben. Die Einwohner waren fortan verpflichtet, an den Festungswerken mitzuarbeiten und sie zu vertheidigen oder die zu diesem Zweck nöthig gewordenen Ausgaben durch Steuern aufzubringen. Sie standen in allen Angelegenheiten der Vertheidigung unter dem Befehl eines Stadtcommandanten, des Burggrafen, der oft auch in der Stadt das Grafenamt, d. h. die höhere Gerichtsbarkeit besaß. Durch die Anlage von Befestigungswerken wurde die Stadt zu einer Reichsfestung oder Königsburg und stand unter dem Schutze des Königsfriedens von 60 Schillingen, die jeder zu erlegen hatte, welcher den Burg- oder Stadtfrieden brach. Da die Bürger fortan unter ganz anderen Rechtsverhältnissen lebten, als die benachbarten Landgemeinden, so konnten sie mit denselben nicht mehr an demselben Grafending theilnehmen; die Stadt mußte daher aus dem Landgerichtsbezirke ausgeschieden werden und bildete für sich einen besonderen Gerichtsbezirk. Die Stadt erhielt meistens auch Märkte, regelmäßige Wochenmärkte und einzelne größere Jahrmärkte, von denen bestimmte Abgaben bezahlt werden mußten. Die Einziehung derselben stand dem Grafen, als dem Vertreter des Königs, zu. Als nun die Könige von Otto I. an begannen, die Kirche in auffälliger Weise zu begünstigen, entzogen sie in den Städten, in denen sich Bisthümer und Abteien befanden, den Grafen die Amtsgewalt, d. h. die hohe Gerichtsbarkeit und die Einziehung der fiscalischen

Digitized by Google

Einkünfte und übertrugen sie den geistlichen Herren. Dies ist der Inhalt der sogenannten Ottonischen Privilegien. Wenn darin einem Bischof ein Markt verliehen wurde, so heißt das nicht, daß damit der Markt begründet wurde, sondern daß die fiscalischen Abgaben von dem Markt dem Bischof übertragen wurden. Eine solche Urkunde empfing auch der Erzbischof Adaldag von Bremen im Jahre 966 von Otto I. Da nun die Bischöfe und Aebte selbst das öffentliche Gericht nicht halten konnten, weil sie in die Lage kommen konnten, Urtheile auf Tod und Verstümmelung auszusprechen, so ernannten sie für das öffentliche Gericht einen Stellvertreter, einen Vogt, in der Regel einen Mann gräflichen Standes, dem sie aber das wichtige Amt nur unter gewissen Bedingungen widerruflich übertrugen, so daß sie es ihm bei einem Mißbrauche desselben wieder entziehen konnten. Von den Gerichtsbußen, die früher der Graf allein bezogen hatte, empfing jetzt der Bischof oder Abt einen bestimmten Theil. Die Stadt hatte aber auch noch andere Einwohner als die freien Bürger, neben den Einwandernden die Leibeigenen oder Hörigen der Kirche und des Adels. Diese unterstanden auch dem öffentlichen Gerichte des Grafen oder des Vogtes, waren aber in Sachen der niederen Gerichtsbarkeit nicht dem Stadtschultheißen, sondern ihrem Herrn unterworfen, der für seine Untergebenen oft einen zweiten Schultheißen einsetzte. So gab es in manchen Städten zwei Schultheißen, einen für die Freien, den andern für die Hörigen. Man kann solche Städte mit Mauern gemischte Städte nennen, wie z. B. Bremen. An diesem sowohl für die Viehzucht als für den Fischfang gut gelegenen Orte, hatten sich nämlich längst vor der Gründung des Bisthums schon freie Leute angesiedelt. Zu ihnen kamen, wie wir gesehen, später noch hörige Colonen und Mundleute (jamundlingi), sodann auch noch andere freie Leute (liberi) insbesondere auch freie Kaufleute. Der König selbst hatte daselbst ebenfalls Grundbesitz (proprietas), welchen er durch Colonen bebauen ließ, den er aber im Jahre 937, bestehend in Feldern, Wiesen und Marknutzungen an das Bisthum Hamburg abgetreten hat. Alle diese freien und hörigen Leute haben nun mit einander zwar keine freie Gemeinde neben einer unfreien gebildet, wohl aber eine aus Freien und Hörigen gemischte Markgemeinde.

Man hätte denken sollen, daß bei solchen genau abgegrenzten Verhältnissen Streitigkeiten gar nicht hätten vorkommen können. Gleichwohl sind gerade die Städte die Schauplätze heftiger Kämpfe gewesen, bei denen es sich um Herrschaft und Einkünfte handelte. Nicht alle Städte waren von Anfang an frei, sondern neben den freien Königsstädten (sub regia) und landesherrlichen Städten gab es sogenannte grundherrliche, wo der Grund und Boden, auf den sie gebaut waren, sowie die Allmende in der Umgegend einem oder mehreren adligen Herren oder der Kirche gehörten*). Die Einwohner waren dann Zinsleute und lebten unter den gleichen Verhältnissen wie die Hörigen; außer den regelmäßigen Zinsen hatten sie auch noch andere Abgaben, wie den Todtfall, das Besthaupt u. a. zu entrichten. Der Schultheiß wurde in diesem Falle nicht von der Gemeinde gewählt, sondern von den Grundherren ernannt und an diesen wurden auch ein Theil der Gerichtsbußen gezahlt. Noch eine Menge anderer eigenthümlicher Verhältnisse kamen vor. In der Stadt wohnte oft ein Großgrundbesitzer, ein Bischof, Abt oder Edelmann, der Grundstücke zu Hausplätzen gegen einen Zins hergab**). So wohnten in der Stadt Lüneburg neben einander die Hörigen des Herzogs (homines qui proprii nostri), die Hörigen des St. Michaelsstiftes (homnies sancti Mychaelis in civitate manentes), die freien Bürger (burgenses) und die Dienstleute des Herzogs (ministerialis nostri in civitate manentes). Gegen Ende des 11. Jahrhunderts, nachdem die Macht des Königthums durch den Kampf mit dem Papstthum erschüttert war, begannen die Fürsten und Herren damit, sich überall im Reiche Territorial-Herrschaften zu begründen, indem sie die bisherigen freien Landsassen zu Hörigen herabzudrücken und zur Zahlung der diesen obliegenden Abgaben zu nöthigen versuchten. Auch in den Städten machten sie solche Versuche. Die Stellung und Einkünfte eines obersten Gerichtsherrn, eines Vogtes oder Burggrafen genügte ihnen nicht mehr, sie versuchten die Bürger zu Hörigen, zu Unterthanen zu machen und ihnen neue Abgaben aufzuerlegen. Dagegen wehrte sich die Stadtgemeinde unter Führung des Gemeinderathes und des Stadtschultheißen. Während die Großen auf dem Lande fast überall den Sieg davon trugen, unterlagen sie in den Städten. Die Bürger gingen ihrerseits zum Angriff vor und verdrängten allmählig den Inhaber der obersten Gerichtshoheit aus seinem Amt, an dessen Stelle trat später der Rath und an diesen ging die Gerichtshoheit über. Dieser Umstand hat zu der Behauptung geführt, daß der Stadtrath aus dem Schöffenthum hervorgegangen sei. Die Schöffenverfassung, welche Karl der Große bloß für die öffentlichen Gerichte eingeführt, hatte durchaus nichts mit der inneren Verwaltung der Stadt zu thun, auch ist das Schöffenthum in vielen Ländern und Städten

* Bei allen aus ehemals römischen Städten hervorgegangenen Bischofsstädten ist ihre ursprüngliche Freiheit als Regel anzunehmen. Anders verhält es sich dagegen in Anlehung jener Bischofsstädte, die an andern Orten im Innern Deutschlands oder in den Nord- und Ostmarken angelegt worden sind: sie waren öfters gemischte oder grundherrliche Städte.

**) So gab es in Hamburg den Schauenburger Hof, welcher nach Aussterben der Grafen v. Holstein Schauenburg nebst dem Pinneberger Gebiet an Dänemark gekommen war, während das dortige Domcapitel mit seinem Grundbesitz innerhalb der Stadt (die Domkirche, die Domcurien und andere Häuser) unter der Oberhoheit des Erzstifts Bremen später Hannovers stand.

Digitized by Google

nie eingeführt worden, wie z. B. in Bremen, Straßburg, München, Wien und in den Kantonen der Schweiz.

Nicht aus den Marktgerichten, wie Sohm meint, ist der Rath in den Städten hervorgegangen, wonach er eine Schöpfung der Reichsgewalt gewesen wäre, sondern offenbar aus den alten Bauermeistern oder Bauerrichtern. Denn die Rathmannen hatten dieselbe Kompetenz wie jene, und ihre Sitzungen sowie die Bürgerversammlungen selbst heißen lange Zeit Burdinge oder Bauerdinge und die von ihnen ausgehenden Verordnungen Koren oder Küren oder auch Buersprachen. So besorglen in Lübeck einer alten Tradition zu Folge der Dorf- oder Stadtmarkvorstand, bestehend aus vier Personen, zwei Bürgermeistern und zwei Beisitzern (2 Borgermeistern und 2 Bisittern) die Angelegenheiten der Stadtmark. Heinrich der Löwe vermehrte ihre Anzahl und ordnete die Rathswahl. Die Rathsleute sollten von freien Eltern geboren und niemander eigen sein und in keinen fremden Diensten stehen (van evrier bort vude nemans egbenvnde ok nin ammet hebbe van heren") auch sollten sie binnen der Stadt freies Eigen besitzen (de hebbe torfacht egen binnen der murey). Nur die freien Grundeigenthümer waren demnach Vollbürger*). Die freien Kaufleute waren nur in sofern rathsfähig, als sie freie Grundeigenthümer und somit Vollbürger waren. Da nun viele freie Grundeigenthümer Handel trieben, so hat Deecke daraus irriger Weise den Schluß gezogen, daß der Rath in Lübeck aus einer Kaufmannsgilde hervorgegangen und blos aus Kaufleulen bestanden habe. Zwar haben sich während des Kampfes um die Fortbildung der alten Verfassung in einigen Städten die Altbürgerschaften zunftartig abgeschlossen, woher z. B. in Köln der Name Richerzegheit zu erklären ist, indem darunter eine Genossenschaft von in Grund und Boden angesessenen Leuten (von boni homines), niemals aber eine Schutzgilde oder eine Genossenschaft reicher Leute verstanden worden ist. Erst seit dem Siege der Zünfte hörten die Stadtgemeinden auf Markgemeinden zu sein, und die Altbürgerschaften wurden nun selbst mehr Gilden oder Zünfte. Dies sagten die Hausgenossen in Speier selbst, als sie im Jahre 1349 auf ihre Vorrechte verzichteten; wir verbinden und veraynen uns zu ehrbaren Leuten, den viertzehn Gezünfften gemeiniglichen zu Speyer, also daß wir auch eine Zunft furbaß seynd und seyn sollen, und unser Zunft geheißen soll der Haußgenossen Zunfft." Vorher bildete demnach die aus den Hausgenossen bestehende Allbürgerschaft noch keine Zunft. In Köln wurde die aus der Altbürgerschaft bestehende Richerzeche sogar ganz abgeschafft und die in der Stadl zurückgebliebenen Geschlechter in mehrere Zünfte gelheilt. Und so war es auch in allen übrigen Städten. Die allen Geschlechter, aus welchen die Altbürgerschaften bestanden, haben sich entweder unter der übrigen Bürgerschaft gänzlich verloren oder sie wurden als Geschlechterzünfte den übrigen Zünften gleichgestellt.

Die Ergebnisse dieses oben dargestellten Entwickelungsprocesses sind allerdings nur zum kleineren Theil der erwähnten Schrift Keutgen's entlehnt, sondern vielfach durch eigene Forschungen ergänzt und weiter geführt worden, aber ihm gebührt das Verdienst, sie zuerst übersichtlich und lichtvoll dargestellt, die richtigen Consequenzen gezogen und den Grundriß zu weiteren Forschungen gegeben zu haben.

Wenn man den jetzt überwundenen Standpunkt Sohm's mit der neueren Richtung v. Below's und seiner Anhänger vergleicht, so stellt sich der Unterschied in den Grundzügen etwa als das folgende dar: Nach Sohm sind die Städte künstliche Schöpfungen der Reichsgewalt, um den gesteigerten Einfluß der Fürsten ein Gegengewicht zu bieten, nach der neueren Richtung dagegen selbständige localpolitische Bildungen, aus dem eigentlichen Kern eines Staates, den Gemeinden, erwachsen. Die Städte schließen sich den Königen an und werden von diesen begünstigt, weil beide denselben Feind zu bekämpfen haben, den Territorialherrn oder Fürsten; im Kampfe mit diesem gewinnt die Stadtgemeinde ihre Stärke und feste Organisation. L.

*) In den grundherrlichen und gemischten Städten waren auch die hörigen Grundbesitzer wahlfähig. Erst seit der Abschaffung der Hörigkeit in den Städten war auch die persönliche Freiheit zur Wahlfähigkeit nothwendig. Grundbesitz war aber allenthalben und zu allen Zeiten nothwendig, und zwar ein solcher Grundbesitz, mit welchem auch ein Antheil an der ungetheilten Mark verbunden war, denn die Markgemeinschaft war eigentlich das genossenschaftliche Band, das alle Vollbürger umschlang.

Die Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische in Stetten im Remsthale

hat ihren siebenunddreißigsten Jahresbericht, umfassend die Zeit vom 21. September 1894 bis dahin 1895, veröffentlicht. Wir entnehmen aus demselben Folgendes:

„Mit Kummer und Sorge angefangen, mit Dank und Freude beschlossen", so beginnt der Bericht, und auf Anfang und Schluß des Anstaltsjahrs wird das Psalmwort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten" zu Grunde gelegt. — Denn beim Beginn unseres Jahres wurden wir durch ernste zahlreiche Krankheitsfälle heimgesucht, doch Gottes gnädige Durchhilfe durften wir vielfach verspüren, und zum Schluß ward uns ein Freuden- und Ehrentag beschert durch den Besuch Ihrer Majestät der Königin am 21. September d. J.

Einen so freudenreichen Abschluß unseres Anstaltsjahres hätten wir am Anfange desselben nicht von Ferne geahnt. Wie sogar anders sah es um jene Zeit bei uns aus! Lag doch damals auf aller Herzen noch die Sorgenlast wegen der im letzten Berichte erwähnten Krankheit. Zu den früheren Erkrankungen

Digitized by Google

an Nervenfieber kamen neun neue hinzu, und sehr schmerzlich war uns, daß auch vier Wärterinnen im aufopfernden Dienst an ihren Kranken trotz aller angewandten Vorsicht von der tückischen Krankheit angesteckt wurden. Doch kam es, Gott sei Dank, zu keinem weiteren Todesfall.

Gerne bezeugen wir, daß unsere Angestellten ihren oft anstrengenden, ermüdenden Dienst mit viel Hingebung und Pflichttreue versehen haben. Aber auch Einzelne, die bei uns nur einen Posten suchen, aber den Geist des Hauses nicht theilen wollten, mußten wir sofort entlassen, denn nur ein gottesfürchtiger, christlich gewissenhafter Sinn macht tüchtig und freudig zum Dienst an unseren Kranken.

Der Wunsch vieler Pfarrämter und Armenbehörden wird der sein, daß die von ihnen angemeldeten Kranken früher als bisher Aufnahme finden möchten, der leidige Platzmangel steht hier aber im Wege.

Die Zahl der jährlichen Anmeldungen betrug in den 11 Jahren von 1882/83 bis 1892/93 zwischen 99 und 145, durchschnittlich 126, dagegen 1893/94 um 60 mehr, nämlich 186 und nun 1894/95 146. Aus diesem gesteigerten Andrange begreift sich, daß es uns empfindlich an Raum fehlt, theils für die ganz blöden, theils nunmehr auch für bildungsfähige schwachsinnige Schulkinder. In unserer Zweiganstalt Rommelshausen stieg zwar die Zahl der Plätze für Blöde von 92 auf 99, es mußten aber die freiwerdenden Plätze meist mit solchen besetzt werden, welche in den hiesigen Häusern allmählich verblödet waren, von auswärts konnten nur 4 neue Pfleglinge aufgenommen werden.

So ist für die allermeist ganz Blöden, welche hier angemeldet werden, die Aufnahme ziemlich aussichtslos.

Die Zahl der bildungsfähigen Kinder betrug in diesem Sommer 46, nämlich 22 schwachsinnige Knaben und 24 Mädchen im Alter von 7 bis 16 Jahren.

Im Laufe des Jahres sind 57 Plätze durch 12 Todesfälle und 45 durch Austritt frei geworden. Nach Jahrzehnten des Leidens, nach 10, 12 und 16jährigem Anstaltsaufenthalt war der Tod für mehrere unserer Pfleglinge in besonderem Maße eine Erlösung und auch den Angehörigen eine Opfer- und Sorgenlast abgenommen.

Im Ganzen müssen von den Ausgetretenen 8 Schwachsinnige und 11 Epileptische als ungebessert bezeichnet werden. Von den übrigen 26 waren gebessert, 6 Schwachsinnige und 8 Epileptische, sehr gebessert 6 Schwachsinnige und 2 Epileptische, genesen 4 Epileptische.

Aus der Anstalt kehrten diese ins Elternhaus zurück, fanden ihren Beruf einer als fleißiger Korbmacher, ein anderer als Gärtner oder Schreiner, Handelsschüler oder Verkäufer im Schuhladen, oder als Dienstbote.

In die Anstalt sind 71 eingetreten, 33 Schwachsinnige und 38 Epileptische, 14 mehr als die Zahl der Ausgetretenen betrug, daher die Gesammtzahl der Pflegebefohlenen von 400 auf 414 gestiegen ist.

Die 2000ste Aufnahme fand statt am 25. Februar d. J. Bis im October 1877 das erste Tausend voll wurde, waren 28 Jahre vergangen, bis zum zweiten Tausend bedurfte es nur 18 Jahre. — Die meisten der eingetretenen Pflegebefohlenen stammen aus Württemberg.

Die Schülerzahl betrug in den 2 Abtheilungen der Vorschule 22, (17 Knaben, 5 Mädchen) in den 6 Klassen 106 (66 Knaben, 40 Mädchen) zusammen 123, von welchen 79 schwachsinnig, 46 epileptisch und 3 vollsinnig waren.

Zu den 6 eigentlichen Lehrkräften, 2 ständigen und 2 unständigen Lehrern, sowie 2 Lehrerinnen kommen 2 freiwillige Lehrkräfte, dazu 4 meist schon länger bewährte Wärter hinzu.

Besondere Noth machen uns die sprachlosen Kinder; in der untersten Abtheilung befinden sich deren nun 6, dazu 3 die mangelhaft sprechen. Wir hoffen, daß eine Frucht der lehrreichen Heidelberger Conferenz auch die Förderung des ersten Sprachunterrichts unserer Kleinsten sein werde.

Vielgestaltig ist auch das Gebiet der Beschäftigungen und Handarbeiten in Haus, Werkstätte, Garten und Feld. Abgesehen von der gewöhnlichen Hausarbeit und von dem viele Hände beanspruchenden Holzmachen beschäftigt unsere Landwirthschaft 20 Leute, Gärtnerei 21, Bäckerei 1, Buchbinderei 9, Bürstenbinderei 4, Dreherei 2, Korbmacherei 22, Schreinerei 6, Schuhmacherei 2, Schneiderei 5, Strohflechterei 6, zusammen 98 Zöglinge.

Namhafte Zuwendungen sind unserer Anstalt geworden.

Der Güte zweier ungenannter Damen verdanken wir die aus Anlaß eines Todesfalls gemachte Stiftung von 5000 Mk.; ebenso bereitete uns am 1. Juli v. J. eine freudige Ueberraschung die hochherzige Stiftung eines Capitals von 8000 Mk. durch Freiherrn M. von Mettingh in München mit der Bestimmung, daß $^9/_{10}$ des jährlichen Zinses zur Herabsetzung des Kostgeldes für bedürftige, in die Anstalt aufgenommene Kranke verwendet werden sollen.

Verpflegt wurden vom 21. September 1894 bis 20. September 1895 im Ganzen 471 Kranke und zwar:

135 männliche, 110 weibliche = 245 Epileptische,
150 „ 76 „ = 226 Schwachsinnige.

Der Krankenstand im Beginn des Jahres ist 243 m., 157 w. = 400 und am Schlusse 251 m., 163 w. = 414.

Der Abgang im Laufe des Jahres ist: 34 m., 23 w. = 57 und der Zuwachs: 42 m., 29 w. = 71.

Der höchste Krankenbestand wurde am 29. Juli 1895 mit 418, der niedrigste am 30. September 1894 mit 396 Kranken erreicht.

Digitized by Google

Das Anstaltspersonal besteht aus 134 Personen.

Der finanzielle Stand der Anstalt nach der Rechnung vom 1. April 1894/95 schließt, da die Einnahmen 205 301 Mk. 50 Pf. und die Ausgaben 205 403 Mk. 27 Pf. betragen, mit einer Mehrausgabe von 101 Mk. 71 Pf. ab.

Das fünfzigjährige Jubiläum des deutschen Hospitals in London.

Diese segensreiche Anstalt wurde am 15. October 1845 von dem damaligen Prinzen (jetzigen Herzog) Georg von Cambridge eröffnet. Zu ihrer Gründung trug Friedrich Wilhelm IV. durch seinen damaligen Gesandten in London, Ritter von Bunsen, viel bei, nebst einigen deutschen Kaufleuten, Aerzten und Pastoren daselbst.

Pastor Dr. theol. Adolf Waldbaum war 46 Jahre lang der getreue, unermüdlich für die Anstalt wirkende Ehrensecretär und Caplan derselben bis zu seinem Heimgang im Jahre 1891. Nachdem schon im April d. J. ein Jubelfestessen für die Anstalt unter dem Vorsitz des ebengenannten Herzogs von Cambridge gehalten worden war, wobei die hohe Summe von über 5000 Pfund St. (100 000 Mk.) für dieselbe gesammelt wurde (worunter auch viele Gaben aus Deutschland waren), wurde am Sonntag, den 13. October, auch ein kirchliches Jubelfest von der evangelischen Hausgemeinde des Hospitals unter Betheiligung vieler Freunde gefeiert. Am Vormittag predigte Pastor D. von Bodelschwingh aus Bielefeld, der gerade anwesend war zum Besuche seiner dort pflegenden Schwestern. Im Jahre 1846 hatte Fliedner die ersten evangelischen Diakonissen in dieses Haus über den Kanal gebracht; später haben die Darmstädter Schwestern dort gearbeitet bis 1894. Pastor von Bodelschwingh legte seiner Predigt Psalm 34, 2—7 zu Grunde und sprach von der fröhlichen, beständigen Dankbarkeit. Nachmittags um 5 Uhr fand ein gemeinsamer Dankgottesdienst in der Hospitalkirche statt, an dem sich auch die andern deutschen evangelischen Pastoren und Gemeinden Londons betheiligten. Hofprediger Dr. Schöll, Senior, begann mit Gebet, Pastor Wysard aus Camberwell las Matth. 5, 1—16, Kirchenrath Pastor Frisius, Caplan des Hospitals, hielt die Festpredigt über Zacharia Lobgesang (Luc. 1, 68—80), worin er anknüpfend an die Entstehung des Hospitals aus kleinen Anfängen und das allmähliche Wachsthum desselben die Barmherzigkeit Gottes hervorhob als unsern Ruhm beim Rückblick auf die Vergangenheit und als unsre Hoffnung für die Zukunft. Er wandte sich in seiner Predigt besonders an die hochbetagte Vorsteherin Christiane Bürger, eine alte Kaiserswerther Schwester, die jetzt bald 50 Jahre alle ihre Kraft diesem Hospital gewidmet hat (sie trat in dasselbe ein am 18. April 1846), und die jetzt auf einem ruhigeren Posten als Vorsteherin des mit dem Hospital in Verbindung stehenden Reconvalescentenheims zusammen mit einer anderen alten Schwester immer noch der Anstalt dient. Nach der Festpredigt hielt Pastor D. von Bodelschwingh noch einmal eine Ansprache über Psalm 122, 6—9, worin er seinen Dank, seine Glücks- und Segenswünsche für die Anstalt aussprach, insbesondere wünschte er derselben den rechten Frieden unter allen Mitarbeitenden, ohne den ein solches Werk nicht gedeihen könne. Pastor Kübler aus Islington sprach Schlußgebet und Segen. Die Schwestern trugen einige schöne Gesänge vor: „Hebe deine Augen auf" von Mendelssohn und „der Herr ist mein Hirte" von Klein. Die Kirche war schön geschmückt, sehr voll, und die erhebende Feier hinterließ gewiß bei allen einen Segen.

(Kaiserswerther Armen- und Krankenfreund.)

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXI. Jahrgang. Nr. 51. 21. December 1895.

Inhalt: Der letzte Askanier in Wittenberg. Historische Erzählung von M. von Buch. (Fortsetzung). — Eine allgemeine Kunstgeschichte für das deutsche Volk (Mit Abbildung). — Die 94. Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Konstanz. (Schluß). — Die Hexen-Verfolgung in Bernau in den Jahren 1615—1622. Mitgetheilt aus der Chronik der Stadt Bernau von August Wernicke. — Kleine Mittheilungen: Das Portrait der Königin Luise. — Die Uebersiedelung der ältesten Prinzen. — Von der Ausschmückung der Sieges-Allee durch Bildwerke. — Eine interessante Briefmarke. — Halb Sieben. — Tilly und die Borsdorfer Aepfel. — Vereinsnachrichten 2c.

Deutscher Frauen-Verband. Zeitung der Vaterländischen Frauen- und Hilfs-Vereine. 21. Jahrgang. Nr. 12. 1895. Carl Heymanns Verlag in Berlin.

Inhalt: Nachrichten aus dem Vereinsleben. — Die Errichtung von Volksheilstätten. — Der Vaterländische Frauen-Verein im Jahre 1894. — Der badische Frauen-Verein im Jahre 1894. (Schluß). — Literarisches. — Kleine Mittheilungen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 15. Januar 1896. Nr. 3.

1. Wilhelm von Buggenhagen-Clotzow, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, auf Clotzow in Pommern, Rechtsritter seit 1886, † zu Merseburg 1. Januar 1896.
2. Adolf von Glümee, General der Infanterie z. D., Rechtsritter seit 1867, † zu Freibueg im Breisgau 3. Januar 1896.
3. Wilhelm Freiheer von Fircks, Generalmajor z. D., Rechtsritter seit 1890, † zu Chaelottenburg 4. Januar 1896.
4. Friedrich Wilhelm von Kalckreuth, Geheimer Regierungs-Rath und Stiftshauptmann a. D., auf Hohenwalde bei Vietz a. d. Ostbahn, Rechtsritter seit 1867, † zu Hohenwalde 5. Januar 1896.
5. Friedrich von Fransecky, Hauptmann a. D., Ehrenritter seit 1878, † zu Weißer Hirsch bei Dresden 29. December 1895.
6. Friedrich Ludwig Geaf von Pfeil-Burghaus und Klein-Ellguth, Fideicommißbesitzer und erbliches Mitglied des Herrenhauses, auf Laasan, Ehrenritter seit 1867, † zu Hirschberg 1. Januar 1896.
7. Adolf von Graevenitz, Königlich Württembergischer Oberstlieutenant a. D., Ehrenritter seit 1892, † zu Stuttgart 2. Januar 1896.
8. Hilmar Graf von der Recke-Volmerstein, Rittmeister a. D., Ehrenrittee seit 1882, † zu Oberwitz bei Gogolin in Oberschlesien 5. Januae 1896.

Psychologische Beobachtungen eines Zuchthausgeistlichen.

Von Pfarrer Dr. Seyfarth-Herbsleben i. Thür., Geistlicher am Männerzuchthaus zu Gräfentonna.

VI.

Ein Wort, das die Leute oft gebrauchen, ohne sich über seine ganze Tragweite klar zu sein, ist das Wort „unveebesserlich". Wie oft hört man über einen Menschen, der trotz wiederholter Besteasung immer wieder sündigt und fehlt, das Urtheil fällen „er ist unoeebesseelich". Und doch ist gerade dies Urtheil das härteste, was ausgesprochen werden kann, und will so gar nicht passen zu dem Geiste der hoffenden Liebe, von der es heißt „sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles, die Liebe höet nimmer auf" (I. Cor. 13, 7).

Giebt es überhaupt unoerbesseeliche Menschen? Diese Frage ist wohl so alt, wie die Herrschaft der Sünde in der Welt. Schon Plato und Aristoteles haben sich mit ihrer Lösung beschäftigt, und sie ist eives von den vielen psychologischen Problemen, die sich jedem, dee mit Verbrechern zu thun hat, immer wieder aufdrängen. Man hat vom philosophischen Standpunkte aus diese Frage ebenso oft bejaht als verneint, und für ihee Verneinung gerade von christlicher Seite betont, daß der Funke des Göttlichen in der Menschenseele doch niemals ganz verlöschen könne, und daß kein Mensch es ganz verleugnen könne, daß er einst zum Ebenbilde des Höchsten geschaffen worden.

Ganz gewiß ist das auch richtig, und es ist auch meine Ueberzeugung, daß es absolut und in jeder Hinsicht schlechte Menschen, in denen nur das Böse Herrschaft hat, nicht giebt. Ich glaube in Jedem, auch dem Gesunkensten ist immer noch etwas Gutes, wenn es auch manchmal schwer zu finden und oon den wuchernden Ranken des Bösen beinahe erstickt ist. Ich habe oftmals im Veekehr mit den Verbrechern, auch mit den allerniedrigsteu, von denen man gar nichts erwartete, doch plötzlich wieder einen solchen Funken des Guten aufleuchten sehen, und fast immer eine Stelle in ihrem Herzen entdeckt, die noch nicht ganz oerhärtet war. Deshalb gebe ich auch von oornherein keinen ganz auf, und verliere den Glauben und die Hoffnung auch bei denen noch nicht, die auf dee tiefsten Stufe der Sittlichkeit und des menschlichen Fühlens stehen.

Etwas ganz anderes aber ist es mit der Frage, ob es criminell Unverbesserliche giebt, d. h. solche,

Digitized by Google

die eine scheinbar unbesiegbare Neigung haben, strafbares Unrecht zu begehen, und diese Frage ist, so sehr sie auch umstritten ist, ohne Zweifel zu bejahen. Denn der Begriff der criminellen Unverbesserlichkeit schließt keineswegs alle und jede gute Seite des Menschen aus. Sittlichkeit und Recht decken sich überhaupt nicht in jeder Hinsicht, und es ist wohl denkbar, daß einer criminell strafbar wird, ja in einer bestimmten Richtung für unverbesserlich gehalten werden muß, während man ihm die Sittlichkeit im Allgemeinen nicht absprechen kann. Freilich wird das immer große Ausnahme bleiben, und in den meisten Fällen wird der criminell Unverbesserliche auch sonst in Bezug auf seinen sittlichen Zustand tief stehen; aber theoretisch läßt sich die Möglichkeit jener Scheidung nicht leugnen.

Wer ist nun aber vom criminalistischen Standpunkt unverbesserlich? Diese oft erörterte Frage, mit deren Lösung sich naturgemäß fast alle Autoritäten auf dem Gebiete des Gefangenenwesens beschäftigen hat zu vielfachen Antworten geführt.

Die Meisten nennen denjenigen unverbesserlich, der sich das Verbrechen zur Lebensaufgabe gemacht hat, und rechnen dahin vor allem diejenigen, die nach mehrfach vorausgegangener Bestrafung in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen immer aufs neue Strafthaten, namentlich der gleichen Art verüben. Die Rückfälligkeit ist für sie das hauptsächlichste Merkmal des Unverbesserlichen. — Eine wesentlich andere, und meiner Ansicht nach die richtige Auffassung vertritt der bekannte Director der Hamburger Gefangenenanstalten, Staatsanwalt Gennat, wenn er sagt: „Ich bin nicht der Meinung, daß der Unverbesserliche in einem steten Kampf mit der staatlichen Rechtsordnung liegen, daß der Inhalt seines Lebens in der Bethätigung seines verbrecherischen Hanges aufgehen müsse. Man wird mich besser verstehen, wenn ich sage, es kommt mir nicht darauf an wie oft, sondern wie das Verbrechen in die Erscheinung getreten ist.“ — Bei dieser Auffassung wird der Nachdruck auf die Niedrigkeit der Gesinnung gelegt, aus der heraus Verbrechen begangen werden, und es ist somit denkbar, daß ein Mensch für criminell unverbesserlich erklärt wird, der vielleicht noch niemals vorher bestraft worden ist! So fremdartig einem auch zunächst dieser Gedanke vorkommen mag, da man zu sehr daran gewöhnt ist, mit dem Begriff der Unverbesserlichkeit den der Rückfälligkeit zu verbinden, so richtig und zutreffend ist er doch.

Ich gedenke dabei eines recht eklatanten Beispiels, das für diese Auffassung spricht.

Vor nicht langer Zeit lernte ich einen Verbrecher kennen, der wegen Brandstiftung erstmalig bestraft war. Er betheuerte vom ersten Tag seiner Einlieferung an seine Unschuld, und wies unter Thränen darauf hin, daß es ja nach seinen damaligen Familienverhältnisse undenkbar sei, daß er die That gethan. Und allerdings waren diese derartig, daß man nur zu geneigt war, ihm Glauben zu schenken. Er war angeklagt, seinen eigenen Getreideschober niedergebrannt zu haben, und zwar in einer Zeit, in der seine Frau von der Geburt des jüngsten Kindes her noch bettlägerig war, seine sämmtlichen 4 Kinder aber schwer an Diphteritis darniederlagen. Eines derselben starb 8 Tage vor der That, an einem anderen war der Luftröhrenschnitt gemacht, und es schwebte zwischen Leben und Tod (3 Tage nach der That starb es ebenfalls), 2 andere befanden sich in Reconvalescenz. Und in einer solchen Zeit sollte der Mann Nachts hinausgegangen sein um seinen Getreideschober anzuzünden, in der gemeinen Spekulation auf die zu erzielende Versicherungssumme! Das schien allerdings beinahe undenkbar und ich hatte das tiefste Mitleid mit dem unglücklichen Menschen. Ich unterließ nicht, an maßgebender Stelle genaue Erkundigungen über ihn einzuziehen, in der Absicht, ihm, soviel in meiner Kraft stand, zu helfen. Aber was war das Resultat? Nicht nur die Gewißheit, daß er trotz alledem ohne Zweifel der Thäter war, sondern die Erkenntniß, daß es sogar seine schon öfters ausgeführte Praxis war, immer dann, wenn ein häusliches Unglück ihn betraf, ein Verbrechen zu begehen. Schon einmal als eines seiner Kinder auf der Todtenbahre lag, war angeblich bei ihm eingebrochen und Geld gestohlen worden; der Einbrecher war er aber selbst, und er wählte diese traurige Zeit, um gerade da am meisten das Mitleid seiner alten guten Eltern und Schwiegereltern zu erregen, und von ihnen Unterstützung zu erhalten, was ihm auch gelang. Und so hatte er auch jene Nacht gewählt um die Brandstiftung zu verüben, in der sehr klugen Berechnung, daß man in Anbetracht seiner häuslichen Verhältnisse keinesfalls auf ihn Verdacht würde haben können. Indessen er war gesehen und genau erkannt worden, und büßt nun seine That mit einer mehrjährigen Zuchthausstrafe.

Gewiß würde es jedem gerechtfertigt erscheinen, diesen Menschen als einen criminell unverbesserlichen zu erklären, obwohl er noch nie bestraft ist, denn seine Gesinnungsweise ist so gemein und niedrig, daß er nach menschlichem Ermessen zu allem fähig ist, und ich würde es für das einzig Richtige halten, eine solche diabolische Natur gleich von vornherein für dauernd unschädlich zu machen.

Ein anderes hierher gehöriges Beispiel betrifft einen allerdings schon oftmals vorbestraften und schließlich sogar zum Tode verurtheilten aber zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigten Menschen. Derselbe führte sich tadellos, spielte den Reuevollen in einer vollkommenen Art und Weise, und benutzte schließlich, nach dreißigjähriger Haft, die goldene Hochzeit seines Landesfürsten dazu, demselben ein Gnadengesuch einzureichen, in dem wörtlich folgendes geschrieben stand: „Im Namen Gottes, im Vertrauen auf des Allbarmherzigen vergebende Vaterliebe, der

Digitized by Google

die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, wage ich in tiefster Ehrfurcht und Unterthänigkeit Ew. Hoheit folgendes Bittgesuch zu unterbreiten: Dreißig Jahre der Buße und des Herzeleids sind nun an mir vorübergegangen — welch inhaltschweres Wort! — seit mich das Donnerwort des Gesetzes für immer aus der menschlichen Gesellschaft stieß.

Wie bäumte sich damals das jugendtrotzige Herz gegen diesen Machtspruch auf, wie sann es immer und immer nur auf Mittel, sich eigenmächtig einen Weg in die Freiheit zu bahnen. O ich Thor, der nicht bedachte, daß der, welcher sich keck gerechter Sühne entziehen will, nur tiefer ins Verderben stürzt. Ja wenn es dem Sinnen und Trachten eines solchen verstockten Menschen nach ginge, er wäre verloren für Zeit und Ewigkeit. In tiefster Zerknirschung bekenne ich, daß ich zu dieser Kategorie von Menschen gehörte; hätte ich meinen Sinn nicht geändert, hätte ich nicht in der langen Zeit meiner Trübsal gelernt meine Blicke aufwärts zu richten, in dem Allmächtigen den unendlich milden, vergebenden Vater gefunden, — die Verzweiflung ob meines traurigen Geschicks hätte längst mein Herz zerfressen, der Tod der Verdammnis wäre meiner Sünden Sold geworden. Doch Gott sei Dank, daß seine suchende Vaterliebe es anders gewollt, daß seine Ermahnungen, die sich in der Sprache des Gewissens offenbaren, endlich in mir zündeten. Erst als mir die Erkenntnis meiner vielfachen Verirrungen kam, tagte in mir der Begriff, wie tief ich gesunken war, und daß der Zweck meines Lebens ein verfehlter sei, und oft habe ich nachher heiße Thränen darüber geweint. Hoheit, das waren keine Krokodilsthränen, nein, es waren Blutstropfen, die die Seele weint! —

Eine dreißigjährige Kerkerhaft ist eine gar harte, aber auch eine heilsame Schule, hart, sehr hart ist sie, denn grausam verhüllt sie uns das sprossende und keimende Leben und Weben, das Blühen und Reifen, das Entschlafen und Wiedererwachen der göttlichen Natur. Verschlossen ist sie für Sang und Klang und Lust. Nur Seufzer und Stöhnen und scheuer Sklavengeist walten darin ob. O wie viele Hunderte sind nach mir schon hierher zu Buße und geistiger Sammlung gekommen und sind wieder gegangen. Eine neue Generation ist draußen herangewachsen, im Vaterland hat sich ein gewaltiger, segensvoller Umschwung vollzogen, nach dem alle begeisterten Patrioten ausriefen: „wir haben ein Deutsches Reich, wir sind ein einig Volk von Brüdern." — Ich habe diese herrliche Erhebung nicht schauen dürfen. Nur das düstere, kalte und nüchterne Einerlei dreier Jahrzehnte durchfluthete meinen öden Kerker, in dem ich isolirt auf höchsten Befehl, ach so lange schon, schmachte! Freilich ist neben all dem Schatten auch Licht, das klare, reine Licht nämlich, welches von oben in die Seele dringt und sie erleuchtet und erwärmt. Diese milde Himmelsspende hat mich gelehrt zu beten, zu vertrauen und zu hoffen. Ja, das ist meine feste Zuversicht, daß Gott nach so langer, schwerer Buße mein glühendes Hoffen, welches mich nur aufrecht erhalten hat, nicht zu Schanden werden läßt. Mit allen Fasern meines ungeschwächten Hoffens ranke ich mich an die Milde Ew. Hoheit, und flehe unterthänigst in Gnaden meine Strafe abschließen zu wollen. Sollte Ew. Hoheit an der Redlichkeit meiner Gesinnung zweifeln, so bitte ich nur um versuchsweise Freilassung, ein einziger, wenn auch der geringste Verstoß gegen Gesetz und Ordnung möge sofort die Verwirkung der erbetenen Gnade zur Folge haben. Ohne Ew. Hoheit wieder zu behelligen, würde ich dann bis zum Tode in den Kerker zurückkehren!" —

Die wahrhaft reuevolle Gesinnung, die sich in so ergreifender Weise in diesem Schreiben aussprach, rührte das Herz des edlen Fürsten und führte zur Begnadigung des Bittenden!

Aber wer sollte es für möglich halten, daß — trotzdem die Vermögensverhältnisse des Mannes gute waren — er nach ganz kurzem Genuß der Freiheit wieder einen Einbruchsdiebstahl beging, der ihn aufs neue, und voraussichtlich nun bis an sein Ende hinter die Zuchthausmauern zurückführte! Der Drang, strafbares Unrecht zu thun, war in ihm so groß, daß er Jahrzehnte hindurch heucheln und täuschen konnte, nur um wieder frei zu sein, — aber nicht zum Guten sondern zum Bösen!

Dieser Mann, das wird jeder zugeben, ist ein criminell Unverbesserlicher, aber nicht wegen seiner Vorstrafen, sondern wegen seiner charakterlosen Gesinnung, aus der die Rückfälligkeit naturnothwendig hervorwuchs. —

Das Dresdener Diakonissen-Mutterhaus.*)

Als Fliedner 1836 in Kaiserswerth am Rhein sein berühmtes Diakonissenhaus gründete, fanden sich bald zahlreiche deutsche Jungfrauen, die bereit waren, ihr Leben in den Dienst des Herrn an seinen Armen und Kranken zu stellen. Sein Verdienst ist es, daß er der Frau zeigte, wie sie ihre brachliegende Kraft zu Nutz und Frommen der leidenden Menschheit verwenden könnte.

Aber die neue Sache mußte erst weiter bekannt werden und sich Vertrauen erwerben. Kaiserswerth blieb für die ersten Jahre die einzige Diakonissenanstalt. Die erste Nachahmung der Fliedner'schen Anstalt geschah in dem protestantischen Frankreich. In Paris entstand im Jahre 1841 durch Pastor Vermeil das zweite Diakonissenhaus, im Jahre 1842 das zu St. Loup in der französischen Schweiz, und in demselben Jahre noch gründete Pastor Härter in Straßburg im Elsaß das dortige.

Der Ruhm, die Kaiserswerther Anstalt in Deutsch-

*) Aus: „Der Krankendienst", Monatsblatt des Diakonissen-Mutterhauses zu Danzig.

land zuerst nachgeahmt zu haben, gebührt, wenn wir von den ähnlichen Bestrebungen Goßners in Berlin absehen, dem Königreich Sachsen.

Die evangelisch-lutherische Diakonissen-Anstalt zu Dresden verdankt ihre Entstehung einem kleinen Kreise frommer Frauen, die in Folge ihrer nahen Beziehungen zur Brüdergemeinde trotz des noch immer herrschenden Rationalismus fest und treu wahrhaft evangelisches Christenthum pflegten. Der erste Gedanke an die Gründung einer solchen Anstalt ging von einer Frau Ulrike von Leipziger aus, die an der Spitze dieses eben erwähnten Kreises stand und zur Verwirklichung ihrer Wünsche einen Verein gründete. Eine wichtige Persönlichkeit in demselben war die Gräfin Hohenthal, eine tiefgegründete Christin mit einem warmen Herzen voller Erbarmung und Liebe für die Nothleidenden und Bedürftigen.

Sie hatte in einer Krankheit ein Gelübde gethan in dem Falle ihrer Genesung ein Krankenhaus zu bauen; als sie dem Verein beitrat, fühlte sie sich gedrungen, ihr Gelübde zu erfüllen und übergab der Vorsitzenden zu diesem Zwecke eine namhafte Summe.

Jetzt schien die Sache in das rechte Fahrwasser gekommen zu sein. Man schrieb an Fliedner und bat ihn um zwei Schwestern. Aber die Antwort war abschlägig, er hätte keine zur Verfügung. Das rief eine große Entmuthigung hervor, die sich noch steigerte, als Fliedner bei einem Besuche Dresdens im Jahre 1843 den Damen des Vereins erklärte, er halte die ganze Sache noch für unreif.

Aber es sollte anders kommen. In demselben Jahre erhielt Fliedner von zwei ungenannten Wohlthätern aus Sachsen nicht unbeträchtliche Gaben, und diese ließen es ihm als eine Pflicht der Dankbarkeit erscheinen, nun auch seinerseits dem Sachsenlande zu helfen. Er schrieb nach Dresden und sagte zwei Schwestern zu. Voller Dank gegen Gott wurde alsdann in einer Sitzung im Januar 1844 die Gründung eines Krankenhauses beschlossen und bald darauf zu diesen Zwecken die erste Etage eines kleinen Häuschens in der Böhmischen Gasse gemiethet. Nun hieß es, sich beeilen, denn Fliedner kündigte seinen Besuch zur Einweihung an, und wieviel mußte noch bis dahin geschafft werden. Als aber Fliedner bei seiner Ankunft Mitte Mai nur die kleine erste Etage als Krakenhaus sah, miethete er sofort mit der ihm eigenen rücksichtslosen Energie in seinem festen Gottvertrauen das ganze Häuschen; und der Verein hat es nicht zu bereuen brauchen. So wurde denn am 19. Mai 1844 das neue Krankenhaus, der Grundstock der jetzigen großen Diakonissenanstalt, in Fliedners Gegenwart mit zwei Schwestern und 4 Kranken eingeweiht.

So war denn der Anfang gemacht worden und der Anfang war schwer. Die Ausgaben waren groß und die Einnahmen gering. Aber die Damen des Vorstandes und ganz besonders die Schatzmeisterin, Frau Ida Thode, besaßen ein Capital, das immer reichlich Zinsen trägt, ein festes Gottvertrauen und einen rechten Gebetsgeist. Gar oft haben sie in diesen ersten, schweren Jahren wunderbar Gottes Hilfe erfahren; es ging ihnen wie weiland dem seligen Francke in Halle, dem der Herr immer so viel „zubröckelte", als er nöthig hatte. Das Werk, das sie im Glauben und in der Liebe begonnen hatten, gedieh, sichtbar gab der Herr seinen Segen dazu.

Zu den beiden von Fliedner gesandten Schwestern, die den Stamm der Dresdener Diakonissen bildeten, Caroline Schultz und Pauline Wuttge sind ihre Namen, gesellten sich noch im Jahre 1845 zwei Probepflegerinnen, die ein Jahr später feierlich eingesegnet wurden. Die Zahl der verpflegten Kranken wuchs von 70 im ersten Anstaltsjahr auf 115 im zweiten, die Zahl der Betten wurde bald nach der Eröffnung von 6 auf 24 erhöht.

Bereits drei Jahre nach der Eröffnung erwiesen sich die Räume des gemietheten Hauses als zu klein und man mußte ernstlich eine Erweiterung ins Auge fassen. Ermuthigt durch die gedeihliche Entwickelung und durch Erfahrungen von wunderbarer Durchhilfe Gottes entschloß man sich, ein Haus zu eigenem Besitz zu erwerben. Die Wahl lenkte sich auf das überaus günstig gelegene und auch künftige Erweiterungen zulassende Schenk'sche Grundstück, auf dem noch heute die großen Anlagen der Diakonissenanstalt sich befinden. Zwar war es schwer, die Anzahlungssumme aufzubringen, aber es ging, der Herr half. Wenige Wochen vor dem Umzugstage erkrankten sämmtliche Kranken und Schwestern am Typhus und schon fürchtete man, den Umzugstermin nicht einhalten zu können. Aber es war doch möglich; am 3. October 1847 zog die allmählich auf 3 Probepflegerinnen und 2 Diakonissen angewachsene Schwesternschaar in das neue Heim, das von nun an nicht mehr verlassen werden sollte.

Von jetzt an ging die Entwickelung des Hauses rüstig vorwärts, zwar oft durch viel schwere Sorgen und Verlegenheiten, aber doch immer vorwärts.

Um nicht durch den bevorstehenden Bau großer Miethskasernen auf den Nachbargrundstücken eingeengt und um Luft, Licht und freiere Entwickelung gebracht zu werden, sah man sich genöthigt, allmählich sämmtliche Nachbargrundstücke zu erwerben. So konnte sich, wenn auch mit großen Kosten, das Haus mehr und mehr ausdehnen. Immer fanden sich wohlhabende Gönner, wie der erste Vorsitzende des neu gebildeten Vorstandes, Detlef Graf von Einsiedel, die auch mit Geldmitteln reich die Anstalt unterstützten. Einer der ersten Neubauten war die Kirche, die an das Mutterhaus angebaut wurde. Graf Einsiedel schenkte dafür eine Uhr, und da diese sich nicht gut an dem Kirchlein anbringen ließ, baute er auf eigene Kosten den Thurm dazu. Dann erhielt der erste Geistliche, der Rektor der Anstalt, ein eigenes Gebäude, in dem auch die Verwaltung ihren Sitz hatte; der Hausmeister

Digitized by Google

bekam ein eigenes Häuschen an der Pforte; Küche und Beamtenwohnungen kamen in ein besonderes Haus; Kessel- und Maschinenraum und Wäscherei wurden besonders untergebracht. In einem angekauften Nachbarhaus erhielten die Mägdeherberge nebst Hospiz ihren Sitz und auch der dritte Geistliche der Anstalt hatte dort seine Wohnung; auch die Kinderschule nebst Kinderlehrerinnen-Seminar befanden sich dort. In dem schönen schattigen Garten liegt die Leichenhalle, zu deren Ausschmückung Professor Schönherr das Altarbild schenkte.

In der Umgegend von Dresden in der Niederlößnitz wurde 1863 das Siechenhaus und ein Jahr später das Magdalenenasyl eingeweiht. Seit 1865 ist mit der Diakonissenanstalt auch ein Pensionat, das sogenannte Luisenstift verbunden, das im Jahre 1869 ebenfalls nach der Niederlößnitz verlegt wurde. Es ist aus einer Töchterschule hervorgegangen, die ein Fräulein Luise von Mangold in Tharandt begründete; sie wollte darin „junge Mädchen zu einfachen Christinnen heranbilden, und „Gottes Wort" sollte „das Regiment führen". Bei ihrem Tode 1865 vermachte sie ihre Anstalt dem Diakonissenhause mit allem Zubehör unter der Bitte, sie in demselben Sinne fortzuführen. Und so besteht sie noch heute.

Das bedeutendste Unternehmen aber war der Bau des neuen großen Krankenhauses. Schon seit dem Jahre 1885 wurde er vorbereitet. Allmählich wurden die großen Summen, die zum Bau nothwendig waren, aufgebracht. Der Rath der Stadt Dresden bewilligte 100 000 Mk., die Ständeversammlung im ganzen 450 000 Mk., eine Collekte ergab die Summe von rund 100 000 Mark. 1890 wurde der Grundstein des gewaltigen Gebäudes gelegt und 1893 war es fertig. Es ist ein einfacher, schmuckloser, aber überaus praktischer und dauerhafter Bau, der auf Jahrhunderte berechnet ist. Da derselbe aber einen großen Theil des ehemaligen Gartens einnimmt, so mußte noch Gartenland hinzugekauft werden, so daß die ganze Anlage der Diakonissenanstalt jetzt eine Größe von 28,394 □m hat.

Mit der äußeren Entwicklung ging Hand in Hand die innere.

Ursprünglich stand an der Spitze des ganzen Hauswesens ein Hausvater und eine Hausmutter, und auch als Pastor Fröhlich, der erste fest angestellte Hausgeistliche im Jahre 1856 sein Amt antrat, war es noch so. Frau Pastor Fröhlich wurde Hausmutter und übernahm damit alle die Aufgaben und Arbeiten, die jetzt der Oberin zufallen, Pastor Fröhlich hatte neben der geistlichen Versorgung des Hauses und der Schwestern auch die äußere Verwaltung.

1864 wurde das Amt einer Oberin begründet, da man einsah, daß die Vorsteherin einer Diakonissen-Schwesternschaft nur eine Diakonisse sein könne. Anfänglich wechselte dies Amt öfters, die Schwester, die zur Oberin gewählt war, trat nach einiger Zeit wieder in den Schwesternkreis zurück, neben der Oberin blieb aber noch immer die Hausvorsteherin. Seit dem Jahre 1884 sind beide Aemter mit einander verbunden und ruhen in der Hand der Frau Oberin Julie Gräfin Vitzthum.

Vikar Seeger.

Lord Rowton's Lodging House in London.

Im Gegensatz zu den unbeschreiblichen Armenherbergen in London hat Lord Rowton eine Musterherberge unter dem Namen „Lord Rowton's Lodging House" nahe bei Vauxhall Bridge errichtet, die über 400 Menschen aufnehmen kann. Jeder Schlafraum ist abgesondert, mit electrischem Licht erleuchtet, nach allen Gesundheitsvorschriften lüftbar, während eine große Küche, Rauch- und Lesezimmer, reichliche Badevorrichtungen von den Bewohnern gemeinsam benutzt werden. An einer Verkaufsstelle sind Nahrungsmittel, gekocht und unzubereitet, Tabak, Getränke ꝛc. zu kaufen. Alle Einrichtungsgegenstände waren von so guter und gediegener Beschaffenheit, daß gewisse Leute anfangs erklärten, sie seien zu gut für die zu erwartenden Gäste. Nicht nur, daß diese Befürchtung sich als unbegründet erwiesen hat, Lord Rowton's Musterherberge ist jetzt lange genug in Betrieb gewesen, um das völlige Gelingen des Versuchs erkennen zu lassen. Zunächst hat sich das angelegte Capital nach Vornahme aller Ausbesserungen, Abschreibungen ꝛc. mit fünf vom Hundert verzinst. Sodann war ein großer Einfluß der verbesserten Umgebung auf die Gäste der Musterherberge festzustellen. Nach einer kurzen Zeit des Schwankens, während deren das Rowdiethum versuchte, sich die führende Stimme in der Leitung des Hauses zu sichern, erkannten die Insassen, daß die ihnen gebotenen Vortheile nur zu ihrem Besten ersonnen waren, und seitdem hat der Herbergsvater von den Kunden selbst jede Unterstützung erhalten, um die Anstalt im Geiste des hochherzigen Gründers zu leiten. Die Gäste haben sich inzwischen so sehr an Ordnung und Reintichkeit gewöhnt, daß sie eine Rückkehr in die früher besuchten Herbergen ats Erniederung empfinden würden. Vor allen Dingen hat aber dieser Erfolg Lord Rowton Capitatien von jeder beliebigen Höhe zur Verfügung gestellt. Zunächst hat der Lord damit eine Actiengesellschaft mit $1^1/_2$ Millionen Mark Grundkapital begründet, die ein zweites Musterhaus für 700 Gäste noch vor December d. J. in Betrieb zu setzen hofft. Musterherbergen für Frauen, die schwieriger zu behandeln sind, und für kleine Familien werden gegenwärtig geplant. Die Leiter der Bewegung hoffen die alten „Common Lodging Houses", deren Vorhandensein eine Schmach für London ist, bald gänzlich beseitigen zu können.

(Kaiserswerther Armen- u. Krankenfreund.)

Digitized by Google

Zwei vorbildliche Wirthshäuser. *)

Das eine besteht seit kurzem in Bern, es nennt sich „Gasthof zum eidgenössischen Kreuz" und hat christlichen Charakter, wird auch von einer evangelischen Gesellschaft geleitet. Der Sekretär des internationalen Bureaus für geistiges Eigenthum, Frey-Godet, hat den neuen Gasthof bei der Einweihung mit folgenden Worten gezeichnet.

„Da man unser Haus oft kurzweg das Kreuz nennt und man weiß, daß einer der bekanntesten Temperenzfreunde sich lebhaft dafür interessirt, so meinen viele Leute, es sei ein Gasthaus zum blauen Kreuz, und es werden darin keine alkoholischen Getränke geboten. Diese Ansicht ist unrichtig. Allerdings sehen wir die Temperenzbestrebungen als einen großen Segen für unser Land an und bewundern den muthigen Kampf, der gefochten wird, um der Trunksucht ihre Opfer zu entreißen. Allein auch in diesem Punkte muß bei uns, innerhalb der Grenzen des Anstandes, Freiheit herrschen. Wein und Bier stehen auf unserer Karte, aber es wird nichts gethan, um deren Genuß, wie anderwärts, moralisch aufzuzwingen. Wenn man von einem christlichen Gasthaus hört, kommt einem zuerst der Gedanke an eine Herberge für Arbeiter oder für Dienstmägde. Aber für diese ist in unserer Stadt schon gesorgt. Was hier fehlte war ein Gasthaus höheren Ranges, das nach unseren Grundsätzen geführt werde und daß den Christen des Mittelstandes ein gemüthliches Heim biete. Ein solches Haus muß selbstverständlich Preise haben, die sich denjenigen der anderen Gasthöfe nähern, sonst würde es von solchen Leuten überfluthet, die vom Christenthum nichts wissen wollen, aber gern zu einem billigeren Preis besser essen und logiren. Damit würde natürlich das spezielle Gepräge des christlichen Gasthauses verschwinden."

Das andere Wirthshaus befindet sich in dem Dörfchen Hoar Croß bei Lichfield in England. Der Ort hat nur ein Wirthshaus, und auf dessem Schilde liest der Wandrer, daß der Inhaber Baron Wood heißt, also ein Baron als Gastwirth! Das hat folgende Bewandniß. Das Wirthshaus war vom vorigen Besitzer schlecht verwaltet, und als er starb, war zu befürchten, daß ein ähnlicher sprupelloser Nachfolger sein Werk fortsetzen würde. Darum kaufte die Gutsbesitzerin des Ortes, eine wohlthätige Dame, welche die Folgen des Trunkes in ihrem Orte oft gelindert hatte, selber die Wirthschaft, und ihr Bruder ließ sich die Konzession ertheilen. Natürlich übt er sie nicht selber aus. Er hat einen verheiratheten Verwalter in das Haus gesetzt und mit diesem einen ausführlichen Vertrag gemacht. Danach wird aller Handel mit Wein, Bier, Branntwein, Likören, Cigarren und Mineralwasser auf Rechnung von Baron Wood geführt; der Verwalter darf diese Waren nur vom Besitzer beziehen, der sich bemüht, sie in möglichst gesunder Qualität einzukaufen. Aller Verkauf findet nur gegen baar statt; Angetrunkene sind wegzuweisen; alle gesetzlichen Vorschriften sind streng zu befolgen. Am Gewinn von den eben genannten Gegenständen ist der Verwalter nicht betheiligt, dagegen hat er einen Antheil am Erlös für Kaffee, Thee, Speisen, Nachtquartier u. s. w. Bisher, d. h. seit 1½ Jahren, ist der Versuch gelungen. Trunk, Lärm und Schlägereien, die früher dort heimisch waren, kommen nicht nicht mehr vor; die Getränke werden nie mehr in schlechter Qualität gereicht, das Haus steht in gutem Ansehen.

*) Aus „Das Wirthshaus im Kampfe gegen den Trunk." Von Dr. W. Bode. Hildesheim, Verlag von Gebr. Gerstenberg. 60 Pf. — Wir können die Schrift, in welcher der bekannte, rührige Geschäftsführer des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke für eine Reform des heutigen Wirthshauslebens und Wirthschaftsbetriebs eintritt, allen Volksfreunden bestens empfehlen. D. Red.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVI. Berlin, December 1895. Nr. 12.

Inhalt: Bericht über die 526. und 527. Sitzung vom 15. October und 2. November 1895 (Stiftungsfest). — Der „Amorial de la généralité d'Alsace." — Das Wappen Simons von Utrecht. — Siegel der Familie von Alten vom 13. bis 15. Jahrhundert (Mit einer Tafel). — Aus dem Kirchenbuche der St. Wenzelkirche zu Naumburg a. d. S. — Zu „Stammbüchern im Besitz oberlausitzischer Bibliotheken." — Bücherschau. — Entgegnung. — Am schwarzen Brett. — Anfragen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. I. 4. Januar 1896.

Inhalt: Hie gut Brandenburg allerwege! Gedicht von Otto Franz Genschen. — Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig. — Eine Weihnachtsbescheerung. — Quer durchs Westhavelland. Streifzüge von Dr. Gustav Albrecht II. — Auf der Treppe von Sanssouci. Von Theodor Fontane. — Kleine Mittheilungen: Die Berliner Gewerbe-Ausstellung für das Jahr 1896 (Mit Abbildung). — Das Bellonion im Königlichen Schlosse zu Berlin. — Die Farbe genirt nicht. — Wittenberg-Denkmünzen. — Die Liebesbriefe Fritz Reuters an seine Braut.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 1 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Dorotheen-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 22. Januar 1896. Nr. 4.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

No.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1895.	Zahl der darin verbliebenen Kranken-betten.
1	**Sanneburg:**				
	Bestand am 1 December 1895	55			
	Zugang pro . .	22			
		77			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	51	51	1 529	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1895	51			
	Zugang pro . .	24			
		75			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	58	58	1 764	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. December 1895	99			
	Zugang pro . .	1			
		100			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	97	97	3 031	130
4.	**Sternbrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. December 1895	37			
	Zugang pro . .	23			
		60			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	27	27	864	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1895	24			
	Zugang pro . .	25			
		49			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	36	36	1 027	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1895	39			
	Zugang pro . .	18			
		57			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	38	38	1 264	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1895	22			
	Zugang pro . .	17			
		39			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	22	22	676	50
	zu übertragen		329	10 155	504

No.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1895.	Zahl der darin verbliebenen Kranken-betten.
	Uebertrag		329	10 155	504
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. December 1895	41			
	Zugang pro . .	22			
		63			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	36	36	1 225	43
9.	**Bundsburg:**				
	Bestand am 1. December 1895	28			
	Zugang pro . .	24			
		52			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	38	38	1 014	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. December 1895	57			
	Zugang pro . .	34			
		91			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	68	68	1 840	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. December 1895	43			
	Zugang pro . .	41			
		77			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	42	42	1 364	52
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1895	23			
	Zugang pro . .	22			
		45			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	36	36	897	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1895	35			
	Zugang pro . .	23			
		58			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	37	37	1 071	40
14.	**Sleedal:**				
	Bestand am 1. December 1895	45			
	Zugang pro . .	48			
		93			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	59	59	1 560	60
	zu übertragen		645	19 156	837

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1 Januar 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Dezember 1895.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		645	19 156	857
15.	**Prizwalk:**				
	Bestand am 1. December 1895	39			
	Zugang pro · ·	28			
		67			
	Abgang · · ·	25			
	Bleibt Bestand	42	42	1 235	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. December 1895	23			
	Zugang pro · ·	11			
		34			
	Abgang · · ·	13			
	Bleibt Bestand	21	21	663	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. December 1895	16			
	Zugang pro · ·	21			
		37			
	Abgang · · ·	20			
	Bleibt Bestand	17	17	718	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. December 1895	63			
	Zugang pro · ·	37			
		100			
	Abgang · · ·	36			
	Bleibt Bestand	64	64	1 986	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. December 1895	25			
	Zugang pro · ·	23			
		48			
	Abgang · · ·	21			
	Bleibt Bestand	27	27	833	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1895	26			
	Zugang pro · ·	—			
		26			
	Abgang · · ·	1			
	Bleibt Bestand	25	25	791	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1895	38			
	Zugang pro · ·	8			
		46			
	Abgang · · ·	6			
	Bleibt Bestand	40	40	1 196	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1895	30			
	Zugang pro · ·	24			
		54			
	Abgang · · ·	30			
	Bleibt Bestand	24	24	869	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1895	15			
	Zugang pro · ·	32			
		47			
	Abgang · · ·	13			
	Bleibt Bestand	34	34	912	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. December 1895	17			
	Zugang pro · ·	8			
		25			
	Abgang · · ·	8			
	Bleibt Bestand	17	17	511	41
	zu übertragen		956	28 870	1 352

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1 Januar 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Dezember 1895.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		956	28 870	1 352
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. December 1895	33			
	Zugang pro · ·	29			
		62			
	Abgang · · ·	25			
	Bleibt Bestand	37	37	1 291	52
26.	**Sagan:**				
	Bestand am 1. December 1895	23			
	Zugang pro · ·	27			
		50			
	Abgang · · ·	25			
	Bleibt Bestand	25	25	787	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1895	10			
	Zugang pro · ·	3			
		13			
	Abgang · · ·	—			
	Bleibt Bestand	13	13	365	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1895	9			
	Zugang pro · ·	3			
		12			
	Abgang · · ·	3			
	Bleibt Bestand	9	9	287	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1895	16			
	Zugang pro · ·	13			
		29			
	Abgang · · ·	15			
	Bleibt Bestand	14	14	446	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1895	19			
	Zugang pro · ·	25			
		44			
	Abgang · · ·	19			
	Bleibt Bestand	25	25	629	27
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. December 1895	15			
	Zugang pro · ·	12			
		27			
	Abgang · · ·	17			
	Bleibt Bestand	10	10	513	17
32.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. December 1895	11			
	Zugang pro · ·	14			
		25			
	Abgang · · ·	14			
	Bleibt Bestand	11	11	444	24
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. December 1895	30			
	Zugang pro · ·	—			
		30			
	Abgang · · ·	—			
	Bleibt Bestand	30	30	930	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. December 1895	22			
	Zugang pro · ·	27			
		49			
	Abgang · · ·	25			
	Bleibt Bestand	24	24	767	30
	zu übertragen		1 154	35 329	1 622

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1895.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 154	35 329	1 622
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. December 1895	19			
	Zugang pro . .	7			
		26			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	13	13	528	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. December 1895	6			
	Zugang pro . .	4			
		10			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	181	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. December 1895	21			
	Zugang pro . .	18			
		39			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	20	20	756	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. December 1895	35			
	Zugang pro . .	22			
		57			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	38	38	1 212	50
39.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. December 1895	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	103
40.	**Lippspringe.***)				
	Bestand am 1. December 1895	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. December 1895	43			
	Zugang pro . .	21			
		64			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	46	46	1 469	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. December 1895	5			
	Zugang pro . .	3			
		8			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	3	3	112	15
43.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. December 1895	6			
	Zugang pro . .	3			
		9			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	7	7	200	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. December 1895	44			
	Zugang pro . .	31			
		75			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	42	42	1 250	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. December 1895	20			
	Zugang pro . .	15			
		35			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	21	21	651	33
	zu übertragen		1 350	41 688	2 083

*) Ist während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Januar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1895.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 350	41 688	2 083
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. December 1895	24			
	Zugang pro . .	17			
		41			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	26	26	807	22
	Zusammen		1 376	42 495	2 105

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1895 beträgt 748, davon sind gestorben 67
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 55
geheilt 626
wie vor 748.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. November 1895** . . . . . 49 Kranke.
Zugang pro **November 1895** . . . . . 47 „
96 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 4 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 11 „
geheilt . . . . . 31 „
46 „

Bleibt Bestand am **1. December 1895:** . . . 50 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 9 Europäer, 21 orientalische Christen, 9 Muhamedaner, 7 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro November 1895 beträgt: 1531.

Poliklinisch wurden 875 Personen behandelt.

Brandenburgische Genossenschaft.

An Stelle des Rechtsritters: Wirklichen Geheimen Raths und Haupt-Ritterschafts-Directors Hermann von Klitzow, welcher aus dem Convente der Brandenburgischen Genossenschaft ausgeschieden ist, ist auf dem Rittertage dieser Genossenschaft am 4. dieses Monats, der Rechtsritter: Generallieutenant z. D. Lothar van dem Knesebeck, auf Löwenbruch bei Ludwigsfelde, Kreis Teltow, zum Conventsmitgliede gewählt worden.

Französische Kriegsgefangenschaft zur Zeit Ludwig's XIV.

Bekanntlich erlasch am 1. November 1700 mit dem Tode König Karls II. von Spanien die spanische Linie des Hauses Habsburg. Den erledigten Thron beanspruchten sowohl Ludwig XIV., der mit der ältesten Schwester, der verstorbenen Königin Maria Thresia vermählt gewesen, für seinen Enkel Philipp Herzog v. Anjau, dem auch Karl II. die gesammte spanische Monarchie letztwillig vermacht hatte, als auch als nächster Agnat der römisch-deutsche Kaiser Leopold I. für seinen jüngeren Sohn Erzherzog Karl.

Ludwigs „geflügeltes" Wort „Il n'y a plus de Pyrenées!" das er nach Eröffnung der spanischen

Digitized by Google

Erbschaft that, gefiel den übrigen Mächten um so weniger, als sie Frankreichs ewige Gelüste nach Land und Leuten, sowie sein bewährtes Sprichwort „L'appetit vient en mangeant" schon zur Genüge und theilweise zu ihrem eigenen schweren Schaden kennen gelernt hatten. Deshalb verbanden sich das deutsche Reich, Preußen, England, Holland und Portugal mit Oesterreich, während Frankreich nur die Kurfürsten von Bayern und Köln nebst den Herzögen von Mantua und Savoyen zu einem Bündniß zu verlocken vermochte.

Der sogenannte spanische Erbfolgekrieg begann 1701 sehr nachtheilig für die Franzosen; in Italien siegte Prinz Eugen bei Carpi und Chiari und besetzte das Herzogthum Mantua, während in der Rheinpfalz der römische König Joseph die Festung Landau zur Uebergabe zwang. Aber bald sollte sich das Blatt leider wenden! Kurfürst Max Emanuel von Bayern nahm die Reichsstadt Ulm fort, nöthigte Joseph zum Rückzug durch Böhmen, vereinigte sich mit dem Marschall Villars, eroberte Breisach und Landau wieder und schlug endlich am 20. September 1703 den österreichischen General Styrum bei Höchstädt auf's Haupt. Ihre Rettung vor völliger Niederlage und Vernichtung hatten die Oesterreicher nur einem kleinen preußischen Hülfskorps zu verdanken, welches aus drei Regimentern Fußvolk, sechs Regimentern Reiterei und einer entsprechenden Anzahl Geschützen bestand und unter des „alten Dessauers" eiserner Führung den Rückzug des geschlagenen Heeres deckte und alle Angriffe der verfolgenden Franzosen und Bayern mit unerschütterlicher Ruhe abwies.

Ein preußischer Fähnrich, der durch einen Streifschuß am Knie verwundet worden war und in Folge dessen in Französische Gefangenschaft gerieth, hat eine schlichte, schmucklose Erzählung der furchtbaren Drangsale niedergeschrieben, welche er und seine zahlreichen Leidensgefährten zu erdulden hatten; den wesentlichen Inhalt dieses anziehenden Berichtes geben wir hier mit geringen Aenderungen wieder.

Kaum hatte die Verfolgung der Besiegten begonnen, als sich auch schon die französischen Packknechte mit einer gründlichen und systematischen Ausplünderung der auf dem Schlachtfelde zahlreich umherliegen Verwundeten zu beschäftigen anfingen. Ihre mitleidslose Rohheit und Habgier ließ sich indeß nicht genügen, diesen Unglücklichen Alles zu rauben, was irgend des Mitnehmens werth schien; nein in unmenschlicher Grausamkeit belustigten sie sich obenein daran, die Armen mit Kolbenstößen und Peitschenhieben schändlich zu mißhandeln. Dem Fähnrich wurde Alles vom Leibe gerissen bis auf das Unterkamisol und die Hosen; zugleich wandte man bei ihm ein damals sehr gebräuchliches und äußerst einfaches Mittel an, um Gefangene am Entlaufen zu hindern: man schnitt ihm nämlich den Hosenbund auf, so daß er die Hosen mit beiden Händen halten mußte und sich deshalb nur im langsamen Schritt bewegen konnte.

Mittlerweile kehrten die französischen Dragoner noch mit zahlreichen anderen Gefangenen von der Verfolgung zurück, so daß schließlich 900 beisammen sein mochten.

Obwohl diese armen Teufel durch die Anstrengungen des vorhergegangenen Kampfes, der von früh 7 bis Nachmittags $4^1/_2$ Uhr gewährt hatte, vollständig erschöpft waren, und obendrein Hunger und Durst litten, fiel es dennoch Niemanden ein, ihnen die mindeste Ruhe zu gönnen, geschweige denn, sie mit Speise und Trank zu erquicken. Sie wurden vielmehr „wie das liebe Vieh mit Schlägen und Stößen zusammen getrieben" und noch zu derselben Stunde in Marsch gesetzt.

An dem französischen Lager vorüber, „wo uns ein erquicklicher Geruch derer Kochtöpfe in die Nase drang", ward die ganze Nacht hindurch in westlicher Richtung weiter marschirt, erst am anderen Morgen, als man schon zwei Meilen von Höchstädt entfernt war, durften die Gefangenen ein wenig ruhen, aber von Essen und Trinken sollte immer noch keine Rede sein; nur das Eine blieb Jedem, der Lust dazu verspürte, unbenommen: aus den am Wege liegenden Schmutzlachen und Tümpeln seinen quälenden Durst nach Belieben zu löschen.

Dieser trübselige Marsch dauerte noch fünf Tage, während deren Schmalhans — in des Wortes verwegenster Bedeutung! — Küchenmeister war und blieb, so daß sich die Gefangenen, um nur ihr Leben zu fristen, auf die Gutmüthigkeit der Bauern angewiesen sahen, die ihnen denn auch so manchen Bissen Brot willig zusteckten.

Aber das Alles war nur ein schwaches Vorspiel zu den Qualen und Leiden, welche sie an ihrem eigentlichen Bestimmungsort, in Ulm, erwarteten! —

Am 26. September langten die Gefangenen vor dieser Stadt an und wurden zunächst auf dem sogenanten Schwal aufgestellt, um dort des Eintreffens der französischen Sieger zu harren; denn diese konnten es sich in ihrer lächerlichen Unverschämtheit und eitler Prahlerei (Eigenschaften, welche die grande nation auch damals schon in ziemlich ebenso hohem Maße zierten, wie heut!) natürlich nicht versagen, die altrömische Sitte oder vielmehr Unsitte nachzuäffen und ihrem triumphirenden Einzug in die Stadt durch Mitführung einer möglichst großen Schaar von Gefangenen erst das rechte Relief zu geben. Diese echt französische Gloiremacherei sollte sich aber in der Folge als mindestens sehr verfrüht erweisen, denn eine bittere Ironie des Schicksals fügte es, daß schon am 13. August 1704, also kaum 11 Monate später, das französische Hauptheer unter den Marschällen Marsin und Tallard durch die verbündeten preußisch-österreichisch-englischen Truppen unter dem „alten Dessauer", dem „edlen Ritter" Prinz Eugen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough auf demselben Schlachtfelde von Höchstädt eine der furcht-

Digitized by Google

barſten Niederlagen erlitt; die feindliche Armee wurde faſt völlig vernichtet, General Tallard fiel in Gefangenſchaft und das Clerambault'ſche Corps: 24 Bataillone und 12 Schwadronen, mußte die Waffen ſtrecken; nur Marſchall Marſin mit dem kläglichen Reſt ſeines ſtolzen Heeres rettete ſich in wilder Flucht.

Doch ſehen wir uns nach dieſer kleinen Abſchweifung wieder nach unſeren armen Gefangenen um, die noch immer vor dem Hersbrucker Thor von Ulm die Ankunft ihrer Sieger mit knurrendem Magen erwarten!

Während ihres unfreiwilligen Aufenthalts auf dem Schwal ſtrömten natürlich die guten Ulmer Bürger in hellen Haufen aus der Stadt um der „berechtigten Eigenthümlichkeit" ihrer Neugier Genüge zu thun und die „erſten Gefangenen von Höchſtädt" mit Muße in Augenſchein zu nehmen. Da konnte es nun nicht fehlen, daß bei dieſer Gelegenheit ſo manche ſehr unerwartete, den Betheiligten aber nichts weniger als unerwünſchte Erkennungsſcenen ſich abſpielten. Denn unter den Gefangenen befanden ſich auch mehrere Bürgersſöhne aus Ulm, welche ſich vordem bei den kaiſerlichen Kriegsvölkern hatten anwerben laſſen. Als dieſe unter der gaffenden Menge viele ihrer Bekannten und Verwandten erblickten, erhoben ſie ſelbſtverſtändlich ein Freudengeſchrei und gaben ihren lieben Angehörigen in unzweideutigſter Weiſe zu verſtehen, wo ſie der Schuh augenblicklich am meiſten drückte. Und ſie redeten nicht zu tauben Ohren! Denn blitzſchnell verbreitete ſich das Gerücht von ihrer Anweſenheit in ganz Ulm, und ganz Ulm zog ſonder Säumen hinaus auf den Schwal! Was aber die Hauptſache war, wenigſtens für die Gefangenen — „ſie kamen auch mit leeren Händen nicht", die braven Ulmer, ſondern die Mehrzahl von ihnen führte an eßbaren und trinkbaren „Liebesgaben" mit ſich, was Küche und Keller vermochte, und damit Herz und Magen ihrer Schützlinge in freudigſter Weiſe zu überraſchen.

Dieſe improviſirte „Gefangenſpeiſung" ging auch anfangs ſehr gut von ſtatten; die franzöſiſchen Wachen ließen das Unvermeidliche um ſo weniger ungern geſchehen, als ſie ſelbſt bei dieſem Vorfall am beſten fuhren, denn ſchon aus „potitiſchen Gründen" mußte man ſie bei Vertheilung der Liebesgaben vor Allen am reichlichſten bedenken, um ihre gute Laune nicht zu ſtören.

Zum Dank dafür fanden denn auch dieſe edelmüthigen Wächter ſelbſt dagegen nichts einzuwenden, daß einzelnen Gefangenen von deren Vettern und Muhmen ein wenig baares Geld eingehändigt wurde — natürlich konnten aber die uneigennützigen Franzoſen nicht umhin, den elenden Mammon alsbald wieder von den damit Beſchenkten für ihren eigenen Gebrauch zu „requiriren"!

Doch leider iſt alles Irdiſche vergänglich — und ſo ſollte auch dieſe unſchuldige Freude der armen Gefangenen und ihrer Beſchützer nur von kurzer Dauer ſein!

Unter Trommelſchlag und Trompetenſchall ward urplötzlich von Ausrufern am Thore bekannt gemacht, daß jeder Bürger, der ſich fürder noch erfrechen würde, den feindlichen Gefangenen irgend eine Unterſtützung zukommen zu laſſen, nicht allein mit Gefängniß, ſondern auch noch mit einer — gewiß recht anſtändigen — Geldbuße von 100 Ducaten geſtraft werden ſolle — „als welches eine bösliche Rache des Herrn Curfürſten von Bayern gegen die Alliirten genannt werden könnte," ſagt unſer Fähnrich.

Eine ſo freundſchaftliche und leutſelige Aufforderung konnte natürlich ihren Zweck nicht verfehlen, die meiſten bewog ſie, ſich ſchleunigſt aus dem Staube zu machen, um den huldreichſt verheißenen Annehmlichkeiten zu entgehen, die Wenigen aber, welche blieben und mit den Gefangenen weiter verkehrten, „die wurden mit Stößen und Schlägen unfreundlich tractirt und gewaltſam fortgeſchickt."

Um 4 Uhr Nachmittags trafen die Sieger endlich auf dem Schwal ein und begannen auch alsbald, gefolgt von den Gefangenen, ihren feierlichen Einzug in Ulm durch das Hersbrucker Thor zu halten. Währenddem wurde mit allen Glocken geläutet und im Wengenkloſter der ambroſianiſche Lobgeſang „mit galanter Muſik" geſungen, zugleich donnerten rings um die Stadt die Kanonen ihr „Victoria"!

Nach Einbruch der Dunkelheit veranlaßte man die Bürgerſchaft überdies in energiſcher Weiſe zu einer „freiwilligen" Illumination, zündete auch auf dem Kranz des Münſters eine Anzahl Fackeln an und brannte vor dem Thor ſogar eine Art von Feuerwerk ab, „ſo daß es nicht anders ausſah, als wollte man für übermäßige Freude die ganze Stadt Ulm verbrennen" — „welches Alles expreß und den utmer Bürgern zu abſonderlicher Kränkung geſchah, denn die waren nicht gut franzöſiſch geſinnt."

„Die Nacht durch war großer Soff und Ergötzlichkeit unter den Soldaten, während wir in denen Paſteien und Wällen hungernd und frierend auf der bloßen Erde lagen, und dachte kein Menſch an unſeren elendiglichen Zuſtand."

Am andern Morgen, nachdem die trunkenen Triumphatoren ihren Rauſch endlich ausgeſchlafen hatten, begann man die Gefangenen in die verſchiedenen, zu ihrer Aufnahme geeigneten Gefängniſſe der Stadt Ulm zu vertheilen; bei dieſer Gelegenheit hatten die in Gefangenſchaft gerathenen preußiſchen Soldaten das Vergnügen, „in zween abſcheuliche Löcher, Saltz-Städtl genannt," kriechen zu müſſen. Ihre Hoffnung aber, daß nun auch für die Verpflegung beſſer und reichlicher Sorge getragen würde, ſollte wieder eine grauſame Enttäuſchung erfahren. Nach wie vor bildete das „Hungern ihre einzige Beſchäftigung," denn man reichte ihnen eben nur ſo viel, daß ſie gerade noch vor der unmittelbaren Gefahr des Verhungerns geſchützt waren.

In den nächſten Tagen wurde die Sache ſogar eher ſchlimmer als beſſer, denn es trafen noch fortwährend friſche Züge von Gefangenen ein, ſo daß deren urſprüngliche Zahl von 900 binnen Kurzem

Digitized by Google

bis auf 2400 Mann anwuchs, deren Unterbringung und regelmäßige Verpflegung natürlich unter den damaligen Verkehrsverhältnissen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft war. In Folge dessen nahmen die Entbehrungen und das Elend der armen Teufel bald einen so furchtbaren Charakter an, daß sie sich „denn endlich nicht weiter zu helfen wußten, und Alle so erschrecklich und heftig zu schreien und zu weinen anfingen, daß man es in Ulm gleich wie das Hundegeheul hat hören mögen."

„Dieß öffnete nun denen guten Bürgern von Ulm das Herz insoweit, als sie des strengen Verbots ungeachtet ganze Zuber und Kufen von Klößen, Suppe und Brod herbeischleppten und die Ranzen füllten, die wir klügtich aus den Fenstern herunter hingen.

„Da gab es ein Raufen, wer etwas erhielt, und die armen Unglücklichen, welche krank und jämmerlich an dem Boden umherlagen, bekamen nicht eher was, bis die Gesunden satt waren."

„Nach ungefähr vierzehn Tagen wurden wir aber besser verpflegt. Man ließ uns regelmäßig Brod zukommen und gab auch manchmal eine warme Speise. Aber die Kranken und Verwundeten hatten deshalb nicht die geringste Pflege. Sie starben auch in großer Zahl, was dem Feinde sehr willkommen schien!"

„Einige hatten auch versucht, zu desertiren, indessen wurden sie fast alle von Bauern wieder eingefangen und nach Ulm abgeliefert. Man brachte sie auf Wagen gebunden in die Stadt und stieß sie unbarmherzig in unser Gefängniß. Sie waren mehrentheils ganz matt und elend von den vielen Schlägen, die sie schon gekriegt, und krochen elendiglich in unser kaltes, stinkendes Loch."

„Einer von ihnen, ein Münsterscher, der zwei Stunden nach seiner Ankunft elendiglich starb, wollte uns ein wenig Stroh zum Schutz vor der grimmigen Kälte mit von dem Wagen nehmen, aber der Platzmajor, der an der Thüre stand, riß das Stroh dem elenden Kranken mit solchem Grimm aus den Armen, daß es einen Tiger selbst hätte erbarmen mögen!"

„Bei zunehmender Kälte rissen auch die Krankheiten und der Jammer mehr unter uns ein, so daß wir vor Ungeziefer, Pestgestank und Schwämmen uns nicht zu lassen wußten. Einer, von uns, der an einem schönen Tage auf das Dach gestiegen war, damit er sich an den Sonnenstrahlen ein wenig wärmen wollte, schlief dort ein, stürzte hinunter und lag zerschmettert auf der Straße."

Auch die kriegsgefangenen Preußen würden eine so scheußliche und leidensvolle Existenz, deren Schilderung wir uns nicht versagen wollten, mit den eigenen, ebenso naiven wie drastischen Worten des biderben Fähnrichs wiederzugeben, wohl nicht überstanden haben, sondern der unwürdigen und grausamen Behandlung, welche ihnen die Angehörigen der civilisirten „grande nation" zu Theil werden ließen, in kürzerer oder längerer Frist sämmtlich erlegen sein, wenn nicht die braven Bürger von Ulm in werkthätigem Mitleid fort und fort bemüht gewesen wären, ihnen ihr trauriges Schicksal nach besten Mitteln und Kräften zu erleichtern und sie in aller Weise reichlichst zu unterstützen.

Diese muthige Opferwilligkeit der Stadt Ulm, welche selbst durch die angedrohten strengen Strafen sich von ihrem wahrhaft edlen, humanen Beginnen nicht abhalten ließ, drang denn auch bald zu den Ohren König Friedrichs des Ersten von Preußen. Die unmittelbare Folge davon war, daß der König einen seiner Kriegsräthe nach Bayern abordnete, um nicht nur den kriegführenden Mächten eine schonendere Behandlung der Gefangenen dringend anzuempfehlen, sondern um auch „dem Magistrat von Ulm für die sothane bewiesene christliche Liebe zu danken."

Dieser Abgesandte überreichte der Ulmer Bürgerschaft zugleich ein Schreiben des Königs, welches vom 8. December 1703 aus Kölln am Wasser datirt war, und wie folgt lautete:

— „Indessen nun da Wir vernehmen, daß besagte Unsere Gefangene in der Stadt Ulm, sowohl vom Magistrate, als von denen Einwohnern und Bürgern daselbst mit vieler Honestetè und Compassion begegnet, ihnen auch allerhand Zuschub und gute Bezeugungen in der That erwiesen worden, so befehlen Wir Euch hiermit in Gnaden in Unserm hohen Namen, gemeldeten Magistrate und wie Ihr es sonst nöthig finden werdet, vor solchem denen Unsrigen bezeugte rühmliche Complaisance, sobald Ihr des Ortes angelangt sein werdet, gebührenden Dank zu erstatten und sie darneben zu versichern, daß Wir solche ihre Willfährigkeit mit besonderen Gnaden bei allen vorfallenden Begebenheiten erkennen und ihnen und den Ihrigen davon zu seiner Zeit den Effect spüren zu lassen unvergessen sein werden. Fridericus Rex."

Ob übrigens Friedrich I. jemals in die Lage gekommen ist, sein königliches Wort einlösen und der Ulmer Bürgerschaft „den Effect davon spüren" lassen zu können, muß in Ermangelung bezüglicher Nachrichten dahingestellt bleiben.

Wohl aber sollte es einem Nachkommen des ersten Preußenkönigs vorbehalten bleiben, den Edelmuth der damaligen Bürger von Ulm an ihren Kindeskindern in wahrhaft königlicher Weise zu vergelten.

Denn sicherlich konnte es keinen herrlicheren Lohn für jene echt deutsche, durch opferfreudige That bewiesene Gesinnung geben, als daß nach 170 Jahren ein Hohenzoller das so lange Zeit zersplitterte und ohnmächtige Deutschland wieder zu einem einigen und starken Kaiserreiche vereinigte und zugleich den fränkischen Trotz und Uebermuth, der auch über Ulm wiederholt so unsägliche Drangsale gebracht, hoffentlich für immer in den Staub getreten und gebrochen hat!

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Dorotheen-Straße 12a c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 29. Januar 1896. Nr. 5.

Statistisches, die Kranken- und Siechenhäuser des Johanniter-Ordens betreffend.

Den im Jahre 1894 vorhanden gewesenen 44 Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens, sind im Laufe des Jahres 1895 drei Anstalten hinzugetreten, nämlich das von der Preußischen Provinzial-Genossenschaft des Ordens erbaute Krankenhaus in Dirschau, das von der Pommerschen Genossenschaft übernommene Siechenhaus in Greifswald und am 24. September das vom Orden in Sterkrade erbaute große Kranken-, Siechen- und Reconvalescentenhaus.

In diesen jetzt 47 Kranken- ꝛc. Anstalten wurden 1895: 12 314 Personen (7755 Männer, 3332 Frauen und 1227 Kinder) an 499,904 Tagen verpflegt. — Während im Jahre 1894 die Gesammtzahl der verpflegten Personen 11 717 mit 476 775 Tagen betrug, stellt sich demnach für 1895 die Zahl der Kranken ꝛc. auf 597 Kranke und 23 129 Verpflegungstage mehr heraus. (1890 wurden 9963, 1891: 10 850, 1892: 10 945 und 1893: 12 107 Personen verpflegt). —

Als geheilt wurden 1895 von den verpflegten 12 314 Personen: 8977 entlassen, als ungeheilt oder nur gebessert 1168, während 730 gestorben sind und am 31. December 1895 in der Behandlung verblieben 1430.

Die Zahl der Betten in diesen 47 Anstalten beträgt zur Zeit 2168. Ende 1894 waren vorhanden 2006 Betten, mithin jetzt mehr 162.

Die tägliche Durchschnittszahl der Verpflegten im Jahre 1895 beträgt 1315, diejenige der Zahl der Tage, die jeder Kranke in der Anstalt gewesen, auf 40 heraus.

Weitere detaillirte Zahlen über die in Rede stehenden 47 Anstalten bringt die Uebersicht, die in einer der nächsten Nummern dieses Blattes veröffentlicht werden wird.

Die Woringer Schlacht.

Unter all den zahlreichen Actionen des Mittelalters sind eigentlich nur zwei, die man im Sinne der Neuzeit Schlachten nennen kann, d. h. Kämpfe, welche mit verhältnißmäßig gleichen Kräften bis zu Ende ausgefochten wurden. Selbst bei den berühmten Treffen in den Kriegen zwischen England und Frankreich, sowie in den Kämpfen der Schweizer gegen das Haus Oesterreich, war immer der Angriff so mächtig, daß die Vertheidigung in keinem Verhältniß zu demselben stand. Die beiden Schlachten die wir meinen, sind die bei Woringen am 1. Juni 1288 und die bei Tannenberg 15. Juli 1410, wo der Deutsche Orden gegen Polen erlag. Vom Tage von Tannenberg schreibt sich die politische Umgestaltung der Machtverhältnisse in den deutschen Nordostmarken; am Tage von Woringen wurde in der deutschen Nordwestmark der Grund zu dem burgundischen Reiche gelegt. Herzog Johann von Brabant war im Bunde mit den Cölner Bürgern, gegen den Erzbischof und Kurfürsten von Cöln Siegfried von Westerburg.

Die erzbischöfliche Burg zu Woringen störte nicht nur durch Zollbedrückungen, sondern auch durch offene Räubereien den Handel der Cölner, und Herzog Johann von Brabant beschloß, eine Stadt, die für ihn die äußerste Wichtigkeit hatte, dieser Plage zu entledigen. Er legte sich vor Woringen, das jedoch durch standhafte Gegenwehr dem Erzbischof Zeit verschaffte, nicht nur die eigenen, sondern auch der Freunde Streitkräfte zu sammeln. Am Samstag 5. Juni, St. Bonifacientag 1288, las Erzbischof Siegfried zu Brauweiler in der Abteikirche die Messe; er überblickte die in der Ebene aufgestellten Schaaren und sprach zu den ihn umgebenden Anführern von den Ehren und der Beute des kommenden Tages, sowie von ihrer numerischen Ueberlegenheit, die er, ungerechnet das unbewaffnete Landvolk, zu 1200 Schwertern anschlug. „Ich" so schloß er seine Rede, ich verlange nur den Herzog von Brabant als meinen Gefangenen zu sehen." — „Mit nichten," riefen einstimmig die

Digitized by Google

Prinzen des Hauses Limburg, „das werdet ihr nicht sehen, es sterbe der Räuber unseres Erbes!“ — „So thut nach Eurem Willen,“ entgegnete der Prälat, „und bereitet Euch freudigen Herzens zu dem bevorstehenden Kampfe“. Nachdem er dem Heere noch die Absolution, mit Indulgenzen verbunden, gespendet, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Geradeswegs nach Woringen wurde der Marsch gerichtet.

Von der Feinde Anzug durch seine Späher unterrichtet, hatte der Herzog von Brabant noch vor Tagesanbruch, zuerst mit Gebet und Opfer, zu ihrem Empfange sich gerüstet. Viele Messen wurden zugleich gelesen, die Sacramente der Buße und des Altars Allen gereicht, die zerknirschten Herzens sie begehrten. Die Belagerung von Woringen war aufgehoben; Angesichts der Besatzung zu schlagen, fand der Herzog bedenklich und ließ darum sein Heer das Bächlein überschreiten, welches dort in den Rhein geht, um sich dann mehr nach Cöln zu, bei dem Dorfe Fühlingen aufstellen. Als das Manöver ausgeführt war, trat der Herzog vor die Fronte, um kurze aber begeisterte Worte an die Seinen und an die Verbündeten zu richten. Sein Heer war in drei Theile geordnet, den unmittelbaren Befehl des stärksten, meist aus Brabantern bestehenden, hatte er selbst übernommen; mit ihm waren sein Bruder Gottfried von Brabant, Herr von Aerschot und Vierzon; Hugo und Guido von Châtillon, des Grafen von S. Paul Söhne sammt zehn Rittern ihres Gefolges; Graf Gottfried von Vianden, Walther Berthrud Herr von Mecheln, Johann von Arkel, Dietrich von Waliourt. Dem zweiten Heerhaufen, von Graf Arnold von Looz geführt, hatten sich angeschlossen Graf Walram von Jülich und sein Bruder Gerhard von Caster, Graf Ruprecht von Birnenburg, der Graf von Weilnau, die Herren von Reifferscheid und Wildenberg, Johann von Bedburg und andere. Den dritten Heerhaufen, der nach dem Rhein zu um etwas rückwärts von der eigentlichen Schlachtlinie postirt war, befehligte Graf Adolf von Berg, dem sein Bruder Heinrich von Windeck, Graf Eberhard von der Mark, Graf Simon von Tecklenburg, Graf Otto von Waldeck, der Graf von Ziegenhayn und der Stadt Cöln Wehren beigegeben waren. Hinter dieser Abtheilung entfaltete sich das Aufgebot der Bergischen Bauern, die nach eines jeden Vermögen und Gelegenheit bewaffnet waren. Dazu gesellte sich eine Schaar von Limburgern, die dem Herzog von Brabant ergeben waren, und ein Fähnlein Hispanier.

Wie es die Kriegskunst jener Zeit vorschrieb, begnügte man sich auf der anderen Seite den Massen wieder Massen entgegenzusetzen. Die Abtheilung rechts hatte hier an ihrer Spitze den Erzbischof von Cöln und seinen Bruder Heinrich von Westerburg; mit ihnen waren vornehmlich ihre Landsleute, Grafen und Herren aus dem Lahngau und vom Rhein, darunter Adolf von Nassau, der nachmalige Kaiser. Die zweite Abtheilung, nach Zahl und Ausrüstung wohl die stärkste, führte Graf Heinrich von Luxemburg; zu ihm hielten seine drei Brüder, ferner Walram, Herr von Valkenburg und Montjoye und Conrad Snabbe, Herr von Lonzen, mit seinen Limburgern. Die dritte Abtheilung stand unter den Befehlen des Grafen Reinold von Lenzen, dem Goswin von Born ein treuer Helfer war. Es können höchstens 20,000 Combattanten gewesen sein, darunter 4000 Reisige, der Herzog von Brabant, dessen Reiterei um ein Drittel schwächer als die seiner Gegner war, hatte dafür eine ihnen an Zahl und Gehalt weit überlegene Infanterie; namentlich die Communen seines Landes, in denen der Geist und die Disciplin der alten Brabançons fortlebten, und die Cölner Männer wußten, für welche Güter sie streiten und sterben wollten. Ihre gedrängte Stellung in tiefen Gliedern, mit den langgedehnten, aber dünnen Reihen der Gegner verglichen, ließen ihre Zahl freilich unbedeutend erscheinen. Eben hatte der Herzog, wie es die Sitte forderte, mehreren den Ritterschlag ertheilt und für seine in der glänzenden Rüstung allzu auffallende Person zwei geprüfte Ritter, den Walter von Warfusée und den Bastard von Wesemaele zu Hütern bestellt, eben hatte er sein Panier an Raso von Gavre, den Herren von Grèz, gegeben und ihm zwei Edelknechte beigeordnet, da führte der Erzbischof seinen dem Rhein zugekehrten Flügel zum Angriff auf den Grafen von Berg.

Als der Herzog von Brabant das gewahrte, setzte er sich in Bewegung, verirrte sich aber bei dem Bestreben, den Bergischen die Hand zu bieten, in ein von Wassergräben durchschnittenes Terrain. Es war des Erzbischofs Absicht gewesen, seinen Gegner dahin zu locken, und als er sie erreicht sah, warf er mit einer plötzlichen Schwenkung seine ganze Abtheilung auf die Brabanter. Jetzt begannen aber die Prinzen des Hauses Limburg im Centrum und der Graf von Geldern auf dem linken Flügel zu fürchten, Siegfried werde allein den Sieg erringen; alle drängten sich daher mit solchem Ungestüm dem einen Punkt zu, daß sich die beiden Flügel mit dem Centrum in eine unordentliche Masse verwickelten und alle Frucht vor dem Meisterzuge des Erzbischofs verloren ging. Die Geschwader der Ritter, mochten sie zu Roß oder zu Fuß streiten, waren niemals im Stande, die einmal gestörte Ordnung wieder herzustellen und eine Niederlage war stets die unvermeidliche Folge. Der Graf von Luxemburg erkannte und beklagte es an diesem Tage sofort; deshalb sprach er zu seinem Bannerträger und natürlichen Bruder, Heinrich von Houssalize: „Stemmen wir uns gegen den Unfall, damit der Name Limburg ohne Vorwurf und Makel bleibe.“ Uebermenschliche Anstrengungen machen die Beiden, während es anderen Führern gelingt, dem verworrenen Knäuel einige Beweglichkeit zu geben, indem sie die gebrochenen Reihen sich ausbreiten lassen.

Digitized by Google

Von der anderen Seite wird die Besorgniß laut, daß die Absicht der unübersehbaren aber dünnen Fronte der Gegner sein könnte, die Brabanter zu überflügeln, die Massen beantworteten sie jedoch instinctmäßig mit dem Ruf: „serrez, serrez!“ Wie sehr aber auch ihre Reihen sich zusammendrängen, dem verzweifellen, von dem Luxemburger Grafen geleiteten Sturm vermögen sie nicht zu widerstehen, sie weichen, und der Graf, von dem anhaltenden Geschrei: „au due, au due!“ begleitet, sucht den Herzog von Brabant zu erreichen. Das vermag er nicht in dem Gedränge, und nur des Herzogs Bruder, der Herr von Aerschot empfindet das ganze Gewicht seiner Streiche, zeigt sich aber auch in jeder Hinsicht des freisamen Gegners würdig. Seine Streitaxt trifft des Grafen Pferd, das scheu gewordene Thier wirft sich zur Seite, und die beiden Kämpen sind geschieden, denn jetzt ersieht der Graf eine Möglichkeit, den Herzog von Brabant zu erreichen.

In blinder Wuth stürzt er auf ihn zu, aber wie ein Felsen steht der Herzog dem Angriff; die Lanzen sind gebrochen, die Schwerter schartig geworden, die beiden Recken fassen sich am Halse und einer sucht den andern vom Gaul zu stürzen; aber durch die haufenweise ihrem Herzog zu Hilfe eilenden Brabanter werden sie genöthigt, abzulassen. Zähneknirschend weicht der Graf von Luxemburg und muß in demselben Augenblick vernehmen, daß sein Bruder, Herr Watram von Luxemburg-Ligny, der schönste hochherzigste Ritter seines Heeres, als ein Held gefallen sei. Rachedürstend wirft der Graf sich abermals in den dichtesten Haufen der Feinde, erreicht den Herzog, wirft ihn im Handgemenge zwei Mal zu Boden und fällt das Banner von Brabant. Zagen ergrift die Brabanter, ihre Trompeter schweigen, — da flattert wiederum das Panier, ihres Landes-Palladium, das die zwei dem Herrn von Grès beigegebenen Edelknechte erhoben haben, und die eben noch schwach gewesen erstarken zu neuen Anstrengungen. Ein anderer Edelknecht, Arnold von Hoeſtatt, leiht dem Herzog, der den Kampf mit der seltensten Todesverachtung zu Fuß fortsetzt, sein Roß, und auf diese Weise beritten gemacht, sprengt er die feindliche Linie. Unter seinen Streichen sinkt das Banner von Luxemburg, und der Graf, der Wunder der Tapferkeit gethan, erliegt für einen Augenblick der Ermüdung. Aber nur einen Augenblick, dann rennt er den Gegner aufs neue an und führt die heftigsten Streiche, bis sein Roß, am Bauch verwundet, ihn seitwärts trägt. Trotzdem ist der Graf sofort wieder zum letzten Kampf gerüstet, den er weder mit Lanze noch Schwert ausfechten will; schon hat er den Herzog von Brabant an der Kehle gepackt; um ihn desto sicherer vom Pferd zu reißen, erhebt er sich in den Bügeln, und in dieser Stellung rennt ihm Walter von Bisdommne, den Degen in den Rücken. Vom Schmerz der Wunde ergriffen, wendet sich der Graf um, sein treues Thier trägt ihn einige Schritte weit, dann sinkt er leblos zu Boden. „Was thatest Du?“ soll der Herzog zu Bisdommne gezürnt haben, „erschlugest des Tages theuersten Ritter.“

Mit des Grafen und seiner drei Brüder Fall war das Geschwader gebrochen; um das Mitteltreffen beruhigt, konnte der Herzog von Brabant den besten Theil seiner Streitkräfte gegen den Erzbischof wenden. Mit Gleichmuth sah es der kriegerische Prälat an, daß die Banner von Wassenberg und Heinsberg schelmisch ihren Posten entlaufen waren; er strebte nur darnach, in dem Herog von Brabant seinen eigentlichen Gegner zu treffen, und vollbrachte zu dem Ende die unglaublichsten Thaten. Der Streit wurde jedoch zu ungleich, als die Hauptmacht der Brabanter, geführt von dem Herrn von Aerschot und von Guido von S. Paul sich daran betheiligte. Wie Montesquiou bei Jarnac unaufhörlich schrie, „tue, tue,“ dem Wort die That hinzufügend, so schrie vor Fühlingen der Junghern von S. Paul ohne Aufhören: „tue, tue ce faux prêtre!“ Worte, die doch schreckhaft auf den Erzbischof gewirkt haben sollen, zumal ihnen der ungestüme Andrang der Bergischen in der Fronte, der Anblick der unübersehbaren Bauernschaaren im Rücken sich gesellte. So von allen Seiten bedrängt, fürchtete Siegfried besonders, dem Grafen von Berg, von dem er nur den Tod erwarten konnte, in die Hände zu fallen, und plötzlich von der höchsten Aufregung zu unmännlicher Schwachheit übergehend, bat er mit kläglicher Stimme, daß der Herr von Aerschot ihn möge zum Gefangenen annehmen. Es geschah, und darüber gelangte der Graf von Berg, zur Stelle, der die Auslieferung des Gefangenen forderte und erhielt, nachdem er sich in Hast dazu verpflichtet, daß er sich mit dem Erzbischof nicht ohne Zuthun des Herzogs von Brabant, der Stadt Cöln und den übrigen Verbündeten vertragen wolle.

Gleichzeitig war das erzbischöfliche Banner, oder vielmehr der Karren, über dem es aufgepflanzt war, erobert worden. Dieser Karren, von starken Pferden gezogen, trug einen hölzernen, mit Bewaffneten erfüllten Thurm, auf dessen Zinnen das Banner flatterte. Drei schwere Balken von starken eisernen Ringen gehallen, konnten nach Willkür herabgelassen und in den Boden getrieben werden, wodurch das tragbare Castell, dem Carroccio der Italiener ähnlich, feststand. Bei alledem wüthete fortwährend auf diesem Punkte die Schlacht, vorzüglich durch des Erzbischofs Brüder und Vettern von Westerburg genährt, während die Bergischen Bauern, einer drohenden Gewitterwolke vergleichbar, noch unthätige Zuschauer des Gefechts blieben. Jetzt aber setzten sich auch diese, ergriffen durch des Mönches Walter Dodden glühende Anrede, in Bewegung und ihr Angriff, der, von dem Cölner Stadtwehren unterstützt, den Feind im Rücken faßte, gab die Entscheidung. Größtentheils mit Morgen-

ſternen von der roheſten Form bewaffnet, unter dem Ruf: „Berg ruhmreich,“ traſen ſie in unbeſchreiblicher Wuth auf die verdünnten Reihen der in ihren Rüſtungen unbeweglichen Reiſigen, und als dieſe auf einer einzigen Stelle durchbrochen waren, war der Kampf zu Ende. Die unerhörteſte Metzelei begann, weder Freund noch Feind verſchonend zeigten ſich die erboſten Bauern unermüdlich im Morden. Während alſo Centrum und rechter Flügel erdrückt waren, verrichtete Graf Reinold von Geldern auf dem linken Flügel Thaten, die ihm noch immer den Sieg zuwenden konnten.

In ſeinen Anſtrengungen wurde er getreulich von ſeinem Lehensmann Goswin von Born unterſtützt, dem es gelang, ein Geſchwader der Brabanter zu ſprengen. Gleich aber wurde er von anderen Feinden umſchloſſen, ſein älteſter Sohn mußte ſich gefangengeben; ein anderer, der Baſtard von Born, dem des Hauſes Panier anvertraut war, fiel in deſſen Vertheidigung; der Vater ſtritt wie ein Löwe weiter. Wiederholt wurde ihm zugeſchrieen, ſich zu ergeben. „Es iſt noch nicht an der Zeit,“ entgegnete er, „wartet, bis daß es mit Ehren geſchehen möge.“ Den Tollkühnen bewundernd, wagte es keiner, Hand an ihn zu legen; er entkam der eiſernen, ihn umſchließenden Mauer, fiel aber in einen Trupp Bergiſcher Bauern, die ihm den Arm zerbrachen und mit ihren ländlichen Waffen beinahe zermalmten, doch trug ihn ſein ſchwer verwundetes Pferd noch aus dem Gedränge. In dieſer kläglichen Lage traf er auf einen Minoriten, der gleich anderen ſeiner Brüder zur Wahlſtatt gekommen, um das Blutvergießen zu verhüten oder wenigſtens den Verwundeten und Sterbenden zu dienen. Der barmherzige Mönch ward von dem Herrn von Born als ſein leiblicher Sohn erkannt, und Sohnespflicht übend, brachte der Mönch den Vater in Sicherheit, wie ungern auch der alte Herr vom Schlachtfelde ſchied. Aber es fanden ſich auch Memmen und Verräther unter dem Geldern'ſchen Volke. Der Herr von Keppel gab den Ausreißern das Beiſpiel; ein anderer Haufe brach in das Lager der Brabanter ein, ſammelte reiche Beute und löſte ſich dann auf, weil jeder Einzelne nur noch darauf bedacht war, ſein Antheil von der Beute in Sicherheit zu bringen. Graf Reinold ſah die Schurken laufen, er ſelbſt wich nicht vom Platze, auch dann nicht, als ſein Banner gefällt war. Schwer verwundet fiel er endlich vom Roß und wäre verſchieden, hätte nicht Graf Arnold von Looz, der im feindlichen Heer focht, von des Vetters Bedrängniß gehört. Der ſchickt einige Edelknechte zu ſeinem Beiſtand aus, die den Grafen von Geldern glücklich fanden, ihm die Rüſtung abnahmen, die ihn allzu kenntlich machte, auf ein Pferd hoben und dem Caſtellan von Montenaken übergaben, der ihn vollends vom Schlachtfelde wegbringen ſollte. Schon glaubte ſich der Graf von Geldern außer aller Gefahr, da begegnete er brabantiſchen Edelknechten, oder nach einer anderen Verſion dem Grafen Guido von S. Paul; er wurde, obgleich nicht erkannt, angehalten und als Gefangener abgeführt. Nach Heelus Anſicht hat Graf Reinold dadurch, daß er vom Schlachtfelde wich, den Ruhm befleckt, den er vorzugsweiſe allen ſeinen Verbündeten gegenüber, durch langes Ausharren und verwegene Tapferkeit ſich erwarb.

Noch ſetzte Walram Herr von Valkenburg und Montjoie, der als des Krieges Urheber zu betrachten iſt, den Kampf der Verzweiflung fort; mit einer Beweglichkeit ſonder Gleichen ſtritt er bald mit dieſer, bald mit jener Abtheilung der Feinde. Nachdrücklich und mit Verluſt ſeines Banners von dem Baron von Walhain zurückgewieſen, iſt er, wie Heelu anmerkt, „den Gewohnheiten der Prinzen des Hauſes Limburg untreu geworden, als welche niemals vor dem Feind geflohen ſind.“ Das mag Walram denn auch bedacht haben, denn auf dem nahen Bühel Stand haltend, entfaltete er ein zweites Banner, das von Valkenburg, verſprengte Reiſige ſchloſſen ſich ihm an, und auf dieſe Weiſe verſtärkt, ſtürmte er gegen das Geſchwader der Grafen von Jülich. Hartnäckig und verzweifelt war das Gefecht, das in jedem Augenblick der ganzen eben noch ſiegreichen Armee verderblich werden konnte; ſchon hatte Walram den Grafen von Jülich am Halſe verwundet, da ſtörten gemeinſchaftliche Freunde den Einzelkampf und in der kurzen Pauſe führte einer der Jülichiſchen Ritter einen Hieb gegen den Herrn von Valkenburg, der ihm beinahe die ganze Naſe wegnahm. In der hierdurch veranlaßten Verwirrung wäre Walram unzweifelhaft des Todes geweſen, hätten nicht die Vettern in dem feindlichen Heere, der Graf von Looz und Arnold von Stein, ſich ſeiner angenommen. Die barmherzigen Samariter verbanden ſeine Wunden und führten ihn aus dem Gefecht, das noch geraume Zeit von ſeinen Leuten unterhalten wurde. Die am längſten in der blutigen Arbeit Ausdauernden waren jedoch die Inſaſſen des Limburger Landes. Sie hatten ſich für den Grafen von Luxemburg bewaffnet, und fanden ſich andern Limburgern gegenüber, die für Brabant ſtritten. Das Gefecht der Landsleute und Nachbarn trug den vollen Charakter eines Bürgerkrieges, bei denen endlich eine unwiderſtehliche Uebermacht alles erdrückte. Vollſtändig allgemein und vor allen Dingen, nach den Begriffen jener Zeit, entehrend war die Niederlage der Erzbiſchöflichen, denn es waren Ritter geſehen worden, die ſich Bauern ergaben, um nur in dem Flegelkriege ihr Leben zu retten.

Gefangen wurden außer dem Erzbiſchof und dem Grafen von Geldern, die beiden Grafen von Naſſau, Adolf und Heinrich, der Graf von Neuenar, Walram von Jülich-Bergheim, Reinhard von Weſterburg, der Propſt zu Bonn, Johann von Heinsberg zu Löwenberg und ſein Neffe der Graf von Hülcherath, Eber-

Digitized by Google

hard und Salentin von Isenburg, in allem wohl tausend Ritter oder Edelknechte: „per tierezza da provati e buoni cavnliere nullo quasi si fuggi del campo," schreibt Villani. Ohne Ausnahme wurden sie mit Ketten belastet. Von den Gebliebenen wird nächst den Limburgischen Prinzen als der vornehmste des Erzbischofs Bruder, Heinrich von Westerburg genannt; mit ihm fielen wohl 1100 Ritter und Edelknechte. Theuer, mit dem Verlust von 2500 Mann, mußte der Herzog von Brabant seinen Sieg erkaufen. Daß in Allem, den Siegern wie den Besiegten, 500 Ritter, die „besten der Christenheit getödtet wurden, hat Villani gehört. Nach den Aufzeichnungen in einem alten Missale der Pfarrkirche zu Woringen fanden 2400 der Getödteten ein christliches Begräbniß. Viele der Fliehenden verunglückten in dem nahen Morast oder im Rhein. Mit 4000 gefallenen Pferden war die Ebene bedeckt.

Als der vollständige Sieg erstritten, legte der Herzog von Brabant die Rüstung ab, denn er bedurfte der Ruhe. Auch die Gefangenen wurden entwaffnet, und jetzt erst gab sich der Graf von Geldern zu erkennen. Man stellte ihn dem Sieger vor, der den Gefangenen kaum eines Wortes würdigte und ihm die Ketten abzunehmen untersagte. Dann ließ er seinem Volke, das ohne Speise und Trank des Tages Last getragen, Brod und Wein austheilen. Keine Klage störte seine Freude, die Verwundeten und die Angehörigen der Gefallenen, sie alle vergaßen ihr Leid im Hochgefüht des Sieges, und daß sie genöthigt waren zu bivouakiren, weil die Gezelte der Geldernschen Beute geworden, bekümmerte sie vollends nicht. Sie überließen sich der Ruhe ohne nur eine einzige Wache ausgestellt zu haben. Am andern Tage mit dem frühesten Morgen begann die Thätigkeit der Ordensleute, die von allen Seiten herbeikamen, um die Todten zu begraben. Vorzüglich die Sackbrüder (Sachets) haben sich dieser Arbeit unterzogen und sie so ernstlich betrieben, daß bis zum Abend sämmtliche Leichen verschwanden. Der Herzog aber bestieg nach dem Schlachttage, von dem Grafen von Jülich begleitet, ein Schifflein, das ihn nach Cöln tragen sollte. Dort wartete seiner ein Empfang, wie er dem Erretter aus dringender Gefahr gebührt, er empfing das Bürgerrecht der Stadt, dem eine bedeutende Schenkung beigefügt war. Den Besitz des Hofes von Brabant, nach welchem bis auf diesen Tag die schöne Straße „auf dem Hof" benannt wird, hat sich der Herzog von Brabant vor Woringen verdient. Als die Wunde geheilt war, die im Einzelkampf mit dem Grafen von Luxemburg, dessen Schildträger, Walter von Wilz, ihm geschlagen, als die Burg zu Woringen, deren Vertheidiger sämmtlich enthauptet wurden, gefallen, verließ Herzog Johann der Siegreiche das dankbare Cöln.

Das Königliche Hospital für Lungenkranke auf der Insel Wight.

Jetzt, wo es sich für Berlin darum handelt, eine neue „Charitee" zu errichten, und Professor Leyden vorgeschlagen hat, ein ganz für sich liegendes Hospital für Lungenkranke zu erbauen, dürfte es von Interesse sein, etwas über ein derartiges Heim für diese Kranken zu hören. Es giebt in Europa nur eines, welches einzig in seiner Art ist, und das ist das Königliche Hospital in Ventnor.

Wenn man mit dem Norddeutschen Lloyd von Bremen nach Southampton fährt, wird man bei der Ankunft gefragt, ob man nach New-York oder nach der Insel Wight geht. Ist Letzteres der Fall, so wird einem eine kleine Dampfschifffahrts-Gesellschaft empfohlen, die einen entweder nach Cowes oder direct nach Ventnor bringt, indem der Dampfer die Insel umschifft. Schon von Weitem fällt einem bei der Ankunft das malerisch gelegene Ventnor auf, welches sich terassenförmig auf Felsen über dem Meeresspiegel bis zum Anfange des Bonifacius-Gebirges aufbaut. Da der Golfstrom in unmittelbarer Nähe der Insel vorüberfließt, hat Ventnor ganz südliches Klima. Frost und Schnee im Winter gehören dort zu den Seltenheiten, und die Fuchsien- und Magnolienbäume blühen das ganze Jahr hindurch im Freien. Die Vegetation ist die denkbar üppigste. Gegen Norden ist Ventnor durch die Bonifaciusberge, gegen Osten durch die Berge von Bonchurch geschützt. Es giebt in Ventnor nur Süd- oder Westwind, der erstgenannte ist Seewind. Ungefähr eine halbe Stunde von Ventnor entfernt, auf der ansteigenden Undereliffe (Unterklippe), hat man das Heim für Lungenkranke erbaut. Es liegt auf einer großen Wiese, lehnt sich rückwärts an die Bonifaciusberge und liegt mit der Front nach dem Meere zu.

Es wurde im Januar 1872 von der Königin in Person und in Gegenwart vieler Fürstlichkeiten und Mitglieder der Aristokratie eröffnet. Die Anregung und die Mittel für dieselbe verdankt England in erster Reihe Herrn Dr. Hill Hassel, welcher im Jahre 1894 leider gestorben ist.

Man nennt es Königliches Hospital, doch werden die Kosten ausschließlich von reichen Leuten in England aufgebracht, die sich zu bestimmten Summen jährlich verpflichtet haben. Das Krankenhaus besteht aus zehn Blockhäusern und der Kirche. Jedes Haus beherbergt nur zwölf Kranke, mit Ausnahme des letzterbauten, welches achtzehn aufnehmen kann.

Jeder Kranke hat sein eigenes Schlafzimmer mit einem Balcon, dessen Thür nach der See geht. Die Kranken wohnen nur eine und zwei Treppen. Das Erdgeschoß hat ein Wohn- und ein Lesezimmer, und drei Treppen wohnen die Wärter und Wärterinnen. Ein Blockhaus hat noch einen Speisesaal, das Aerztezimmer, Laboratorium und Apotheke.

Digitized by Google

126 Kranke werden aufgenommen. Von diesen sind im Jahre 1894 die Hälfte fast ganz gesund geworden und entlassen. Sechszehn wurden viel besser, zehn schlechter und sechs starben.

Die meisten Patienten waren aus London und fast ein Drittel noch im Kindesalter.

Die Behandlung ist eine sehr verschiedenartige. So giebt es beispielsweise eine Station, auf welcher als Medizin fast nur Leberthran verabreicht wird. Kalte Bäder in der See sind bei augenblicklicher Entlassung streng verbolen, und überhaupt hat jeder Patient sich den genauen Vorschriften der Aerzte zu fügen.

Da die Blockhütten alle mit einander durch Glasgänge verbunden sind, kann, mit Ausnahme der Bettlägerigen, jeder zur Mittagstafel kommen. Es ist Centralheizung mit Regulation in den Häusern, und der Patient muß sich der Vorschrift des Arztes über die Erwärmung und Lüftung des Zimmers fügen.

Es wird viel Milch verabreicht und Thee nur Morgens und nicht für die Schwerkranken. Der Patient zahlt 10 Shilling, etwa 10 Mk. 50 Pf., die Woche und hat dafür Alles frei.

Das zum Hospital gehörige Land beträgt 150 bis 200 Morgen, und nach der Ostseite hin ist ein sehr hübscher Park mit Spielplätzen angelegt. Man gewinnt den Eindruck, als fühlen sich alle Kranken dort ganz heimisch. Angestellt sind drei sehr berühmte konsultirende Aerzte. Es giebt dann noch vier behandelnde Aerzte, zwei Assistenten und einen Chirurgen. Ein großes Laboratorium ist mit der Anstalt verbunden.

Es werden jährlich einige hundert in Vorschlag gebracht, von denen die Bewohner Londons zuerst Berücksichtigung finden.

Der Wohlthätigkeitssinn der Engländer zeigt sich bei dieser Gelegenheit in bestem Lichte, und sie sind mit vollem Rechte sehr stolz auf ihr Heim für Lungenkranke.

(Berliner Local-Anzeiger.)

Stille Wohlthätigkeit.

Gutscheine für 1 Mittagessen zu 25 Pfg., auch zu 15 Pfg., ebenso für Nachtlager zu 25 Pfg. halten die Herbergen zur Heimath in Berlin, Oranienstr. 105 und Auguststr. 81, zum Verkauf, um Wohlthätern Gelegenheit zu geben, auf diese Weise bedürftigen und würdig erscheinenden Wanderern eine nutzbringende Unterstützung zu gewähren. Durch Verabreichung von Gutscheinen an Unterstützung Suchende wird dem Mißbrauch von Geldgeschenken, die nur zu häufig der Trunksucht dienen, vorgebeugt. Die Handlichkeit des Formats ermöglichen den Wohlthätern, eine Anzahl dieser Gutscheine im Notizbuch bezw. der Geldtasche dauernd bei sich zu führen und so an jedem Ort etwaigen in Noth befindlichen Leuten eine Wohlthat zu erweisen. Die genannten Gutscheine sind am Buffet der Herbergen jederzeit käuflich zu haben.

Literatur.

Mittheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Dr. O. Seesemann. Nr. 6. Leipzig in Commission bei K. Baedeker. 1895.

Inhalt: I. Mittheilungen: Reisebericht. Von Professor R. Brünnow. (Fortsetzung) II. Meschetta. — II. Nachrichten: Rechenschaftsbericht für das Vereinsjahr 1894. — Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder des Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas. —

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Jahrgang. Berlin, Januar 1896. Nr. 1.

Inhalt: Bericht über die 528. Sitzung vom 29. November 1895. — Bericht über die 529. Sitzung vom 3. Dezember 1895. — Bericht über die Generalversammlung vom 3. December 1895. — Zum Wappen der Familie von Alten (Mit 3 Abbildungen). — Eine für die Rechtsgeschichte des schwäbischen Adels wichtige Urkunde. — Ein Beitrag zur Geschichte der Happ von Happberg. — Zur Geschichte der von Johnston. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Am schwarzen Brett. — Anfragen. — Antworten. — Briefkasten.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 8. 18. Januar 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig (Fortsetzung). — Die Kaiserproklamation zu Versailles am 18. Januar 1871. Ein Gedenkblatt zur 25jährigen Erinnerungsfeier der Wiederaufrichtung des Deutschen Kaiserreiches. — Das hundertjährige Jubiläum des Handlungshauses Gebrüder Schickler in Berlin. — Kleine Mittheilungen: Die 150jährige Wiederkehr des Geburtstages von Johann Heinrich Pestalozzi (Mit Abbildung). — Erinnerung an Kaiser Friedrich. — Bernhagen unauffindbar. — Das „Theater des Westens." — Jubiläum der Münchener Stadtchronik. — Büchertisch. — Anzeigen.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 53. Serie. 1896. Januar-Heft. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Jährlich 12 Hefte. Preis 4 Mark.

Inhalt: Zum neuen Jahre. — Blicke in die Arbeiterwelt. Von Pastor E. Fritsch (Schluß). — Diakonissenhaus und Diakonie-Verein. Von Pastor Lindner. — Bilder aus der Stadtmissionsarbeit in Hamburg. — Zur Literatur der inneren Mission.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 5. Februar 1896. Nr. 6.

1. Martin von Szent-Iványi, K. u. K. Oesterreich-Ungarischer Wirklicher Geheimer Rath und Obergespan des Liptauer Comitats, Mitglied des Ungarischen Herrenhauses, auf Szent-Iván bei Lipto Szent-Miklos in Ungarn, Ehrenritter seit 1862, † zu Szent-Iván 17. Juni 1895.
2. Albert von Kornatzki, Major z. D., Ehrenritter seit 1866, † zu Darmstadt 26. Januar 1896.

In's Land der Pharaonen!

Wenn der Arzt seine Gänge an einer langen Reihe von Krankenbetten vorüber gemacht hat, greift er des Abends gern zu den erheiternden „Fliegenden Blättern". Wenn der Hausvater sich Tags über abgemüht hat mit widrigen Dingen und oft noch widrigeren Menschen, läßt er sich zu Hause von seinen Kindern gern als Hottoröße benutzen. Und wenn der Leser sich durch die gründlichen, meist wissenschaftlich ernsten Aufsätze des Johanniterblattes durchgearbeitet hat, wird er vielleicht nicht ungern die leichte Waare dieser „Reisegedanken und Gedankenreisen" zu sich nehmen. Ich wäre bei meinen Vergleichen aus dem Studio und dem Kinderzimmer beinahe noch in die Küche gerathen. Denn ich wollte auch an die leichte Kartoffel erinnern, die zum schweren Hauptgerichte Fleisch als daseinsberechtigte Zukost sich gesellt. Aber warum soll ich erst lange die Existenzberechtigung dieser Reiseerinnerungen vertheidigen? Die beste Defensive ist: Drauf wie Blücher! Also vorwärts in's Land der Pharaonen, um ein Stück Orient zu erleben!

Schon auf dem Schiffe, mit dem wir nicht von Italien, sondern von Syrien her Egypten zusteuern, geht es orientalisch genug zu. Die meisten Passagiere — ihre Nationalitätenliste lies Apostelgesch. 3, 9—11 — fahren auf Deck und bilden mit ihren bunten Turbanen und discreten Schleiern, mit ihren Kaftans, Shawlgürteln und rothen Schnabelschuhen malerische Gruppen. Dort hat sich eine besonders interessante Gruppe gebildet. Sie nehmen jene hockende Stellung des Türken ein, der laut dem „Toballied" „denkt, er wärsch", und Einer der Hockenden entlockt einer Flöte eine jener unmöglichen arabischen Melodien, die da aufhören, wo europäische Musik erst anfangen würde. Das Orchester zur stimmführenden Flöte geben die Andern ab mit gleichmäßigem Händeklatschen. In den kleinen offenen Kreis des Musikkorps tritt nun ein Einzelner und tanzt zur Musik. Er braucht nicht nach europäischem Tanzbegriffe so und sooiel Quadratmeter unter die Füße und eine „sie" um die Hüfte, sondern er tanzt allein und „zur Stelle". Er bewegt mit der vielen oder wenigen Grazie, die ihm verliehen ist, die nach vorn gebreiteten Arme, den Kopf, die Hüften, die Beine. Das ist sein Tanz. Hat er so einige Zeit seine choreutische Eigenschaft ausgestellt, so tritt er in den klappenden Kreis zurück, und ein Anderer kommt an die Reihe. Zuweilen sträubt sich Einer in „seines Nichts durchbohrendem Gefühle". Aber er wird unter Gelächter in den Kreis geschoben und erntet mit seinen einem Tanzbären abgelauschten Bewegungen gerade reichlichsten Beifall, noch einmal so laut klappen die Hände. So hocken, tanzen, klatschen und flöten sie stundenlang, viel länger als wir zuschauen mögen. Wir aber haben ein Stück Orient gesehen, orientalische Phantasia, zugleich ein Stück orientalischer Genügsamkeit, die sich ohne besonderen Aufwand zu vergnügen weiß. Wir haben zugleich den uralten Tanz geschaut, wie ihn David vor der Bundeslade einher tanzte, den Einzeltanz, den Tanz in seiner schönen Ursprünglichkeit als reine Freude an rythmischer Bewegung des Körpers. Welch' ein Zerrbild hat die westliche Kultur aus dem Tanze gemacht mit ihrem Walzer und Galopp — die Contretänze will ich ausnehmen —, da die Paare wie aufgezogene Automaten dahindrehen oder rasen.

Unser Schiff hält vor Jaffa auf offenem Meere,

(Fortsetzung auf Seite 33.)

Digitized by Google

№	Namen der Kranken- und Siechenhäuser	Zahl der Kranken und Siechen				Davon sind												Gesammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro													Die tägliche Durchschnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen betrug	Die Zahl der Tage, die durchschnittlich jeder Kranke in der Anstalt gewesen ist, stellt sich auf	Zahl der verbauerten Kranken- und Siechenbetten
						gestorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebessert entlassen				all. 1895 in d. Behandl. verblieben																
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	September	October	November	December	Summa			
1.	Sonnenburg	195	135	49	379	12	6	2	20	138	99	40	277	13	14	1	31	29	16	6	51	1265	1347	1651	1730	1658	1641	2045	2015	1914	1728	1695	1529	20218	55	53	70
2.	Pulzin	293	201	52	546	10	4	1	15	208	148	37	393	42	33	5	80	33	16	9	58	1609	1442	1766	1838	2321	2811	2836	2996	2051	1340	1490	1764	24204	66	44	90
3.	Gr. Lichterfelde	158	—	224	382	14	—	—	14	47	—	224	271	—	—	—	—	97	—	—	97	2821	2546	2919	2872	4348	4616	6202	5158	4623	3090	2962	3031	45188	124	110	130
4.	Sterkrade [1]	87	16	3	106	—	2	—	2	50	6	1	57	17	3	—	20	20	5	2	27	—	—	—	—	—	—	—	—	39	686	933	864	2522	21	24	60
5.	Pr. Holland	202	60	11	273	8	6	1	15	166	41	7	214	2	5	1	8	26	8	2	36	886	850	952	819	878	805	807	860	753	574	645	1027	9856	27	36	50
6.	Gerdauen	155	76	19	250	8	5	—	13	116	50	13	179	13	3	4	20	18	18	2	38	1226	1119	1557	1402	1340	1137	1367	1623	1270	1249	1269	1264	15823	43	63	54
7.	Bartenstein	109	48	7	164	4	5	—	9	75	31	5	111	14	6	2	22	16	6	—	22	471	543	652	625	395	257	303	356	420	316	487	676	5501	15	34	50
8.	Neidenburg	275	112	53	440	13	5	4	22	207	86	34	327	32	14	9	55	23	7	6	36	1035	1131	1206	1008	1154	1029	820	732	730	1090	1072	1225	12232	34	28	43
9.	Bandsburg	187	49	18	254	8	3	—	11	136	32	12	180	14	10	1	25	29	4	5	38	1146	920	1126	952	887	900	1055	1113	890	814	922	1044	11769	32	46	40
10.	Heiligenbeil	210	98	29	337	14	8	1	23	160	54	20	234	6	4	2	12	30	32	6	68	2037	1733	1756	1571	1736	1598	1627	1674	1567	1580	1807	1840	20526	56	61	66
11.	Dirschau [2]	167	35	10	212	11	4	2	17	116	26	7	149	2	1	1	4	38	4	—	42	—	—	—	—	—	—	527	752	720	705	1216	1364	5314	29	25	52
12.	Jüterbog	159	63	21	243	7	7	—	14	129	40	17	186	2	5	—	7	21	11	4	36	858	896	990	730	616	558	550	564	685	615	693	897	8652	24	36	32
13.	Neuruppin	219	114	13	346	21	13	4	38	165	87	6	258	9	4	—	13	24	10	3	37	1162	1070	1130	849	1018	885	908	1009	1016	869	891	1071	11878	33	34	40
14.	Stendal	492	162	25	679	30	18	—	48	410	119	23	552	12	7	1	20	40	18	1	59	1765	2096	2203	1444	1481	1439	1368	1181	1433	1448	1472	1560	18890	52	28	60
15.	Pritzwalk	288	71	9	363	20	7	—	27	214	51	9	274	17	3	—	20	32	10	—	42	1318	1403	1593	955	843	895	940	862	784	896	922	1235	12646	35	35	45
16.	Jüllichau i. d. Neum.	119	85	18	222	7	8	—	15	84	61	15	160	14	10	2	26	14	6	1	21	650	514	693	609	525	480	546	520	442	384	525	663	6551	18	30	40
17.	Königsberg	156	75	19	250	13	5	1	19	119	64	12	195	10	6	3	19	14	—	3	17	866	764	959	843	831	704	763	673	798	628	552	718	9099	25	36	55
18.	Züllchow	428	133	12	573	38	22	2	62	326	94	7	427	13	6	1	20	51	11	2	64	2098	2137	2403	2152	2061	1975	2166	2196	2252	1825	1805	1986	25056	69	45	96
19.	Lauenburg	178	53	14	245	18	7	1	26	132	35	11	178	9	5	—	14	19	6	2	27	883	654	669	592	519	523	714	684	735	840	726	833	8322	23	34	40
20.	Greifswald [3]	5	21	—	26	—	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	5	20	—	25	—	—	—	—	—	—	719	744	725	775	760	791	4514	22	174	30
21.	Erdmannsdorf	86	106	23	215	8	11	1	20	66	71	13	150	1	3	1	5	11	21	8	40	1197	1234	1331	1276	1296	1238	1299	1219	1236	1393	1099	1196	15014	41	70	80
22.	Reichenbach	162	118	23	303	12	11	—	23	112	82	17	211	24	15	6	45	14	10	—	24	1015	873	917	829	888	645	774	618	745	775	761	869	9709	27	32	46
23.	Fallenberg	248	48	8	304	7	5	1	13	171	32	5	208	40	8	1	49	30	3	1	34	937	882	872	607	493	538	576	606	546	775	616	912	8360	23	28	42
24.	Neusalz u. d. O.	107	42	17	166	11	6	1	18	85	25	13	123	4	4	—	8	7	7	3	17	806	878	836	510	491	583	581	511	489	589	470	511	7255	20	44	41
25.	Pleß	306	87	25	418	14	9	1	24	262	66	22	350	4	2	1	7	26	10	1	37	935	1054	1041	897	1195	879	1154	1092	901	998	1052	1291	12489	34	30	52
26.	Saarau	136	81	21	238	11	8	1	20	93	60	14	167	15	10	1	26	17	8	5	25	434	388	403	409	378	348	813	500	536	435	646	787	5577	15	23	36
27.	Glatz (Siechenh.)	—	20	—	20	—	3	—	3	—	—	—	—	—	4	—	4	—	13	—	13	372	319	328	294	314	288	279	279	270	336	325	365	3769	10	188	15
28.	Tirschtiegel	45	26	3	74	3	2	—	5	28	13	1	42	7	9	2	18	7	2	—	9	262	189	323	346	346	204	248	132	209	253	282	287	3081	8	43	20
29.	Pinne	123	40	18	181	15	3	1	19	83	29	14	126	13	7	2	22	12	1	1	14	475	479	412	454	401	353	560	411	476	427	496	446	5390	15	30	20
30.	Fraustadt	203	78	28	309	9	3	2	14	160	64	22	246	18	6	—	24	16	5	4	25	1073	798	793	616	629	585	598	665	685	703	670	629	8414	23	27	27
31.	Pakosch	101	22	—	123	9	4	—	13	80	16	—	96	3	1	—	4	9	1	—	10	471	454	420	342	359	273	178	185	166	213	343	513	3917	11	32	15
32.	Kolmar	96	81	26	203	3	3	2	8	77	63	16	156	8	12	8	28	8	3	—	11	522	872	457	250	230	381	239	412	430	476	398	444	4611	13	23	23
33.	Mansfeld (Siechenh.)	21	12	—	33	1	—	—	1	1	—	—	1	1	—	—	1	18	12	—	30	992	896	992	958	990	960	992	992	939	933	900	930	11474	31	346	32
34.	Genthin	247	50	24	321	11	5	—	16	198	39	21	258	17	4	2	23	21	2	1	24	794	740	772	639	590	589	543	470	552	482	585	767	7523	20	23	30
35.	Heiligenstadt	33	85	27	95	2	6	2	10	23	21	24	68	3	—	1	4	5	8	—	13	323	270	409	441	443	387	412	315	384	497	514	528	4923	13	52	26
36.	Plön	17	26	17	60	2	—	1	3	11	22	14	47	3	1	—	4	1	3	2	6	234	287	390	270	215	211	290	162	96	138	159	181	2633	7	44	29
37.	Danzenberg	232	123	50	385	9	4	1	14	207	109	28	344	3	3	1	7	13	7	—	20	797	668	1081	903	1034	1131	965	985	943	913	689	756	10865	30	28	48
38.	Altona	137	45	10	192	8	1	—	9	100	35	10	145	—	—	—	—	29	9	—	38	990	934	1020	890	940	947	890	949	936	892	951	1212	11551	32	60	50
39.	Oeynhausen [4]	188	201	—	389	2	—	—	2	128	133	—	261	58	68	—	126	—	—	—	—	—	—	—	—	1471	2878	3061	3106	1801	—	—	—	12317	90	32	103
40.	Lippspringe [4]	81	85	5	171	2	1	—	3	40	31	—	71	39	53	5	97	—	—	—	—	—	—	—	—	1042	1337	799	1309	794	250	—	—	5531	33	32	41
41.	Dierdorf	118	81	34	233	9	9	2	20	60	34	22	116	26	23	2	51	23	15	8	46	1257	1169	1464	1414	1417	1199	1208	1215	1137	1217	1319	1469	15485	43	66	45
42.	Plaschingen	68	26	—	94	3	1	—	4	63	24	—	87	—	—	—	—	2	1	—	3	114	101	200	151	96	125	56	76	128	117	137	112	1413	4	15	15
43.	Schwäbisch-Hall	—	—	79	79	—	—	—	—	—	—	59	59	—	—	13	13	—	—	7	7	82	30	70	215	442	542	558	519	391	427	213	200	3689	10	47	21
44.	Ludwigslust	441	—	46	487	23	—	2	25	374	—	34	408	11	—	1	12	33	—	9	42	1737	1696	1488	1297	1296	1168	1402	1250	1255	1323	1310	1250	16472	45	34	50
45.	Riesa	102	57	10	169	9	5	1	15	80	38	5	123	4	4	2	10	9	10	2	21	505	415	497	615	500	480	561	618	711	707	562	651	6822	19	40	33
46.	Niederweisel	129	61	22	212	5	5	—	10	98	40	13	151	13	6	6	25	13	10	3	26	673	570	613	475	552	490	629	556	563	624	724	807	7276	20	34	22
47.	Beirut	251	174	125	550	10	1	6	17	152	111	77	340	67	47	25	139	22	15	17	54	1366	1255	1550	1300	1328	1352	1260	1068	855	1132	1531	1556	15553	43	28	63
	Summa	7755	3332	1227	12314	454	241	44	739	5750	2283	944	8977	626	429	113	1169	925	379	126	1430	40409	38116	42904	37389	41987	42364	46688	45932	42021	38477	39566	44051	499904	1315	40	2168

[1] Am 24. September 1895 neu eröffnet. [2] Am 25. Juni 1895 neu eröffnet. [3] Am 1. Juli 1895 von der Pommerschen Genossenschaft des Ordens übernommen.
[4] Die Krankenhäuser und Asyle für Badegäste in Oeynhausen und Lippspringe sind während des Winters geschlossen.

Anmerkung: Durch die Aerzte des Krankenhauses zu Beirut sind, außer den in diesem Hause selbst behandelten 550 Kranken, im Laufe des Jahres 1895 noch 10214 poliklinische Consultationen in dem zum Hause gehörigen Ambulatorium unentgeltlich ertheilt, auch die Patienten zum großen Theile mit freier Medicin versehen worden.

Digitized by Google

das im Winter oft die weiße Mähne schüttelt und jeden Landungsversuch vereitelt. Heute aber liegt die See geduckt, so daß man in seine Bläue tief hineinschauen kann. Erblickt man da Etwas? Ja, um das verankerte Schiff herum schwimmen wunderbare Lebewesen, wie Lampenschirme gestaltet; es sind kopfgroße Quallen, durchsichtig blau, wie irisirtes Glas. Die wunderbar formen- und farbenreiche Meerestiefe hat einige ihrer Kinder emporgesandt zu unserer Augenweide. Zuweilen sieht man nicht weit vom Schiffe ein anderes Seethier, das zu besonderer Magenweide dient, nämlich wenn man es gefangen hat; es ist die scheue Riesenschildkröte des Mittelmeeres. Von Jaffa herüber kommt stoßweise ein würziger Hauch, ein wahres balsamisches Lüftchen. Es ist Blüthenduft aus den weiten Orangengärten, welche das Wahrzeichen des jetzigen Jaffa sind, mit mehr Recht als der Bär das Wahrzeichen von Berlin ist. So gesellt sich zum orientalischen Vordergrunde des Schiffslebens der ditto Hintergrund der Natur.

Aus Abend und Morgen ward ein neuer Tag, da liegt vor uns das ungeheure Afrika. So ungeheuer groß es ist, wir kriegen aber doch nur wenig von ihm zu sehen, ob wir auch ganz nahe kommen. Nur ein schmaler gelber Streifen verräth die sandige flache Küste. Wir fahren auf Port Said zu. Zu unserer Rechten, westwärts, läuft der Hafendamm von Port Said, aus künstlichen Quadern zusammengesetzt. Ueber zwei Kilometer ist er lang, um den „Segen des Niles", den Schlamm desselben, der von der Ostströmung des Mittelmeeres bis nach Port Said geführt wird, von der Schifffahrtstraße abzuhalten. Schon werden die dicken Seile auf dem Verdecke zurecht gelegt, welche im Hafen drinnen unser Schiff festmachen sollen.

Da liegen wir nun fast angesichts von Port Said. Beim Anblick auf die Stadt sind wir zunächst etwas enttäuscht. Wir hatten es uns etwas „egyptischer" gedacht, nicht so modern, so geradwinklig, so prosaisch, wie es nun vor uns liegt in gähnender Langweiligkeit. Die Häuser sind fast alle nach indischer Bauart in jedem Stockwerk von einer hölzernen Gallerie umzogen. Ueberhaupt ist in Port Said das im sonstigen holzarmen Orient unbekannte Holzfachwerk ziemlich häufig. Giebt es doch in Port Said den Stein nur in seiner minimalsten Gestalt, als Sand, so daß alle Baumaterialien zu Schiff herbeigeführt werden müssen. Das brachte auch die französischen Ingenieure auf den Gedanken, den reichlichen Sand zum Bau des Hafendammes zu verwenden. Wie, mit Sand einen Hafendamm bauen? Ja, sie ließen aus Frankreich hydraulischen Kalk kommen, vermischten 1 Theil mit 7 Theilen Sand und formten daraus die kolossalen Quadern, welche jetzt felsenfest dem wüthenden Meere gebieten: Bis hierher und nicht weiter! Auch in der Stadt drinnen wird uns ein Haus gezeigt, dessen Wände aus einem Guß sind, ähnlich wie die Quadern hergestellt. Eine Eigenthümlichkeit von Port Said will ich hier gleich noch anfügen, das ist sein Friedhof. Der ist nämlich überirdisch. Weil man beim Graben im Sande gleich auf Wasser stieß, mußte man Grabkammern über der Erde mauern.

Bei einem Spaziergange längs des Quai und weiterhin springt uns der unfertige Charakter der Stadt in die Augen: hier ein Haus, dann ein leerer Baugrund, dann ein halbfertiges Haus. Indeß auch dies ist nicht ganz uninteressant. „Allem läßt sich abgewinnen eine Seite, die da glänzt." Alte, wohlkonsolidirte Städte giebt es in Hülle und Fülle überall. Aber solch ein Bébé in Kinderschuhen unter den Städten, wie es Portsaid ist, sieht man nicht so oft. Da muß man schon nach Amerika pilgern, wo die jungen Städte allerdings so häufig sind, wie in Europa die alten. Sonst gleichen die Städte meist den Damen darin, daß nicht nur beide nach Zumpt, lateinischer Grammatik, weiblichen Geschlechtes sind, sondern auch darin, daß beide ihr Geburtsjahr gern in Dunkel hüllen. Portsaids Geburtsschein liegt aber offen da vor Aller Augen. Es ist 35 Jahre alt, denn es verdankt dem Suez-Canal seine Entstehung. Welch ein Gegensatz: Jaffa, eine älteste Stadt, die schon auf allegyptischen Denkmälern als Ibdppu angeführt wird, und Portsaid, erst 35 Jahre alt! Das ist ja für eine Stadt das reinste Säuglingsalter! Nun wundern wir uns beim Blick auf den unfertigen Charakter von Portsaid gar nicht mehr. Es müssen diesem Säugling ja noch die Zähne fehlen, er kann ja noch keine Haare haben.

In anderer Beziehung freilich, leider, gleicht Portsaid dem Roué, der keine Haare mehr hat. Es wimmelt in Portsaid von Cafés chantants, Spielhöllen und anderen Blüthen, die am Gifthaum der Genußsucht wachsen. Portsaid ist nicht blos ein Knotenpunkt des Verkehrs, sondern auch insofern ein Knotenpunkt, als sich an diesem Punkte „Knoten" aus aller Herren Länder treffen, zumeist passirendes Schiffsvolk, das hier einige „lustige" Stunden verleben will. Die schändlichsten Anerbieten wurden mir auf der Straße gemacht. An mehr denn einem Laden wurde mir zugerufen: Monsieur, des photographies obscènes!

Die christliche Nächstenliebe hat aber auch in diesem Sumpf sich angebaut. Es ist ein christliches Sailors home, in welchem auch wir ein Nachtquartier finden bei frommen Hauseltern.

Auch unser Patriotismus sollte nicht leer ausgehen in Portsaid. Als wir längs dem Quai wanderten, fiel uns ein überaus stattliches Schiff besonders auf. Weiß angestrichen hatte es so etwas Apartes, Nobles an sich. Und als der Abend kam, strahlte es von schier unzähligen elektrischen Lampen. Es war „Preußen" von der deutschen ostasiatischen Linie, ein Anblick, der nicht gerade als Medizin gegen zu

große Voreingenommenheit für Deutschland verordnet werden dürfte.

Im Hafen giebt es auch des Nachts keine Ruhe. Die Dampfer, die ankommen, laden immer sofort die nöthigen Kohlen. Dies Geschäft besorgen bei qualmendem Fackellicht mit eintönigem Hoiho Eingeborne, zumeist Neger, deren Teint sich für dies schwärzende Geschäft ja allerdings besonders eignet. Sie verstehen ihr Geschäft, denn in 2—3 Stunden haben sie ihre kolossalen Kohlenkähne aus- und übergeladen. Mir thun sie aber immer leid, diese armen Arbeiter, die vom Kohlenstaub, den sie fortwährend einathmen, Alle über kurz oder lang krank werden und vorzeitig sterben. Hat das Schiff genug Kohlen geschluckt, so tritt es seine Fahrt durch den Canal unverzüglich an und erhellt sich Nachts seinen Weg mit einem elektrischen Scheinwerfer.

Auch wir setzen unsere Reise auf dem Canal fort. Unser nächstes Ziel ist Ismailia, ungefähr halbwegs des Canales. Zwar führt jetzt auch eine Secundärbahn dorthin immer längs des Canals. Aber Eisenbahnfahren kann man überall, auf dem Suezcanal fahren nur in Egypten. Wir vertrauen uns also dem kleinen Dampfer der Canalgesellschaft an. Und nun, lieber Reisegefährte, wappne Dich mit dem würdigsten Deiner Gesichter, denn Du erlebst ein geographisches Unikum, Du fährst dahin genau auf der Grenzscheide der zwei Riesenwelttheile: Afrika und Asien. Zwar in meiner Thüringer Heimat war ich oft auf dem länderscheidenden Rennsteige gewandelt und hatte an mehreren Dreiherrnsteinen gestanden, bei welchen drei der Duodezländer zusammenstoßen. Aber was war das gegen den Rennsteig zwischen Asien und Afrika! Unser Dampfer hält genau die Mitte des Canales. Setze ich mich also auf die linke Seite des Schiffes, so bin ich in Asien; wandte ich aber die paar Schritte zur rechten Seite über Deck, so bin ich in Afrika. Und wollte sich einer auf den Bugspriel setzen und mit den Füßen baumeln, so könnte er „auf der Stelle" in verschiedenen Combinationen bald mit einem, bald mit beiden Beinen sich dem einen oder anderen Welttheil anvertrauen. Wahrlich es ist unter diesem Gesichtswinkel unsere Canalfahrt eine denkwürdige.

Der Suezcanal! Wenn er sich so charakteristisch darstellen ließe wie die Pyramide und der Sphinx, wenn unsere realistische Zeit die altegyptische Darstellung des Wassers als eines mit gleichmäßigen Zickzacklinien gezeichneten Lineales adoptiren wollte, dann sollte der Canal wahrlich mit unter die Embleme Egyptens aufgenommen werden, die auf allen egyptischen Briefmarken paradiren.

Der unlängst eröffnete Nordostseecanal ist unser Stolz. Da wollen wir einmal einige Vergleiche ziehen.

Nordostseecanal:	Suezcanal:
ca. 100 km Länge	ca. 160 km
durchschnittlich 65 m obere Breite	60—110 m
22 m Breite der Sohle	22 m
9 m Tiefe	8 m
8 Jahre Dauer des Baues	11 Jahre
nahezu 170 Mill. Mk. Kosten	ca. 380 Mill. Mk.

Dieser Vergleich fällt nach Seiten der Kosten für Deutschland sehr günstig aus. Denn auch der Ostseecanal hatte mit großen Schwierigkeiten, besonders in der Moorgegend zu kämpfen, ist zwar um 60 Kilometer kürzer, aber durchgängig 1 Meter tiefer. Und doch kostete der Suezcanal mehr als noch einmal so viel, trotzdem die egyptischen Arbeiter einen Deut von Lohn bekamen. Auch die Kosten der Eröffnungsfeier stehen in schreiendem Mißverhältniß. Denn die Festlichkeiten zur Eröffnung des Suezcanales sollen dem Vicekönig nicht weniger als 84 Millionen Mark gekostet haben. Insipienti sat!

Außer daß er „Rennsteig" ist, hat der Canal noch eine Eigenthümlichkeit, die man ihm nicht ohne Weiteres ansieht: er ist neutrales Gebiet. Das sahen ihm aber unlängst doch einige 20 Deutsche an, welche als Fremdenlegionäre auf einem französischen Dampfer nach Madagaskar in den Tod durch Blei oder Fieber gebracht werden sollten. Sie sprangen, als das Schiff den Canal nächtlicher Weile passirte, über Bord, plätscherten zum Ufer und hatten Leben und Freiheit gewonnen. Von dem französischen Schiffe aus durfte auf die Deserteure nicht einmal geschossen werden, eben weil der Canal neutrales Gebiet ist.

Wir fahren dahin auf dem Canale. Afrika zu unserer Rechten ist übrigens auch recht wässerig. Denn der große fischreiche Mengalesee ist nur durch einen schmalen Damm vom Canal getrennt. Die Fische des Sees sehen wir freilich nur indirekt, sofern die vielen weißen Segel in der Ferne uns Fischerboote, ja ganze Fischerflottillen anzeigen. Aber der Canaldamm nimmt uns auf dem kleinen niedrigen Dampfer alle Aussicht. Was meinst, wir setzen uns in Gedanken schnell in die höher fahrende Eisenbahn. Manche Menschen machen ja noch viel ärgere Gedankensprünge. Sieh, nun können wir auf einmal auf den Mengalesee weit hinausblicken, dessen Wasserlinie in den Horizont übergeht. Weit da drüben ragt es weiß schimmernd. Es sind Trümmer aus alter Zeit. Denn das weite Gebiet, welches jetzt das brakige Wasser des flachen Sees bedeckt, war einst fruchtbarstes kulturreiches Gefilde. Ungezählte Trupps von Wasservögeln hausen jetzt auf den Wassern. Vielleicht ist manch heimischer Storch darunter, der gleich der vornehmen Welt die Wintersaison in Egypten zubringt.

Auf der asiatischen Seite drüben macht sich die reine arabische Wüste breit. Aber auch dies Wüstengelände soll seine interessante Seite haben. Hier sollen nämlich Fatamorganas häufig die Wüste in schiffdurchfurchten Meeresspiegel oder windbewegten Palmenhain vorzaubern. Wir lassen darum öfters den Blick asienwärts wandern. Indeß vergeblich.

Digitized by Google

Frau Fatamorgana hält sich in ihres Harems verborgenstem Winkel. Uebrigens weiß ich ein Mittel, durch das einem die ödeste Gegend auch ohne die erborgte Hülle einer Fatamorgana interessant wird. Dies Mittel heißt: Reise nicht oft! Wenn du dann, aus strammer Arbeit ausgespannt, mit freiem Sinne durch eintönige Gegend kommst, so liegt doch der Duft des Neuen darüber, der die reizloseste Gegend verschönt, wie schönes Auge ein häßliches Gesicht verklärt.

Jetzt verschwindet der See zu unserer Rechten und macht der Wüste Platz. Kahler Sand in sanften Schwellungen. Ist das öde? Ja, aber sieh doch die wundervollen Wellenmuster, welche der Wind in dies Sandmeer gewebt hat! Und sieh darüber den glänzend blauen Himmel! In der trockenen Wüstenluft erscheint er so durchsichtig, so vergeistigt! O ihr blasirten Menschen, daß ihr irgend Etwas, was die Natur hervorbringt, öde oder langweilig nennen könnt! Die „öde" Natur ist nur der Spiegel, aus welchem euch eure eigene Langweiligkeit angähnt. Darin haben die Realisten der heutigen Malerei gewiß Recht, daß jedes beliebige Stückchen Natur schön ist.

Zuweilen jagen wir an einem hochmastigen Dampfer vorüber, der auf dem Canal gar nicht von der Stelle zu kommen scheint. Die großen Schiffe müssen langsam fahren, damit nicht der Wellenschlag den meist losen Damm einstürzt. Der Canal hat übrigens noch einer sehr unliebsamen Sorte von Passanten den Weg geöffnet, nämlich den Haifischen, welche im Rothen Meere wimmeln und nun nicht selten nach dem Mittelmeere auswandern, ohne Canalgebühren zu entrichten. (Fortsetzung folgt.)

Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke"

hielt seine Jahresversammlung am 19. September in München ab. Am Abend vorher wurde eine öffentliche Versammlung im Rathhaussaale abgehalten, die von ganz besonderer Bedeutung war. Wer hätte wohl vor einigen Jahren noch gedacht, daß die Mäßigkeitsbewegung in Bayern und besonders in München auf guten Boden falle! Hier war nun der große prächtige Rathhaussaal überfüllt von Zuhörern aus allen Kreisen der Bevölkerung und sie zollten den Rednern lebhaftesten Beifall. Und die Redner vertraten Süd- und Norddeutschland, vertraten beide Confessionen und alle Stände. Vorsitzender war der greise Pettenkofer, Redner der Oberbürgermeister Struckmann aus Hildesheim, der Hygieniker Prof. Buchner, der Domcapitular Kirchberger als Vertreter des Erzbischofs, der Stadtpfarrer Kahl als Vertreter des evangelischen Consistoriums, der Lehrer Gutmann, der Feuerwehr-Assistent Fried, der Mediciner Prof. Moritz, der Chemiker Keim, der als Socialdemokrat sprach, der geistl. Rath Hauser von Augsburg und der Arzt Dr. Brendel, der das Hauptverdienst um diese Bewegung in München hat. Und durch alle Reden zog sich die Harmonie: Die Unmäßigkeit ist unser gemeinsamer Feind. Und dabei war natürlich vom vielgepriesenen bayerischen Biere am meisten die Rede, so legte Prof. Moritz den Finger auf die Thatsache, daß 7 pCt. der im Münchener pathologischen Institut secirten Männer am „Bierherzen" starben.

Auch die Generalversammlung, die im Gebäude der Academie der Wissenschaften stattfand, zeugte für den großen Fortschritt, den die Mäßigkeitsbewegung in den letzten Jahren gemacht hat. Der Verein nimmt zu an Mitgliedern und Zweigvereinen, in diesem Jahre sind deren schon sechs neu begründet. Auch die Leistungen wachsen, wie der Geschäftsführer, Dr. Bode aus Hildesheim, im Einzelnen nachwies.

Unter den Begrüßungen, durch die die Versammlung eröffnet wurde, erwähnen wir die durch Frau Dr. Naue, welche als Vertreterin des Bundes deutscher Frauenvereine dem Congresse anwohnte. Dieser Bund, der 30 000 Mitglieder zählt, stellt sich jetzt ausdrücklich auch in den Dienst der Mäßigkeitssache. Der Präsident, Oberbürgermeister Struckmann, begrüßte diese Mitarbeiterinnen herzlich.

Die ersten Vortragenden waren Geh. Rath von Pettenkofer und sein Nachfolger als Universitätslehrer, Prof. Hans Buchner, sie sprachen über Hygiene und Mäßigkeitssache. Beide erklärten, die Hygiene kenne heute keinen schlimmeren Feind, als den Alcoholmißbrauch. Der 78jährige Pettenkofer schrieb seine Rüstigkeit seiner lebenslänglichen Mässigkeit zu; er sei namentlich in seiner Jugend ganz alcoholfrei geblieben, als er auf die Universität kam, konnte er noch kein Bier trinken, und Wein schmecke ihm heute noch wie Arznei und die edelsten Sorten seien an ihm ganz verloren. Recht eindrucksvoll war der Vortrag des Mediciners Prof. Moritz über „das Bier in der Alcoholfrage". Er wies nach, wie die Gründe für das Biertrinken auf recht schwachem Boden stehen; einen streng mäßigen Gebrauch dieses Getränks als Genußmittel könne der Mediciner zulassen, aber die Mäßigkeit müsse eine strenge sein. Der heutige moralische Zwang zum Biertrinken, wie er namentlich in München herrsche, sei ein schweres Uebel. Man solle namentlich nicht zwischen den Mahlzeiten und nicht statt der Nahrung Bier trinken, und je weniger, desto besser. Der Jugend solle das Bier ganz vorenthalten bleiben. Der Redner zeigte anatomische Präparate eines gesunden und eines „Bierherzens" vor, die die schlagendste Darstellung für die Gefahren des starken Biergenusses waren. Obermedicinalrath Dr. Bollinger, der gerade für die Biertrinker-Krankheiten der erste Fachmann ist, bestätigte des Vorredners Ausführungen. Er hob auch hervor, daß der Alcohol für die Schwindsucht und viele andere Krankheiten vorarbeite. Auch den Appetit führe er in eine falsche Richtung, indem er eine schädliche Vorliebe für stark gewürzte Speisen schaffe.

Digitized by Google

Ueber „Ersatz für starke Getränke“ machte Dr. Martius, der bekannte Schriftsteller der Mäßigkeitssache, neuere Mittheilungen. Einige Firmen, wie Kathreiner und Dr. Pfannenstiel in Regenstauff, hatten Proben solcher Ersatzgetränke ausgestellt, die viel Beifall fanden.

Interessante Beiträge zum Capitel Ersatzgetränke boten Dr. Möller aus Bielefeld, Prediger Schweikher, Chemiker Keim, Geh. Rath v. Pettenkofer, diese besonders über Trinkwasserversorgung. Ueber die Mäßigkeitsarbeit in Bayern berichteten Dr. Brendel und Geistl. Rath Hauser. Letzterer machte besonders Mittheilungen aus dem katholischen Lager, wo sich in neuester Zeit viel Zustimmung zu der Arbeit des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zeigt. Redner hat die betr. Resolution des Katholikentages kürzlich veranlaßt.

Zum Schlusse wurden Anträge des Vereins an die Gesetzgebung berathen. Zuerst handelte es sich um verbesserte Forderungen für die Behandlung der Trunksüchtigen. Heute ist diese bekanntlich eine ungerechte und unvernünftige.

Der Trunksüchtige hat nach dem Gesetze die weitgehendste Freiheit, obwohl er seine geistige Freiheit längst verloren hat; seine Angehörigen — Eltern, Frauen, Kinder — haben sich von ihm Alles gefallen zu lassen, da das Gesetz ihr Wohl nicht schützt. Der Verein fordert die Möglichkeit, Trinker auch gegen ihren Willen in Heilanstalten und Asylen unterzubringen, natürlich unter gehörigen Vorsichtsmaßregeln und ebenso die Möglichkeit, Trunksüchtige zu entmündigen, also ihnen z. B. das Recht der väterlichen Gewalt zu nehmen. (Wir geben die entsprechende Resolution des Vereins unten ausführlich.) Die Versammlung nahm nach dem eingehenden Referate von Oberbürgermeister Struckmann die Anträge des Vorstandes an.

Endlich wurde noch folgende Resolution einstimmig angenommen:

„Der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ hält an der Forderung eines allgemeinen Trunksuchts-Gesetzes fest. Er erkennt dankbar an, daß die Reichsregierung auch kürzlich wieder bei Berathung der letzten Vereins-Petition in der Commission des Reichstages diesem Verlangen grundsätzlich zugestimmt hat, er beklagt jedoch, daß sie das Gesetz nicht als dringlich zu betrachten scheint. Der jetzige Rechtszustand in Bezug auf Trunksucht und Schankstättenwesen ist an dem großen Elende mitschuldig, das der Trunk auch in Deutschland hervorruft, und es ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gesetzgebung, diesem Elende vorzubeugen. Zur Zeit sind andere Staaten, wie Oesterreich und Großbritannien, im Begriff, insbesondere für die Behandlung der Trunksüchtigen eine vernünftige und energische gesetzliche Regelung zu schaffen. Deutschland sollte sich in diesem Theile der socialen Hygiene nicht von ihnen überholen lassen.

Die Jahresversammlung beauftragt den Vorstand, sich an den Bundesrath und Reichstag mit dem dringenden Ersuchen zu wenden, jedenfalls in der nächsten Session einen Trunksuchts-Gesetzentwurf zur Verabschiedung zu bringen unter Berücksichtigung der vom Verein in seinen Versammlungen zu Bremen (1891), Halle (1892) und München (1895) gestellten Abänderungs-Anträge.“

Die Versammlung fand in dem prächtigen Saale der Academie der Wissenschaften statt.

Eingesandt.

Am 1. Juli d. J. soll in Potsdam im Anschluß an das Luisenhaus (Mädchenbildungsanstalt) das in der Moltkestraße, ganz in der Nähe des Neuen Gartens erbaute Pensionshaus als eine Heimstätte für Damen besserer Stände eröffnet werden. Dieselben erhalten darin neben Wohnung auch volle Beköstigung, Bedienung und Heizung, sowie Wäsche zu ermäßigten Preisen.

Der Pensionspreis richtet sich nach der Lage der Zimmer und ist zunächst auf 60—120 Mk. monatlich festgesetzt.

Für unbemittelte Sommergäste gilt bei mäßigen Ansprüchen ein Pensionspreis von 35—45 Mk. monatlich.

Dieses Pensionshaus verdankt seine Entstehung der Gnade und Unterstützung Ihrer Majestät der Kaiserin, Allerhöchstwelche zu diesem Zweck nicht allein ein Terrain an der Moltkestraße geschenkt, sondern dem Luisenhaus auch noch eine namhafte Summe zum Bau huldvollst zugesagt haben.

Auf Allerhöchsten Wunsch wurde außerdem auf dem daran grenzenden, von dem Vorstand des Luisenhauses erworbenen Grundstück ein 2. Haus errichtet, welches eine große Küche (Kochschule für junge Mädchen bürgerlichen und dienenden Standes) sowie große, luftige Wohn- und Schlafräume für die Schülerinnen enthält, die bisher in dem kleinem Hause, Behlertstraße 18, untergebracht waren. Dieses alte Haus soll künftighin zunächst dazu dienen, stellensuchende, junge Mädchen, auch Erzieherinnen, Wirthschafterinnen ꝛc. aufzunehmen, aber vor allen Dingen: arbeitsunfähig gewordenen weiblichen Dienstboten und alten Frauen ein verhältnißmäßig billiges Unterkommen für ihren Feierabend zu bieten.

Etwaige Anfragen betreffs Aufnahme in das Pensionshaus sind baldigst an den Vorsitzenden des Luisenhauses, Superintendent Petzholtz oder an die vorstehende Diakonisse, Schwester Elise in Potsdam, zu richten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr für allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von E. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 12. Februar 1896. Nr. 7.

In's Land der Pharaonen!

(Fortsetzung.)

Wir haben ungefähr die Mitte des Canals erreicht beim Timsachsee, an dessen Ufer Ismailia liegt. Das tiefere Bett des Canales geht mitten durch den flachen See hindurch. Timsach ist das alte Wort für Krokodil, das also in früheren Zeiten hier gehaust haben muß, während es sich heutzutage auf Oberegypten und einige zoologische Gärten Europas beschränkt. Auf dem Canal war uns schon ein Fahrzeug begegnet, das auf seiner Planke den Namen Crocodile trug. Es war also ein Krokodil, das für Frankreich optirt hatte.

Auch Ismailia gehört zu den Bébés unter den Städten, und zwar ist es eine Zwillingsschwester von Port Said. Beide Städte verdanken dem Canal ihre Entstehung. Ismailia ist darum auch wie Port Said erschrecklich regelmäßig gebaut. Wie Port Said nach Said-Pascha von Egypten genannt ist, der den Bau des Canals begann und aufs kräftigste unterstützte, so hat Ismailia von Saids Nachfolger, Ismail-Pascha, den Namen; Ismail vollendete den Canalbau, derselbe Ismail, welcher wegen seiner Verschwendung abgesetzt werden mußte und kürzlich in der Verbannung zu Constantinopel gestorben ist. Während des Canalbaues war Ismailia das belebte Hauptquartier. Jetzt ist es recht still dort geworden, wie auf einem Dorfe. Aber mit ihren von Alleen durchzogenen Straßen macht die Stadt doch einen noblen Eindruck. Unter den vier großen Plätzen Ismailias trägt einer den Namen Leibnitzplatz. „Wie kommt Saul unter die Propheten?" Ja Leibnitz war ein Prophet des Suezcanales. In jenem denkwürdigen Briefe an Ludwig XIV. von Frankreich sagt er unter Anderem: „Der Herr von Egypten" — Ludwig XIV. sollte, statt deutsche Schlösser und Gauen zu verwüsten, lieber seine Kraft auf die Eroberung von Egypten verwenden — „kann das Menschengeschlecht sich durch eine Wohlthat verpflichten, wenn er das Rothe Meer mit dem Nile oder dem Mittelmeere durch einen Canal verbindet" So tritt hier in Ismailia der Respect zu Tage, den die Nationen vor den Deutschen als dem „Volke der Denker" empfinden. Aber Ehre auch dem Volke der Franzosen, welches in unserem Jahrhundert ausgeführt hat, was sein König vor 200 Jahren nicht thun wollte! Ehre den Franzosen, welche einen Canal bauten, dessen Gewinn hauptsächlich England zu Gute kommen mußte! Angesichts des Suezkanales wird Jedermann, auch jeder Deutsche, sich verletzt fühlen von dem boshaften Urtheile Schopenhauers: „Die anderen Erdtheile haben Affen, Europa hat Franzosen. Das gleicht sich aus."

Und nun zur Eisenbahn in Ismailia, auf daß wir nach Kairo kommen und schauen Kahira (d. h. die Siegreiche), die größte, schönste und interessanteste Stadt ganz Afrikas, die „der Diamantknopf am Griffe des Deltafächers" genannt zu werden verdient.

Kairo ist jetzt sehr in Mode, besonders für die reichen Kreise Amerikas gilt es als fashionable, einen Winter in Kairo zu verleben. Und wahrlich, es ist eine Mode, die gar nicht so sinnlos ist wie die platzwechselnden Auswüchse der Damenkleider. Denn Kairo verbindet fast alle Bequemlichkeiten des Abendlandes mit den Reizen des Orients. Dies Nebenu ɔ Durcheinander von Europa und Orient ist nach meinem Gefühle das eigentlich Reizvolle am Kairener Leben. Auf der einen Seite prächtige, breite Straßen, von Alleen durchzogen, der wunderschöne Esbekijegarten, Hotels mit allem europäischen Comfort eingerichtet, alles „Gute" für Gaumen und Magen, was Europa in den Eiskammern der Schiffe herüberschickt; und auf der andern Seite der bunte Orient in seinem Straßentreiben, in seinen malerischen Moscheen und vergitterten Fenstern; und über Allem spannt sich Tag für Tag der leuchtende, blaue Himmel des Ostens, nur selten, zwei, drei Mal, daß es in Kairo ein wenig regnet. Fast hätte ich noch etwas vergessen, was Kairo so überaus interessant macht, das sind die Zeugen der uralten egyptischen Geschichte. Nicht weit braucht man zur Stadt hinauszugehen, da sieht man sie ragen die Berge der Pyramiden,

Digitized by Google

den Sphinx, den Obelisk. Und das Museum der egyptischen Alterthümer in Gizeh bei Kairo ist das kostbarste Museum der Welt. Wahrlich, Kairo hat die Wahrheit des Wortes erfahren: Wer da hat, dem wird noch gegeben werden, daß er die Fülle habe. Es giebt keine Stadt außer ihr, die mehr der interessanten Gegensätze in sich birgt.

Aber verzeih, wir sind ja noch nicht in Kairo, wir haben uns ja eben erst in Ismailia der Eisenbahn übergeben, die uns nach Kairo fahren soll, und das Land, durch welches wir fahren, ist auch schon so interessant, daß wir es nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Laß mich Dir nur ein Wörtchen sagen: Gosen! Dies Land, das wir durcheilen, ist Gosen, welches Pharao dem Joseph gab für seine Familie und ihre Nachkommen. Hier ist Israel zum Volk geworden, hier hat es in dem gesegneten Landstriche, den ein altegyptischer Papyrus den „süßen" nennt, an den „Fleischtöpfen Egyptens" gesessen, allerdings schließlich auch harte Bedrückung erduldet. Hier müssen auch die Städte Pithom und Ramses gestanden haben, zu deren Vorrathshäusern die Israeliten Ziegel streichen mußten. Wenn Dir aber noch nicht genug ist an der historischen Gansehaut, welche solche Erinnerung uns verschafft, wahrlich auch die neueste Gegenwart ist sehenswerth. Ein breiter Gürtel egyptischen Fruchtlandes ist es, durch den wir reisen, zu beiden Seiten von kahlen Wüstenhügeln begrenzt: ein Nilthal im Kleinen. Auch die neueste Geschichte dieses Landstriches ist interessant. An ihm hat sich das Napoleonswort bewahrheitet, daß der Nil zur Wüste kommen muß, sonst kommt die Wüste zum Nil. Das alte, fruchtbare Gosen war mit dem Verfall seines alten Süßwassercanals zu einer Wüste geworden. Darum schenkte Said-Pascha dem Erbauer des Suezcanals diesen ganz wüsten Strich. Herr von Lesseps hatte nichts Eiligeres zu thun, als vom Nil her durch Gosen nach Ismailia einen neuen Süßwassercanal zu bauen, um seine durstigen Arbeiter zu tränken. Kaum war dieser Canal fertig, da wurde es grün zu beiden Seiten, das alte fruchtbare Gosen erstand wieder. Dies fruchtbare Land wollte der Herrscher Egyptens wieder haben und zahlte jetzt für das Land, das er vorher verschenkt, 8 Millionen Mark als Rückkaufspreis.

Wie mannigfaltig sind die Bilder, die am staunenden Auge des Europäers im Eisenbahnwagen vorüber kaleidosco-galopiren! Auf den weiten Feldern und Wiesen bewegen sich Arbeiter in ihrer malerischen Kleidung, weiden Pferde und Büffelochsen, knarren Schöpfräder, von Kameelen oder Rindern mit verbundenen Augen getrieben. Auf den Canaldämmen schreiten würdige Kameele mit hin- und herschwankenden Reitern, trippeln hurtige Eselchen, wandeln im langen blauen Gewande Frauen, die gar graciös Krüge und Packen auf dem Kopfe tragen. Dazwischen tauchen die Kuppeln der Welis (muhamedan. Heiligengräber) auf und Dörfchen, die sich gern an Palmenhaine lehnen. Vielleicht würde man manchmal die kleinen Lehmhäuser übersehen, wenn nicht ein weißes ragendes Minaret das Dasein des Dörfchens verriethe, wie Neptuns Dasein an seiner Anziehungskraft erkannt wurde. Dort ragt ein hohes Segel empor, es gehört zu einem Boote, das auf dem grünverdeckten Canale fährt.

Ich stehe am offenen Fenster des Eisenbahnwagens und werde nicht müde zu schauen. Wieder kommt der Zauber über mich, den der Orient schon so oft auf mich ausgeübt hat. Ich sage mir: 8 Jahre bin ich schon im Orient und ich bin nicht stumpf geworden für seine eigenthümlichen Reize. Und ich klopfe mir im Geist auf die Schulter und spreche: Du bist es noch werth, länger im Orient zu leben, der Osten braucht Dich noch nicht nach dem Westen abzuschieben.

Sieh Dir diese egyptischen Büffel etwas genauer an, wie sie dort halb im Wasser stehen; sie sind das Bild reinsten Phlegmas. Ich sah sie selten gehend, fast immer stehend mit faul gesenktem Kopfe. Sie sehen so eckig aus diese Büffel, wie die holzgeschnitzten Kühe, mit denen wir als Kinder Arche Noäh spielten. Der Hütejunge könnte an den hervorstehenden Knochen des Büffels seine Mütze aufhängen, wenn er überhaupt eine hätte. Aber in ihrem Phlegma sind sie auch nicht rothtragenden Touristen gefährlich, sie renuen keine Menschen über, liefern dagegen den Herrn Studenten Trinkhörner. Zu letztgenannten Herren läßt sich von den Büffeln her übrigens noch ein Vergleich ziehen. Du meinst, sofern die Studenten „büffeln"? O wenn sie das nur mehr thun wollten. Aber Viele lieben mehr das „Sumpfen". Lieberes kennt der Büffel nicht. Nirgends ist ihm wohler, als wenn er in einem Sumpfe oder im Nothfalle auch in reinem, fließenden Wasser herum pantschen kann.

Solche reichliche Anwendung des Wassers „äußerlich" scheut der egyptische Fellach sehr. Dagegen pflegt auch er gern der Ruhe. Sieh dort sitzen sie im Schatten eines Lehmhauses, Alt und Jung. Vielleicht ist unter ihnen ein Erzähler. Sie brauchen nicht einen Zuber Bier, um sich gemüthlich zu fühlen, wie der deutsche Michel. Sie genießen nur in vollen Zügen das Nichtsthun. Ja er ist genügsam der Orientale! Soll sein Kef (Vergnügen) in den Comparativ erhoben werden, dann setze man dem ruhenden Manne eine Wasserpfeife und ein Fingerhuttäßchen Kaffee vor. Und soll seine Lust auf superlative Höhe steigen, dann möge nur die primitive Musik der Trommel und Flöte oder Klarinette oder der arabischen Zither ertönen und vielleicht ein Einzeltanz dazu aufgeführt werden.

Wollen Dir die niedrigen Lehmhäuser des Fellachen gar zu pauvre und ungenügend vorkommen? Ja für europäische Augen scheinen sie freilich nur überirdische Höhlen zu sein, derb ausgedrückt eine Art Ställe. Aber ehe Du verurtheilst, denke daran, daß Du im

Digitized by Google

Süden bist. Warum sollen sie große Häuser haben, da sie fast immer in dem großen schönen Hause leben, dessen prachtvolle blaue, Himmelskuppel Gott den Höchsten zum Baumeister hat. Die Hausfrau kocht selbst ihr einfaches Gericht im Freien an schattiger Seite des Hauses, der Handwerker sitzt selbst in den Städten am liebsten vor seiner Werkstatt auf freier Straße. Nur des Nachts braucht der Fellach sein Haus als Unterschlupf, und das auch nicht einmal in der heißen Jahreszeit.

Sieh da passiren wir eine Haltestelle der Eisenbahn, die den Namen Ramses trägt. Hier hat man einen mächtigen Granitblock gefunden, auf welchem Ramses II., „der Pharao der Bedrückung" (2. Mos. 1 [11]) in Relief dargestellt ist und auf der Rückseite sein Name in 6 maliger Wiederholung. Hier sucht man das biblische Ramses, in welchem die Israeliten geplagt wurden. Ein Papyrus aus der Zeit Ramses II. ist aufgefunden, in welchem ein Schreiber seinem vorgesetzten Beamten berichtet: „Ich hörte die Botschaft meines Herrn: Gieb Korn den egyptischen Soldaten und Hebräern, welche Steine schleifen zum Bau der großen Vorrathshäuser in der Stadt Ramses u. s. w." Und da behauptet man, die egyptische Geschichtsschreibung wisse nichts von der Bedrückung der Juden und von ihrem Auszuge zu berichten! Natürlich von dem für Egypten nicht gerade ehrenvollen Auszuge der Israeliten und von dem Untergange Pharaos im Rothen Meere berichtet die egyptische Geschichte nichts; das war bei allen den alten tyraunischen Königen immer so Sitte, daß über Unglück, Niederlagen u. dergl., die vom Hofe inspirirte Geschichtsschreibung schweigen mußte. Nicht weit von Deutschlands Osten giebt es ja heute noch ähnliche Zustände der Censur. Spricht für den Untergang des Pharao des Auszuges, Menephta, nicht laut genug der Umstand, daß man die Mumien seiner Vorfahren (z. B. des Ramses II. und des Seti I.) gefunden hat, aber die seine nicht?

In Zakazik erreicht unser Zug eine Provinzialhauptstadt. Beim Einfahren in den Bahnhof passiren wir eine lange Flucht von Wagen, die mit Baumwollen Ballen bepackt sind. Hier in dieser Provinz wird hauptsächlich dieser Exportartikel Egyptens gebaut. Hier ist ein Paradies für die Anhänger von Lahmanns Regime. Denn hier tragen selbst die Felder Baumwolle.

Noch an mancher Station halten wir an. Wie in Deutschland wohl die Kellner an den Zug herankommen und bieten Bier und „warme Würstchen" an, so kommen hier Fellachenfrauen und bringen auf Strohtellern getrocknete Datteln und Orangen zum Verkauf, auch poröse Thonkrüge mit Wasser bieten sie an. Für uns Reisende wie geschaffen ist jene kleine Orangenart, welche Mandarinen heißen; sie sitzen ganz locker in der Schale und lassen sich leicht in Scheiben zerlegen, ohne daß ein Tropfen Saft uns auf die Finger fließt. „Gefällige Verpackung", daß ist ein Faktor, mit dem die heutige Geschäftswelt sehr rechnet! Wir kaufen uns also von den Reiseorangen die Hände voll für 1 Piaster (20 Pfg.). Weil ich ein 2 Piasterstück hingebe, muß die Verkäuferin mir einen Piaster zurückgeben. Und woher bringt sie diesen Piaster? Aus welcher Tasche? Aus der Maultasche, aus dem Munde, welcher hierzulande besonders für die kleinen Silbermünzen als einfachstes Portemonnaie benutzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Stück aus der Geschichte der christlichen Gefangenen- und Entlassenenpflege.

Am 13. October 1895 waren es 50 Jahre, da ging eine Diakonissin heim zu der Ruhe, die noch vorhanden ist dem Volke Gottes; und ob sie auch nicht unmittelbar in unserem deutschen Vaterlande gewirkt, ob sie auch nicht einmal ein Glied unserer theuren ev.-luth. Kirche gewesen, wir grüßen sie als eine Dienerin Jesu Christi, die er auch uns zum Segen gesetzt hat, wir segnen auch unter uns ihr Gedächtniß: es ist Elisabeth Fry.

Ihr Streben, ihr Lebenswerk war neben vielfältiger anderer Thätigkeit im Sinne der Diakonie und inneren Mission hauptsächlich auf Besserung und Hebung der Gefängnißzustände gerichtet. Der denkwürdige erste Besuch im Gefängniß zu Newgate (London) fällt in das Jahr 1813. „Die Bilder des Zustandes der Verwilderung, welcher unter den 300 Weibern daselbst herrscht, lassen sie nicht mehr los. Sie gründet einen Frauenbesuchsverein, dessen thätigstes Mitglied sie ist, ihr Wort und Gebet hat merkwürdigen Einfluß auf die verwilderten Gemüther. Durch ihr Beispiel und Wort entflammt, entsteht eine Bewegung für Besserung der Gefängnißzustände, der selbst Behörden und Parlament sich nicht entziehen können." So wirkt Elisabeth Fry etwa 20 Jahre lang in England, Schottland, Irland. Sie erwartete das Heil der Seelen allein von dem den Gefangenen nahe gebrachten Wort. Aber damit dies wirksam werden könne, bedürfen die gesammten Gefängnißzustände einer Reformation. Sie forderte: „Trennung der Männer und Frauen in besondere Gefängnisse, für die weiblichen Gefangenen ausschließlich weibliche Aufsicht, die in christlichem Geist geführt werden müsse, zweckmäßige Beschäftigung und eine Klassenabtheilung, in welcher die Gefangenen selbst für die Ueberwachung und Handhabung der Ordnung mit verantwortlich gemacht werden sollten; ferner Unterricht in besonderen Gefängnißschulen und vor allem den Besuch von dazu verbundenen und dazu autorisirten Frauen." Nach und nach wurden die Wünsche Thatsachen. Außerordentlicher Erfolg krönte die Arbeit der Gefängnißreform. „Die Zahl der Rückfälligen hatte sich in Newgate schon in den Jahren 1818—1822 um 40 vom Hundert vermindert und der Abnahme der Zahl der Rückfälle folgt eine Verminderung der Verbrecherinnen von sieben zu eins."

Digitized by Google

Wie ihr großer Vorgänger im Kampfe gegen die verrohten Zustände des Gefängnißwesens in England, John Howard (1726—1790), hat auch Elisabeth Fry ihre Thätigkeit nicht auf England beschränkt. Vermöge der liebenswürdigen Bescheidenheit ihres ganzen Wesens und vielleicht auch der gewinnenden Hoheit ihrer äußeren Erscheinung gelang es ihr in großartigem Maße, ihre persönlichen Bestrebungen durch ihre Reisen nach dem Continent zu internationalen zu machen. Ueberall bildeten sich*) auf die Veranlassung der Frau Fry Vereine, welche es sich zur Aufgabe machten, den Behörden die Verbesserung der Gefängnisse stets aufs neue in Erinnerung zu rufen, ihnen dabei nach Kräften behilflich zu sein und namentlich der entlassenen Gefangenen in ihrer meist hülflosen Lage sich anzunehmen. Unter denselben ragt an Bedeutung hervor die rheinisch-westfälische Gefängnißgesellschaft, welche Theodor Fliedner 1826 ins Leben gerufen hat. Fliedner war 1822 Pfarrer an der kleinen evangelischen Gemeinde des katholischen Städtchens Kaiserswerth geworden. Da blieb dem fleißigen und von brennendem Liebeseifer erfüllten erst 22jährigen Manne viel Zeit und Kraft übrig. Er verwendete dieselbe, indem er sich durch Predigt, Unterricht und Seelsorge der Gefangenen in dem benachbarten Düsseldorf annahm. Diese stille Arbeit blieb nicht ohne reichen Segen. Wie in England unter dem Einfluß der Elisabeth Fry, so verminderte sich auch in den Rheinlanden infolge von Fliedners Wirken die Zahl der Rückfälle in auffallender Weise. Diese Thatsache konnte nicht unbeachtet bleiben. Die rheinisch-westfälische Gefängnißgesellschaft bot denn auch sofort alles auf, die Landesregierung zu bestimmen, das, was bis jetzt nirgends bestanden und was sich in Düsseldorf als segensreich bewährt hatte, nämlich eine gesetzlich organisirte Gefängnißseelsorge, in allen Theilen des Königreichs einzurichten. Daraufhin konnten und wollten auch andere Länder nicht zurückbleiben. Und so hatte bald jede größere Strafanstalt ihren besonderen Hausgeistlichen, und für die kleineren wurde wenigstens in der Weise Vorsorge getroffen, daß die Behörden dem Pfarramte der betreffenden Gemeinde auch die Seelsorge im Gefängniß zur Pflicht machten. Doch hatte Fliedners unscheinbare Thätigkeit unter den Düsseldorfer Sträflingen noch eine zweite ebenso weittragende Folge: nämlich die Entstehung des Diakonissenwesens. Wie jeder Freund der Gefangenen, so sah sich auch Fliedner bei seinem Wirken immer wieder vor die schwierige Frage gestellt: was geschieht mit dem Sträfling nach seiner Entlassung? Für die Männer gelang es den energischen Bestrebungen der Gefängnißgesellschaft in der Regel, eine geeignete Verwendung ausfindig zu machen. Viel schwieriger dagegen gestaltete sich die Aufgabe bei den unglücklichen Mädchen. Nur selten konnte sich eine rechtschaffene Familie entschließen, ein solches verwahrlostes Geschöpf als Dienstmädchen oder auch gegen Bezahlung als Hausgenossin bei sich aufzunehmen. Fliedner aber konnte es nicht über sich bringen, die armen Mädchen nach ihrer Entlassung einfach ziehen zu lassen, ohne wenigstens einen ernstlichen Versuch zu ihrer Bewahrung vor dem früheren und zu ihrer Gewöhnung an ein besseres Leben gemacht zu haben. In seinem Gartenhäuschen eröffnete er 1833 einen Zufluchtsort für entlassene weibliche Gefangene. Auf diese Miniaturanstalt läßt sich auch das Gleichniß vom Senfkorn anwenden; denn nicht nur ist sie zum Baume geworden, unter dessen Schatten bis heute viele Hunderte Schutz vor der Versuchung und Erlösung von der Sünde gefunden haben, sondern das Kaiserswerther Asyl hat den Anstoß gegeben zur Gründung zahlreicher ähnlicher Anstalten und zugleich zur Erneuerung des altchristlichen Diakonissenberufes. Nicht für Krankenpflege, sondern für die Arbeit unter entlassenen Gefangenen sind die ersten Diakonissen unseres Jahrhunderts bestimmt gewesen.

Daß die Fürsorge für die Gefangenen während ihrer Strafzeit und nach ihrer Entlassung in den letzten Jahrzehnten einen so namhaften Aufschwung genommen hat, ist nächst Fliedner namentlich Wichern zu verdanken.

Johann Heinrich Wichern (geb. 1808, gest. 1881) hatte schon als Student in Berlin anfangs der dreißiger Jahre die ersten Anregungen erhalten zur Arbeit auf diesem Gebiete. In Berlin lebte damals ein frommer Arzt, namens Nikolaus Heinrich Julius, gleich dem trefflichen Theologen Neander ein Proselyt, doch nicht wie dieser zum Protestantismus, sondern zum Katholicismus übergetreten. Die am Ende des vorigen Jahrhunderts in der evangelischen Kirche herrschende trostlose Aufklärung hatte ihn erklärlicherweise nicht für den Protestantismus begeistern können. Dieser Dr. Julius hatte auf großen Reisen in den Vereinigten Staaten und in England die Bestrebungen von Howard und Elisabeth Fry kennen gelernt und war als ein warmer Freund derselben zurückgekehrt. Bei ihm hörte Wichern zum ersten Mal reden von einer heiligen Verpflichtung der christlichen Kirche, sich der Strafgefangenen anzunehmen. Und zwar verstand es Dr. Julius mit der dem Stamme Sem eigenen Ueberredungskunst so gut, seinem jungen Freunde die Sache wichtig zu machen, daß derselbe bekannt hat: „Von jener Stunde an war ich ein Gefangener der Gefangenen.“ Uebrigens gelang es dem beredten Proselyten für den Kreuzzug gegen das Elend der Gefängnisse auch zwei fürstliche Ritter zu werben, den menschenfreundlichen Kronprinzen Oskar von Schweden, welcher ein gediegenes Buch über die Gefängnißreform geschrieben hat, und den hochgesinnten Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. Dieser Letztere

*) Die folgende Darstellung von Fliedners und Wicherns Arbeit entnehmen wir der vortrefflichen Schrift: Die christliche Liebesthätigkeit für die Gefangenen. Von B. Riggenbach. Basel, C. F. Spittler 1888.

hat während seiner ganzen Regierungszeit für die Neugestaltung der Gefängnisse im Geiste des Christenthums gewirkt. Als Elisabeth Fry nach Berlin kam, empfing er sie wie eine Fürstin und stattete ihr bald darauf in London einen förmlichen Gegenbesuch ab, wobei er sich nach allen von ihr zu Stande gebrachten Verbesserungen bis ins kleinste eingehend erkundigte. Nach seiner Rückkehr legte er sofort Hand ans Werk, indem er 1848 eine Musteranstalt erbauen ließ, das berühmt gewordene Zellengefängniß zu Moabit bei Berlin. Doch begnügte der König sich damit nicht. Nachdem die Wogen der Februarrevolution sich gelegt hatten, schloß er zum Behuf der christlichen Fürsorge für die Gefangenen seines Reiches einen förmlichen Bund mit Wichern, welcher seinerseits in seinen Anstalten, dem Rauhen Hause bei Hamburg, seit Jahren darauf bedacht gewesen war, christliche Gefängnißwärter heranzubilden. Auf des Königs Wunsch besuchte Wichern in den Jahren 1852 und 1853, ausgerüstet mit Vollmachten, wie sie sonst nur ein Minister erhielt, die sämmtlichen Gefängnisse der preußischen Monarchie. Und obgleich manche Verwaltungsbeamte sich gegen die Neuerungen sträubten, gelang es doch allmählich in den meisten Strafanstalten, wenn auch nicht die strenge Einzelhaft und das vollkommene Schweigsystem, so doch die heilsamen Einrichtungen der Schlafzellen, des Arbeitszwangs und der Abschließung gefährlicher und jugendlicher Elemente zur Durchführung zu bringen. Ueberdies erhob Wichern seine Stimme bei jeder Gelegenheit zu Gunsten der Gefangenen, damit immer allgemeiner die Theilnahme an dieser Arbeit als Christenpflicht erkannt werde. Freilich hat er oft klagen müssen, daß gerade von Seiten der Kirche und der engeren christlichen Kreise der Arbeit an den Gefangenen wenig Theilnahme entgegengebracht werde. Und diese schmerzliche Erfahrung dauert fort. Gefeierte Priester und Leviten, welche sich frömmer dünken als die andern Stämme, haben für das Gefängniß an ihrem Wege nur Pharisäerblicke. Wie froh müssen wir oft sein über den Samariter, der den Ruhm der Gläubigkeit nicht hat, dagegen ein Herz voll Liebe. Und von seiner Hilfsbereitschaft spricht ja der Herr nicht: „Es ist bloße weltliche Gemeinnützigkeit", sondern: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Es ist freilich kein Leichtes, was uns in den Fußstapfen derer zu thun obliegt, welche wir als die Samariter der Gefangenen haben kennen gelernt. Wir erkennen in jener Rede Jesu vom großen Gericht deutlich eine Stufenfolge vom Leichtern zum Schwereren. Wie bald ist es geschehen, einen Hungrigen zu speisen, einen Durstigen zu tränken! Etwas mehr Mühe und Ueberwindung gehört dazu, dem armen Fremdling ein Nachtlager zu gewähren. Gilt es einen Entblößten zu bekleiden, so ist schon ein tüchtiger Eingriff in den Schrank oder die Kasse erforderlich. Die Krankenpflege vollends erheischt viel Zeit und Kraft und Selbstverleugnung. Noch mehr aber die Liebesthätigkeit an den Gefangenen!

Am nöthigsten freilich hat der Gefangene die Hand der Liebe nicht, so lange er im Gefängniß ist, sondern am Tage seiner Entlassung. Gerade die besten unserer Sträflinge, diejenigen, bei welchen wir am ehesten hoffen dürfen, daß Gott seine Absicht mit ihnen erreicht habe, verlassen die Anstalt oft am gebeugtesten. Nicht einer bloß, schon mancher hat unter Thränen geklagt: ach, wenn ich nur mein Leben in diesen Mauern beschließen könnte! Wohl für niemand ist der Anfang so schwer, als für den, der aus dem Gefängniß kommt, und wohl auf keinem Gebiete lernt man den Pharisäismus in so schmerzlicher Weise als einen bis in die frommen und frömmsten Kreise gedrungenen Sauerteig kennen, wie bei der Fürsorge für entlassene Strafgefangene. Wenn du in deines Heilandes Dienst ausgehst, für den Gefangenen, der gerne ein neues Leben beginnen möchte, den geeigneten Boden zu suchen zum Anfang einer geordneten Lebensführung, zur Weiterentwicklung des während der Strafzeit gepflanzten Guten, so erwarte bestimmt, daß es fast überall heißt: „Ich bitte dich, entschuldige mich!" —

Es ist eine schwere Arbeit, die Fürsorge für Strafentlassene. Willkommene Zufluchtsstätten für Männer sind die Arbeitercolonien, für Frauen die Frauenheime; freilich können sie nur einer verhältnißmäßig kleinen Zahl dienen.

Unser „Frauenheim Tobiasmühle" steht noch in den ersten Anfängen; es ist bekannt, daß es in erster Linie entlassenen Strafgefangenen weiblichen Geschlechts eine Zuflucht sein und sie vor dem Verderben bewahren will, dem sie infolge der Arbeits- und Obdachlosigkeit so leicht und so oft verfallen. Möchte die barmherzige Liebe in unserem Vaterlande reiche Opfer auf den Altar dieses stillen Zufluchtsortes im Röderthale niederlegen, das wäre eine gute Gedächtnißfeier für Elisabeth Fry, und gewiß ganz in ihrem Sinn!*) Möchte unsere innere Mission überhaupt in vielen Stücken die Züge dieser edlen Jüngerin Jesu an sich tragen, und insbesondere ihres Wahlspruchs sich neu bewußt werden: „Die Barmherzigkeit mit der Seele ist die Seele der Barmherzigkeit." („Bausteine").

Berlin-Brandenburger Heilstätten-Verein für Lungenkranke.

Unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.

Aufruf.

Von allen Volksseuchen fordert die Lungenschwindsucht die zahlreichsten Opfer. Mehr als eine Million beträgt nach der Schätzung von Fachmännern die Zahl der Lungenkranken im Deutschen Reiche, von denen jährlich etwa 130 000 dem Tode verfallen. Ein Zehntel, in

*) Die Redaction der „Bausteine" nimmt jederzeit Gaben entgegen.

Digitized by Google

größeren Städten sogar bis zu einem Siebentel aller Todesfälle kommt auf die Tuberkulose. Diese erschreckende Thatsache darf uns nicht unthätig lassen. Eine immer dringendere Pflicht der Gesellschaft wird es, dem weiteren Umsichgreifen dieser unheilvollen Krankheit, welche in Tausende und Abertausende von Familien namenloses Unglück bringt, nach Kräften entgegenzutreten.

Ist es den unausgesetzten Bemühungen der ärztlichen Wissenschaft auch noch nicht gelungen, ein untrügliches Mittel zur Heilung der Schwindsucht zu erforschen, so ist es doch unbestritten, daß eine hygienisch-diätetische Behandlung, namentlich während der ersten Stadien der Krankheit, in vielen Fällen zur Besserung und Heilung führt. Die Durchführung einer solchen Behandlung geschieht zweckmäßig in eigens hierfür erbauten und mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft ausgestatteten Heilanstalten für Lungenkranke. Die Sanatorien Görbersdorf in Schlesien, Falkenstein im Taunus und andere liefern mit ihren zahlreichen Heilresultaten erfreuliche Zeugnisse für die Vortrefflichkeit dieser Heilmethode.

Derartige Anstalten können jedoch bei der Kostspieligkeit ihrer Herrichtung und Unterhaltung nur von den Wohlhabenderen benutzt werden. Für die breiten Schichten der weniger bemittelten Kranken fehlt zur Zeit die Möglichkeit, sich ohne Gefährdung ihrer wirthschaftlichen Existenz einer Erfolg versprechenden Cur zu unterziehen.

Die Erkenntniß von der Nothwendigkeit, hier durch private Werkthätigkeit helfend einzutreten, hat — nach dem Vorgange anderer Länder — auch in Deutschland die Herzen edler Menschenfreunde aufgethan und zum gemeinsamen Handeln zusammengeführt. Einzelne Heilstätten für weniger bemittelte Lungenkranke sind auf diesem Wege bereits entstanden — die erste aus der Initiative von hochsinnigen Bürger der Stadt Frankfurt a. M. — und entfalten eine segensreiche Thätigkeit.

Auf Anregung des Geheimen Medicinalraths Professors Dr. Leyden ist das unterzeichnete Comité zusammengetreten, um auch für Berlin und die Provinz Brandenburg einen Verein ins Leben zu rufen, welcher sich die Fürsorge für solche Heilstätten in der Art zur Aufgabe macht, daß er seinerseits den Aufwand zur Errichtung und, soweit es ihm seine Mittel gestatten, auch die allgemeinen Kosten der laufenden Verwaltung übernimmt, während grundsätzlich die persönlichen Verpflegungskosten, welche bei der Unentbehrlichkeit einer reichlichen und kräftigen Ernährung auf etwa 3 Mark für den Tag zu veranschlagen sind, von jedem Kranken selbst oder von anderer Seite für ihn getragen werden müssen. Zunächst ist beabsichtigt, eine Lungen-Heilstätte dieser Art in der Nähe von Berlin einzurichten. Dieselbe soll in gesunder, staubfreier Gegend in der Nähe von Waldungen errichtet werden und vorläufig 120 Betten erhalten. Es sollen nur solche Kranke in die Anstalt aufgenommen werden, deren Zustand noch Heilung oder wesentliche Besserung erhoffen läßt. Für die Dauer einer Cur werden in der Regel drei bis vier Monate genügen. Die Gesammtkosten des Grunderwerbs, des Baues und der inneren Einrichtung sind überschlägtich auf 600 000 Mk. berechnet. Hierzu sind bereits von einer hiesigen Familie 100 000 Mk. in Aussicht gestellt worden. Die Verwaltungskosten werden sich bei 300 Verpflegungstagen zu 1 Mk. auf jährlich 300 Mk. für jedes Bett, mithin für die ganze Anstalt auf 36 000 Mk. belaufen.

Ihre Majestät die Kaiserin und Königin haben die Gnade gehabt, das Protectorat über den Verein zu übernehmen.

An Alle, welche für die Linderung der Noth ihrer leidenden Mitmenschen ein warmes Herz haben, richten wir die Bitte, unserem Vereine freundlichst beizutreten und hiervon dem mitunterzeichneten Schatzmeister Commerzienrath Hugo Oppenheim, in Firma Robert Warschauer & Co., zu Berlin, Behrenstraße 48, Kenntniß geben zu wollen. Die Veröffentlichung der Beiträge ist vorbehalten.

Berlin, im Januar 1896.

Das Comité zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke des Stadtkreises Berlin und der Provinz Brandenburg.

Grundzüge.

der Satzungen des Berlin-Brandenburger Heilstätten-Vereins für Lungenkranke.

Der Berlin-Brandenburger Heilstätten-Verein für Lungenkranke stellt sich die Aufgabe, für Lungenkranke des Stadtkreises Berlin und der Provinz Brandenburg ohne Unterschied des Standes und religiösen Bekenntnisses Heilstätten zu errichten und zu unterhalten. Der Verein hat seinen Sitz in Berlin.

Der Verein besteht aus ordentlichen und Ehrenmitgliedern. Die ordentlichen Mitglieder, als welche auch Körperschaften, Vereine ꝛc. aufgenommen werden können, haben einen jährlichen Beitrag von mindestens 5 Mk. oder einen einmaligen Beitrag von mindestens 150 Mk. an die Vereinskasse zu entrichten.

Die Ehrenmitglieder werden auf Vorschlag des Vorstandes von der Generalversammlung aus der Zahl derjenigen Mitglieder, welche sich finanziell oder auf andere Weise um den Verein besonders verdient gemacht haben, gewählt. Sie haben dieselben Rechte wie die Mitglieder, gehören aber dem Vorstande ohne Wahl und ohne zeitliche Beschränkung an.

Die Organe des Vereins sind: Der Ausschuß, der Vorstand und die Generalversammlung.

Die Rechnungslegung erfolgt in der alljährlich stattfindenden ordentlichen Generalversammlung.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 19. Februar 1896. Nr. 8.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	51			
	Zugang pro	27			
		78			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	51	51	1 544	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	58			
	Zugang pro	34			
		92			
	Abgang	25			
	Bleibt Bestand	67	67	1 984	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1896	97			
	Zugang pro	3			
		100			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	96	96	3 084	130
4.	**Sterkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechen)				
	Bestand am 1. Januar 1896	27			
	Zugang pro	37			
		64			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	20	20	1 121	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	36			
	Zugang pro	35			
		71			
	Abgang	27			
	Bleibt Bestand	44	44	1 268	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	38			
	Zugang pro	27			
		65			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	47	47	1 350	54
7.	**Burtenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	22			
	Zugang pro	19			
		41			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	22	22	632	50
	zu übertragen		347	10 943	504
	Uebertrag		347	10 943	504
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	36			
	Zugang pro	41			
		77			
	Abgang	39			
	Bleibt Bestand	38	38	1 302	43
9.	**Vandsburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	38			
	Zugang pro	16			
		54			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	30	30	1 011	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	68			
	Zugang pro	24			
		92			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	60	60	1 881	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	42			
	Zugang pro	42			
		84			
	Abgang	32			
	Bleibt Bestand	52	52	1 477	52
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	36			
	Zugang pro	16			
		52			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	29	29	1 106	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	38			
	Zugang pro	28			
		66			
	Abgang	26			
	Bleibt Bestand	40	40	1 209	40
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	59			
	Zugang pro	68			
		127			
	Abgang	73			
	Bleibt Bestand	54	54	1 862	60
	zu übertragen		650	20 791	837

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der am 1. Februar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankentage.
	Uebertrag		650	20 791	837
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	42			
	Zugang pro . .	31			
		73			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	43	43	1 332	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	21			
	Zugang pro . .	18			
		39			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	20	20	672	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	17			
	Zugang pro . .	25			
		42			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	25	25	745	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	64			
	Zugang pro . .	36			
		100			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	79	79	2 194	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	27			
	Zugang pro . .	14			
		41			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	20	20	716	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	25			
	Zugang pro . .	1			
		26			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	26	26	791	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	40			
	Zugang pro . .	20			
		60			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	48	48	1 376	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	24			
	Zugang pro . .	21			
		45			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	23	23	768	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	34			
	Zugang pro . .	38			
		72			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	38	38	1 053	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	17			
	Zugang pro . .	15			
		32			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	26	26	670	41
	zu übertragen		998	31 108	1 352

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der am 1. Februar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankentage.
	Uebertrag		998	31 108	1 352
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	37			
	Zugang pro . .	32			
		69			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	49	49	1 582	52
26.	**Soran:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	25			
	Zugang pro . .	16			
		41			
	Abgang . .	22			
	Bleibt Bestand	29	29	614	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	13			
	Zugang pro . .	—			
		13			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	12	12	384	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	9			
	Zugang pro . .	10			
		19			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	10	10	295	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	14			
	Zugang pro . .	15			
		29			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	15	15	469	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	25			
	Zugang pro . .	28			
		53			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	36	36	944	30
31.	**Patosch:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	10			
	Zugang pro . .	4			
		14			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	4	4	189	15
32.	**Kalmar:**				
	Bestand am 1. Januar 1896	11			
	Zugang pro . .	25			
		36			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	22	22	550	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	30	30	910	32
34.	**Gnesen:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	24			
	Zugang pro . .	19			
		43			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	24	24	677	30
	zu übertragen		1 229	37 522	1 629

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin verbliebenen Kranken-betten.
	Uebertrag		1 229	37 522	1 629
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	13			
	Zugang pro . .	6			
		19			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	14	14	316	26
36.	**Plau:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	6			
	Zugang pro . .	4			
		10			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	141	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	20			
	Zugang pro . .	25			
		45			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	24	24	737	48
38.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	38			
	Zugang pro . .	20			
		58			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	36	36	1 154	50
39.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	103
40.	**Lippspringe:***)				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
41.	**Tiefurt:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	46			
	Zugang pro . .	18			
		64			
	Abgang . .	25			
	Bleibt Bestand	39	39	1 357	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	3			
	Zugang pro . .	10			
		13			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	5	5	153	15
43.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	7			
	Zugang pro . .	—			
		7			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	137	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	42			
	Zugang pro . .	36			
		78			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	48	48	1 357	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	21			
	Zugang pro . .	22			
		43			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	25	25	679	33
	zu übertragen		1 429	43 618	2 090

*) Ist während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Februar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896.	Zahl der darin verbliebenen Kranken-betten.
	Uebertrag		1 429	43 618	2 090
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Januar 1896 .	26			
	Zugang pro . .	17			
		43			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	24	24	778	22
	Zusammen		1 453	44 396	2 112

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1896 beträgt 857, davon sind gestorben 70
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 83
geheilt 704
wie vor 857.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. December 1895** . . . 50 Kranke.
Zugang pro **December 1895** . . . . 49 „
99 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 1 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 7 „
geheilt . . . . . 37 „
45 „

Bleibt Bestand am **1. Januar 1896:** . . . . 54 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 31 orientalische Christen, 8 Muhamedaner, 5 Drusen und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro December 1895 beträgt: 1556.

Poliklinisch wurden 731 Personen behandelt.

1. Hermann von Wülcknitz, Oberst z. D. und Majoratsbesitzer, auf Edderitz, Ehrenritter seit 1873, † zu Dessau 9. Februar 1896.
2. Friedrich Ehrenreich von Muschwitz, Rittmeister a. D., Ehrenritter seit 1865, † zu Coburg 10. Februar 1896.

Berichtigung.

In der „Summarischen Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens im Jahre 1895 befindlich gewesenen Kranken und Siechen," abgedruckt in Nr. 6 dieses Blattes vom 5. d. Mts., sind auf Grund der Kranken-Nachweisung pro Juli v. J. irrthümlich 593 Kranken-Verpflegungstage im Johanniter-Hospize zu Lippspringe zu wenig in Ansatz gebracht worden. Die Verpflegungstage pro Juli daselbst betragen demnach nicht, wie angegeben 799, sondern: 1392, so daß sich die Verpflegungstage dieses Hospizes für 1895 von 5531, auf: 6124, und sonach die in den sämmtlichen Ordens-Anstalten 1895 gewährten Verpflegungstage von: 499 904, auf: 500 497 erhöhen.

In's Land der Pharaonen!

(Fortsetzung.)

Noch an einem geschichtlich merkwürdigen Orte kommen wir vorüber, an einem Hügel, der noch heute Tell-el-Jehudije genannt wird (Berg der Juden). Hier siedelte sich unter den Ptolemäern eine ganze Colonie vertriebener Juden an unter Führung des Hohenpriesters Onia und baute auf dem Hügel einen Tempel nach dem Muster des Salomonischen unter Berufung auf Jesa. 19, 18 ff.

Wir nähern uns Kairo. Noch sind wir 20 Kilometer davon entfernt. Da, was sind das für regelmäßige Berge, die blau am Horizonte auftauchen? Wahrhaftig es sind die Pyramiden bei Kairo, diese Berge von Eines Willen gebaut, der Millionen Hände in Bewegung setzte! Schon will Alteggypten, das wunderbare Land der Pharaonen, durch den Anblick der Pyramiden vollends lebendig gemacht in unserer Erinnerung, unsere Sinne nach Innen gefangen legen. Aber die Gegenwart ist zu reizend und anspruchsvoll. Die Natur flammt um uns in prächtigen Lichtern des nahenden Abends Die Sonne ist dem Horizonte nahe gekommen und eilt als glühend rothe Scheibe durch die Palmen und legt sich manchmal einer ferneren Palme für einen Moment als Glvriole um.

Kairo! Zunächst wo wollen wir wohnen? Willst Du mit allem europäischen Komfort wohnen und hast einen feisten Geldbeutel mitgebracht, dann mußt Du in eins der großen Hotels einziehen, in denen alle Genüsse Europas und noch einige orientalische dazu geboten werden. Willst Du aber, wie ich, bescheiden leben, dann beziehe mit mir eine der Privalpensionen, wir werden ja doch meist draußen unterwegs sein.

„Geh' nur hinein in's Straßenleben, und wo Du gehst, da ist es interessant." Darin hat Baedeker und die anderen Reisehandbücher Recht — sie haben gar nicht immer Recht —, daß das Straßenleben von Kairo eine schier unerschöpfliche Fülle von interessantem Leben bietet. Ich war schon öfters in Kairv und immer wieder habe ich mich, osl vhne festes Ziel, auf die Wanderung durch Kairos Straßen gemacht und habe immer neuen Genuß gehabt vm dem orientalischen Leben und Treiben. Welch' eine Fülle von Völkertypen begegnen Dir in Kairos Straßen! „Wer zählt die Völker, wer die Namen, die alle hier zusammenkamen!" Und dies bunte Volt treibt an Dir vorüber, zu Fuß, zu Esel, zu Pferd, zu Kameel, zu Wagen, manchmal mit Sais (Vorläufer), wenn sie sich vornehm geben wollen. Alle haben sie ihre eigenartige Tracht. Erst allmählich sammelst Du Dich von dem verwirrenden Gesammteindruck und kannst das Einzelne beobachten. Wie die Augen der Frauen blitzen, die vom Schleier freigelassen sind! Kein Wunder, die egyptische Eva verschärft künstlich den Gegensatz vom Weiß des Augapfels und der dunkeln Augenbrauen; sie färbt sich die Augenbrauen und Wimpern tiefschwarz mit Antimon. Wie würdevoll schreitet dort der Nachkomme Muhameds im grünen Turban. Weißt Du, daß der Turban für jeden Muselmann ein beständiges Memento mori ist? Denn jeder rechte Turban soll sieben Hauptes Längen haben, das heißt die ganze Körperlänge darstellen und Träger einst als Bahrtuch dienen. So soll der Lebende durch das stille Memento seines Turbans mit dem Tod sich vertraut machen und für ihn vorbereiten lassen. Ein ähnlicher Zug wird uns von den alten Egyptern berichtet. Wenn die zu fröhlichem Gelage sich um die Tische niedergelassen hatten, dann wurde mitten in der Lustbarkeit eine vergoldete Mumie von Hand zu Hand gereicht, damit Jeder daran gedächte, was seiner schließlich warlete.

Dort tönt ein eigenthümliches recitirendes Schreien aus der vffenen Thür hervor. Wir treten näher und sehen eine Schaar Kinder am Boden gekauert, wie sie mit dem Oberkörper hin- und herwiegen und mitplärren, was der Lehrer vor ihnen, mit langem Stock bewaffnet, ihnen laut vorplärrt. Es ist eine Schule, deren wesentliche Arbeit darin besteht, die Kinder Suren des Korans auswendig lernen zu lassen, wobei das Hin- und Herwippen des Oberkörpers vffenbar das Gedächtniß schmiegsamer machen soll. Bisweilen hilft auch der Stock des Lehrers zu weiterer Gewierigkeit. Eine staatliche Volksschule giebt es im Orient übrigens nirgends. Es sind lauter Privatlehrer, die von dem geringen Schulgelde ihrer Zöglinge leben müssen.

Jetzt plärrt es auch die Straße herauf! Ueber den nahenden Menschenzug ragt ein Gerüst, über welches ein farbenechter Cachemirshawl gebreitet ist. Am erhöhten Kopfende des Gerüstes ist ein von Goldfäden durchzogener Schleier aufgelegt. Ein Leichenzug ist es. Auf dem Gerüst ruht der Verstorbene, der nie in einen Sarg gelegt, sondern auf der Bahre nur mit einem Shawl zugedeckt wird. Wie könnte man auch einen Sarg zurichten, da die Leichen meist wenige Stunden nach dem eingetretenen Tode schon zu Grabe getragen werden. Vor der Bahre gehen Männer, sie setzen ihre langen Stäbe vor sich lastend auf den Boden, es sind Blinde, wohl Minaretsänger. Denn dazu nimmt man gern Blinde, damit sie von der Höhe nicht in die Haremshöfe hinabschauen können. Sie singen im immer gleichen Tonfall die immer gleichen Worte: La ilaha ill' allah (es ist kein Gott außer Allah). Der Todte, der im Gericht examinirt werden wird auf seine Rechtgläubigkeit, soll den erwähnten Hauptsatz der islamischen Glaubenslehre ja nicht vergessen, darum wird er unzählige Male beim Gang zum Grabe wiederholt. Der Bahre folgen Frauen, die allerlei Gesten des Schmerzes machen, sich in die Haare fahren, aber mit Vorsicht, damit die Haare nicht unfreiwillig ausgehen. Dazu singen sie das Lob des Verstorbenen und schreien

Digitized by Google

dann in den höchsten Tönen auf. Es sind Klageweiber, wie sie von uralten Zeiten her dem Orient eigen sind. Wir begegnen ihnen auf altegyptischen Reliefs, und Du kennst sie aus der Bibel. Der Orient ist formvoll, ceremoniell. Ein Begräbniß ohne Todtenklage ist ihm undenkbar. Aber er läßt das von eigens dazu angestellten Frauen, den Klageweibern, besorgen, die durch die Uebung das Schreien allerdings auch gut lernen und in Egypten ganz echte Krokodilsthränen vergießen. Man bestellt sich für einen Tag die Klageweiber wie bei uns in Deutschland die Waschfrauen. Der schrille Klagelaut in höchsten Tönen ist übrigens zugleich Freudenjuchzer — les extrêmes se touchent —, so daß man beim Hören dieses Lautes erst näher gehen muß, um zu sehen, ob er einem Hochzeits- oder einem Leichenzuge entstammt. Ja ja, es ist eine ganz andere Art zu leben und zu denken im Orient! Man schreibt nicht bloß von Rechts nach Links, man denkt und fühlt anders im Orient als wir im Occident. Im Abendlande sind doch Klageweiber ein undenkbares Institut.

Was hat der Mann denn zum Verkauf vor sich, der dort an die Mauer gedrückt im Schatten kauert? Er hat vor sich ein rothes Taschentuch, darauf etwas Sand geschüttet ist. Er verkauft — Zukunft, er ist Wahrsager. Gieb ihm ein Geldstück, und er wird geheimnißvoll im Sand mit dem Finger rühren, und dann erfährst du deine Zukunft. Nicht weit davon hockt ein Weib, mit einem abgegriffenen Spiel Karten vor sich. Auch sie erschließt die verrosteten Pforten der Zukunft. Sie sind im Orient ziemlich häufig diese Wahrsager am Straßenrand. In Constantinopel ziehen sie durch die Straßen und schreien ihre Waare aus: mira, mira! (altgriechisch moira, Geschick, Schicksal.) Ein griechisches Sprüchwort auf Cypern aber lautet: „Du kannst einen Lügner in deinem Hause hören und läufst auf die Straße, um einen Wahrsager zu finden?“ Giebts auch dafür in unserem aufgeklärten deutschen Vaterlande kein Analogon? Leider ja, und zwar nicht bloß die harmlosen Automatenwahrsager.

Wo es nur geht, sitzen die Handwerker vor ihrer offnen Budike auf der Straße. Dort ist ein „fliegender Barbier“ auf der Straße in voller Thätigkeit. Er rasirt einen vor ihm kauernden Manne den Kopf kahl bis auf eine dicke Locke. Wo es schattig ist, da sitzen Verkäufer mit gerösteten Kastanien, Melonenkernen, verzuckerten Nüssen und dergleichen. Sie sind zufrieden mit geringem Verdienste. Können sie doch bei ihrem Geschäfte den ganzen Tag ruhig an der amüsanten Straße sitzen und einen Dauerkef der Faulenzerei halten. Andere, die weniger Blei in den Füßen haben, laufen durch die Straßen. Wir begegnen ihnen oft, diesen ambulanten Kaufleuten. Da klippert mit den Messingtrinkgeschirren ein Limonadenverkäufer durch die Straße. An einem Gurt trägt er vor sich oder zur Seite ein riesiges grünglasiges Gefäß, das die eisgekühlte Limonade enthält. Dort bahnt sich ein Verkäufer von Süßigkeiten, in Salz gerösteten Pistazien und Erbsen, den Weg durch die Menge. Den großen, in Fächer eingetheilten Teller mit seinen Waaren trägt er auf dem Kopfe, das leichte Holzgestell zum Niedersetzen seines „Ladens“ trägt er in der Hand. Auch Geld bildet einen Handelsartikel, nämlich das Kleingeld. Dort sitzt an der Straßenecke ein Geldwechsler, der seine Münzen klirrend durch die Finger gleiten läßt; auch in Egypten ist es meist ein Jude, der dies Klimbimgeschäft treibt. Nicht weit von ihm sitzt ein öffentlicher Schreiber, der den zahllosen Analphabeten mit seinem Schreibrohr dient. Und was verkauft jener Mann? Sind es rohe Bambusrohre für Spazierstöcke? Nein, es ist Zuckerrohr, das hier Männiglich zum Liebhaber hat. Es ist ein merkwürdig Essen, man kauft es nicht nach dem Gewicht, sondern nach der Elle. Jener Mann mit ungeheurem Appetite aß „auf Zeit“: „Kellner, bringen Sie mir eine halbe Stunde Rinderbraten!“ Hier ißt man nach Längenmaß. „Wie viel hast du gegessen?“ „80 cm Zuckerrohr!“

Was kommt da unhörbar und doch so groß und starknochig dahergetrottet? Ein Reitkamel ist es, das mit seinen weichen Sohlen, fast hätte ich gesagt mit seinen natürlichen Filzschuhen, unhörbar auftritt, trotzdem es in schlankem Trab vorübereilt. Denn Egypten hat seine eigene Kamelreiterei.

Hie und da begegnen uns auch einmal „die Herren von Egypten“, Soldaten in knallrother Uniform und mit so windschiefen Käppis, daß sie allerdings mit einem Kinnband festgehalten werden müssen; Faschingsgestalten sind diese englischen Soldaten, die in den allgemeinen Karneval passen, in welchen wir auf Kairos Straßen versetzt zu sein glauben. Auch schottische Soldaten begegnen uns, kräftige Gestalten mit der Schottenmütze und dem Ziegenfellschurz über den nackten Knieen. Ihr frisches, kräftiges Aussehen scheint ein Beweis zu sein für die Behauptung jenes wunderlichen alten Herren, von dem Kügelgen in seinen Jugenderinnerungen erzählt: Der behauptete nämlich, daß die meiste Verkümmerung des Menschengeschlechtes aus dem Tragen von Beinkleidern resultire. Sansculotterie wäre also die Lotterie, in welcher nicht bloß Einzelne, sondern Alle gewinnen würden.

Die europäische und europäisirte Gesellschaft Kairos hat übrigens noch nicht genug an dem genannten Karneval, der sich täglich vor ihren Augen entfaltet. Sie wollen auch noch wie Köln und Venedig ihren besonderen Karneval haben, wie wenn nicht schon genug Narretheidinge gemacht würden, ohne daß man es expreß darauf anlegt! Ich war einmal Zuschauer eines solchen Narrenaufzuges in Kairo. Da kommt unter Anderem eine riesige Pyramide hergewackelt, von vielen Ochsengespannen gezogen. Vorauf ging ein Zug echter Neger, die ja hier ohne Aufwand von Ruß leicht zu haben sind. Auf den Stufen der Pyra-

Digitized by Google

mide, richtiger in derſelben, ſtanden alte Egypter, die mit Kellen Sand warfen, nicht auf die Pyramide, die in ihrem Leinwandaufbau allerdings etwas mehr Steinerterieur hätte brauchen können, ſondern auf die umſtehende Menge und auf die Balkone, von denen ſie auch bombardirt wurden. Am ſchönſten für einen Europäer war entſchieden ein Hochzeitszug. Vorauf eine Reihe prächtig aufgeſchirrter Kamele, auf deren Rücken je ein Pauker mit zwei Kupferkeſſeltrommeln vor ſich ritt: dann der von vier Kamelen getragene, luxuriös ausgeſtattete Palankin, in dem die Braut abgeholt wird. Unter den mancherlei Faſchingsgeſtalten, die auf eigene Fauſt mitmachten, war auch ein Eſelreiter, der auf ſeinem hohen Cylinderhute in dicken Lettern den Namen Dr. Koch trug. Mich überkam ein eigenthümlich Gefühl beim Anblick eines Cylinders, den ich ſeit Jahr und Tag nicht zu ſehen bekommen. Denn dieſe europäiſche Zierpflanze gedeiht nicht im Orient. Soll ich dazuſetzen: Es iſt ſchade? Bei einem früheren Faſching erſchien ein Wagen mit der Rieſenaufſchrift: „Die achte Plage von Egypten". Und wer waren die Inſaſſen dieſes Wagens? Ein Haufen rother (engliſcher) Uniformen. Welches die achte Plage war, lies ſelbſt nach im zweiten Buche Moſis. (Fortſetzung folgt.)

Der Verein zur Förderung der weiblichen Diakonie im Konſiſtorialbezirk Wiesbaden

hielt am 6. November 1895 zu Limburg a. d. Lahn ſeine Jahresverſammlung ab, über welche in öffentlichen Blättern das Folgende berichtet wird:

Der Verein will nicht verwechſelt ſein mit der unter dem Namen „Evangeliſcher Diakonieverein" bekannten Thätigkeit des Profeſſors Zimmer zu Herborn. Während letzterer durch Ausbildung ſelbſtſtändiger Krankenpflegerinnen und Vermittelung von paſſenden Stellen in Krankenhäuſern u. ſ. w. den Frauen lohnende Beſchäftigung zu verſchaffen ſucht und ſeine Thätigkeit dem entſprechend bezeichnen ſollte, um unliebſame Verwechſelungen zu vermeiden, ſucht der erſtgenannte Verein die weibliche Diakonie ſpeziell in unſerm Conſiſtorialbezirk zu fördern durch Ausbildung von Diakoniſſen in dem in Wiesbaden im Bau begriffenen Diakoniſſen-Mutterhaus, durch Ausbildung von Hilfsſchweſtern, durch Unterſtützung von Gemeinden zur Gewinnung von Krankenpflegerinnen und zur Errichtung und Unterhaltung von Diakoniſſenſtationen, ſowie durch Weckung des Intereſſes für die weibliche Diakonie in Wort und Schrift. Die Verſammlung war aus allen Theilen des Bezirkes beſchickt. Der Vorſitzende konnte über den günſtigen Verlauf der Vereinsthätigkeit berichten. Das Mutterhaus zu Wiesbaden ſoll im Herbſt des nächſten Jahres eröffnet werden. Doch werden Anmeldungen zum Diakoniſſenberuf ſchon jetzt entgegen genommen, da das Diakoniſſenhaus in Kaiſerswerth ſich in dankenswerther Weiſe bereit erklärt hat, Schweſtern für das neue Mutterhaus auszubilden*). Die Unterſtützungsgeſuche von 21 Gemeinden konnten meiſt berückſichtigt werden, da von der Jahreseinnahme von circa 13 000 Mark zwei Drittheile dem Baufonds zugeführt, ein Drittheil zur Unterſtützung von Diakoniſſenſtationen und zur Ausbildung von Hilfsſchweſtern verwendet worden. Auch die Diakoniſſenſtation in Limburg, welche ſich in dieſem Jahre ein eigenes Heim erworben hat, wurde in erfreulicher Weiſe durch den Verein unterſtützt. Der erſt am 9. November 1892 hier gegründete Verein hat ſich raſch die Theilnahme der evangeliſchen Glaubensgenoſſen erworben und verſpricht ein wichtiger Factor in den Beſtrebungen chriſtlicher Liebesthätigkeit zu werden. (Kaiſerswerther Armen- u. Krankenfreund.)

*) 2 derſelben ſind bereits in Kaiſerswerth zur Vorbildung eingetreten.

Literatur.

Anzeiger des germaniſchen Nationalmuſeums. 1895. Nr. 6. November und December. (Seite 87—112.)

Inhalt: Chronik des germaniſchen Muſeums. — Fundchronik. —

Beigefügt ſind: Mittheilungen aus dem Muſeum. 1895. Bogen 14 und 15 (mit einer Lichtdrucktafel), enthaltend Studien aus der Gemäldegalerie des germaniſchen Muſeums. I. Baldung. — Deutſche Grabdenkmale. II. und III. — Schuttkomödien in Rothenburg an der Tauber zu Ausgang des 17. Jahrhunderts. — Die Handzeichnungen der Manuſcripte der Schedelſchen Weltchronik. — Inhaltsverzeichniß zum Jahrgang 1895 der Mittheilungen aus dem germaniſchen Nationalmuſeum.

Zeitſchrift des Deutſchen Paläſtina-Vereins. Herausgegeben von dem geſchäftsführenden Ausſchuß unter der verantwortlichen Redaction von Profeſſor D. Hermann Guthe. Band XVIII, Heft 3. Mit 6 Tafeln und Abbildungen im Text.

Inhalt: Madaba. Von G. Schumacher. — Dſcheraſch Von G. Schumacher. — Schumachers Inſchriften aus Dſcheraſch. Von Dr. K. Bureſch. — Namentiſte und Erläuterungen zu Baurath C. Schicks Karte der näheren Umgebung von Jeruſalem. Von C. Schick und Lic. Dr. J. Benzinger. — Karten und Pläne zur Paläſtinakunde aus dem 7.—16. Jahrhundert. Von R. Röhricht. VI. — Zu L. Andertinds Aufſatz „Spaniſche Pferde in den Ställen Salomons." Von A. Socin. — Bericht über neue Erſcheinungen auf dem Gebiet der Paläſtinaliteratur 1894. Von Lic. Dr. J. Benzinger. — Nachträge (A. Socin. H. Gelzer). — Bücheranzeigen: W. Nowack, Lehrbuch der hebräiſchen Archäologie.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerſtraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes wolle man an den Redacteur deſſelben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 26. Februar 1896. **Nr. 9.**

Gebhard von Domhardt, Premier-Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer auf Bestendorf in Ostpreußen, Rechtsritter seit 1892, † zu Bestendorf 16. Februar 1896.

Seine Majestät der König haben geruht:

Seine Königliche Hoheit den Kronprinzen von Schweden und Norwegen, auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ordens, Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zum Ehrenritter dieses Ordens zu ernennen.

Genossenschaft im Königreich Sachsen.

Die Herren Mitglieder der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen lade ich hierdurch zu dem am Montag, den 2. März d. J., Nachmittags 2 Uhr, zu Dresden, Brühlsche Terrasse, Belvédère (Ziebiger), stattfindenden Rittertage der Genossenschaft ergebenst ein.

Tagesordnung:

1. Einführung neuer Mitglieder.
2. Allgemeine Mittheilungen, den Orden betreffend.
3. Bericht über das Johanniter-Krankenhaus in Riesa.
4. Rechenschaftsbericht des Schatzmeisters.
5. Vortrag des Herrn Pfarrers von Seydewitz über das Symbol des Kreuzes.
6. Neuwahl eines Conventsmitgliedes an Stelle des statutenmäßig ausscheidenden Herrn Oberst ꝛc. von Wurmb.

Dresden, 12. Februar 1896.

Der Commendator:
von Burgk.

In's Land der Pharaonen!

(Fortsetzung.)

Verzeih, lieber Leser, daß ich Dich nun nochmals hineinführe ins Straßengetriebe; es ist zu amüsant. Damit wir nicht zu müde werden, wollen wir uns einmal vierfüßig bewegen, auf einem Eselsrücken. Rufe nicht: „Pfui, auf einem Esel?“ Die Esel von Egypten sind sehr respektable Thiere. Sie sind viel, viel munterer, als ihre europäischen Kollegen, zumal wenn der Eseljunge mit dem Stecken hinter ihnen her ist. Es giebt im Orient so vorzügliche Esel, daß derselbe Preis für solche bezahlt wird, wie für ein gutes Reitpferd. Sieh dort steht ein ganzer Trupp von Eseljungen mit ihren nett geschirrten und adrett geschorenen Langohren. Wir winken, und sie kommen alle wie toll auf uns losgestürzt. Sie sehen uns gleich den Deutschen an und preisen uns ihre Esel in deutschen Sprachbrocken an: „Guter Esel, schneidiger Esel, Bismarckesel.“ Ja Einer ist schon so weit mit der Weltgeschichte fortgeschritten, daß er ruft: „Caprivi-esel!“ Sie sind furchtbar aufdringlich, diese braunen Gesellen mit blitzblanken Zähnen, diese „Schusterjungen“ Kairos, und es bedarf einiger energischer Geberden unsrerseits, um das wilde Rudel bis auf Zwei loszuwerden. Und nun in den Sattel, der als Knopf ein breites Polster hat, so daß der leere Esel wie eine Imitation des höckrigen Kameels erscheint. Solch ein Eselritt, dachtest Du, ginge zu langsam? Wie Du Dich geirrt hast! Wir müssen dem Treiber, der mit lautem Zuruf für den Esel und für die Passanten vor uns, hinter uns herspringt, zurufen: schwai schwai, d. h. „langsamere Gangart, bitte!“ Wir traben über den großen Platz vor dem Opernhause. Ja als einzige Stadt des Orients hat Kairo ein schönes Opernhaus, zu dessen Eröffnung eigens die in Altegypten spielende Oper Aïda komponirt worden ist. Mitten auf dem Platze steht das Reiterstandbild Ibrahim Paschas mit wundervoller Patina. Es hat gleich den Denkmälern Berlins vom Witz einen Denkzettel bekommen. Der fürstliche Reiter streckt seine rechte Hand gebietend aus und zwar zufällig in

der Richtung des großen New Hotel. Da läßt ihn der Witzbold — vielleicht war es ein Berliner Tourist — sagen: „Kinder, daß Ihr alle ins New Hotel geht!“

Jetzt traben wir längs des Esbekijegartens, der die eine Seite des Ibrahimplatzes flankirt, sich übrigens über 8 Hektar ausbreitet. Wie es in diesem Garten unter der Sonne des Südens sproßt und treibt! Es ist der schönste Winter- und Palmengarten, aber ohne Glasdach. Wie viel Palmenarten allein wachsen darin! Und die andern südländischen Bäume, wie z. B. jene, aus deren Aesten Wurzeln ausschlagen, die nach Unten suchen, bis sie den Erdboden erreicht haben; ich weiß den Namen nicht, — Botanik schwach!

Jetzt stürzen wir uns in die Muski, die frequenteste Straße der Altstadt. Wie es möglich ist, durch dieses Menschen-, Thier- und Wagengewirr trabend durchzukommen? Begreifen konnte ich es nie, aber fertig gebracht wird es doch, dank hauptsächlich dem Rufen des Eseljungen. Es ist gar merkwürdig, wie er seinen Zuruf: Platz da! so vielfältig gestaltet. Kaum je ruft er nur: Ua, ua, gieb Acht! Sondern er nennt noch den bedrohten Körpertheil der vor uns Gehenden: ua rigtak (Nimm Deinen Fuß in Acht!), jemînak (Deine rechte Seite!) schimâlâk (Deine linke!), dachrik (Deinen Rücken!). Und noch mehr, er fügt zum Dritten höflich die Titulatur des Angerufenen hinzu: ja weled (o Knabe!), ja bint (o Mädchen!), ja effendi (Herr, Beamter), ja chawage (Herr, besonders Europäer), ja malme (Lehrer!), ja seherif (Nachkomme Muhameds, am grünen Turban kenntlich). Bei diesem Dahinjagen vergeht uns allerdings die Lust, behagliche Umschau zu halten. Aber wir wollen diesmal schnell durch die Straßen kommen, um einige Moscheen zu besuchen. Die alten Moscheen sind die schönsten, aber leider sind sie alle dem Verfall geweiht. Man restaurirt nie die alten, sondern läßt sie verfallen und baut neue. Aber auch im Verfall sieht unser Auge noch so manches Schöne von arabischer Baukunst und Ornamentik. Wie entzückend schön sind meist die Gebetsnischen, in buntem Marmor oder Glasmosaik, und die geschnitzten, mit Perlmutter und Bein ausgelegten Kanzeln daneben mit der Treppe davor, nicht dahinter! Wie schön sind die Spruchbänder an den Wänden in ornamentaler kufischer oder neuarabischer Schrift und die Stalaktitenverzierungen oder Kuppeln in Holz und Stein! Ach da steht der größten und ältesten Moschee gegenüber eine neue, auch in schönen und großen Verhältnissen angelegt, zur alten Moschee ein würdiges Pendant aus unserem Jahrhundert. Bis zur Dachhöhe ist sie fertig geworden. Aber da starb die Erbauerin, die Mutter des früheren Chedive. Und nun mag die zu drei Vierteln vollendete Moschee verfallen, vollendet wird sie nicht. Richtig, nur in solchem Zustand des Verfalles kann sie ein würdiges Pendant zur fallenden alten Moschee sein! Am Minaret von der Moschee Ibn Tulum steigen wir die außen angebrachte steinerne Wendeltreppe empor und genießen den Rundblick auf die Stadt. Da sehen wir erst, wie viel Moscheen Kairo besitzt; wir können die mannigfach gestalteten Minarets, welche das Häusermeer überragen, gar nicht zählen, so viel sind ihrer. Sieh dort die Umrandung des flachen Daches, eine Mauer aus lauter Thoncylindern! Die Lust soll Zutritt haben zur Terrasse, aber nicht die Augen der Nachbarn. Wir können von dem Minaret aus auf manches Dach, in manchen Hof blicken. Darum wird gern ein Blinder zum Gebetsrufer gemacht. Und sieh weit dort drüben in Alt-Kairo die Minarets der großen Amrmoschee, in welcher zu Anfang unseres Jahrhunderts „Nathan der Weise“ aufgeführt wurde. Nathan der Weise in einer Moschee? Ja unter Mohamed Ali fiel der Nil zu einer Zeit, wo er hoch schwellen sollte. Da versammelten sich in der Amrmoschee nicht bloß Muhamedaner unter Führung ihrer Ulemas, sondern auch Christen verschiedener Konfessionen unter ihren Bischöfen und selbst Israeliten mit ihren Vorbetern. Im weiten Hofe der Moschee beugten sich Alle einmüthig im Gebete zu Gott um Wachsthum des Nils. Der Nil stieg auch bald zur üblichen Höhe.

Nun noch zum Ende der Stadt nach dem Mokattamgebirge hin! Da thront auf einem Vorberge die stadtbeherrschende Citadelle mit ihrer Moschee, welche der Sofia in Constantinopel nachgebildet ist und zwei so schlanke Minarets hat, daß sie Gigerlstöcken gleichen. Auf der Höhe der Citadelle gewinnen wir erst den rechten Ueberblick über Cairo, die weite Nilebene mit ihrem grünen Gelände und die gelben Wüstenhöhen am Horizonte, überragt von den Pyramiden. Wenn über diesem Bilde die Lichter der untergehenden Sonne flammen, nein ich will es gar nicht versuchen zu beschreiben. Dies Bild läßt sich nur sehen und empfinden. Und wer es geschaut, vergißt es nie wieder. Ich will Dir lieber eine echt morgenländische Geschichte erzählen, die sich an die Citadelle knüpft. In unserm Jahrhundert, nicht im grausen Mittelalter hat sie sich zugetragen. Mohamed Ali, der Stammvater der jetzigen Herrscherdynastie Egyptens, hatte noch neben sich die Mameluken, die früheren Beherrscher Egyptens. Die Mameluken zeigten, wie schon Schiller so richtig bemerkt, immer Muth, aber in punkto des Gehorsams waren sie schwach, an welchem Mohamed Ali doch am meisten gelegen. Da lud dieser alle Mameluken-Beys, 480 an der Zahl, zu einem Gastmahle zu sich auf die Citadelle, am 1. März 1811. Kaum hatte der Letzte der Eingeladenen auf edlem Roß das Thor passirt, da rasselte das Fallgitter nieder, und auf die dem heiligen Gastrecht vertrauenden Mameluken knatterten die Salven der albanesischen Leibtruppe Alis, die in den hohen Fenstern postirt waren. Nur ein Mameluken-Bey entkam dem Blutbad durch einen kühnen Sprung seines Rosses über die Citadellenmauer. Ein gleich grausiges Nachspiel vollzog sich in den Provinzen. Da wurden am gleichen Tage noch

Digitized by Google

über 600 Mameluken niedergemacht. Ihre abgeschnittenen Köpfe wanderten als „Quittungen“ nach Kairo.

Sieh da unten liegen die Mamelukengräber; ein ganzes Stadtviertel wird von den Mausoleen früherer Mamelukensultane gebildet. Noch ragt manche Kuppel in Steinarabesken und manch Minaret aus dieser zerfallenden Todtenstadt empor.

Und dort nach der anderen Seite zu dreiten sich die sogenannten Chalifengräber, zu welchen wir hinabreiten wollen. Es sind Moscheen mit Minarets und Kuppeln in vielfältigem Maßwerk. Unter der Kuppel befindet sich gewöhnlich das Grab des fürstlichen Erbauers. Du hast gewiß schon einmal ein Bild dieser Chalifengräber gesehen, vielleicht gar das der Gradmoschee von Kait Bey. Ich wollte, Du hättest letzteres wenigstens in einer richtigen farbigen Reproduktion geschaut. Denn die Farben gehören zu einem Bilde des Orients. Und daß die letztgenannte Moschee geradezu hoch malerisch ist, muß auch der simpelste Tourist empfinden.

Möchtest Du nun auch ein schönes arabisches Wohnhaus sehen? Ich sah nur eins, das, von seinen Bewohnern verlassen, dem Verfall geweiht war. Aber welch eine entzückende Pracht zeigte noch das Wohnzimmer ebener Erde! Der Boden mit sardigem Marmormosaik ausgelegt, in der Mitte desselben eine Vertiefung mit Stufen, in welcher ein jetzt trockenes Springdrunnenbassin; die Wände mit Friesen von Fayencen, lauschigen Nischen und Bogenfensterchen, da wo die in persischer Malerei verzierte Decke anfängt, dunkelholzige Stalaktitenansätze; die Fenster in farbensprühenden Glasarabesken. Wahrlich, wenn ich reich wäre, ich hätte mir dies Zimmer auf Abbruch gekauft, in Kisten packen und daheim wieder aufstellen lassen als mein „Leib- und Magenzimmer.“

Einer Moschee in der Stadt müssen wir noch einen Besuch abstatten, welche die größte Universität des Islam in sich birgt. Es ist die im Häusermeer ganz vergrabene Moschee el Asar. Welch' schöne, ganz biblische Inschrift grüßt uns beim Eintreten vom Hauptportal herab: „Die Thaten werden nach der Gesinnung beurtheilt, und jedem Menschen wird sein Lohn nach seiner Gesinnung zugemessen.“ An welches dem Sinn nach gleichlautende Bibelwort denke ich? Im Innern der Moschee laufen an der einen Seite nicht weniger als 9 parallele Säulengänge. Hier ist der Hauptsitz der Universität. Nicht daß die Professoren ihre Schüler als Peripatetiker unterrichteten. Nein, beide Theile sind sehr seßhaft dabei, so seßhaft, daß sie mit ihrer ganzen Wissenschaft auf dem Flecke sitzen geblieben sind, auf welchem die arabische Weisheit schon vor einigen Jahrhunderten war. In den Säulenhallen sind Strohmatten ausgebreitet. Da sitzt an einem Pfeiler der Professor mit einem Trupp Studenten vor sich, Alle mit untergeschlagenen Beinen. Ein so wunderbar einfacher Hörsaal ist das, daß Professor und Hörer durch ihr einfaches Sicherheben und Weitergehen den Hörsaal ohne Weiteres anders wohin verlegen können. Doch muß noch gesagt werden, daß in anderen Seitenhallen der Hörsaal mit Wänden versehen ist. Aber mehr wie eine Strohmatte und einen einfachen Koranständer hat auch der nicht zum Inventar. Da sitzen denn die Studenten nnd schreiben wie auf Deutschen Universitäten nach, was der Professor ihnen vorträgt, sie lieben auch gleich Famulus Wagner das „Schwarz auf Weiß“. Aber sie brauchen keinen Tisch zum Schreiben. Das Blatt Papier, auf welches sie mit der Rechten schreiben, liegt auf der linken Handfläche. Der Vortrag behandelt Religions- oder Rechtswissenschaft. Letztere hat mit ersterer die Grundlage gemein, nämlich den Koran und die Tradition. Haben die Studenten ihrem Gedächtniß gut eingeprägt, was der Professor ihnen vorgetragen, dann bekommen sie ein Zeugniß und damit die Erlaubniß, daß sie nun selbst über diesen Gegenstand Vorlesungen halten dürfen; ganz wie auf deutschen Universitäten in früherer Zeit. Der Besuch der Universität ist ein riesiger. 8—10000 Studenten sammeln sich hier jährlich aus der ganzen muslemischen Welt. Sie sind in Landsmannschaften getheilt und wohnen zum Theil in der Moschee. Die Collegs sind gratis, ja es bekommen die verschiedenen Landsmannschaften noch bestimmte Antheile von den Moscheeeinkünften. Die Professoren bekommen nur ein sehr mäßiges Gehalt, so daß sie sich einen Nebenverdienst suchen müssen, wie die Naddiner zu Jesu Zeit.

Zur Universität gehört auch eine Bibliothek. Kairo hat eine schöne große Bibliothek der arabischen Literatur, welche einem deutschen Gelehrten unterstellt ist. Wer Kairo besucht und diese Bibliothek nicht gesehen hat, der hat etwas versäumt. Zwar um die 25000 Bände arabischer Literatur zu würdigen, muß man gelehrte Anlagen haben. Aber da ist ein Zimmer der Bibliothek, in welchem eine ganze Reihe von Koranhandschriften aufgelegt ist. Die solltest Du sehen! Ich schätze, zu jedem dieser Koranexemplare hat der betreffende Schreiber, resp. Künstler viele Jahre seines Lebens gebraucht. Denn jede Seite ist ein Kunstwerk. Die wenigen Sätze Text, welche auf einer Seite stehen, sind umrahmt von entzückenden arabischen und persischen Arabesken in den wundervollsten Farbenstellungen. Mancher Text ist ganz in Gold geschrieben und nur die Ornamente sind farbig. Hast Du jemals eine der schönen Mönchshandschriften des Mittelalters gesehen? Sie könnten Dir eine Idee geben von der wundervollen Ausführung dieser Korane, die für Sultane bestimmt waren. (Fortsetzung folgt.)

Der Central-Ausschuß für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche

hat vor Kurzem seinen XXXVII. Bericht, das Jahr 1895 umfassend, veröffentlicht, der kostenfrei im Bureau des Ausschusses zu Berlin, W., Genthinerstraße Nr. 38 zu erhalten ist.

Digitized by Google

„Wenn wir“, so lautet das Vorwort dieses Berichtes, „in den nachfolgenden Blättern unsern Freunden Bericht erstatten über unsere Thätigkeit in dem nun zu Ende eilenden Jahre, so geschieht es mit Lob und Dank gegen Gott, der uns allezeit Muth und Freudigkeit gegeben hat, in der uns anvertrauten, schweren und verantwortlichen Arbeit auszuharren, und uns in derselben ein gut Stück weiter gebracht hat. Es ist die Arbeit nicht weniger geworden, sie ist uns vielmehr unter den Händen gewachsen. Zu den alten Aufgaben, deren Fortführung unsere nächste Pflicht war, sind neue hinzugekommen, und einzelne konnten auch zu einem gewissen Abschluß gebracht werden. Auf manchem Gebiete hatten wir mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie sind aber mit Gottes Hilfe überwunden; sie konnten wohl einmal eine Arbeit anders gestalten, auch manches einschränken, aber doch nichts aufheben. Wir dürfen uns wohl das Zeugniß geben, daß wir der grundlegenden Bestimmung unseres Statuts (§ 1) treu geblieben sind, welche uns die Aufgabe stellt: „„innerhalb des evangelischen Deutschlands, sowie unter den im Auslande lebenden Deutschen, durch den Dienst der inneren Mission das Reich Gottes bauen zu helfen, solche Gebiete des Volkslebens, die der Wirkung des Evangeliums entzogen sind, demselben wieder zu öffnen, die Werke der christlichen Liebesthätigkeit anzuregen, isolirte Bestrebungen dieser Art mit einander in Verbindung zu bringen, und mit Rath und That ihnen zu dienen!““

„Daß wir, festhaltend an der statutarischen Bestimmung, nach welcher: „„jedes willkürliche Eingreifen in die Arbeit Anderer auf diesem Gebiet und jeder Versuch einer Concentrirung derselben unter unserer eigenen Leitung von unsern Aufgaben ausgeschlossen ist““, jede Selbstständigkeit im Glauben und Bekenntniß als ein unantastbares Gut betrachtet, und daß wir nie unser Eignes gesucht haben, sondern stets bestrebt waren, Allen zu dienen, wird man uns allseitig bezeugen müssen. Wir sind uns dessen wohlbewußt, daß wir gerade dieser Thatsache es mit zu danken haben, wenn unsere Stellung und unsere Beziehungen zu den vielen, oft recht verschieden gearteten Vereinen und Vereinigungen der inneren Mission sich immer inniger und freundschaftlicher gestalten.

Wir übergeben diesen Bericht allen unseren Freunden und Mitarbeitern mit der herzlichen Bitte: helft weiter! ermüdet nicht! Laßt uns auch ferner in Gebet und Arbeit treu zusammen stehen!“

Leider gestattet uns der Umfang (85 Seiten) des in Rede stehenden Berichts nicht, Eingehendes aus demselben mitzutheilen, wir beschränken uns deshalb, hier nur den Inhalt anzuführen: Veränderungen unter Mitgliedern, Agenten und angeschlossenen Vereinen. — Sitzungen, Protokolle, Berichte und Druckschriften. — Versammlungen und Conferenzen. — Das Rettungshauswesen. — Unsere Stellung zum Vereinsrecht. — Zur Sonntagsfrage. — Der 28. Congreß für innere Mission in Posen. — Das Herbergsverzeichniß. — Alters-, Invaliditäts- und Wittwenversorgung der Berufsarbeiter der inneren Mission. — Die deutsche evangelische Seemannsmission. — Der Ausschuß für Schriftenwesen. — Die Vorbildung von Gefängnißaufseherinnen. — Paulinum. — Verschiedenes: 1. Unsere Stellung zu den Raiffeisenschen Darlehnskassenvereinen. 2. Kampf wider die öffentliche Sittenlosigkeit. 3. Kampf gegen die Trunksucht. 4. Unsere Stellung zu den „Jugendvereinen für christliche Bestrebungen“. 5. Die innere Mission und die socialen Bestrebungen. 6. Verbindung mit der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen. 7. Instructionscursus für innere Mission. — General-Kassenbericht für 1895. — Revidirtes Statut. — Agenten des Central-Ausschusses. — Verzeichniß der dem Central-Ausschuß verbundenen Vereine und Conferenzen. — Verzeichniß der Geber: A. Allgemeine Kasse. B. Deutsche evangelische Seemannsmission. C. Schriftenwesen. D. Vorbildung von Gefängnißaufseherinnen.

Die Wirkung des Gothenburger Systems in Stockholm.

Zwischen dem Magistrat und einer dortigen Aktiengesellschaft war nach Ablauf der früheren Verträge ein vom 1. October 1892 bis zum 1. October 1895 gültiger Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen die Gesellschaft den gesammten Spirituosenverkauf für Stockholm übernahm und sich dabei verbindlich machte, in Stockholm nicht mehr als 80 Verkaufsläden und 150 Ausschankstellen für Spirituosen zu unterhalten und der Commune dafür außer der festen Summe von 103 500 Kronen den Nettogewinn des Unternehmens (abzüglich 6 Proz. Zinsen an die Gesellschaft) abzuliefern.

Im Geschäftsjahr 1892/93 wurde die Zahl der Verkaufsstellen für Branntwein und feinere Spirituosen um 78 vermehrt und betrug im ganzen 141. Von denselben wurden 63 für directe Rechnung der Gesellschaft verwaltet, 78 zum Betrieb von Keller- und Wirthshausgeschäften an Private vergeben. Die von der Gesellschaft bezogenen, aus geaichten Gefäßen zu verabfolgenden Getränke wurden für den festgesetzten Preis und unter Ausschluß eines Gewinnes für den Verkäufer vertrieben.

Rücksichtlich des Consums wird berichtet, daß an Branntwein und Spirituosen auf den Kopf der Bevölkerung Stockholms kamen:

im Jahre	1877/78 . . .	26,56 Liter
„ „	1891/92 . . .	13,63 „
„ „	1892/93 . . .	14,00 „

Die segensreichen Wirkungen eines solchen verminderten Consums äußern sich naturgemäß in der Abnahme der Fälle von Alkoholismus. Während 1876 noch 5,27% der Stockholmer Bevölkerung an

Alkoholismus litt, verfielen ihm im Jahre 1892 nur noch 1,64%. Demgemäß ist auch eine Verminderung der von der Stockholmer Polizeibehörde wegen Trunkenheit erkannten Strafen zu verzeichnen. Die Zahl derselben sank in dem Zeitraum von 1876/77 bis 1892/93 im Verhältniß zur Bevölkerung von 4,9% auf 3,2%.

Der Reingewinn der Gesellschaft, welcher unabgekürzt der Commune zur Verfügung gestellt wird, betrug 1 634 692,34 Kronen, und es kam somit durch die Thätigkeit der Gesellschaft im Jahre 1892/93 eine Summe von 1 738 192,34 Kronen der Stadt zu gute. Der in den Jahren 1878—1893 an die städtische Kasse abgelieferte Reingewinn betrug im Durchschnitt 1 250 359,42 Kronen.

Literatur.

Geschichte des Geschlechtes von Köckritz von 1209—1512 und der Schlesischen Linie bis in die Neuzeit. Aus urkundlichen Quellen zusammengestellt von Diepold von Köckritz, Königlicher Kammerherr, Rittmeister a. D., Majoratsherr auf Mondschütz. — Mit 31 Lichtdrucken, zwei Stammtafeln, einer Ahnentafel, einer Siegeltafel und einer Besitz-Karte. Breslau, Josef Max' Verlag. 1895. Groß Octav 438 S., Urkunden 55, Register 25 S. Preis herabgesetzt von 20 Mk. auf 10 Mk. und in Leinen gebunden von 24 Mk. auf 12. Mk.

Diese Geschichte des Geschlechtes von Köckritz ist die Frucht jahrelanger mühevoller Forschung, andauernden Fleißes und treuesten Familiensinnes des Herrn Verfassers, der sich durch dieselbe ein dauerndes Denkmal errichtet hat. „Geschrieben ist das vorliegende Buch", so lautet die Vorrede desselben, „zunächst für unser Geschlecht; es wird aber vielleicht auch für Andere nicht ohne Interesse sein, die nun bald 700jährige Geschichte eines derjenigen Geschlechter zu überblicken, deren Ursprung in eine Zeit zurückreicht, in welcher die Stände in ihrer späteren Bedeutung noch gar nicht bestanden, eines Geschlechts, daß in der Blüthezeit des Ritterthums und inmitten alles Dranges der Zeiten dastand wie eine Eiche, die Stürme der Jahrhunderte an sich vorüberziehen lassend, an Allem betheiligt, was seine Zeit an hervorragenden Erscheinungen bot, getragen von deren Gunst und Glanz oder von der Ungunst unterdrückt, verdunkelt.

Leider giebt es nur wenige Familien, welche private Aufzeichnungen über die Schicksale ihres Geschlechts und die Erlebnisse einzelner Glieder aus früheren Jahrhunderten besitzen. Daher hält es bei dem fast vollständigen Mangel hieran außerordentlich schwer, die zerstreut vorkommenden Nachrichten aufzufinden. Die alten Archive sind fast die einzigen Quellen, aus denen man Sicheres schöpfen kann. Aus ihnen erhält man aber meist nur Kunde von dem Besitzstand des Geschlechts, selten von den Erlebnissen einzelner Glieder desselben. Doch auch diese Quellen zu ergründen erfordert unermüdliche Thätigkeit und Geduld, da man dabei fast lediglich auf die Gefälligkeit der betreffenden Herren Archivare angewiesen ist.

Es bedurfte für den in diesem Fach noch gänzlich Unerfahrenen einer Reihe von Jahren und unzähliger Briefe, um Kenntniß von den fast in allen größeren Archiven Deutschlands vorhandenen Urkunden des Geschlechts zu erhalten, diese in Zusammenhang zu bringen, sowie die zahlreichen Urkunden und Geschichtswerke durchzusehen, in denen unseres Geschlechts oder einzelner Glieder desselben gedacht wird.

Das Auffinden dieser Quellen und das Sammeln des von ihnen gebotenen Materials war bei unserem Geschlecht um so mühevoller, als dieses nicht ausschließlich in ein und demselben Lande ansässig war, sondern sich vom Vogtlande im Laufe der Jahrhunderte über Sachsen, die Lausitz, Brandenburg und Schlesien, ja bis Schweden und Norwegen verbreitete. Es mußte deshalb von dem Orte Köckritz im Vogtlande (Weimarscher Antheil) ausgegangen und zunächst das diesen Landstrich behandelnde Urkundenmaterial des Sachsen Ernestinischen Gesammt-Archivs zu Weimar durchforscht werden. Mit besonderer Dankbarkeit haben wir hierbei der großen Gefälligkeit zu gedenken, mit welcher Herr Geheimer Archivrath Dr. Burckhart, Director der Großherzoglich Weimarer Staats-Archive, unsere Arbeit unterstützte. Nächstdem wurden die Archive des Landes, in welchem sich das Geschlecht bald nach seinem ersten Auftreten ausbreitete, das Königlich geheime Staats-Archiv zu Dresden, das Staats-Archiv zu Magdeburg und das Domcapitel-Archiv zu Merseburg durchforscht, welche die reichste Ausbeute an Urkunden ergaben. Hierauf folgte das Statthallerei- und das Bischöfliche Archiv zu Prag (wegen der langen Zugehörigkeit der Lausitz und Schlesiens zur Krone Böhmen), das Geheime Staats-Archiv zu Berlin, die Stadt-Archive von Guben und Luckau, das Staats-Archiv zu Königsberg (Deutscher Orden) und das Staats-Archiv zu Breslau. Auch hier haben wir mit größtem Danke des stets zu gefälliger Auskunft bereiten Herrn Geheimen Archivraths Dr. Pfotenhauer zu gedenken.

1871 erschien die als Manuscript gedruckte Schrift: „Die Köckritze im Voglande, Meißen und Sachsen." Der Verfasser Oberstlieutenant a. D. Albert Heinrich von Köckritz aus dem Hause Siewisch in der Niederlausitz, welcher dieselben zum größten Theil aus den von uns gesammelten urkundlichen Nachrichten zusammengestellt hatte, ist 1873 gestorben. Das weitere Erscheinen der Geschichte des Geschlechts wurde dadurch unterbrochen, was sehr zu bedauern war, da der Verstorbene als Lausitzer die Bearbeitung seiner

Digitized by Google

Linie gewiß mit ganz besonderem Fleiße betrieben haben würde. Der Feder eines in der verwickelten Geschichte der Niederlausitz vollkommen bewanderten Forschers muß es daher vorbehalten bleiben, die damit eng verknüpfte Geschichte dieser Linie unseres Geschlechts, sowie die der sächsischen, fortzuführen. Der Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher der seit 1529 in Schlesien ansässigen Linie entstammt, hatte sich die Aufgabe gestellt, diese möglichst ausführlich zu bearbeiten. Als hierzu aber bis auf den Ursprung des Geschlechts zurückgegriffen werden mußte, zeigte sich, daß die oben angeführte Schrift manche Irrthümer enthält, welche erst durch später aufgefundene Urkunden aufgeklärt worden und so wurde dieselbe vollständig umgearbeitet.

Um eine größere Uebersichtlichkeit zu erzielen und den Leser in die Zeit zu versetzen, in welcher die Generationen lebten, sind diese zugleich als Abschnitte benutzt und an ihre Spitze eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten gleichzeitigen Ereignisse der Welt-, Landes- und Familiengeschichte gesetzt worden. Dann erst folgen die einzelnen Glieder des Geschlechts nach der Nummer der Stammtafel. Es empfiehlt sich deshalb, diese, sowie die Karte des Grundbesitzes beim Lesen stets aufzuschlagen.

Dem Deutschen Orden ist wegen der vielen Mitglieder des Geschlechtes, welche demselben theils als Ordensritter angehörten, theils ihm als Söldner dienten, ein eigener Abschnitt gewidmet. Zum Schluß ist noch eine Lebensbeschreibung Kaspars von Köckritz auf Seese, des Freundes Luthers, beigefügt worden, um zu zeigen, daß man auch in jener Zeit von unseren Vorfahren nicht blos zu sagen wußte:

Vor Köckeritz und Itzenplitz,
Vor Kracht und Lüderitz,
Vor Pestilenz und schwerer Noth
Bewahr' uns lieber Herregott!

sondern daß wir Ahnen besessen, würdig, der lebenden wie den künftigen Generationen unseres Geschlechtes als Vorbild zu dienen.

Man erwarte aber nichts pikant Romantisches, sondern nur urkundlich Feststehendes und lasse Nachsicht walten, wenn dies von ungeübter Feder nicht in gefälligere Formen gekleidet wurde! Ganz besonders haben wir hierum bei Beurtheilung der Stellen zu bitten, welche die Geschichte der Niederlausitz berühren, da wir uns vollkommen bewußt sind, die verwickelten Verhältnisse dieses Landes nicht übersichtlich und klar genug dargestellt zu haben. Gern würden wir uns dieser Aufgabe ganz entzogen und uns lediglich auf die Geschichte des Geschlechts beschränkt haben, aber diese hängt so innig mit der Landesgeschichte von Meißen, Sachsen, der Niederlausitz und später Brandenburgs zusammen, daß es unerläßlich schien, manchmal etwas näher in dieselbe einzugehen, um die Stellung richtig zu kennzeichnen, welche Ersteres dabei einnahm.

Von Urkunden haben wir nur die ältesten und einige wichtigere wörtlich wiedergegeben, von der großen Zahl der übrigen (über 700) nur die bemerkenswertheren im Auszuge — als Regesten. Vielleicht werden wir hiermit bei den Herren Fachmännern Anstoß erregen, welche vor Allem ein ausführliches Urkundenbuch verlangen. Doch soll ja dieses Werk nicht Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen!"

Der Herr Verfasser darf getrost für seine so verdienstvolle Arbeit der Critik der Fachmänner entgegensehen, denn auch bei ihm gilt das schöne Wort George Hesekiels:

„Heil dem Manne, der die Blicke
Gern zu seinen Ahnen kehrt,
Seiner Väter soll sich freuen,
Wer sich fühlt der Väter werth!"

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 53. Serie. 1896. Februar-Heft. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Inhalt: Aus der Arbeit des Central-Ausschusses für innere Mission. — Johann Heinrich Pestalozzi. — Die gottesdienstliche und seelsorgerische Pflege der Taubstummen. — Pastorale Seelsorge und innere Mission. — 1. Die Arbeitercolonien oder die Häuser der Arbeitsamkeit in Rußland. 2. Das Haus der Arbeitsamkeit in Kronstadt. — Die rheinisch-westfälische Gefängnißgesellschaft. — Bilder aus der Stadtmissionsarbeit in Hamburg (Fortsetzung). — Jahresversammlung des Sächsischen Provinzialausschusses für innere Mission. — Kirchenregimentliche Förderung der inneren Mission. — Evangelisch-theologischer Jünglings-Verein der inneren Mission in Eperies in Ungarn. — Zur Literatur der inneren Mission ꝛc.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 6. 8. Februar 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig (Fortsetzung). — Die Geschichte des Lichtmeßtages (2. Februar). — Markgraf Waldemar von Brandenburg und die Kaisermahlen seiner Zeit. — Kleine Mittheilungen: Die electrische Straßenbahn Gesundbrunnen-Pankow. (Mit 2 Abbildungen.) — Ein preußischer König gegen den Luxus. — Ein Wechsel Blüchers. — Alexander von Humboldt und Heinrich Heine. — Die städtischen Markthallen. — Der Orden der verrückten Hofräthe.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 4. März 1896. Nr. 10.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Fideicommißbesitzer Hans Grafen Finck von Finckenstein, auf Simnau bei Wodigehnen in Ostpreußen,

„ Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer Carl Erich von Frantzius, auf Podollen bei Tapiau in Ostpreußen,

„ Major im Generalstabe der 35. Division von Schimmelpfennig genannt von der Oye,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Graf Roon (Ostpreußischen) Nr. 33 Kurt von Rode,

„ Lieutenant a. D. Julius Claus Grafen von Lüttichau, zu Berlin,

„ Lieutenant der Reserve des Garde-Kürassier-Regiments und Rittergutsbesitzer Sigismund von Treslow, auf Friedrichsfelde bei Berlin,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment Otto Freiherrn von Stenglin,

„ Oberstlieutenant z. D. Victor von Grumbkow, zu Constantinopel,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment Heinrich von dem Knesebeck II,

„ Hauptmann und Batterie-Chef im Feld-Artillerie-Regiment General Feldzeugmeister (2. Brandenburgischen) Nr. 18 Vivigenz von Wedel,

„ Landrath Dr. jur. Traugott Achaz von Jagow, zu Perleberg,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Garde-Regiment zu Fuß Georg von Maassen,

„ Rittmeister à la suite des Kürassier-Regiments Herzog Friedrich Eugen von Württemberg (Westpreußischen) No 5 und vom Neben-Etat des großen Generalstabes, Ober-Quartiermeister-Adjutanten Max Prinzen zu Hohenlohe-Oehringen,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburgischen) Nr. 12 Dietrich Freiherrn von Speßhardt,

den Rittmeister à la suite des 2. Garde-Ulanen-Regiments und Ober-Quartiermeister-Adjutanten Eberhard Grafen von Schmettow,

„ Rittmeister a. D. Siegfried von Bonin, auf Bottschow, Kreis West-Sternberg,

„ Landrath Oskar Freiherrn von Wackerbarth, genannt von Bomsdorff, zu Cottbus,

„ Hauptmann a. D. Carl Freiherrn von Maltzahn, zu Ferchesar bei Rathenow,

„ Rittmeister der Reserve des Regiments der Gardes du Corps Bernhard von Waldow, zu Waldowshof bei Woldenberg in der Neumark,

„ Rittmeister im 3. Gard-Ulanen-Regiment und Adjutanten bei der Garde-Cavallerie-Division Manfred Freiherrn von Richthofen,

„ Gouverneur von Kamerun Jeslo von Puttkamer,

„ Kreisdeputirten Eduard von Zadow, auf Alt-Wuhrow bei Falkenburg in Pommern,

„ Landrath Ernst von Döring, zu Labes,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Dragoner-Regiments und Rittergutsbesitzer Heinrich von Borcke, auf Hoheufee bei Buddenhagen in Neuvorpommern,

„ Landrath Henning von Puttkamer, zu Bütow,

„ Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Fideicommißbesitzer Heinrich Grafen von der Goltz, auf Czaycze, Kreis Wirsitz,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11 Eberhard Grafen von Reischach,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11 Heinrich Schmidt von Knobelsdorff,

„ Rittergutsbesitzer Eduard von Wietersheim, auf Sapraschine bei Perschütz in Schlesien,

„ Geheimen Regierungsrath und Landrath a. D. von Goldfus, auf Kittlau bei Nimptsch,

den Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie, Landesältesten und Kreisdeputirten Clemens von Wedel-Parlow, auf Schloß Naumburg bei Naumburg am Bober,

„ Lieutenant der Reserve des I. Garde-Regiments zu Fuß und Regierungs-Assessor Lazarus von Lippa, zu Breslau,

„ Rittmeister a. D. Hans Freiherrn von Wechmar, zu Kleinburg bei Breslau,

„ Premier-Lieutenant der Landwehr Emil Kraker von Schwartzenfeldt, zu Naumburg am Bober,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer Fedor von Wuthenau, auf Waldau, Kreis Bunzlau,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Leib-Kürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1 Hans von Frankenberg und Proschlitz,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92 John Freiherrn Speck von Sternburg,

„ Rittergutsbesitzer, Dr. jur. Erich Freiherrn von Münchhausen, auf Neuhaus-Leitzkau bei Prödel,

„ Hauptmann à la suite des Infanterie-Regiments Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (1. Magdeburgischen) Nr. 26 Wilhelm von Goerne,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92 Hermann von Sydow,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgischen) Nr. 27 Curt von Olszewski,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen) Rüdiger von Schoeler,

„ Rittmeister à la suite des 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 2 und persönlichen Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen Fritz von Unger,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76 Eberhard von Obernitz,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 75 Friedrich Carl von Voigts-Rhetz,

„ Hauptmann und Batterie-Chef im Holsteinischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 24 Hermann von Arnauld de la Perière,

„ Major a. D. von Görne, zu Schleswig,

„ Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Hessischen) Nr. 14 und Regierungs-Assessor Alexander Grafen von Bylandt Baron zu Rheydt, auf Helgoland,

„ Rittmeister a. D. Freiherrn von Alten-Gottern, zu Hannover,

den Rittmeister und Flügeladjutanten Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg Moritz von Jordan,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Königs-Ulanen-Regiment (1. Hannoverschen) Nr. 13 Conrad von Krosigk,

„ Major aggr. dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91 Georg von Schlabrendorff,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (1. Rheinischen) Nr. 7 und Regierungs-Assessor Dr. jur. Ludwig von Doetinchem de Rande, zu Münster in Westfalen,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Horn (3. Rheinischen) Nr. 29 Curt von Loeben,

„ Königlich Niederländischen Kammerherrn und Hofmarschall Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Wied Carl Hermann Grafen von Bylandt, zu Neuwied,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Fürst Carl Anton von Hohenzollern (Hohenzollernschen) Nr. 40 von Götzen,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Nr. 132 Otto von Etzel,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Badischen Grenadier-Regiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110 George von Olszewski,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113 Max von Kracht,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 21 Freiherrn Röder von Diersburg,

„ Rittergutsbesitzer Otto von Buch, auf Wendorf bei Plaaz in Mecklenburg-Schwerin,

„ Rittergutsbesitzer Cuno Grafen von Bassewitz, auf Perlin bei Renzow in Mecklenburg-Schwerin,

„ Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn Ulrich von Barner, auf Trebbow bei Lübstorff in Mecklenburg-Schwerin,

„ Grafen Franz zu Solms-Rödelheim, zu Assenheim in Hessen,

„ Regierungs-Assessor Carl Rieß von Scheurnschloß, zu Cassel,

„ Rittergutsbesitzer Georg von Schwertzell zu Wiltingshausen, auf Willingshausen bei Treysa, Reg.-Bez. Cassel,

„ Landrath Gerhard von Schwertzell zu Willingshausen, zu Ziegenhain, Reg.-Bez. Cassel,

„ Königlich Sächsischen Oberst z. D. Hans Alfred von Kretschmar, zu Essen a. d. Ruhr,

„ Königlich Sächsischen Oberst z. D. Max von Loeben, zu Dresden,

„ Oberst und Kommandeur des Königlich Sächsischen 8. Infanterie-Regiments „Prinz Johann Georg“ Nr. 107 Richard von Schulz,

Digitized by Google

den Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 5. Infanterie-Regiment „Prinz Friedrich August“ Nr. 104 William Freiherrn von Hammerstein-Equord,

„ Oberstlieutenant a. D. Alexander von Benthrim, zu Serkowitz-Radebeul bei Dresden,

„ Kaiserlich und Königlich Oesterreich-Ungarischen Kämmerer und Vice-Consul Stephan von Ugron zu Abránfaloa, zu Warschau,

„ Großgrundbesitzer und Abgeordneten des Ungarischen Reichstags Dr. Peter von Matuschka Edlen von Tvarozsna und Felsö-Rasztok, zu Budapest,

„ Kaiserlich und Königlich Oesterreich-Ungarischen Linienschiffs-Lieutenant, zugetheilt dem hydrografischen Amte Ernst Freiherrn von Preuschen von und zu Liebenstein, zu Pola in Istrien,

„ Livländischen Landrath und Erbherrn Reinhold Wilhelm Freiherrn von Staël-Holstein, auf Neu-Anzen bei Anzen in Livland,

„ den Königlich Schwedischen Kammerherrn Conrad Freiherrn von Falkenberg, auf Lagmansö bei Wadsbro in Schweden,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Aus dem Protokolle über das am 24. Januar d. J. zu Berlin stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens theilen wir das Nachstehende mit:

1. Vorlegung:
   a) der Jahresrechnung der Balley-Kasse pro 1895,
   b) des Abschlusses dieser Kasse vom 23. Januar c.,
   c) der summarischen Uebersicht der gesammten Einnahmen und Ausgaben der Balley-Kasse von 1853 bis Ende 1895,
   d) der Jahresrechnung der Kasse der Spott-Dschekauschen Deutschen Krankenhäuser-Stiftung pro 1895,
   e) des Abschlusses dieser Kasse vom 23. Januar c.

Der Ordens-Schatzmeister von Wedel macht über die vorgenannten Schriftstücke, auf Grund des dem Protokolle beigefügten Berichts, Mittheilungen aus denselben und bemerkt, daß die beiden vorliegenden Jahresrechnungen demnächst unter Zuziehung eines Rechnungsbeamten geprüft und abgenommen werden sollen, um dem nächsten Capitel zur Dechargirung vorgelegt zu werden.

2. Mittheilung des Ordens-Schatzmeisters, betreffend den Beginn der Thätigkeit der Spottschen Stiftung:

Derselbe theilt in Folge einer Anfrage im Capitel am 24. Juni 1895 mit, daß nach § 5 B des Statuts für die „Spott-Dschekausche Deutsche Krankenhäuser-Stiftung“ vom 8. März 1883, erst nach Ablauf von 15 Jahren, also vom 7. October 1897 ab, der Bestand des Stiftungsvermögens aus dem ursprünglichen Capitale und dem Zinsenzuwachse buchmäßig festgestellt und das so ermittelte Vermögen in zwei gleiche Theile zerlegt werden soll, von denen die eine Hälfte unberührt bleibt und so, wie mit dem Stammcapitale bestimmt worden, durch zinsbare Anlegung von Zins auf Zins, zur weiteren Erhöhung reservirt bleibt.

Von der anderen Hälfte dagegen sollen die aufkommenden Zinsen in Jahresportionen von 1500 Mark an Krankenhäuser zur statutenmäßigen Verwendung gegeben werden. Die Auswahl der zu bedenkenden Krankenhäuser ist das Recht des Johanniter-Ordens.

Dem Capitel würden demnach in seiner nächsten, dem 7. October 1897 folgenden Sitzung, also voraussichtlich im Januar 1898, die erforderlichen Aufstellungen zur Beschlußnahme unterbreitet werden.

3. Vorlegung des Etats der Balley-Kasse pro 1896 zur Prüfung und Genehmigung.

Der Ordens-Schatzmeister referirt über den Etat.

Derselbe schließt ab in Einnahme mit:	245 564 M. 75 Pf.
in Ausgabe mit	223 382 „ — „
so daß sich ein Ueberschuß ergiebt von:	22 182 M. 75 Pf.

Das Capitel genehmigt diesen Etat.

4. Mittheilung des Ordens-Schatzmeisters über zwei dem Orden zugefallene Legate von 1000 Mark und 200 000 Mark.

Der Schatzmeister berichtet, daß der am 21. October v. J. zu Schloß Landshut in der Schweiz verstorbene Rechtsritter des Ordens: Gutsbesitzer Freiherr Carl Ferdinand von Sinner-Wattenwyl, dem Orden ein Legat von 1000 Mark ausgesetzt hat, das am 18. November v. J. an die Balley-Kasse gezahlt worden ist.

Der am 14. November v. J. zu Langensalza verstorbene Ehrenritter: Rittergutsbesitzer Werner von Seebach, hat dem Johanniter-Orden ein Legat von 200 000 Mark zur Erbauung eines Krankenhauses im Regierungsbezirk Erfurt vermacht. Dies Legat ist am 2. Januar c. zur Auszahlung gekommen.

Nachdem Allerhöchsten Orts die unter dem 26. November v. J. erbetene Genehmigung zur Annahme dieser Summe ertheilt worden sein wird, bleibt die Beschlußnahme darüber: in welcher Gegend des Regierungsbezirks Erfurt das betreffende Krankenhaus erbaut werden soll, der Bestimmung des Capitels anheimgestellt.

5. Beschlußnahme wegen weiterer Bewilligung von Mitteln zur Gewährung freier Verpflegungstage in den Kranken- und

Digitized by Google

Siechenhäusern der Genossenschaften des Ordens, für die Zeit vom 1. Juli 1896 bis 30. Juni 1897.

Der Ordens-Canzler empfiehlt, daß wie für 1895/96 und früher, auch für die Zeit vom 1. Juli 1896 bis 30. Juni 1897 je 300 Mark zu in der Regel 300 freien Verpflegungstagen, neben den sonst üblichen freien Verpflegungstagen und den vorhandenen Freibetten, an die bereits im vorigen Jahre damit bedachten 40 Kranken- und Siechenhäuser der Genossenschaften, sowie an das im vorigen Jahre dem Gebrauche übergebene Krankenhaus in Dirschau und das von der Pommerschen Genossenschaft in eigene Verwaltung genommene Siechenhaus in Greifswald, zusammen an 42 Ordens-Anstalten (die 5 Ordens- Kranken- und Siechenhäuser welche direct der Ballei unterstehen, kommen hierbei nicht in Betracht), mit der Maßgabe bewilligt werden, daß diejenigen dieser 42 Anstalten, welche im Jahre 1895 mehr wie 10 000 Krankenverpflegungstage gehabt haben, statt 300 Mk.: 600 Mk, die über 20 000 Verpflegungstage gehabt haben 900 Mk. erhalten.

Nach diesem Vorschlage würden zu zahlen sein:

a)	an	25	Häuser	je 300 Mk.	=	7500 Mk.
b)	„	14	„	„ 600 „	=	8400 „
c)	„	3	„	„ 900 „	=	2700 „
		42	Häuser,	zusammen:		18 600 Mk.

Gegen 1895/96, wo 17 700 Mark bewilligt worden sind: 900 Mk. mehr.

Das Capitel beschließt nach dem Antrage des Canzlers.

6) Beschlußnahme über das Gesuch der Hessischen Genossenschaft, um weitere Gewährung der Beihilfe von jährlich 3000 Mark für das Krankenhaus derselben in Niederweisel, für die fünf Jahre 1897 bis 1901.

Commendator Graf zu Salms-Laubach motivirt dies Gesuch.

Das Capitel genehmigt dasselbe, nachdem der Commendator Graf Salms auf Anregung des Ordens-Canzlers erklärt hatte, wenn irgend möglich, solle es nach Ablauf der diesmaligen fünfjährigen Bewilligungsperiode nicht mehr erneuert werden.

7) Bericht der Herren Commendatoren über die Thätigkeit ihrer Genossenschaften seit dem letzten Capitel, sofern dieselben neue Thatsachen anzuführen haben.

a) Commendator Graf von Lehndorf berichtet, daß das Krankenhaus der Preußischen Genossenschaft in Dirschau sehr gut ausgeführt sei und die Einrichtungen desselben sich bewähreten. Es wäre aber noch eine Restzahlung der Baukosten von 1500 Mk. zu leisten, welche die Genossenschaft aus ihren Mitteln nicht aufbringen könne.

Außerdem habe sich gezeigt, daß es dringend nothwendig sei, eine Baracke für ansteckende Kranke bei dem Dirschauer Hause zu errichten. Die Kosten für dieselbe würden sich auf 8100 Mk. belaufen, und bittet, dieselben aus den Mitteln der Ballei, ebenso die erwähnten 1500 Mk., zu bewilligen.

Das Capitel beschloß, für die beiden erbetenen Posten von zusammen 9600 Mk., im Ganzen 8000 Mk. zu bewilligen.

b) Commendator Freiherr von Wilamowitz-Möllendorff berichtete, daß die Neueinrichtungen in dem Krankenhause der Posenschen Genossenschaft zu Kalmar sich bewährt haben. Das Haus functionire jetzt sehr gut. Die Ausstattung desselben sei zwar noch sehr beschränkt, genüge aber für 24 Betten.

c) Commendator Graf zu Salms-Laubach berichtet, daß die Baracke bei dem Krankenhause in Niederweisel jetzt fertig, eine Leichenkammer eingerichtet und ein Desinfectionsapparat aufgestellt sei. Auch sei jetzt mit dem Kreise Friedberg ein günstiges Abkommen über die Aufnahme von Kranken aus demselben in das Haus zu Niederweisel abgeschlossen.

Die romanische Kirche, welche den Raum für die Abhaltung der Rittertage biete, sei im altromanischen Style sehr gut wiederhergestellt und solle im Frühjahr eingeweiht werden. Ein Theil derselben würde auch für gottesdienstlichen Handlungen benutzt. Für die Ausstattung des Saales habe die Wittwe eines verstorbenen Johanniterritters 1000 Mk. geschenkt.

Der Commendator bittet den Durchlauchtigsten Herrenmeister, an der Einweihung der Kirche und des neuen Rittersaals gnädigst theilzunehmen. Seine Königliche Hoheit sagt die Gewährung dieser Bitte zu.

Der Commendator von Levetzow theilt mit, daß das Krankenhaus der Brandenburgischen Genossenschaft zu Königsberg in der Neumark durch Erwerbung eines benachbarten Gartengrundstücks, auf dem Wirthschaftsräume und die Leichenkammer errichtet worden seien, erweitert worden ist.

8) Bericht des Ordens-Werkmeisters über den gegenwärtigen Stand des Instituts der dienenden Schwestern des Ordens.

Derselbe trägt vor:

Am 22. dieses Monats sei die 1000ste Meldung zur Ausbildung als dienende Schwester des Ordens eingegangen.

Die Gesammtkosten für die Ausbildung derselben hätten von 1886 bis Ende 1895: 149,810 Mk. 39 Pf. betragen.

Was nun das Institut der dienenden Schwestern und das dem Orden für den Fall eines Krieges zur Verfügung stehende sanitige Pflegepersonal anbetreffe, so theilt der Herr Referent darüber Folgendes mit:

Digitized by Google

Im Laufe des Jahres 1895 sind 146 Meldungen zu Lehrpflegerinnen eingegangen; 104 von ihnen sind noch in der Ausbildung, während 27 das Patent als dienende Schwester erhalten haben. Fünf Lehrpflegerinnen mußten krankheitshalber den Cursus unterbrechen, eine hat sich ganz dem Diakonissenberufe gewidmet und 9 haben den Cursus aufgeben müssen; theils waren sie krank, resp. zu schwach für den Krankendienst, theils unbrauchbar.

700 Patente sind vom Durchlauchtigsten Herrenmeister vom Jahre 1887 ab bis jetzt ertheilt worden; im verflossenen Jahre 110.

Von diesen 700 Johanniterinnen sind 81 Diakonissen geworden, 10 sind gestorben und 41 sind ausgeschieden, zumeist wegen Verheirathung, aber es mußten auch einige in der Liste gestrichen werden, da sie die Krankenpflege zur Erwerbsquelle benutzten.

Es gehören sonach 568 dem Schwesternverbande an, von denen 425 als unbedingt felddienstfähig dem Orden zur Verfügung stehen. Auf die übrigen 143 Schwestern wird nicht zu rechnen sein, denn 24 von ihnen sind krank, 74 haben sich verheirathet, 8 verlobt und, unabkömmlich, Familienverhältnisse wegen, sind 37. Aus den mir erstatteten Berichten habe ich entnommen, daß in den Diakonissen-Mutterhäusern und auf deren Außenstationen 255 Johanniter-Schwestern in 16 554 Pflegetagen Aushilfedienste verrichtet haben.

In der Gemeindepflege waren 265 Schwestern thätig; 102 von ihnen haben 1063 Nachtwachen gehabt. 116 Schwestern haben angegeben, daß sie 1703 Kranke verpflegt haben und 134 Schwestern verzeichnen 20 081 Kranken- resp. Hausbesuche, während 91 Schwestern 6012 Pflegetage angeben.

Mit der Privatpflege haben sich 107 Johanniterinnen beschäftigt, indem sie 125 Personen in 3290 Tagen verpflegten; 24 von ihnen hatten 315 Nachtwachen.

Zu den 425 als unbedingt felddienstfähigen dienenden Schwestern — im Vorjahre waren es 378, also jetzt mehr 47 —, treten noch 1413 Diakonissen hinzu — 62 mehr wie Anfang 1895 — die im Falle eines Krieges von den Diakonissen-Mutterhäusern dem Johanniter-Orden für das Jahr 1896 zur Verfügung gestellt worden, und zwar zu sofort 600, 4 Wochen später 400 und den Rest nach weiteren 4 Wochen. An Diakonen und Hilfsdiakonen hat die Anstalt zu Duisburg nach wie vor 300 Brüder dem Johanniter-Orden zur Verfügung gestellt.

9) Mittheilungen des Canzlers, betreffend die Erinnerungsfeier für die deutsche freiwillige Krankenpflege am 9. Mai 1896.

Der Canzler trägt vor: Auf Allerhöchsten Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin vom 1. September v. J., soll eine ernste Erinnerungsfeier für die deutsche freiwillige Kriegskrankenpflege zum Schluß des Jubiläumsjahres und zwar am 9. Mai d. J. hier in Berlin abgehalten werden, die dem mit Gottes Segen erfolgten Zusammenwirken aller Organe der freiwilligen Kriegskrankenpflege, wie sie vor 25 Jahren unter dem Schutz und Vorbilde weiland Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta sich in dauernder Hingebung bewährt hat, gewidmet sein und die dankbare Anerkennung kundgeben soll, welche auch dieser Bethätigung der Liebe zum Vaterlande durch den Dienst an den Opfern und Leiden der Kriegszeit gebührt.

Ihre Majestät die Kaiserin hat das Central-Comité der Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz beauftragt, eine solche Feier, nach geeignetem Benehmen mit den anderen in Betracht kommenden Organen der freiwilligen Krankenpflege in die Wege zu leiten und das weiter Erforderliche zu veranlassen.

Demgemäß hat sich das Central-Comité mit mir, der ich Mitglied desselben bin, in Verbindung gesetzt.

Ich habe dem Central-Comité unter Vorbehalt der einzuholenden Genehmigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, die unter dem 23. November v. J. erfolgt ist, die Theilnahme des Johanniter-Ordens an der in Rede stehenden Feier in Aussicht gestellt, wozu meines Erachtens noch persönlich einzuladen sein würden die noch unter den Lebenden weilenden Johanniter-Ritter, welche in den letzten Feldzügen auf dem Kriegsschauplatz thätig waren; es sind deren etwa 75, und da von diesen ihrer vorgerückten Jahre wegen, nur eine beschränkte Zahl würde erscheinen können, diejenigen Johanniter-Ritter, alle oder zum Theil, welche im Lande an der Pflege der erkrankten und verwundeten Krieger sich betheiligten.

Vorweg dürfte an die Mitglieder des Capitels und die Ordensbeamten eine Einladung zu richten sein, und, soweit der Platz es erlaubt, unter Beifügung einiger Eintrittskarten für die Mitglieder der Convente der Genossenschaften des Ordens.

Das Capitel erklärte sich mit diesem Vorgehen des Canzlers in der in Rede stehenden Angelegenheit einverstanden.

In's Land der Pharaonen!

(Fortsetzung.)

Es ist Sonntag. Da haben wir in der Fremde recht das Verlangen nach einem deutschen Gottesdienste. Nicht vergebens. Es giebt in Kairo eine ganz stattliche deutsche evangelische Gemeinde, die eine schmucke Kirche ihr eigen nennt. Dort ragt sie zwischen Palmen und hohem Bambusrohr. Und wenn wir in der Woche da vorüber kommen, ist der der Kirche benachbarte schattige Hof von munter spielenden Kindern belebt. Denn neben der Kirche steht die blühende deutsche Schule, in deren Oberstock sich die Pfarrwohnung befindet. Im Gottesdienst fallen Dir die zahlreichen Diakonissenhauben auf. Es sind Kaiserswerther Schwestern, welche ein Hospital bedienen. Die europäische Gesellschaft Kairos hat es erbaut und Kaiserswerth geschenkt.

Wir wollen nun unsere Wanderungen in die Umgebung Kairos ausdehnen. Oder willst Du noch die tanzenden und heulenden Derwische Kairos sehen? Ich bin nie zu ihnen gegangen, sondern habe mich

Digitized by Google

begnügt mit dem, was man mir erzählt, daß die tanzenden Derwische sich zuweilen wie ein Kreisel herumtorlen, eine halbe Stunde lang ohne Absetzen, und die Andern, die heulenden, stoßen den Namen Allah so oft aus unter Körperverdrehungen, bis sie zuletzt nur noch ächzen und zuweilen mit Schaum vor dem Munde in Convulsionen fallen. Für solche Art Tanz und Recitation habe ich nichts übrig, nicht einmal 10 Minuten Zeit.

Nein, ich weiß einen genußreicheren Gang für uns, wir wandern zum Museum der egyptischen Alterthümer, das einzig ist. Es ist jetzt in einem Schlosse jenseit des Niles in Gizeh untergebracht. Früher war es im Stadtviertel Boulak. Wer es dort gesehen hat, wo es auf acht Säle resp. Zimmer beschränkt war, wird es jetzt kaum wiedererkennen. Es füllt jetzt 80 Säle und Zimmer im Schlosse Gizeh vollständig aus. Doch auch hier wird es nicht mehr lange bleiben. Die Wände des Schlosses haben sich als theilweise in Holz gebaut und feuergefährlich erwiesen, und man hat neuerdings Preise ausgeschrieben für Pläne zu einem eigenen Museumbau. Wie soll ich Dir aber in wenigen Absätzen einen Begriff geben von dem Reichthum dieses Museums? Ich kann nur einiges Wenige aus der überwältigenden Fülle herausgreifen.

Da reihen sich an den Wänden Hunderte von Reliefs mit eingestreuten Hieroglyphen, viele von entzückend schöner Ausführung, besonders in den Thiergestalten. Zum Theil sind diese Reliefs noch farbig, wie die alten Egypter überhaupt alle Reliefs und auch Statuen farbig behandelten. Bei den Reliefdarstellungen muß man sich allerdings erst über ein anfängliches Unbehagen hinüberarbeiten. Alle menschlichen Figuren zeigen nämlich immer volle Brustbreite, auch wenn sie sonst im Profil dargestellt sind, und die Augen werden unter allen Umständen en face gezeichnet. Das fließende Wasser wird durch parallellaufende Zickzacklinien versinnbildlicht, ein See als Viereck mit solchen Linien. „Die Schönheit der Perspective wurde der Deutlichkeit geopfert;" so sucht Ebers diesen Kunstkanon zu erklären, an den die Bildhauer gebunden waren.

Manche Reliefs sind recht humorvoll. So werden auf einer Platte Tänzer und Tänzerinnen dargestellt, letztere in leichtem Gazeröckchen gleich Balletänzerinnen. Zuschauer klatschen dazu den Takt mit den Händen; das Beifallklatschen ist erst neueren Datums. Auch Musikanten sind dargestellt, ein Harfenspieler und zwei Flötenspieler, und auch vor ihnen sitzen einige Zuhörer. Der Eine der Zuhörer hält sich aber mit flacher Hand das Ohr zu, und mir war es, als hörte ich ihn rufen:

Hör auf, o Tibicene,
Mir geht's durch Mark und Beene!

Eine zweite, auch schier zahllose Gruppe bilden die Statuen und Sphinxe aus Granit und Basalt, Marmor, Alabaster und Kalkstein, Bronze und Holz. Früher hatte das Museum nur wenige Holzstatuen, darunter allerdings den lebenswahren „Dorfschulzen", der an die 5000 Jahre alt sein mußte. „Dorfschulze?" Als die Arbeiter diese Statue ausgruben, riefen sie wie aus einem Munde: „Das ist ja unser Dorfschulze!" Jetzt hat man noch manche Holzstatuen gefunden und dem Museum einverleibt; so eine ganze Compagnie Soldaten, jeder Soldat individuell behandelt, ein Boot mit vielen Ruderen, auch eine Bäckerei mit allem ihrem Personal.

Da — Du prallst gleich mir zurück — unter Glas und Kasten eine ganze Collection von Mumien, darunter die des großartigsten Pharaonen Ramses II., des Bedrückers der Israeliten; die kühne Adlernase verräth gleich den geborenen Herrscher. Zuerst sah ich mir die Mumien vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus an und war außer mir, wie von dem menschlichen Körper so viel durch die Jahrtausende erhalten bleiben konnte. Wirklich nach außen der ganze Körper, wenn auch eingeschrumpft und fast schwarz geworden! Es schauerte mich, als ich mich auf Ramses herabbeugte und mir sagte: das ist der gewaltige Pharao, der vor mehr als drei Jahrtausenden lebte. Welch eine wundervolle Kunstfertigkeit des Menschen, so dem: „Du sollst zu Erde werden!" ein Schnippchen zu schlagen. Das eigenthümliche, warmtrockene Klima von Egypten trat allerdings helfend dieser menschlichen Kunstfertigkeit zur Seite. Als ich aber diesen Schauer überwunden hatte, überkam mich Zorn im Namen der ausgestellten Mumien. „Hättet Ihr," redete ich sie im Geiste an, „hättet Ihr gewußt, was Euren im hochgebildeten 19. Jahrhundert n. Chr. wartet, Ihr hättet gewiß lieber Eure Leiber verfaulen lassen. Oder habt Ihr dazu Eure Leichname so sorgfältig conserviren lassen, daß sie einmal als Sehenswürdigkeit wie etwa das Skelet eines vorsündfluthlichen Thieres von Krethi und Plethi angegafft würden?" Wahrlich, in der entschwundenen Großvaterzeit, die man spöttisch die „rührsame, sentimentale" genannt hat, wäre solch eine Ausstellung unmöglich gewesen; nur unsere Zeit bringt so etwas fertig, unsere Zeit, die alle Herzensgefühle dem Moloch des Verstandes, der exacten Wissenschaft opfert. Sollte man, wenn denn einmal ausgestellt werden muß, nicht wenigstens etwas Ehrfurcht für die Todten an den Tag legen, indem man sie nicht mitten unter die kunterbunten Sehenswürdigkeiten eines Museums stellt, sondern ihnen ein besonderes Mausoleum errichtet, bei dessen Betreten auch der frivole Besucher etwas von der ernsten Majestät des Todes fühlen muß?

(Fortsetzung folgt.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 11. März 1896. Nr. 11.

Paul von Wentzky und Petersheide, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1864, † zu Breslau 1. März 1896.

Im Johanniter-Krankenhause zu Dirschau, das am 25. Juni v. J. eingeweiht und dem Gebrauche übergeben worden ist, worüber wir seiner Zeit in diesem Blatte berichtet haben, hat am 23. v. Mts. die kirchliche Weihe der zu dem Hause gehörigen und inzwischen fertig gestellten Begräbnißkapelle, in Gegenwart des Commentators des Johanniter-Ordens für Ost- und Westpreußen, Generals der Cavallerie Grafen von Lehndorff, des Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen, Staatsministers D. von Goßler, als Vorsitzenden des Curatoriums des Hauses, sowie der übrigen Mitglieder desselben; des Landraths, Geheimen Regierungsrath Döhn, des Landesbauraths Tiburtius, der beiden evangelischen Geistlichen in Dirschau: Pfarrer Stollenz und Prediger Friedrich, sowie des Anstaltsarztes, Kreisphysikus Dr. Hermann und als Vertreter der städtischen Körperschaften: des Bürgermeisters Dembski und des Stadtverordneten-Vorstehers Mouath, — stattgefunden.

Nachdem die zu der Feier Erschienenen einen Gang durch das Haus gemacht hatten, das fortwährend bis auf den letzten Platz benutzt wird und in dem sich zur Zeit 60 Kranke befanden, begaben sie sich zur Weihe in die Begräbnißkapelle.

Diese, ein nicht großer, rechteckiger Raum, ist mit schlesischen Marmorfließen ausgelegt; er zeigt beim Eintritt an der Hinterwand einen einfachen, aber würdigen, mit schwarzem Tuche ausgeschlagenen Altar. Auf silbernen Leuchtern brennen zwei Kerzen, dazwischen ein silbernes Kruzifix, ein Geschenk des Vorstandsmitgliedes Herrn von Tiedemann-Russoschin. Darüber ziert die Wandfläche ein eindrucksvolles Bild, darstellend die schmerzerfüllten Züge des dornengekrönten Christuskopfes. Dieses Bild hat der Minister von Goßler für die Kapelle gestiftet. In der Mitte derselben steht die mit schwarzem Tuche, welches an den Ecken weiße Johanniter-Kreuze zeigt, überzogene Bahre.

Nachdem die Versammlung rechts, die erschienenen Sänger links von der Bahre Aufstellung genommen und Pfarrer Stollenz vor den Altar getreten war, sang ein Doppelquartett das Lied: „Jesus meine Zuversicht."

Hierauf hielt Pfarrer Stollenz nachfolgende Weiherede über 2. Moses 3, 5.

Unser Anfang geschehe im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen!

Zu einer kurzen, ernsten Feier sind wir hier vor dem Angesichte Gottes versammelt, gleichsam zu einer lieblichen Nachfeier jenes Tages, an welchem kaum vor Jahresfrist in Gegenwart des Durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ritterordens das Krankenhaus geweiht und seiner Bestimmung übergeben wurde. Galt es damals betende Hände aufzuheben, für das Haus der Kranken und dasselbe unter den Schutz und Segen des allmächtigen Gottes zu stellen, so gilt es heute, diesen Ort, darauf wir stehen, zu weihen zu einer stillen Friedensstätte für die Todten, wo die müden Schläfer ihren ersten stillen Todesschlaf schlafen sollen, bis wir sie hinausführen auf den nahen Friedhof, um sie als Saatkorn für die Ewigkeit auszustreuen in den Schooß der Erde, die da unser aller Mutter ist.

Wenn jeder Ort uns schon heilig sein soll, den je der Fuß eines guten Menschen betreten, wie vielmehr muß uns der Ort heilig erscheinen, wo die müden Pilger ruhen, die ausgekämpft und überwunden haben im Glauben an den, der unsere Zuversicht ist und bleibt im Leben und im Sterben. So gilt denn wohl auch von dieser Stätte, darauf wir stehen, das Wort, das Gott der Herr einst seinem Knecht Moses in der Wüste aus dem feurigen Busche zurief: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du aufstehst, ist ein heilig Land."

Heiliges Land fortan auch diese Stätte, wo uns allemal, so oft wir uns hier versammeln werden zur

Digitized by Google

ernſten Feier, ergreifen und durchſchauern ſoll das Gefühl der Nähe des allmächtigen, allgegenwärtigen, und heiligen Gottes, der gerecht iſt in allen ſeinen Wegen und heilig in allen ſeinen Werken.

Heiliges Land dieſe Stätte, wo neben den Trümmern menſchlichen Weſens und Verweſens das Lebenswort des Weltheilandes die Mühſeligen und Beladenen erquicken und die Trauernden von dem Herzeleid vergänglichen Erdenlebens hinweg auf den feſten Grund des in Chriſto Jeſu ihnen beſchloſſenen Heils ſtellen ſoll.

Heilig dieſe Stätte, wo aus dem Dunkel zeitlichen Schmerzes und irdiſcher Trennung die gebeugten Seelen aufblicken ſollen und im Lichte der göttlichen Wahrheit hineinblicken ſollen in das aufgeſchloſſene Liebesherz des himmliſchen Vaters, der die Seinen nie verläßt und nie vergißt, der auch im Wehethun die Seinen liebt, der wohl ſchlägt und zerreißt, der aber auch heilt und verbindet.

Heilig dieſe Stätte, wo über Sarg und Tod hinweg das Kreuz hier auf dieſem Altar und das Kreuz auf dem Giebel dieſes Hauſes uns hinweiſen ſoll dahin, wo unſer Herz, das in der Welt ſo viel Angſt und Pein hat, Frieden findet, hinauf zu dem ewigen Friedefürſten, der über Gethſemane und Golgatha eingegangen iſt in die ewige Herrlichkeit, um auch den Seinen eine Stätte zu bereiten in ſeines Vaters Haus. Und dahin weiſt ja ſchon die äußere Stellung dieſer Leichenhalle ſelbſt. Nicht nach Nord oder Süd iſt ſie gerichtet. Eintretend erheben wir alsbald unſere Häupter gen Morgen, uns erfriſchend im Geiſt an der Himmelsluft von Morgen her, der einſt anbrechen wird über die ganze Erde, und da es von allen Todtenſtätten heißen wird: Das Alte iſt vergangen, ſiehe, es iſt alles neu geworden. — Heiliges Land auch dieſe Stätte! — Darum die Mahnung Gottes: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen.“

Hinweg darum mit dem Leichtſinn, der den Ernſt des Todes nicht bedenken mag und nicht beten will: Herr lehre uns bedenken, daß wir ſterben müſſen, auf daß wir klug werden. Es iſt dem Menſchen geſetzt, einmal zu ſterben, darnach das Gericht. Des ſollen wir eingedenk ſein, ſo oft wir hier erſcheinen.

Hinweg mit dem eitlen irdiſchen Sinn, der nur die Luſt der Welt begehrt und das vergängliche Erdenglück ſucht; hier predigt uns dieſer einfache ſchmuckloſe Ort ſelbſt auch ohne Kanzel laut und vernehmlich: Die Welt vergeht mit ihrer Luſt, wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit.

Hinweg mit allem Hochmuth und aller Selbſtgerechtigkeit. Hier zeigt uns allen Gott, worin wir gleich ſind, wie tief er uns beugt, aber wie hoch er uns auch durch ſeine Gnade zu ſich hebt, alſo daß wer ſich rühmen will, ſich nur des Herrn rühme, der Barmherzigkeit übet.

Hinweg aber auch mit allem Kleinglauben und mit aller Verzagtheit, damit die hier weinen, nicht weinen wie die, die keine Hoffnung haben und nicht zweifeln, wie die, die keinen Troſt der Gnade kennen. Hier erſchließe ſich vielmehr unſer Herz dem Wort der Liebe, das der Erlöſer hier mit uns redet. Er tritt noch heute, wie einſt in Nain, an die Särge unſerer Lieben mit dem Liebeswort: Weine nicht! Er tröſtet noch heute die trauernde Liebe wie einſt Maria mit der Verheißung: „So du Glauben haſt, ſollſt du die Herrlichkeit Gottes ſehen!“ Er weiht noch heute die Stätten des Todes zu Stätten des Lebens durch ſein Wort: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe.“

So ſei es denn, ſo bleibe es denn: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort da du aufſtehſt iſt ein heilig Land. Amen. Und ſo weihe ich dieſe Stätte zu einer ſtillen Friedensſtätte für die Todten, zu einer Troſtesſtätte für die Lebenden im Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!

Nachdem hierauf noch das Weihegebet und als Schlußgebet das Vater Unſer gebetet, ſowie der Segen ertheilt war, endigte mit dem Geſange „Auferſtehn, ja Auferſtehn“ die ſchöne erhebende Feier.

In's Land der Pharaonen!

(Fortſetzung.)

Ein großes Zimmer des Muſeums enthält nur Goldſchmuck, unter Anderem den letztes Frühjahr bei der Schlammpyramide von Dachſchur geſundenen Schmuck zweier Prinzeſſinen der 12. Dynaſtie (ca. 2500 v. Chr.). Alle Stücke dieſes Schmuckes ſind von ſolch feiner Goldſchmiedearbeit und Emaillirung, daß heutzutage die kunſtfertigſten Juweliere ſie nicht ſchöner und ſauberer fertig bringen könnten. Die Krone dieſes Fundes bildet eine wirkliche Krone, vielmehr zwei derſelben. Die eine wird von ſechs Kreuzen gebildet, zwiſchen denen ſich viele Goldfäden regellos hin und herſchlingen. Aus dieſen Fäden wachſen Sternblümchen, gleich den Kreuzen in Cloiſonnéarbeit, und Fruchtträubchen aus blauem Edelſtein. Wahrlich, wenn man ſolche kunſtvollendete Arbeit aus grauer Vorzeit vor ſich ſieht, iſt man geneigt, Jenen Recht zu geben, welche behaupten, die Menſchheit komme in ihrem Wiſſen und Können nicht vorwärts, ſondern drehe ſich immer nur im Kreiſe.

Dort an den Wänden entlang hängen unter Glas alte Papyri, meiſt ſogenannte Todtenbücher, welche in die Mumienwickel verborgen wurden. Sie ſtellen den Weg der Seele im Jenſeits dar, der durch mancherlei Prüfungen führt. Kämpfe müſſen geführt werden mit wilden Thieren und Dämonen und Schlöſſer geöffnet, und das alles mit Hilfe von Sprüchen, welche dem Todten im Todtenbuche an die Hand gegeben werden. Endlich kommt die Seele ins Todtengericht. An der Waage ſteht Horus als Gott der Rache und Anubis, der Gott der Unterwelt. Auf die eine Waagſchale wird das Herz des

Digitized by Google

Verstorbenen gelegt, auf die andere eine Straußenfeder, das Symbol der Wahrheit und Gerechtigkeit.

In Gemäldegallerieen haben mich immer neben den ausgeführten Gemälden die Entwürfe und Skizzen interessirt, die das Werden des Bildes illustriren. Solche Skizzen hat auch das egyptische Museum aufzuweisen. Auf Kalksteinplatten sehen wir mit Tusche aufgezeichnete Figuren, die hier und da corrigirt sind. Sie sollten offenbar noch ausgemeißelt werden.

Bei unserer Rückkehr vom Museum besuchen wir noch ein ehemaliges Schloß, das 1860 bei Eröffnung des Suezcanales die fürstlichen Gäste aufnahm, unter Anderen auch die Kaiserin, auf welche das Lied vom „Wilhelm Rex" reimt: „diejenige", nämlich Eugenie. Dies Schloß liegt auf der Insel Gesireh, die erst durch jahrelange Arbeit um anderthalb Meter erhöht werden mußte gegen die Nilüberschwemmung. Heute ist dies Schloß in ein Hotel umgewandelt. Aber noch können wir die luxuriöse Zimmereinrichtung des Schlosses bewundern. Sieh hier diese Kamine mit Spiegeln darüber; sie sind aus Onyx und kosten jeder 60 Tausend Mark. Wir können auch noch die Zimmer der Kaiserin Eugenie schauen; das Boudoir ist nicht bloß an den Wänden, sondern auch an der Decke mit blauem capitonirten Atlas ausgeschlagen. Aber mehr nach meinem Geschmack ist der lange Kiosk im Garten. Einer Säulenhalle fügen sich zwei Flügel mit je sechs Zimmern an. Alle Säulen und Ornamente sind in maurischem Stile gehalten, in der Art der Alhambra. Und was mich nebenbei an diesem Bau auch nicht wenig freute, das ist der Umstand, daß ein Deutscher in egyptischen Diensten den Plan zu diesem schönsten arabischen Baue entworfen und eine deutsche Eisenhütte die gußeisernen Säulen geliefert hat.

Es ist Spätnachmittag geworden, da wir Gesireh verlassen. Draußen haben wir schon vorher einen Rennplatz erspäht. Jetzt sehen wir dort die englische Gesellschaft am Lawntennisspiel und bei dem Reiterspiel Polo, das sich für die Nachkommen von Hengist und Horsa sonderlich ziemt. Hier halten „die Herren von Egypten" auch ihre häufigen Wettrennen ab.

Zum Schlusse für heute laß uns einen der weiten Fruchtgärten bei Kairo besuchen. Du glaubst, Du bist in den Garten der Hesperiden gekommen, denn da schimmern aus den Bäumen zahllose gelb- und rothgoldene Kugeln, Citronen und Orangen. Welch' reiche Fülle der saftigen Früchte! Ich muß dabei an das Höhendorf des Thüringer Waldes denken, in welchem ich einige Jahre lebte. Da blinkt es auch aus den Bäumen rothschimmernd hervor, es sind Vogelbeeren. In meinem Garten gab es allerdings auch einige Obstbäume, Kirschen, die im November gepflückt werden konnten, wenn sie nicht schon vorher erfroren waren; auch einige Aepfelbäume waren da. Die Aepfel hätte man aber im Herbst abnehmen und im nächsten Sommer noch einmal an die Bäume hängen müssen, damit sie im zweiten Sommer wenigstens reif würden.

Noch zwei Gerichte stehen auf unserer Speisekarte Kairo, zwei gediegene pièces de resistance; das sind die Pyramiden und der Sphinx von Gisch und das alte Memphis, heute Sakkara genannt.

Die Pyramiden! Was für imposante Größen das sein müssen, kannst Du schon daraus abnehmen, das sie in ihrem Adjectiv in den blasirten Abajargon aufgenommen worden sind: „pyramidal." Zunächst nehmen wir in einem Wagen bequem Platz und fahren über die riesige Nilbrücke durch die Ebene, welche beim Nilsteigen überschwemmt wird. Die Fahrt dauert ungefähr anderthalb Stunden, bis wir an den Rand der Nilebene gelangen, wo auf dem Anfange des Wüstenplateaus sich die Pyramiden erheben. Eine schattige Allee von Lebbachbäumen begleitet uns auf dem ganzen Wege und bildet stellenweise ein grünes Dach über der Chaussee. Wir haben Zeit, da kann ich Dir ein wenig gekanntes Pharaonenstückchen aus neuer Zeit erzählen. Der Sultan war zum Vicekönig Ismaïl auf Besuch gekommen und äußerte eines Abends bei Tafel den Wunsch, er möchte morgen nach den Pyramiden fahren. Fahren? Es gab damals noch keine Nilbrücke und keinen Fahrweg zu den Pyramiden. Wer sie besuchen wollte, mußte mit einem Reitthier auf einer Fähre über den Nil setzen und dann auf einem schmalen Reitwege den Pyramiden zustreben. Aber der Sultan fuhr anderen Tages doch, wie er gewünscht, über den Nil auf einer Brücke und auf einer Fahrstraße weiter zu den Pyramiden. Und wie erklärte sich dies Wunder? Ismaïl hatte in der Nacht von seinen Soldaten eine Schiffsbrücke über den Nil schlagen lassen, und andere Soldaten hatten im Verein mit Fellachen in weniger denn Tagesfrist einen passablen Fahrweg hergestellt. Ein Seitenstück zu den Thaten der alten Pharaonen, nicht wahr?

Während wir durch die grünende Landschaft auf der schnurgeraden Straße dahinfahren, wachsen die Pyramiden vor unsern Augen immer höher, bergartiger empor. Und nun stehen wir vor der größten und ältesten, vor der Cheopspyramide, die alle anderen zunächst verdeckt. Wir sehen die Menschen, welche an der einen zackigen Kante die Pyramide ersteigen, wie sie weiter nach Oben immer kleiner, kleiner werden. Wir sind überwältigt. Hier fühle ich aber mehr als anderswo die Unmöglichkeit, Dir, lieber Leser, mit der Schilderung meines Wortes eine eindrucksvolle Anschauung von den Pyramiden zu geben. Wirst Du es ahnen, wie kolossal sie sind, wenn ich Dir sage: die größte Kirche auf Erden, die Peterskirche von Rom, könnte man in die hohle Cheopspyramide setzen, ohne daß sie irgendwo herausschauen würde. Die Cheopspyramide ist höher als alle Steinbauten auf Erden, ausgenommen die beiden Thürme des Kölner Domes. Napoleon, der

Digitized by Google

Ende vorigen Jahrhunderts mit einem Heere die Touristerei nach Egypten eröffnete, und als ein Zögling der Militärschule das Rechnen verstehen mußte, hat ausgerechnet, daß sich mit dem Steinmaterial der Cheopspyramide eine Mauer von 6 Fuß Höhe um ganz Frankreich (damals incl. Elsaß-Lothringen!) herumbauen ließe. Uebrigens hat man diese Pyramide auch schon als Steinbruch benutzt; ihre schönen Quadern dienten zum Bau der Citadelle von Kairo. Dadurch ist die Grundlinie der Pyramide von 233 auf 227,5 m reducirt worden; für die ganze Pyramide bedeutet das einen Verlust von 170 000 Cubikmeter. Aber das hat den Koloß nicht sehr angegriffen, es sind ihm immer noch 2 352 000 Cubikmeter geblieben. Wollte man die Pyramide, so wie sie jetzt ist, nach Europa verpflanzen, so würden 1712 Frachtschiffe dazu nöthig sein, von denen jedes 4000 Schiffstonnen fassen müßte. Wir können darum die stolze Inschrift wohl begreifen, welche nach koptischer Ueberlieferung der Erbauer seiner Pyramide gab: „Ich habe diese Pyramide gebaut in 61 Jahren. Möge derjenige, welcher nach mir kommt und sich dünkt ein König zu sein von meiner Art, es versuchen, sie in 600 Jahren zu zerstören. Zerstören ist leichter als aufbauen. Ich habe sie mit Seide gekleidet (bildlich!), mag er den Versuch wagen, sie mit (Stroh)matten zu überziehen!“ Es geschah wirklich, daß sich Saladins Nachfolger vornahm, die kleinste der drei Gizehpyramiden, die des Menkaura, zu zerstören. Acht Monate lang mühte sich ein Heer von Arbeitern, deren Wert man in dem Steinhaufen um diese Pyramide herum auch heute noch sieht. Aber ein arabischer Schriftsteller jener Zeit sagt mit Recht: „Man gewann nichts Anderes durch dieses Unternehmen als eine schmähliche Verstümmelung der Pyramide und die Gewißheit der eigenen Ohnmacht und Schwäche. Wenn man die ausgebrochenen Steine ansieht, glaubt man, das Bauwerk sei von Grund aus zerstört; wenn man dann aber seinen Blick auf die noch stehende Pyramide richtet, so meint man, daß sie keine wesentliche Beschädigung erfahren, und daß sich nur auf der einen Seite ein Theil der Bekleidung losgelöst habe.“ Der Mann hat Recht.

Und nun stelle Dir vor, daß die Cheopspyramide das älteste egyptische Grabmal ist, ungefähr 5000 Jahre alt. Die zweite Pyramide, die des Chefren, etwas kleiner als die erste, stammt vom Nachfolger des Cheops. Und Menkaura, der Erbauer der dritten, der kleinsten, war wieder Nachfolger des Chefren. Es ist wahrscheinlich, daß Abraham die Pyramiden sah, als er nach Egypten kam; jedenfalls standen sie zu Abrahams Zeit schon viele Jahrhunderte. „Die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit.“

Die Pyramiden sind aber mehr als nur kolossale Steinbauten aus grauer Vorzeit. Schon die Gänge und Kammern im Innern lassen uns den Scharfsinn und die großartige Technik der alten Baumeister erkennen. So sind über der großen Königskammer noch fünf Kammern ausgespart, um den übermächtigen Druck der Steinmassen abzuleiten. Ja, Alles, was die alten Egypter an mathematischen und astronomischen Kenntnissen besaßen, das haben sie in den Maßen und Verhältnissen der großen Pyramide ausgedrückt. Aber um das etwas ausführlicher darzustellen, bedürfte es eines besonderen Berichtes. Ich will nur dies verrathen, daß die Orientirung der Pyramide nach den Himmelsgegenden so genau ist, wie man im gebildeten Europa bis zum Jahre 1856 die Himmelsrichtungen nicht genauer anzugeben wußte. Es giebt eine ganze Anzahl Christen, in England hauptsächlich, welche die Pyramide um der wunderbaren Kenntnisse willen, welche sie verräth, für eine älteste Offenbarung Gottes halten.

Wir wollen natürlich auch auf die Pyramide hinaufsteigen. Aber langsam voran, sonst giebt's folgenden Tages Muskelfieber. Die Blöcke sind von halber Mannshöhe. Hier wollen wir uns jenes treffende Wort gesagt sein lassen: En Turquie on ne se hâte que très lentement. Oben wird uns ein reizender Rundblick lohnen. Du siehst das Land der schroffen Gegensätze: neben der Sandwüste das fruchtbarste Land, und zwar ist das Grün der Nilebene messerscharf geschieden vom gelben Wüstensand. Oben ist die Pyramide ziemlich abgeplattet, so daß ganze Gesellschaften auf ihr Platz haben. Es muß ein heiterer Moment gewesen sein, als unsere jungen Landsleute, Kadetten vom Schulschiff, hier oben standen. Ein Nachzügler setzte eben den Fuß auf die Plattform, griff an sein Mützchen und fragte in bescheidenem Tone: „Verzeihung, bin ich hier recht auf der Cheopspyramide?“

(Fortsetzung folgt.)

Sechster Jahres-Bericht des Berliner Lokal-Vereins des Evangelisch-kirchlichen Hilfs-Vereins für das Jahr 1895.

Nach nunmehr sechsjähriger Mitarbeit bei der von dem Evangelisch-kirchlichen Hilfs-Verein unternommenen Bekämpfung der religiös-sittlichen Nothstände in den großen Städten darf der Berliner Lokal-Verein für das Jahr 1895 ein erfreuliches Wachsthum seiner Thätigkeit bezeugen. Dies stetige Fortschreiten ist nächst dem Segen Gottes und der nicht ermüdenden Theilnahme, mit welcher unsere Kaiserin mit warmem Herzen und offener Hand unser Werk begleitete, auch dem Umstand zuzuschreiben, daß von Anfang an solche practische Aufgaben in Angriff genommen wurden, welche bei dem weit umfassenden Betriebe christlicher Liebesarbeit in unserer an leiblicher und geistiger Noth so reichen Stadt noch nicht oder noch nicht genug berücksichtigt waren.

Voran stehen nach wie vor die Pflegestationen für häusliche Krankenpflege, vorzugsweise unter den

Digitized by Google

Unbemittelten, aber auch bei Wohlhabenden in dringenden Nothfällen. Sie sind auf 13 mit 90 Diakonissen aus 12 Mutterhäusern besetzte Stationen gewachsen, welche den Schwestern ein einfach, aber behaglich eingerichtetes Heim bieten, von denen aus sie innerhalb des ihnen zugewiesenen Bezirks in zahlreiche, von schwerer Krankheit heimgesuchte Familien tage- oder wochenlang Hilfe und Trost bringen. Die unserm Bericht beigefügten Mittheilungen aus dieser von den Domen der „Frauenhilfe" thatkräftig unterstützten Arbeit veranschaulichen die Sorge und den Segen, welche mit derselben verbunden sind. Im Jahre 1895 wurden in 2278 Familien an 2548 Personen 20 220 Tagespflegen und 4744 Nachtpflegen geleistet, bei welchen die Diakonissen durch ausgebildete Pflegerinnen des Johanniterordens und durch aus den Gemeinden herangezogene Hilfskräfte unterstützt wurden. Dennoch mußten 880 Bitten um Hilfe, darunter 568 wegen Mangel an Kräften, abgelehnt werden. Außer 2415 Evongelischen wurden 89 Katholiken und 44 Juden gepflegt. Unter den Pfleglingen waren 212 Männer, 1918 Frauen und 418 Kinder unter 15 Jahren.

Bei der gründlichen Art, wie die Diakonissen im Unterschied von anderen Genossenschaften für Krankenpflege außer der persönlichen Pflege der Kranken die Fürsorge für die durch Darniederliegen ihrer erwerbenden Glieder in ihrer ganzen Existenz gefährdeten Familien in die Hand nehmen, die Wirthschaft leiten, die Kinder versorgen, dem auf Arbeit ausgehenden Mann die Mahlzeit bereiten, die nothwendige Unterstützung herbeischaffen und auch an Zuspruch, Trost nnd Mahnung es nicht fehlen lassen, hat ihre Arbeit neben der Hilfe in leiblicher Noth einen oft dauernd nachwirkenden erziehlichen Einfluß. Diese Erfahrung erhält den Schwestern bei dem schweren, monchmal ihre Gesundheit nachhaltig angreifenden Dienst ihre Freudigkeit, die auch durch den Austausch ihrer Erfahrungen in regelmäßigen Conferenzen der leitenden Schwestern gestärkt wird.

Auch fehlt es ihnen neben der Leitung seitens des Vorstandes nicht an Hilfe. Bei jeder Station steht ein Geistlicher als Curator der leitenden Schwester berathend und fördernd zur Seite und vermittelt die Sorge für den äußeren Unterhalt der Station. Auch die übrigen Pastoren, die Gemeindeschwestern und die Armenärzte gewähren ihnen nach Bedürfniß ihren Beistand. Namentlich aber beschränken sich die Damen der in 13 Bezirken organisirten „Frauenhilfe" nicht auf Einsammeln von Geldbeiträgen zur Unterhaltung der Stationen, deren Kosten auf 75 000 Mk. im laufenden Jahre angewachsen sind, sondern sie wetteifern, wenn auch in verschiedenem Maße, in der Fürsorge für alles, was die Schwestern an Erfrischungen, Pflegemitteln, Wäsche und Kleidung für ihre Kranken bedürfen. Die Entwickelung der Einrichtung zu ihrem jetzigen, dem Normalbestand sich schon annähernden Umfange wäre kaum möglich gewesen ohne das nach außen und innen hilfreiche Eintreten unserer Freundinnen, welche fast die Hälfte der zur Unterhaltung der Stationen erforderlichen Mittel aufgebracht haben. Durch die hohe Protectorin unseres Vereins, welche auch im letzten Jahre eine Versammlung sämmtlicher Damen der „Frauenhilfe" im großen Saal der Philharmonie mit Allerhöchstihrer Gegenwart beehrte, erhielten sie hierzu immer neue Anregung. Die Kaiserin hat das ganze Jahr hindurch in wiederholten namhaften Geldspenden, in Ausstattung der Stationen mit Weinvorräthen, in Ueberweisung von Kleidungsstücken und Geld, um zu Weihnachten den Pfleglingen ein Fest zu bereiten, in den aus dem „Wöchnerinnenfonds" fließenden Mitteln, um bei langer Krankheit und Schwäche der Hausfrau mit reichlicher Hilfe einzutreten, sich als Führerin der „Frauenhilfe" erwiesen. Auch persönlich haben die Diakonissen wiederholt die Huld der Kaiserin erfahren durch erfreuende Gaben zu Weihnachten, durch Zuweisung von Concertbillets, um durch Anhören ernster Musik sich nach mühevollem Tagewerk zu erfrischen, durch Ausruhen während der ihnen vertragsmäßig gebührenden Urlaubszeit in den besonders für sie eingerichteten freundlichen Räumen des Pfingsthauses zu Potsdam.

Deshalb hegen wir das Vertrauen, obwohl wir auch im letzten Jahre, wie schon 1894, zur Deckung der auf 68 000 Mk. angewachsenen Kosten für die Pflegestationen die Bestände aus früheren Jahren angreifen mußten, daß unsere Glaubensgenossen, wenn sie von der ersprießtichen Arbeit Kenntniß erhalten, uns die Mittel zu ihrer Fortsetzung nicht versagen. Würde neben den unter viel Mühe von der „Frauenhilfe" aus mehreren tausenden Händen gesammelten 32 000 Mk. die andere Hälfte durch größere Zuwendungen von begüterten Männern dargereicht, so wären wir aus unsern oft schwer drückenden Sorgen heraus. Die Arbeit der Krankenpflegestationen hat sich so sehr als eine dauernd nothwendige Einrichtung bewährt, daß eine Fundirung derselben in das Auge gefaßt werden muß. Wir richten hierauf die Aufmerksamkeit solcher, welche einen Theil des ihnen verliehenen Gottessegens durch Schenkung und Vermächtniß einem noch der festen Dotation entbehrenden wohlthätigen Zweck zuzuwenden beabsichtigen. Erfreulich war nicht allein um der Gaben, sondern auch um des Gebers willen, daß uns 6000 Mk., welche auf Antrag des Magistrats in den Stadthaushaltsetat von Berlin eingestellt wurden, für die Pflegestotionen zugeflossen sind. Die Verwaltungen hiesiger Verkehrsanstalten (Omnibus, Pferdeeisenbahn, Dampfstraßenbahn) haben uns wiederum eine Anzahl von Freikarten bereitwillig zur Verfügung gestellt; bei der starken Vermehrung der Stationen und Schwestern konnte dies allerdings nicht in dem von uns erwünschten Maße geschehen.

Digitized by Google

Obwohl die Pflegestationen weit überwiegend unsere Kraft und unsere Mittel in Anspruch nehmen, ist doch die sonstige Vereinsthätigkeit nicht nur fortgeführt worden in Gewährung von Saalmiethen für kirchliche Gemeindepflege in den Parochien von Nazareth, Gethsemane und St. Paul, in Beihilfen für Bestellung eines Hilfspredigers in St. Elisabeth (Versöhnungskirche), in Zuwendungen an den Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend, an die Berliner Stadtmission für die Seelsorge unter den Kellnern, an die „Schrippenkirche" zur Veranstaltung von Sonntagsandachten für die Arbeitslosen, sondern ein Zweig unserer Arbeit, nämlich die Fürsorge für das Offenhalten der Kirchen an den Wochentagen während einiger Abendstunden, verbunden mit kurzen Abendandachten, befindet sich in erfreulicher Fortentwickelung. Wir haben diese Sache einer besonderen Commission von für dieselbe lebhaft interessirten Männern übergeben. Es ist gelungen, durch eine außerordentliche Zuwendung der Kaiserin von 1000 Mk., durch Gaben des Fabrikbesitzers C. Zimmermann von 3000 Mk., des Arztes Dr. Gericke von 1000 Mk., des Geh. Medicinalraths Professor Dr. Fischer von 1000 Mk., des Banquiers Neuburger von 2000 Mk. und andern größeren Geschenken einen Fonds von etwa 10000 Mk. zu gewinnen, aus welchem an Kirchen, welche eine ähnliche Einrichtung treffen wollen, aber die dazu erforderlichen Mittel nicht besitzen, Beihilfen bis zum Höchstbetrage von 600 Mk. für Glockenläuten, Orgelspiel und die Aufsicht in der Kirche gewährt werden sollen. In den fünf Kirchen, welche bisher unter unserm Beistand vorgegangen sind, ermuthigen die gemachten Erfahrungen zur Fortsetzung des Versuches, täglich dem von mühsamer Arbeit Heimkehrenden die Gelegenheit zur stillen Sammlung im Gotteshause zu bieten.

Im Uebrigen dürfen wir auf die beigefügte Kassenübersicht verweisen. Ein Versuch, neue Mitglieder zu werben, ist bei den jährlich wachsenden Ansprüchen, welche an die Opferwilligkeit der Wohlhabenden für gemeinnützige Zwecke gestellt werden, nur theilweise von Erfolg gewesen. Wir vertrauen aber, daß vorstehende Nachrichten über unsere werthvollen Arbeiten dienender Liebe mit ihrem wiederum beträchtlich gewachsenen Bedarf die Herzen und Hände unserer Mitbürger zu nachhaltiger Hülfe öffnen werden.

Berlin, im Februar 1896.

Der Vorstand des Berliner Local-Vereins des Evangelisch-kirchlichen Hilfs-Vereins.

Vorsitzender: D. Frhr. v. d. Goltz, Probst u. Vice Präsident des Ev. Oberkirchenraths, C., Brüderstr. 10.

Stellvertreter: D. Braun, General Superintendent, W., Monhäitkirchstr. 22.

Schatzmeister: Dr. Koch, Wirkl. Geh. Rath, Reichsbank-Präsident, C., Oberwallstr. 10.

Schriftführer: Mueller, Geh. Ober-Finanzrath, W., Frauzösischestr. 46.

D. Dryander, General Superintendent, W., Kanonierstr. 4. — Faber, General-Superindent, Königl. Hof- und Domprediger, NW., Hindersinstr. 7. — Dr. Gericke, prakt. Arzt, W., Motzstr. 3. — Koch, R., Director der Deutschen Bank, W., Behrenstr. 9/10. — Frhr. v. Mirbach, Kgl. Kammerherr und Ober-Hofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin, Potsdam Berlin. — Dr. Post, Geh. Ober Regierungsrath, vortragender Roth im Ministerium für Handel und Gewerbe, W., Kleiststr. 27. — C. Zimmermann, Fabrikbesitzer und Kgl. Handelsrichter, W., Rauchstr. 26.

Literatur.

Deutscher Frauen-Verband. Zeitung der Vaterländischen Frauen- und Hilfs-Vereine. 22. Jahrgang. Nr. 2. 1896.

Inhalt: Nachrichten aus dem Vereinsleben. — Die Genfer-Convention und ihre Weiter-Entwickelung. — Volks-Heilstätten. — Literarisches. — Kleine Mittheilungen.

Mittheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Dr. O. Seesemann. Leipzig in Commission bei K. Baedeker. 1896. Nr. 1.

Inhalt: I. Mittheilungen: Brünnow, Reisebericht III. — Guthe: Gader, Gadara, Geder. — Seybold: Der Name Jordan. — Kurze Mittheilungen: Unruhen in Syrien. Hethitische Inschriften. Bahnlinie Beirut—Damaskus. — Aus Zeitschriften ꝛc.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin.

Inhalt: Bericht über die 530. Sitzung vom 17. Dezember 1895. — Bericht über die 531. Sitzung vom 7. Januar 1896. — Otto Hupp's Städtewappenwerk. — Die Rurik-Legende. — Zur Naumburger Todtenliste. — Die chronologische Matrikel. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Anfragen. — Briefkasten.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 8. 22. Februar 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. (Fortsetzung). — Die Gräfin Elise von Ahlefeldt II. — Auf den Spuren von 1870. Kleine Mittheilungen: Nord-Süd-Stadtbahn für Berlin (mit Plan). — Des Kaisers neue Tabakspfeife. — Der Presseball. — Die Ausschmückung der Siegesallee. — Schlesische Gemüthlichkeit und des späteren Kaiser Friedrich Liebenswürdigkeit. — Der älteste deutsche Kaisermantel. — Vereins-Nachrichten u. s. w.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 18. März 1896. Nr. 12.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankentage.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	51			
	Zugang pro . .	23			
		74			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	55	55	1 500	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	67			
	Zugang pro . .	31			
		98			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	63	63	2 017	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	96			
	Zugang pro . .	4			
		100			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	91	91	2 664	140
4.	**Sternberg** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	40			
	Zugang pro . .	40			
		80			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	45	45	1 219	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	44			
	Zugang pro . .	34			
		78			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	47	47	1 276	50
6.	**Werdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	48			
	Zugang pro . .	35			
		83			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	48	48	1 423	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	23			
	Zugang pro . .	13			
		36			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	16	16	532	50
	zu übertragen		365	10 631	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankentage.
	Uebertrag		365	10 631	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	38			
	Zugang pro . .	41			
		79			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	47	47	1 197	43
9.	**Sandsberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	30			
	Zugang pro . .	21			
		51			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	36	36	364	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	60			
	Zugang pro . .	28			
		86			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	64	64	1 735	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	52			
	Zugang pro . .	43			
		95			
	Abgang . . .	37			
	Bleibt Bestand	58	58	1 590	60
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	29			
	Zugang pro . .	21			
		50			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	33	33	832	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	40			
	Zugang pro . .	27			
		67			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	39	39	1 061	40
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	56			
	Zugang pro . .	51			
		107			
	Abgang . . .	51			
	Bleibt Bestand	56	56	1 516	60
	zu übertragen		698	19 526	855

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa der Krankheits-Verpflegungstage pro Februar 1896.	Zahl der beste hergestellten Krankenbetten.
	Uebertrag		698	19 526	855
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	43			
	Zugang pro . .	17			
		60			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	27	27	1 029	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	20			
	Zugang pro . .	28			
		48			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	25	25	724	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	25			
	Zugang pro . .	25			
		50			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	31	31	803	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	79			
	Zugang pro . .	45			
		124			
	Abgang . . .	58			
	Bleibt Bestand	66	66	1 950	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	20			
	Zugang pro . .	26			
		46			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	35	35	723	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	26			
	Zugang pro . .	—			
		26			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	26	26	754	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	48			
	Zugang pro . .	21			
		69			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	60	60	1 553	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	23			
	Zugang pro . .	20			
		43			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	24	24	736	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	38			
	Zugang pro . .	41			
		79			
	Abgang . . .	40			
	Bleibt Bestand	39	39	1 112	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	26			
	Zugang pro . .	17			
		43			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	28	28	801	41
	zu übertragen		1 059	29 711	1 370

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa der Krankheits-Verpflegungstage pro Februar 1896.	Zahl der beste hergestellten Krankenbetten.
	Uebertrag		1 059	29 711	1 370
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	49			
	Zugang pro . .	29			
		78			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	44	44	1 211	52
26.	**Sagan:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	19			
	Zugang pro . .	26			
		45			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	29	29	612	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	348	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	10			
	Zugang pro . .	4			
		14			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	6	6	215	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	15			
	Zugang pro . .	12			
		27			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	14	14	359	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	36			
	Zugang pro . .	17			
		53			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	26	26	879	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	4			
	Zugang pro . .	7			
		11			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	5	5	149	15
32.	**Kalmar.**				
	Bestand am 1. Februar 1896	22			
	Zugang pro . .	25			
		47			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	28	28	685	2[illegible]
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	30	30	870	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	24			
	Zugang pro . .	29			
		53			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	28	28	830	30
	zu übertragen		1 281	35 849	1 647

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		1 281	35 849	1 647
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	14			
	Zugang pro . .	6			
		20			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	15	15	445	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	6			
	Zugang pro . .	4			
		10			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	129	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	24			
	Zugang pro . .	21			
		45			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	25	25	736	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	36			
	Zugang pro . .	9			
		45			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	31	31	972	50
39.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	103
40.	**Lippspringe.***)				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	39			
	Zugang pro . .	20			
		59			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	42	42	1 190	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	5			
	Zugang pro . .	10			
		15			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	5	5	172	15
43.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	3			
	Zugang pro . .	1			
		4			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	—	—	49	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	48			
	Zugang pro . .	21			
		69			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	48	48	1 397	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	25			
	Zugang pro . .	14			
		39			
	Abgang . .	22			
	Bleibt Bestand	17	17	506	33
	zu übertragen		1 470	41 445	2 108

*) Ist während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. März 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		1 470	41 445	2 108
46.	**Niedermittel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Februar 1896 .	24			
	Zugang pro . .	17			
		41			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	27	27	706	22
	Zusammen		1 497	42 151	2 130

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1896 beträgt 891, davon sind gestorben 68
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 74
geheilt 749
wie vor 891.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 64 Betten:

Bestand am **1. Januar 1896**	54	Kranke
Zugang pro **Januar 1896**	42	"
	96	Kranke.
Davon sind:		
gestorben 2		"
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 11		"
geheilt 36		"
	49	"
Bleibt Bestand am **1. Februar 1896:** . . .	47	Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 27 orientalische Christen, 5 Muhamedaner, 1 Druse und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1896 beträgt: 1565.

Poliklinisch wurden 686 Personen behandelt.

---

1. Wilhelm Graf von Schwerin, Kammerherr, auch Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Hofmarschall auf Göhren, Rechtsritter seit 1867, † zu Berlin 8. März 1896.
2. Friedrich Freiherr von Wangenheim, Major und Flügel-Adjutant Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg, Ehrenritter seit 1887, † zu Oldenburg 3. März 1896.

In's Land der Pharaonen!

(Fortsetzung.)

Wir müssen eilen, das große Pyramidenfeld bietet noch so Viel des Sehenswerthesten. Die vielen kleineren überirdischen Gräber, Mastabas genannt, würden in ihrem schönen Quaderbau in anderer Umgebung unsere Aufmerksamkeit anziehen. Aber das Bessere ist des Guten Feind. Die großen Pyramiden haben uns anspruchsvoll gemacht, so daß wir an den hundert Mastabas in der Nähe der Pyramiden kalt vorübergehen und nur en passant deklamiren: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun."

Uebrigens sind aus einer dieser Mastabas zwei Pfeiler nebst dem sie verbindenden Architrav ins Museum nach Berlin gewandert, um den Berlinern einen Schimmer von Begriff für altegyptische Baukunst zu geben.

Könnten wir doch friedlich unsere Straße auf dem Pyramidenfelde zieh'n! Aber diese Wanderung wird uns vergällt durch die impertinenten Beduinen, welche die Pyramiden und Umgegend für ihre Domäne erachten. Sie drängen sich uns immer wieder als unerwünschte Führer auf, sie lassen ihre Kamele vor Dir niederfallen, damit Du aufsitzest, sie stellen Dir, gleich vier auf einmal, ihre Reitesel in den Weg, sie wollen Dir Geld wechseln oder moderne Antiken verkaufen, sie erbieten sich, für einen Franken die Pyramide in 10 Minuten hinauf und herunter zu springen. Einer will uns für sich gewinnen, indem er uns in den Weg tritt, auf die Pyramide hinzeigt und ausruft: „Kolossal, pyramidal, schneidiges Lakal das", welchen Ausruf dem Nichtsnutz offenbar ein wenig nützer deutscher Tourist beigebracht hat. Es kommen ziemlich viel Berliner Touristen nach Kairo. Eine deutsche Dame, in Kairo ansässig, erzählte mir, wie sie an den Pyramiden auch von den Beduinen frech umringt worden sei. Sie nahm einen der zum Kauf angebotenen unechten Scarabäen in die Hand und betrachtete aufmerksam die Hieroglyphen auf demselben. Da fragte der Verkäufer: „Kannst du denn das lesen?" „Jawohl!" „Nun, was steht denn drauf!" Die Gefragte antwortete langsam: „Es steht darauf geschrieben: Die Beduinen an den Pyramiden sind Alle — Lumpen." Das wirkte; die Beduinen zogen sich von ihr zurück. Als ich die Erzählerin aber fragte: „Auf wie lange denn?" Da mußte sie kleinlaut eingestehen: „Ach freilich, nicht sehr lange, sie kamen doch wieder." Darum wenn Du einmal, nicht auf „Stangen" gestützt, zu den Pyramiden reisen willst, gebe ich Dir folgenden Rath: Nimm Dir alle Taschen voll Gleichmuth mit und sprich, ehe Du einem Beduinen antwortest, heimlich zu Dir: Mensch, ärgere Dich nicht, und dann sage gar nichts weiter. Thue, als wenn die unverschämten Beduinen für Dich Luft wären, und wenn Einer Dir zudringlich an den Arm faßt, dann haue ihm mit dem eigens dazu mitgebrachten Spazierstock Eins über, auch dabei in tiefstes Schweigen gehüllt. So habe ich es gemacht, probatum est. Hätte ich es nur gleich so gemacht! Aber erst beim dritten Besuche der Pyramiden wurde ich so weise.

Die Magenfrage ist in der ganzen Welt von großer Bedeutung. Auch wir wollen uns ein Plätzchen suchen, wo wir der Magenfrage eine momentane Lösung verschaffen. Dort im tiefen Schatten der Menkaurapyramide laß uns für den positiven Stoffwechsel sorgen. Auf dem Wege dorthin sammeln wir im Sande kleine Muschelchen, die ganz die Form von Linsen haben, und schließlich finden wir ein ganzes „Linsengericht", ein festes Conglomerat der Muschelchen. Herodot, der auch die Pyramiden besuchte, hielt diese Verkallungen allen Ernstes für versteinerte Linsen, wie sie den Erbauern der Pyramiden zur Nahrung gedient hätten; ein „Linsengericht", durch welches der „Vater der Geschichte" des Erstgeburtrechtes, auf naturwissenschaftlichem Gebiete wenigstens, sich gründlich begeben hat.

An der Schattenseite der Pyramide lassen wir uns nieder. Wir gedenken des geistreichen Wortes, mit dem Napoleon hier bei den Pyramiden seine Truppen zum Kampf gegen das Mamelukenheer anfeuerte: „Soldaten, vier Jahrtausende schauen von den Pyramiden auf Euch herab!" Wir lehnen sogar den Rücken an die Jahrtausende der Pyramide und führen so eine denkwürdige Schlacht gegen den mitgebrachten Speisekober.

Schon die egyptischen Briefmarken belehren uns, daß neben der Pyramide der Sphinx sich finden muß. Auf zum Sphinx! Da ragt er schon aus dem Sand hervor. Das Riesenantlitz scheint ein wenig zu lächeln über das vergebliche Bemühen des Sandes, der ihm wohl die Tatzen und den Riesenleib, aber nie das erhabene Haupt einhüllen konnte. Wenn ein Beduine ihm auf den Hals klettert, merken wir an diesem Maßstabe erst recht die Größe des Sphinx. Was sagst Du dazu, daß der Sphinx einen Mund hat, der 2,32 Meter breit ist? Dazu kannst Du Dir nun die anderen Verhältnisse construiren. Auf der einen, dem Wetter abgekehrten Wange zeigt sich noch etwas Roth von der uralten Bemalung. Aber da wir ihm von vorne ins Gesicht schauen, möchten wir ihm mit Onkel Bräsig zurufen: „Daß Du die Nase ins Gesicht behälst!" Es ist freilich ein pium desiderium. Die Nase des Sphinx, der aus dem lebendigen Felsen ausgehauen ist, ist unwiederbringlich dahin. Die Mameluken haben in barbarischem Uebermuth die Nase bei ihren Schießübungen zur Zielscheibe benutzt und schändlich zugerichtet. Die alten Egypter verehrten den Sphinx abgöttisch als eine Darstellung des Gott gewordenen Pharao, die späteren Geschlechter sahen ihn als Sitz, als Heim eines unheimlichen Wüstengespenstes mit scheuer Furcht an, und die Mameluken schossen höhnend ihm die Nase aus dem Gesicht. Die Zeiten ändern sich? Nein, die Menschen und ihre Anschauungen!

Dicht am Sphinx führt uns ein Gang etwas abwärts in den sogenannten Quaderbau, der aus Granit und Alabaster gebaut ist und sein Sternchen bei Bädeker wohl verdient. Auch er ist uralt wie die Pyramiden und zeigt gleich diesen nirgends Hieroglyphen, die bei späteren Tempeln und Grädern alle Wände, Pfeiler und Säulen bedecken. Alle Pfeiler in diesem einfachen Baue — 16 an der Zahl — sind Granitmonolithe, fast ebenso colossale Granitblöcke bilden die Wände und Deckenbalken. Die niedrigen Seitenkammern sind mit Alabasterblöcken ausgekleidet.

Digitized by Google

Nirgends ist ein prunkendes Ornament angebracht. Und doch, wir fühlen es gleich, das war ein würdiger Tempelbau. Seine Schönheit ist die Gediegenheit des Materiales, die tadellose Zusammenfügung der Riesensteine, die edle Einfachheit des Ganzen. So bauten die Egypter vor 5000 Jahren!

Wir treten den Rückweg an, wieder an der großen Pyramide vorüber. Hörtest Du nicht Seufzen aus den Quadern der Pyramide heraus? Mir ist es so, als hörte ich Geister ihr zertretenes Lebensglück beklagen, Menschen, welche diese Pyramide bauen helfen mußten. Wie war es nur möglich, solch einen übermenschlichen Bau auszuführen? Ich fragte mich öfter darnach und gab mir die Antwort:

1. Den Bau ermöglichte die geradezu göttliche Verehrung, in welcher der Pharao stand. Auf Reliefs wird der junge Pharao dargestellt, wie er von einer Göttin gesäugt wird. Sein Name durfte nie im Gespräch genannt werden, man durfte von ihm nur als „Pharao" reden (d. h. der große Palast, die hohe Pforte). Daß ein solcher Königgott über unzählige Hände verfügte, ist leicht zu begreifen.

2. Den Bau ermöglichte aber auch die Fruchtbarkeit Egyptens. Nicht viel brauchte der Landmann zu thun, und seine Felder wogten doch von schweren Kornähren. Für keine Winterfeuerung braucht der Egypter zu sorgen. So hatte er viel Zeit und Arbeitskraft übrig für des Königs Bauten, zumal in langen Friedenszeiten. Und doch hören wir von Aufständen im alten Egypten. Nahrungsmangel brachte den apathischen Egypter zum Aufstand. Ja trotz der Begründung, die ich mir selber gab, hörte ich immer wieder die Pyramidensteine seufzen; sie beklagen die Knechtung, welche Millionen zu Erbauern der Pyramide machte, der Pyramide, die einem einzigen Leichnam zur Grabkammer diente.

Ehe wir vom Wüstenplateau herab in die lebensvoll grüne Nilebene gekommen sind, schallen uns die lustigen Klänge eines Straußschen Walzers an die Ohren, wahrhaft beleidigend in dieser Umgebung. Da lasse ich mir lieber noch die unverschämten Beduinen gefallen. Die Musik, Orchestermusik, kommt von der Veranda eines großen Hotels nahe den Pyramiden, das sich stolz nach dem ersten historischen Pharao „Menahaus" nennt. Für Reiche, die trockene Wüstenluft schnappen wollen oder müssen, wurde es erbaut und mit allem möglichen Comfort ausgestattet. Es hat eigenes elektrisches Licht, ein riesiges Schwimmbassin, zu dem das Wasser durch eine Dampfmaschine aus der Ebene heraufgepumpt wird, und einen Stall mit über 60 guten Reitpferden. Auf einem Hofe des Hotels stehen kleine Holzzimmer; sie sind für Kranke bestimmt, welche auch des Nachts die trockene Wüstenluft möglichst unmittelbar einathmen sollen. Vorüber! Vorüber! damit wir unsere Eindrücke noch möglichst unverwischt vom Modernsten mit uns durch die Nilebene tragen.

Unserm Wagen folgen Bakschisch schreiend ein Rudel Jungen. Wir geben ihnen nichts. Da laufen sie eine Viertelstunde lang uns nach, sie wollen ihr Ziel durch „unverschämtes Geilen" erreichen. Wir lassen sie ruhig laufen und endlich ablaufen und geben damit einen Beitrag „zur Erziehung des Menschengeschlechtes."

Nahe der Stadt hören wir eine Musik, die zu unserer altegyptischen Stimmung besser paßt als die der Walzer vorm Menahause. Es ist der uns schon bekannte Ton der Klageweiber. Viele Frauen stehen vor dem Thor eines schönen Hauses und klagen. Es ist wohl heute der Jahrestag eines Todesfalles in diesem Hause. Da wird aufs Neue geklagt, und die Frauen, die das besorgen, nehmen schließlich eine Spende dafür hin.

In Kairo gilts, unsern Kutscher abzulohnen. Gieb ihm 20 Franken, und er ist unzufrieden; gieb ihm 30 Franken, und seine Unzufriedenheit ist grenzenlos Je mehr Du ihm giebst, desto mehr macht die Habsucht ihn ungeberdig; er hält Dich dann für einen Millionär, der ihm einen guten Bruchtheil der Million schuldet. Aber nein, wir machen es besser. Wir reden ihn freundlich an: „Lieber, verlängere Deine Sanftmuth ein wenig, sei diesmal zufrieden. Gott wird Dir ein ander Mal mehr Glück bescheeren, Er wird Dir einen reichen Inglisi (Engländer) zuschicken. Aber ich bin nicht so reich, ich kann Dir nur geben, was recht und billig ist." Und dabei geben wir ihm den gesetzlichen Tarif. Dann drücken wir ihm noch einige Münzen als Bakschisch in die Hand, und o Wunder, der Kutscher fährt zufrieden von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

„Im Dienst der Liebe."

Unter diesem Titel ist bei C. Bertelsmann in Gütersloh eine Sammlung sehr lesenswerther Aufsätze des bekannten Vorstehers der Diakonissenanstalt zu Altona, Pastor Theodor Schäfer, erschienen, welche wir hiermit allen, die eine leicht lesbare, schnelle und sehr glückliche Orientirung über die Diakonissensache und besonders diejenigen Seiten derselben wünschen, welche neuerdings wieder der Gegenstand öffentlicher Kritik geworden sind, angelegentlichst empfehlen. Die Aufsätze, Scizzen zur Dialonissensache, wie der Verfasser sie nennt, waren kürztich im Daheim und im Daheimkalender veröffentlicht und sind in dem vorliegenden Büchlein gesammelt, „in der Hoffnung, daß es geeignet sein möchte, für die Diakonissensache in weiten Kreisen Freunde zu werben." In seinem hübschen Gewande und bei seinem billigen Preise (brosch. 1 Mark) kann es recht vielen auf den Geburtstags- oder Weihnachtstisch gelegt werden. Folgende sechs Themata behandelt der Verfasser: I. Wie wird man Diakonissin? II. Für jede Gabe eine Aufgabe. III. Schwester Phoebe. IV. Das fehlende Glied. V. Was hat man beim Eintritt in's

Digitized by Google

Diakonissenhaus zu erwarten? VI. Allerlei Fragezeichen zur Diakonissensache. In einem Anhange sind die Adressen sämmtlicher Diakonissenanstalten des Kaiserswerther Verbandes hinzugefügt. — Ueber das in neuerer Zeit wieder vielfach besprochene Anstaltsleben der Diakonissenhäuser schreibt der Verfasser im V. Aufsatz, auf Seite 63: „Das Anstaltsleben mag zunächst etwas Ueberwältigendes haben für das neu eintretende Glied. Doch hat man sich erst einmal eingelebt, so thuts einem das Anstaltsleben an. Mit all der Einzel- und Kleinarbeit verfolgt man doch große Ziele; durch die vielen Beziehungen der Anstalt nach außen kommt eine gewisse Mannigfaltigkeit der Interessen hinein; ein gewisser großer Zug beherrscht das Ganze. Schon mancher, der sich aus dem bunten Vielerlei, der erdrückenden Arbeitsfülle und dem bewegten Leben der Anstalt herausgesehnt hat in kleinere, stillere Verhältnisse, hat dieselben, nachdem er in sie verpflanzt wurde, recht alltäglich, kleinlich und langweilig gefunden. Also auch hier eine doppelte Betrachtungsweise, ein Für und Wider. Aber wie dem auch sein möge: die Anstalt ist als Mittelpunkt des Diakonissenwerks in der Gegenwart schlechterdings nicht zu entbehren. Ich hebe nur ein Zwiefaches hervor. Zuerst ist sie nöthig als Ausbildungsstätte. So einfach die Diakonissenarbeit aussieht, so verlangt sie doch, wenn sie recht gethan werden soll, eine wohlgeleitete und sorgsame Einübung. Es geht wie etwa beim Geigenspiel. Wenn die Hand des Künstlers so gewandt den Bogen führt und „durch die Saiten meistert", so sieht's wunder wie leicht aus. Aber wenn ein Stümper durch sein Wirken auf dem zarten Instrument die Ohren der Hörer quält, so merkt man erst, was zum guten Spiel gehört. So auch beim Thun der Schwester. Wenn sie ihr Geschäft schlecht versteht, kommt die Schwierigkeit des richtigen Thuns dem Beschauer erst ganz zum Bewußtsein. Im Diakonissenhaus aber finden sich die Kräfte zusammen, welche die harmonische Ausbildung erreichen können: der Pastor, die Oberin, der Arzt und etwa auch noch für das Erziehungsfach der Lehrer oder die Lehrerin. Und was die große Hauptsache ist: das Mutterhaus als Arbeitsfeld ermöglicht es, der Arbeit bis in's Einzelne nachzugehen, sie zu kontrolliren und zu korrigiren. Das ist z. B. der Grundfehler aller der Versuche, welche Gemeindepflegerinnen ausbilden wollen ohne vorherige Krankenhausschulung, daß man die Anfängerinnen in Verhältnisse stellt, in welchen sie nicht genügend im Detail unterwiesen und revidirt werden können. Es geht dann, wie es eben geht, sie lernen, was sie können, aber die rechte Gründlichkeit fehlt. Und das hat seine traurigen Folgen für die Reputation der so oberflächlich ausgebildeten Gemeindepflegerinnen bei den Aerzten und den Kranken und — für den Charakter der Pflegerinnen selbst. Wer sich an oberflächliches, ungenaues Arbeiten gewöhnt, leidet auch Schaden an der Tüchtigkeit seiner Persönlichkeit überhaupt. Sodann aber ist die Diakonissenanstalt auch nöthig als Heimstätte. Man kann wohl sagen: hätte man den Schwestern im Diakonissenhause keine Heimath geboten, die ganze Diakonie der Neuzeit wäre, menschlich gesprochen, unmöglich gewesen. Was wäre aus vielen nicht mit Glücksgütern gesegneten Schwestern in längeren Krankheitszeiten, in Jahren des Siechthums und des Alters geworden? Die Vereine und Anstalten, denen sie dienen, sind in den weitaus meisten Fällen weder im Stande noch gewillt, die Altersversorgung dienstunfähig gewordener Schwestern zu übernehmen. So wären also die einzelnen Schwestern genöthigt gewesen, sich auf's Geldverdienen zu legen, eine Sache, zu der sie recht häufig Gelegenheit hätten, die aber doch jeder, welcher einen Einblick in die Wirklichkeit hat, lieber aus dieser Arbeit fern halten wird. Wie wäre wohl bei solchen persönlichen Vortheilen die Pflege der Aermsten und Bedürftigsten ausgefallen? Würde dann nicht das Streben der meisten Schwestern auf die einträglichsten Posten gerichtet sein müssen? Ist nicht das Trinkgelderunwesen ein Schreckgespenst, ja eine Pest der mit Lohnwärterinnen besetzten Krankenhäuser? — So aber, wie die Sache durch die Diakonissenhäuser als Heimstätten der Schwestern Gestalt gewonnen hat, ist, soweit es menschenmöglich ist, für Pfleglinge und Pflegekräfte glücklicherweise gesorgt." (Berliner Armen- und Krankenfreund.)

Literatur.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission. Nr. 332. XXVIII. Jahrgang. Nr. 2. Februar 1896.

Inhalt: Lutherworte über die Barmherzigkeit. Zum 18. Februar 1895, Luthers 350. Todestage. — Fürst Otto Victor von Schoenburg-Waldenburg und seine gesegneten Stiftungen im Dienste der inneren Mission. Von Oberpfarrer Harleß in Waldenburg. I. — Gemeindepflege oder Krankenhauspflege? — Volksaberglaube und Zaubereisünden. — Die innere Mission in der Lausitz. Von Pfarrer Jacob in Neschwitz. — Geschichte eines Klingelbeutels. Von Pastor Hasche in Tittendorf bei Freiberg. — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen: Ein frisches Grab; Eine neue Mägdeherberge; Eine Ehrenrettung der evangelischen Diakonie; Zur Militairseelsorge; Wirthshaussitzplätze; Folgen der Trunksucht; Vorsicht bei Ge..sammlungen! — Neue Bücher ꝛc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 20 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 25. März 1896. Nr. 13.

Clotar Graf von Blankensee-Fircks, Rittergutsbesitzer, auf Altgörzig, Kreis Birnbaum, Ehrenritter seit 1868, † zu Berlin 12. März 1896.

Im Hospize des Johanniter-Ordens zu Jerusalem

wurden im Jahre 1895: 181 Gäste verpflegt; davon Gäste I. Klasse 123, worunter 91 Deutsche, 1 Oesterreicher, 3 Deutsch-Russen, 12 Engländer, 15 Amerikaner und 1 Schweizer; Gäste II. Klasse 58, von denen 42 Deutsche, 7 Schweizer, 3 Dänen, 1 Schwede, 1 Oesterreicher, 2 Deutsch-Russen und 2 Italiener, welche letztere zusammen 319 Tage unentgeltliche Verpflegung genossen haben.

Unter den Gästen I. Klasse befand sich ein Johanniter-Ritter: Generallieutenant z. D. von Pelet-Narbonne mit Frau Gemahlin.

Die Einnahmen des Hospizes betrugen pro 1895: 38 273 Piaster 25 Para (circa 5730 Mk.), die Ausgaben 35 247 Piaster 30 Para (circa 5277 Mk.), so daß ein Kassenbestand von 3025 Piaster 35 Para (circa 454 Mk.) verblieben ist.

Aus Ordensmitteln ist die verhältnißmäßig geringe Summe von 5450 Piaster (50 Napoleond'ors = 800 Mk.) zugeschossen worden.

In's Land der Pharaonen!

(Fortsetzung.)

Noch einen Ausflug müssen wir zusammen machen, sonst müßten wir uns in Grund und Boden hinein schämen. Wir müssen nach Sakkara, dem alten Memphis, pilgern. Erst vertrauen wir uns ein Stück der Eisenbahn an, die nach Oberegypten führt. Einige Male sausen wir durch dichte Palmenwälder und fühlen uns ganz im Orient. Denn Nichts hauchl so orientalisch an, als der Blick auf eine Palme, vollends gar auf einen ganzen Palmenhain. Weißl Du, wie viel Frucht tragende Dattelpalmen Egypten zählt? Ungefähr 4½ Millionen. Woher man das so genau weiß? Weil jeder Palmbaum, wenn er Frucht bringt, versteuert wird. 20 Piaster, ca. 4 Mark, müssen für jede Palme entrichtet werden. Was würdest Du sagen, deutscher Landmann, wenn man Dir Deine Obstbäume, jeden mit 4 Mark, besteuern würde?

Nach einer ¾stündigen Fahrt steigen wir aus in Bedraschen, das als Station von Sakkara so bekannt geworden ist wie Oberau, die Station zu Oberammergau. In Bedraschen entwickelt sich zunächst draußen vor dem Bahnhof etwas Aehnliches, wie in Deutschland an Pfingsttagen etwa auf dem Bahnhof vor Abfahrt des Zuges, ein richtiger Cravall. In Deutschland will dabei Jeder im vollgestopften Zuge sich noch einen Platz erobern; in Bedraschen wird man erobert von einem der zahlreich versammelten Eseltreiber, die dabei einen Spektakel vollführen, der einen Blinden auf die zehnfach größere Anzahl von Eselsjungen ralhen ließe. Im Trabe geht es los, durch das Dörfchen Bedraschen, dessen Lehmhäuser sich unter einen Palmenhain verkriechen. Augen auf, Nase zu! Denn hier sehen wir ein Nildorf aus nächster Nähe, Leute vor den Hütten in den schönsten Faullenzerstellungen, geschäftige Frauen; aber was dort von der im Freien kochenden Hausfrau als Feuerungsmaterial verwendel wird, das riechl brenzlich; es ist getrockneter Kuhmist, der im ganzen holzarmen Oriente diese eigenartige Verwendung findet. Hier sehen wir die Tracht der Fellachenfrauen näher. Sie tragen alle ein langes, dunkelblau gefärbtes Gewand aus grobem Stoffe, mit langen, aber weiten Aermeln und weitem Brustschlitz, als obs zu Balle ginge. Ohne Hüftschurz fällt das Kleid bis auf die nackten Füße. Auf dem Kopfe weht noch ein langer schwarzer Schleier von Baumwolle. Glasringe, Silberschmuck tragen sie möglichst viel am Handgelenk, Fingern und Ohren, am Halse etwas Blaues gegen den „bösen Blick". Ein sehr durabler, für unsern Geschmack freilich fragwürdiger Schmuck ist die dunkelblaue Tätovirung auf Stirn und Wangen und auf den Armen und Handrücken. Wenn sie aber ge-

Digitized by Google

messen dahinschreiten mit einem Kruge auf dem Kopfe, schauen diese Fellachenfrauen wirklich graziös drein.

Vor der einen Hütte liegt ein schwarzer Klumpen. Ein Fellach ist es, der sich in seinen schwarzen Burnus ganz eingewickelt hat und schläft. Er denkt offenbar, mit dem Ausruhen kann man gar nicht früh genug am Tage anfangen. Schlafen ist dem Orientalen ein zu lieber Kef (Vergnügen). Ach und die Kinder, die da herumstehen! Ob sie wohl seit ihrer Geburt wieder einmal gewaschen sind? Dort liegt ein armes Bébé im Korbe, die Fliegen sitzen in schwarzen Haufen an den dickgeschwollenen Augenlidern. Es ist kein Wunder, daß bei dieser Wasserscheu so häufig Augenkrankheiten in Egypten vorkommen, oft mit schlimmstem Ausgange.

Auf einem Erddamme, der zur Zeit der Nilüberschwemmung die trockene Verbindung von Dorf zu Dorf bildet, eilen wir nach dem Wüstenrande. Rauschende Weizenfelder zur Rechten und Linken begleiten uns, die spätestens im März abgeerntet werden. Aber unser Auge sucht heute Alterthümer. Bald soll es finden. Da, ohne lange Vorrede, mitten am Wege in einer Palmengruppe liegt eine der beiden Kolossalstatuen Ramses' II., des bedeutendsten Pharaonen. Willst Du Dir die Länge dieser Statue, 13 Meter, etwas eindrucksvoll vorstellen, dann miß, lieber Leser, die Höhe des Zimmers, in dem Du gerade weilst, und dividire die gefundene Zahl in 13. 13 Meter wird ungefähr die vierfache Höhe einer gewöhnlichen deutschen Wohnstube ergeben. Natürlich ist die Statue ein Monolith. Sie wurde Anfang dieses Jahrhunderts im nahen Sumpfe gefunden und dem Britischen Museum geschenkt. Das hat aber den gewichtigen Steinbrocken bis heute noch nicht abholen lassen.

Noch einige Schritte reiten wir weiter, und wir stehen vor einem langgestreckten Hause aus Nilschlamm, ohne Fenster. Eigentlich sind es nur 4 Wände, die da um den Zwillingskoloß des eben Gesehenen errichtet wurden. Die Pharaonen ließen sich Statuen wie Obelisken immer gleich zu Paaren machen, die Sphinxe in Oberegypten bestellten sie offenbar gleich per Mille. Drinnen im Hause steigen wir eine steile Treppe empor und sehen von einer Balustrade hinab in die hoheitsvollen Züge der Herrscherstatue, die unter uns auf dem Boden liegt. Hieroglyphen an den Beinen verrathen uns, daß einst, als die Statue noch stand, an die Beine des Vaters sich die kleinen Statuen seiner Kinder, auch eines Pärchens, schmiegten. Nach der Erzählung Herodots errichtete Ramses diese Statuen vor dem Tempel des Göttervaters Ptah, als er sammt seinen Kindern dem Flammentode entgangen war, den ihm ein ungetreuer Vasall zugedacht. Du kannst das übrigens prickelnd romanhaft zurecht gemacht in Ebers Uarda nachlesen.

Jetzt führt unser Weg hinein in die baumlose Wüste bei Sakkara. Wer möchte nicht drauf reimen: „In der Wüste der Sahara dichting bei dem Dorf Sakkara". Oder hat Freiligrath etwa schon den Reim gemacht? Lauter kleine Hügel sind im Sande aufgeworfen. Menschen waren die Maulwürfe. Sie haben nach dem alten Memphis gegraben. Von den vielen Grabkammern, die man dabei gefunden, werden uns einige gezeigt. Es sind Gräber von hohen Staatsbeamten, nicht bloß eine Kammer, sondern mehrere, durch Gänge verbunden. Alle Wände, auch in den Gängen, sind mit Reliefs bedeckt, die zumeist noch die ursprüngliche Farbe tragen. O diese entzückenden Reliefs im Grabe des Ti! Man muß nur nicht vergessen, daß die alten Künstler an einen kunstwidrigen Kanon gebunden waren. Wie lebensvoll und naturwahr sind auch hier die Thiere dargestellt, die Ochsen, Kühe und Kälber, die Esel und Widder, die Hunde und Affen, die Gänse, Enten und Tauben, die Antilopen und Kraniche und die Nilfische. Unter den zahmen Hausthieren begegnen uns da übrigens Rudel von Gazellen und Antilopen und Kranichen, während wir Kameele und Pferde nur „sehen, daß sie nicht da sind"; diese gab es im ältesten Egypten noch nicht. Während in den oberegyptischen Grabkammern die Reliefs sich auf den Tod und das Leben im Jenseits beziehen, tragen die Gräber von Memphis die Züge heiterer Lebensfreude. Der Verstorbene wird dargestellt, wie er bei Lebzeiten dem Fisch- und Vogelfang oblag, wie er seinen Besitz an Dörfern und Federvieh zählen läßt, wie Missethäter, laut beigefügten Hieroglyphen, widerhaarige Dorfschulzen, herbeigeschleppt werden vor Gericht, wie man seine Felder bestellt und aberntet, wie man seine Kranich- und Gänseheerden füttert — die Gänse werden schon regelrecht genudelt! — wie man Wein liest und Papyrus einerntet, wie man Glas bläst und Krüge aus Thon bereitet. Ein Schiff mit geschwellten Segeln und mit 30 Ruderern und Steuerern — auch sie haben große Ruder, das bewegliche Steuerruder am Schiffsende war damals noch nicht erfunden! — fährt auf dem Nil dahin; an einem andern Schiffe sind die Bauhandwerker in voller Thätigkeit. In manchen Orten Deutschlands wird neben der Leichenrede noch ein Lebenslauf des Verstorbenen gegeben. In Oberegypten ist an den Gräberwänden nur Leichenrede zu lesen, in Memphis aber nur Lebenslauf. „Ihre Werke folgen ihnen nach".

Von den Gräbern der Menschen werden wir zu Gräbern der Thiere geführt. Die heilig gehaltenen Apisstiere wurden so großartig beerdigt wie die höchsten Reichsbeamten. Sie wurden bei Lebzeiten mit den feinsten Kuchen und Mandeln gespeist, nach ihrem Tode einbalsamirt und in riesigen Sarkophagen im unterirdischen Serapeum beigesetzt. Die meisten der ausgegrabenen Apisstiergräber sind wieder verschüttet, es macht der Wüste nichts mehr Spaß, als wenn sie im Sandsturm über der Menschen Werke jauchzend dahin fahren kann: Streusand drüber! Aber eine unterirdische Gruft ist noch offen gehalten. Aus einem

Digitized by Google

langen Gange öffnen sich nach beiden Seiten Gemächer, in denen je ein monolither Sarkophag aus dunklem Granit steht. Es giebt 64 solcher Kammern, aber nur in 24 derselben steht heute noch der 4 Meter lange Steinsarg, darunter auch ein kleiner für ein Apiskälbchen. „Hier liegt das kleine Ochselein, des großen Ochsen Söhnelein", lautet irgendwo eine Grabinschrift. Aus den Tagen der Apisochsen kam auf uns die Kunde, daß die Kosten für Bestattung eines der göttlich verehrten Thiere sich auf eine halbe Million beliefen. Bei Lebzeiten wurden sie, noch in der Römerzeit, als Orakel benutzt: sie sagten zu dem was der Mensch vorhatte oder wissen wollte, Ja oder Nein, indem sie die dargebotene Speise annahmen oder nicht. In jener Zeit war es gewiß eine höchste Ehrentitulatur, wenn man Jemand anredete: Du Apisochse Du! So interessant es da unten in den Apisgräbern ist, wir eilen doch, ins Freie zu kommen. Denn da unten, wo keine Ventilation einem frischen Luftzuge Zugang gewährt, brütet die mittlere Jahrestemperatur von 21 Grad Réaumur.

Ueberirdisch, jetzt freilich vom Sande auch unterirdisch gemacht, stand über den Gräbern ein Serapistempel. An den Außenwänden dieses Tempels waren einst kleine Zellen angebaut, in welchen in altegyptischer Zeit Klausner, richtige „Klausner" lebten. Sie ließen sich in die enge Zelle einmauern, um sie lebend nie wieder zu verlassen. Von der Außenwelt wurde ihnen nur Brod und Wasser durch ein kleines Luftloch hineingereicht. So wollten sie sich zur Apathie (Unempfindlichkeit für allen Sinnengenuß) erziehen und meinten damit ein wahrhaft heiliges Leben zu führen. Nicht christlich ist das Eremiten- und Mönchsthum, es ist vielmehr erst später in die christliche Kirche eingetragen worden. In Egypten ist das Mönchsthum zuerst bei den Christen aufgekommen, aus altheidnischen Wurzeln ist dies Unkraut auf dem Acker der Christengemeinde erwachsen. (Schluß folgt.)

Die Bedeutung der Krankenpflege für die Erziehung unseres Volkes.

Der Rede, welche der Professor der Chirurgie, Dr. E. Küster zu Marburg am 15. October 1895 bei der Uebernahme des Rectorats über das Thema gehalten hat: „Die Krankenpflege in Vergangenheit und Gegenwart", entnehmen wir nachfolgenden Abschnitt.

„Eine noch erheblich größere Bedeutung hat die Krankenpflege für die Erziehung unseres Volkes. Sind Ordnung und Reinlichkeit die Grundlage für eine gesunde materielle Entwicklung des Volkslebens, so sind sie es noch mehr für die gedeihliche Ausbildung von Geist und Gemüth. Es dürfte psychologisch nicht zweifelhaft sein, daß der giftserfüllte Haß und Neid gegen jeden Besitz seine Wurzeln hauptsächlich in den schmutzstarrenden, verkommenden Wohnungen gewisser Bevölkerungsklassen treibt; wo dagegen Ordnung und Sauberkeit in einer auch nur ärmlichen Wohnung herrschen, da finden die Lehren des Umsturzes keinen so gut gedüngten Boden vor. In dieser Beziehung hat die Krankenpflege, insbesondere die gebildeter Frauen und Jungfrauen, einen viel höheren Werth, als man ihr im Allgemeinen zuerkennt. Schon das Krankenhaus hat einen nicht zu unterschätzenden erziehlichen Einfluß Daß ein Kranker sich gegen die dort geübte Disciplin auflehnt, gehört zu den nicht häufigen Ausnahmen selbst in solchen Hospitälern, welche vorwiegend mit kranken Arbeitern belegt sind. Der Leidende empfindet sehr bald das Wohlthuende der ihn umgebenden Pünktlichkeit und Sauberkeit und ist im tiefsten Herzen dankbar dafür. Ein Beweis dafür sind die oft noch nach Jahren einlaufenden Dankes- und Anerkennungsbriefe an Pfleger und Aerzte seitens solcher Kranker, welche längere Zeit in einem Hospital gelegen haben. Bei erwachsenen, sertigen Männern mag immerhin dieser Eindruck durchschnittlich nicht von langer Dauer sein; beim weiblichen Geschlecht, insbesondere jüngeren Personen, hält derselbe aber wohl für das ganze Leben vor und übt noch spät segensreiche Wirkung. Für diesen Einfluß spricht die beachtenswerthe Thatsache, daß Ungehörigkeiten und Beleidigungen gegen Pflegeschwestern weder auf der Straße, noch im Hospital jemals vorzukommen scheinen. Auch der ungebildete und selbst der verkommene Mensch empfindet eine heilige Scheu vor der demuthsvollen Hingabe an das Wohl des Nebenmenschen.

Schwerer noch als die Krankenhauspflege wiegt in dieser Beziehung die Pflege im Hause, die Gemeindepflege. In dumpfem Mißtrauen sieht zunächst wohl die Mutter eines kranken Kindes eine Schwester in ihrer sauberen Tracht in das Zimmer treten, welche der Arzt behufs Uebernahme der Pflege gesandt hatte. Aber wenn diese Dienerin der Menschlichkeit tapfer zugreift, das ärmliche Bettchen reinigt und ordnet, den vernachlässigten kleinen Körper gleich der heiligen Elisabeth wäscht und die wirren Haare kämmt, wenn dann das Kind mit sichtlichem Behagen sich ausstreckt, dann weicht das Mißtrauen freudigem Erstaunen und schnell lernt jene sich an dem Liebeswerke betheiligen. Und wenn diese Szene sich täglich wiederholt, das Zimmer gefegt, die unordentlich umherliegenden Kleider zusammengerafft und aufgehängt, die Fenster geöffnet werden und ein frischer Luftzug das Zimmer durchströmt, dann merkt die Bewohnerin mit Erstaunen, daß ihr Heim gar nicht so unwohnlich ist, wie es ihr früher erschien. Dann befällt sie wohl ein Schamgefühl, und wenn die Schwester am nächsten Tage widerkehrt, so findet sie die Arbeit bereits gethan, welche sie bisher allein verrichten mußte. So wird diese jeden Tag von neuem Lehrerin in allem, was die Körperpflege und die äußere Behaglichkeit betrifft. Und wenn nun weiterhin die Gemeindepflege sich der verwahrlosten Kinder annimmt, während die Mutter

Digitized by Google

auf Erwerb für ihre Familie ausgeht, welchen der Vater allein nicht leisten kann oder will, dann treten auch in einem bis dahin verdüsterten Gemüth sanftere versöhnliche Stimmungen auf, durch welche die Verbindung mit der einmal bestehenden Welt wieder hergestellt wird, nicht nur für die Mutter, sondern vielleicht auch für ihre ganze Nachkommenschaft. Eine vorausschauende Regierung und eine umsichtige Gemeindevertretung sollte sich des mächtigen Hebels, welcher ihr in der Gemeindepflege in Stadt und Land zur Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen dargeboten wird, zu bedienen wissen; sie verdient jedenfalls mehr, weit mehr als eine wohlwollende Neutralität. (Berliner Armen- u. Kranken-Freund.)

Etwas für christliche Herrschaften und Dienstboten.

Das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten giebt leider heute zu vielen Klagen Anlaß. Daß nicht alle Klagen begründet sind, liegt auf der Hand. Um so nöthiger ist es, die begründeten Klagen anzuerkennen, den sie veranlassenden Uebelständen energisch entgegenzuwirken und auf diesem Gebiete eine baldige, gründliche Reform einzuführen.

Daß bei dieser Reform die Herrschaften, und zwar die wahrhaft christlich gesinnten, den Anfang machen müssen, versteht sich von selbst. Das Christenthum soll eben wie ein Sauerteig auch das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten durchdringen und veredeln, und die Herrschaften haben die Aufgabe des Weibes im Evangelium, welches den Sauerteig mengt. Da gilt denn als Hauptregel für sie: behandle deine Dienstboten so, wie dein Heiland sie behandeln würde, d. h. mit Liebe, Sanftmuth, Freundlichkeit, Geduld und Vertrauen. Zwar sollte sich diese Forderung ganz von selbst verstehen, auch bei solchen Herrschaften, die vom Christenthum nichts wissen wollen; dieselbe wird auch im Prinzip gewiß allgemein anerkannt, aber wie ist es mit der Praxis, mit der Ausführung? Giebt es nicht viele Herrschaften, welche ihre Pferde, Hunde, Katzen, Vögel besser, liebevoller und freundlicher behandeln, als ihre Dienstboten? Während sie ihre Thiere fast abgöttisch verehren, aufs zärtlichste hegen und pflegen, sehen sie ihre Dienstboten kaum als Menschen an und wollen ihnen nicht einmal die allergewöhnlichsten Rechte verstatten. Geben sie einen großen Lohn, dann meinen sie aller weiteren Rücksichten gegen ihre Dienstboten überhoben zu sein; und wie oft hört man, daß sie auch von dem ausgemachten Lohn noch allerlei Abzüge machen, daß sie nicht halten, was sie versprochen haben, also ihre Leute in offenbarer Weise betrügen! Welche Erbitterung muß doch das bei den Dienstboten erzeugen und welche Verachtung wird sie gegen diese erfüllen! — Und nun das tägliche Leben im Hause! Daß ein Mensch, der den ganzen Tag fortwährend mit den Händen arbeitet, vor allem reichliches und gutes Essen haben muß, scheint auch in vielen christlichen Häusern durchaus nicht selbstverständlich zu sein; desgleichen halten auch viele es nicht für nöthig, ihren Dienstboten im Winter einen warmen und behaglichen Raum als Aufenthalt zu geben, da sie es auch mit Entrüstung von sich weisen, ihre Dienstboten bei sich im Familienzimmer zu haben. Dieselben werden also geradezu auf die Straße getrieben, wenn sie mit ihrer Arbeit fertig sind. Wie wenige Herrschaften giebt es wohl, die, wenn ihre Dienstboten erkranken, sie in ihrem Hause behalten und persönlich verpflegen, selbst wenn sie recht gut dazu im stande sind! Dazu herrscht oft ein solch lieb loser, barscher, unfreundlicher Ton seitens der Herrschaften gegen die Dienstboten, daß auch die Kinder schon meinen, desselben sich bedienen zu müssen, was wieder die Leute aufs tiefste empören muß. Christliche Herrschaften reden auch nicht immer nur in befehlendem Tone mit ihren Dienstboten, sondern ziehen sie auch sonst in ihre Unterhaltung hinein, ohne darum durch zu große Vertraulichkeit sich etwas zu vergeben, sie erkundigen sich theilnehmend nach ihren persönlichen und Familien-Verhältnissen, geben ihnen diesen und jenen guten Rath u. s. w. Sie bekümmern sich auch um das Leben ihrer Dienstboten außer dem Hause, dulden keinen unordentlichen, zügellosen Wandel, kein Straßenlaufen und in später Nacht nach Hause Kommen, keine unziemlichen, unanständigen Reden u. s. w.; vor allem aber bemühen sie sich auch um die rechte geistliche Versorgung ihrer Dienstboten, schicken sie regelmäßig in die Kirche, lassen sie an der Hausandacht theilnehmen, geben ihnen gute, nützliche, christliche Bücher zu lesen u. s. w. Früher wurden die Dienstboten wenigstens auf dem Lande mit zur Familie gerechnet, sie aßen an demselben Tische mit der Herrschaft und mußten auch wohl das Tischgebet sprechen. Diese Sitte kommt immer mehr ab, doch kann sie auch da, wo sie besteht, nichts nützen, wenn nicht die ganze übrige Behandlung damit übereinstimmt.

Und nun noch ein Wort über die Dienstboten selbst! Es ist nicht zu leugnen, daß die üblen Erfahrungen, welche heute manche Herrschaften mit ihren Dienstboten gemacht haben und noch täglich machen, der Grund sind, daß das Verhältniß im Allgemeinen sich verschlechtert hat. Hört man heute die Dienstboten unter sich reden, so pflegt man nur von schlechten Herrschaften, aber nie von schlechten Dienstboten zu hören. Und doch sind derer leider bedeutend mehr als der guten. Es liegt das ohne Zweifel schon an der ganzen Erziehung. Das Dienen ist heutzutage so in Verruf gekommen, daß viele Eltern von vornherein sagen: unsere Tochter soll überhaupt nicht dienen; und wenn sie dann doch oft dienen muß, so thut sie es mit Unlust und nur, um möglichst viel Geld zu verdienen. Natürlich kann der Lohn nie hoch genug sein, wobei die „Geschenke“ selbstverständlich nicht mitgerechnet werden. Auch gilt

Digitized by Google

es nicht mehr als Ehre, möglichst lange bei einer Herrschaft zu dienen, sondern es versteht sich von selbst, auch wenn man die beste Stelle hat, wenn man nur ein klein wenig mehr Lohn bekommen kann, sich zu „verändern." Die Treue ist längst der Mehrzahl unserer Dienstboten ein unbekanntes Ding geworden. Man muß aber dabei bedenken, daß sie auch von vielen Seiten verhetzt und aufgestachelt werden, daß es selbst Herrschaften giebt, welche durch Versprechen höherer Löhne anderen ihre Dienstboten abwendig zu machen suchen, was nicht scharf genug getadelt werden kann.

Es liegt aber in dem ganzen Zuge unserer Zeit, den Dienst nicht mehr als ein persönliches Verhältniß, sondern als ein reines Geschäft anzusehen. So kommt denn von vornherein jeder dem anderen mit Mißtrauen entgegen; die Dienstboten denken, die Herrschaft wolle sie möglichst ausnützen, und diese denkt, der Dienstbote wolle es ebenso machen. Kein Wunder daher, daß in solchen Häusern nicht die Liebe, sondern die Selbstsucht, nicht die Wahrheit, sondern die Lüge, nicht die Demuth und Dienstlust, sondern der Hochmuth und die Herrschsucht regiert.

Soll dieses Verhältniß sich bessern, so muß wieder ein ganz anderer Geist auch in unsere Dienstboten einziehen, der Geist der Gottesfurcht und der Liebe zum Herrn; denn nur wirklich fromme, christliche Jünglinge und Jungfrauen können rechte Dienstboten sein. Dahin wird es aber nie kommen, wenn nicht die Herrschaften vor allem auch ihrerseits ihre Pflichten in christlichem Sinne zu erfüllen suchen. Ein jeder bessere sich selbst, so werden auch die Verhältnisse sich bessern; das gilt wie auf allen Gebieten, so auch namentlich auf dem des Verhältnisses zwischen Herrschaften und Dienstboten. Möge dazu auch dieses offene Wort ein klein wenig beitragen. (Braunschw. Volksblatt.)

Literatur.

Die Stockhorner von Starein. Versuch der Darstellung der Geschichte dieses Geschlechts, von Otto Freiherrn Stockhorner von Starein, Großh. Badischen Kammerherrn und Landgerichtsrath, Rechtsritter des Johanniter-Ordens. Wien, Verlag von Carl Konegen. 1896. Mit einer Siegel- und einer Stammtafel. 184 Seiten.

Der Herr Verfasser bringt in knapper, aber auf gewissenhafter, urkundlicher Forschung beruhender Form eine Geschichte seiner uralten Familie, die mit Gerhardus de Stocharn (ca. 1160) beginnt und ein schönes Zeugniß andauernden Fleißes und treuen Familiensinnes ist.

Wir theilen aus der Vorrede dieses Buches das Nachstehende mit:

„Der trotz aller genußsüchtigen Oberflächlichkeit unserer Zeit neu erwachte geschichtliche Sinn ist ein werthvoller Bestandtheil unseres Geisteslebens. Aufmerksame Betrachtung der Geschichte lehrt nicht nur die Vergangenheit kennen und begreifen; sie ist auch Vorbedingung des Verständnisses der Gegenwart, im Großen bezüglich der Völker, wie im Kleinen bezüglich der einzelnen Geschlechter, deren Gesammtheit das Volk bildet. Sie ist im hervorragendem Maße geeignet, den Familiensinn, die Vaterlandsliebe und das nationale Selbstbewußtsein zu stärken und zu vertiefen. Diese Thatsache allein schon rechtfertigt es, der Vergangenheit seines eigenen Stammes nachzuforschen.

Dem aber, der das Glück hat, auf Vorfahren zurückzublicken, die in Gottesfurcht und treuer Arbeit ihr Leben auf dieser Erde geführt haben, sie mögen einem Stande angehören, welchem sie wollen, dem erwächst ein doppelter Gewinn. Ihm gilt das Wort des großen Dichters: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenket!" Er wird sich nicht nur ihrer freuen, sondern sich auch mächtig angeregt fühlen, das Kleinod eines ehrenhaften Namens, das er ohne eigenes Verdienst „ererbt von seinen Vätern" hat, als ein von Gott anvertrautes Pfand treu zu hüten und sich um so ernster und aufrichtiger zu bemühen, in die Fußstapfen seiner Ahnen zu treten.

Es ist dringend zu wünschen, daß nicht nur adelige Familien, die dazu allerdings in erster Reihe verpflichtet sind, sondern auch bürgerliche Geschlechter dies mehr als bisher beherzigen und durch Veröffentlichung ihrer Geschichte bethätigen möchten.

Wenn auch jener Beweggrund demjenigen, welchen unser Christenglaube enthält, ein Gott gefälliges Leben zu führen, an Kraft und Tiefe nicht gleichkommt, so ist doch immerhin im Sinne eines wahrhaft conservativen Staatswesens gehandelt, wenn man den Nachkommen das Bild der Väter als Sporn zum Guten vor Augen stellt. Dem Staate kann daraus nur Vortheil erwachsen.

Was den vorliegenden Versuch betrifft, so bin ich mir, wenn auch wohl nicht aller, so doch mancher Mängel desselben wohl bewußt.

Der Fachmann, der die Schwierigkeiten und Mühen solcher Forschungen kennt, wird seine Nachsicht nicht versagen.

Die Trockenheit des Tons war bedingt durch die Beschaffenheit des überwiegenden Theils des zu verarbeitenden Stoffes.

„Die von verschiedenen Schriftstellern vertretene, auch in die Familientradition übergegangene Annahme, daß die Stockhorner aus der Schweiz stammen, mit dem Berge Stockhorn am Thuner See in Verbindung standen und daß sie erst mit Kaiser Rudolf I. nach Oesterreich gekommen seien, sowie die andere, daß die Stockhorner von Starein ein von den „alten Stockhornern" gänzlich verschiedenes Geschlecht seien, wird wohl durch die nachfolgenden Ausführungen endgiltig widerlegt sein." . . . . . .

„Das im vorliegenden Buche dargebotene Ergebniß meiner durch zehn Jahre hindurch fortgesetzten Arbeit war nur zu erreichen mit Hilfe der ungemein

Digitized by Google

freundlichen Unterstützung, welche ich in Baden, Württemberg, Bayern, Sachsen-Coburg und namentlich in Niederösterreich, vor Allem in Wien, erfahren habe, wo ich bei hohen und höchsten k. und k. Behörden, bei weltlichen Archiven, Klöstern, Gelehrten und privaten Forschern ein Entgegenkommen gefunden habe, dessen unveränderte Liebenswürdigkeit ich in der That nicht warm genug preisen kann.

Anläßlich der herzlichen Freundlichkeit, mit welcher ich in Wien und Niederösterreich auf dem Lande, namentlich in Stockern, von den, bis dahin mir persönlich nicht bekannt gewesenen Freunden und Förderern meiner Bestrebungen aufgenommen worden bin, als ich vor drei Jahren die uralt angestammte Heimath meiner Väter bewegten Herzens zum ersten Male besuchte, habe ich dem lebhaften warmen Dankesgefühl Ausdruck gegeben, welches mich beseelt." . . .

„Möge des allmächtigen Gottes Barmherzigkeit das Geschlecht, dem ich entstamme, sowie er bisher durch Jahrhunderte hindurch sichtlich gethan, auch künftig zu allen Zeiten in dem Geiste erhalten, der es bisher erfüllt und seinen Weg hat finden lassen, in dem Geiste aufrichtiger christlicher Gottesfurcht und treuer Arbeit."

Seit dem Inkrafttreten des Reichsimpfgesetzes vom 8. April 1874 sind die Schrecken der Pocken dem größeren Theile unseres Volkes unbekannt; selbst viele Aerzte wissen von der Krankheit nicht aus eigener Anschauung, sondern nur aus Berichten Anderer. Es erklärt sich hierdurch, daß das Verständniß für den Werth der Impfung weniger verbreitet ist als früher, und daß der von einer gewandten Agitation genährte Zweifel an dem Nutzen und der Nothwendigkeit des Gesetzes Raum gewinnt. Angesichts der ernsten Folgen, welche bei Verzicht auf dieses Schutzmittel für das Volkswohl eintreten würden, hat sich das Kaiserliche Gesundheitsamt entschlossen, die Bedeutung und die Erfolge der Schutzimpfung in einer für alle Kreise verständlichen Denkschrift darzulegen.

Die Veröffentlichung ist unter dem Titel: „Blattern und Schutzpockenimpfung. Denkschrift zur Beurtheilung des Nutzens des Impfgesetzes vom 8. April 1874 und zur Würdigung der dagegen gerichteten Angriffe" soeben im Verlage von Julius Springer zu Berlin (Ladenpreis 80 Pf.) erschienen. Sie zeigt an der Hand geschichtlicher und statistischer Thatsachen, auf welchen Grundlagen das Impfgesetz entstanden ist, erörtert den Inhalt und die Ausführungsvorschriften des Gesetzes, weist die Einwände gegen dasselbe im einzelnen zurück und berichtet über seine Erfolge. Ein Anhang enthält den Wortlaut der von Reichswegen über das Impfwesen erlassenen Vorschriften und 7 Tafeln nebst Erläuterungen, in denen die Wirkung des Gesetzes veranschaulicht ist. Eine im Text eingefügte, nach einer Photographie hergestellte Abbildung eines pockenkranken Kindes führt dem Leser die Furchtbarkeit der Krankheit vor Augen.

Der Druckschrift ist unter anderem zu entnehmen, daß die Zahl der Todesfälle an Pocken im Deutschen Reich in der Zeit von 1886 bis 1894 jährlich nur durchschnittlich 126 betrug. Hiervon kamen rund $^4/_5$ auf die der Einschleppung am meisten ausgesetzten Grenzgegenden. Von 1 Million Einwohner erlagen bei uns in der Zeit von 1889 bis 1893 jährlich 2,3, dagegen in den französischen Städten 147,6), in Belgien 252,9, in Oesterreich 313,3, in Rußland (in der Zeit von 1891 bis 1893) 836,4. Wäre bei uns die Blatternsterblichkeit so groß, wie in den genannten, nicht durch ein gleiches Gesetz geschützten Städten oder Ländern, so hätten wir nicht 126, sondern 7321 12584, 15558 oder gar 41584 Menschen jährlich an Pocken verloren.

Was will angesichts dieser glänzenden Erfolge des Impfgesetzes der Hinweis auf die Impfschädigungen bedeuten, welcher jetzt das im Vordergrund stehende Agitationsmittel der Impfgegner bildet! Bei den weitaus meisten Mittheilungen, die über solche Vorkommnisse von den Gegnern des Gesetzes verbreitet wurden, hat sich an der Hand eingehender amtlicher Feststellungen ergeben, daß irrthümlich gedeutete Vorfälle, nicht selten aber auch übertriebene oder gar erfundene Angaben zu Grunde lagen. Gewiß kommen Todesfälle nach der Impfung vor, aber deshalb sind sie nicht Folgen der Impfung; ist doch die Sterblichkeit der Kinder in den ersten Lebensjahren an sich schon bei uns, wie in allen anderen Ländern mit oder ohne Impfpflicht, eine so große, daß z. B. im Deutschen Reich im Jahre 1893 auf 1865709 lebendgeborene Kinder etwa 413925 Sterbefälle von Kindern des ersten Lebensjahres, d. h. täglich 1134 solcher Todesfälle vorkamen. Diese Sterblichkeit ist sogar im Sommer aus bekannten Gründen eine erhöhte und steht während der Impfperiode nicht still. Nur in vereinzelten Ausnahmefällen gehen von den kleinen Impfwunden, wie dies bei jeder Art von oberflächlichen Verletzungen vorkommt, Wundkrankheiten aus. An den Folgen solcher Unglücksfälle, die übrigens oft nachweislich durch Mängel in der Pflege des Impflings seitens der Angehörigen verschuldet waren, sind jedoch in den 9 Jahren von 1885 bis 1893 unter rund 22 Millionen geimpfter Kinder nur 88, also unter einer ganzen Million nur 1 gestorben. Selbst wenn diese Zahl von Todesfällen alljährlich hätte verzeichnet werden müssen, würde ein solcher Nachtheil der Impfungen ein geringes Uebel sein gegenüber dem Gewinn von vielen Tausenden von Menschenleben und der Verhütung von vielen Zehntausenden mit unsäglichen Qualen verbundener Krankheitsfälle. „Die Impfschädigungen", so heißt es in der Denkschrift, „müssen uns eine Mahnung sein, in der Sorgfalt bei der Lymphegewinnung und bei der Ausführung der Impfungen nicht nachzulassen, sondern eher noch vollkommener zu werden als bisher; zu unheilvollen Folgen aber würde es führen, wenn wir ihretwegen auf die Impfpflicht verzichten wollten, in der wir eine der segensvollsten und erfolgreichsten Maßnahmen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege besitzen." (Reichs u. Staatsanzeiger.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 20 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 1. April 1896. Nr. 14.

1. Ernst Achaz von Wedel, Major a. D., Landschaftsrath und Mitglied des Herrenhauses, auf Blankensee bei Bernstein in der Neumark, Rechtsritter seit 1884, † zu Blankensee 21. März 1896.
2. Reinhard Baron van Lynden, Königlich Niederländischer Kammerherr auf Lyndenstein in den Niederlanden, Ehrenritter seit 1884, † im Haag 25. Februar 1896.

In's Land der Pharaonen!

(Schluß.)

Bei unserer Wanderung über die Wüstenhügel von Sakkara wird es Dich gewiß wie mich Wunder nehmen, daß, abgesehen von den Pyramiden, gar kein Gebäude, nicht einmal Ruinen oder Trümmerhaufen die alte Stadt Memphis verrathen, die einst, an Größe ein Pendant zu Ninioeh, hier gestanden hat. Hat der Sand denn Alles vergraben? Nein, das nachbarliche Kairo, das erst im siebenten Jahrh. n. Chr. entstand, brauchte viele, viele Bausteine. Im menschenleeren Memphis fand man dieselben schön zugerichtet. Man brauchte sie nur abzuholen. Und so gründlich sind sie weggelesen worden und haben als Säulen in Kairos Moscheen und als Grundsteine Verwendung gefunden, daß heute auf der Stelle des alten Memphis nur erhalten geblieben ist, was damals schon vom Sande tief vergraben war. Das praktische Bedürfniß machte wie so oft die Menschen zu Barbaren. Sie warfen die schönsten Gebilde aus Marmor und Alabaster in den Ofen und brannten sie zu — Kalk für ihre Moscheen und Häuserbauten. Die sogenannte „grüne Kapelle", ein Gemach aus einem einzigen Granitblock gebildet und mit Inschriften bedeckt, ließ ein Emir des 15. Jahrh. in seinem Uebermuthe in Stücke schlagen!

Auch Memphis und Umgegend war reich mit Pyramiden bestanden. An der Stufenpyramide vorüber reiten wir eine Stunde weit über Wüstensand zu den Pyramiden von Dachschur. Mein Eseltreiber fürchtet, daß wir in die Nacht kommen, und er grault sich wie alle egyptischen Jungen entsetzlich vor den Gespenstern. Indeß wagt er uns Europäern nicht zu opponiren. Da wirft er sich im südlichen Ueberschwang der Gefühle platt auf die Erde, zappelt mit allen Vieren und heult, so viel aus der Luftröhre heraus will. Was ist zu machen? Wir reiten ruhig weiter und singen: „Ein Vergnügen seltner Güt' ist doch solch ein Wüstenritt." Da kommt schließlich der erregte Eseltreiber seinem davontrabenden Besitze doch nachgelaufen und beim Versprechen eines guten Bakschisch grinst er, daß wir seine blitzenden Zahnreihen bewundern müssen. Um seine schneeweißen, tadellose Zähne ist wohl mancher arme Fellach und Eseljunge von den Touristen und Touristinnen beneidet worden. Das Rezept ist aber so einfach: Iß gleich ihnen nur Brod und Gemüse, Fleisch jährlich nur ein bis zwei Mal, dann wirst Du auch blanke Zähne behalten.

Dort zeichnen sich scharf vom gläsernen Himmel ab die breit angelegte Steinpyramide, und die sogenannte Knickpyramide — wohl weil durch sie manche Menschenexistenz und Menschenglück geknickt worden ist. Wir grüßen die Pyramiden mit den Augen von ferne, streben aber auf eine dritte, die Nilschlammpyramide, zu. Sie heißt so, weil sie aus luftgetrockneten Nilschlammziegeln gebaut ist. Sie ist, scheints, nicht fertig geworden, denn sie öffnet sich nach innen wie ein viereckiger Trichter; dieses Innere sollte erst noch ausgefüllt werden. Uns liegt vor Allem daran, das erst vor Jahresfrist wieder eröffnete Innerste der Pyramide zu besuchen, das noch nicht von den globe-trotters gewöhnlich gemacht worden ist. Auch jetzt noch werden in der Pyramide benachbarten Gräbern Ausgrabungen gemacht. Wir schickten dem Museumsdirector, der diese Ausgrabungen leitete, unsere Karten und baten, das Pyramideninnere besichtigen zu dürfen. Er sandte uns eine handgreifliche Antwort, einige Arbeiter mit langen Seilen. Denn wir müssen erst in einen wohl vier

Digitized by Google

Stockwerk tiefen Schacht hinabgelaſſen werden, um an den Eingang des langen Stollens zu kommen, der zu den Grabkammern führt. Eine Strickſchlinge bildet den Sitz, der andere Strick wird uns unter die Achſeln geſchlungen. Jetzt von der Holzbohle über Bord, — es iſt ein unbehaglicher Augenblick — und nun geht es ruckweiſe in die Tiefe, indem wir mit den Füßen uns von der Wand fernhalten. Nur zwei Männer halten die Seile und laſſen ſie mählich unter eintönigem Geſange durch die Hände gleiten. Ein Arbeiter, der unſer Führer in der Tiefe ſein ſollte, hatte uns Muth gemacht. Der faßte die beiden Seile nur mit den Händen feſt und ließ ſich ſo in die Tiefe ſenken. Mit Lichtern in den Händen wandeln wir drunten durch einen langen Gang, der theilweiſe mit Steinſchwellen bedeckt iſt, die Palmſtämme nachahmen. In manche Grabkammer treten wir ein, in allen ſind die Sarkophage gewaltſam erbrochen. In früherer Zeit waren ſchon Räuber eingebrochen und hatten meiſt mit Hämmern eine Seitenwand des Sarkophages zertrümmert, weil ſie den ſchweren Deckel nicht wegbewegen konnten. Auch in die ſchlau verborgene Königskammer hatten ſie ſich ſelbſt einen niedrigen Stollen getrieben, der von dem jetzigen Entdecker gefunden wurde, als er gleichfalls in eigenem Stollen auf anderem Wege zur Königskammer gekommen war. Alle Särge waren ſo ſchon ausgeraubt. Aber im Schutte, der in der einen Grabkammer lag, hatten die Diebe nicht geſucht, und gerade darin entdeckte der Muſeumsdirektor einen wundervollen Goldſchmuck, den ein Engländer ſofort um anderthalb Millionen Mark für das Britiſche Muſeum erwerben wollte, der aber dem Muſeum zu Gizeh einverleibt wurde und nun einen Hauptanziehungspunkt deſſelben bildet. Während wir durch die Gänge wandeln und klettern, murmelt unſer Führer unaufhörlich arabiſche Worte; es ſind Gebete wider die Afrid (böſe Geiſter), die man ſich beſonders in den Pyramiden wohnend denkt. Auf der Sohle eines zweiten Stollens endet unſere unterirdiſche Wanderung. Die ſeilhiſſenden Arbeiter ſind wieder zur Stelle, und jetzt vernehmen wir auch — in der Aufregung des Abſtieges war uns das entgangen —, was die Arbeiter beim Ziehen ſingen, ſie wiederholen die Worte: ſatli il allah! (betet zu Gott!) Als wir dem Tageslichte wiedergegeben waren, ſahen wir die Arbeiter in ziemlicher Aufregung und erfuhren von ihnen, daß der Muſeumsdirector in dieſem Moment wieder Goldfunde gemacht habe. Ein Arbeiter war mit einer Depeſche vorüber gekommen, die dem Vicekönig Anzeige von dem neuen Funde machen ſollte. Es waren die Schmuckſachen zweier Prinzeſſinnen aus der zwölften Dynaſtie (ca. 2500 v. Chr.), welche ich oben beim Beſuch des Muſeums von Gizeh andeutend geſchildert habe.

Auch uns ergriff wie die Arbeiter die Aufregung. Gar zu gern wären wir hingeeilt an den nahen Ort des Fundes, wo der Direktor in Entdeckerfreuden ſchwelgte. Vielleicht hätte er uns auch gern geſehen, denn große Freude ſucht Genoſſen, denen ſie ſich mittheilen kann. Aber wir erwogen andererſeits, es möchte ihm in dieſer Stunde jegliche Ablenkung ſeiner Augen unwillkommen ſein, und ſo begnügten wir uns mit dem Bewußtſein, als erſte Europäer von dieſem neuen, koſtbaren Funde gehört zu haben.

Wir kehren zur Bahnſtation Bedraſchen zurück, ſetzen aber jetzt auf einem Fährbote über den Nil. Drüben liegt auch eine neueſte Stadt. Ein deutſcher Arzt, Dr. Reil, entdeckte vor einigen Jahrzehnten im Wüſtenſande verſickernde heiße Schwefelquellen. Um einen Badeort ſchnell entſtehen zu machen, ſchenkte der Vicekönig Jedem ein Terrain, der in einer gewiſſen Zeit es mit einem Hauſe zu bebauen verſprach. So iſt dort „über Nacht“ eine Wüſtenſtadt erſtanden, die um ihrer abſolut trockenen reinen Wüſtenluft willen ebenſo wie um ihrer Schwefelquellen willen aufgeſucht wird. Sie heißt Helouan.

Mit der Eiſenbahn, die Helouan mit Kairo verbindet, fahren wir in unſer Standquartier zurück.

Soll ich Dich, lieber Leſer, nun noch nach dem Dorfe Matarije mitnehmen, wo von der alten Sonnenſtadt Heliopolis und ihren Tempeln nur ein Obelisk (20 m hoch) übrig geblieben iſt? Nein, wills Gott, machen wir zuſammen noch eine Gedankenreiſe nach Oberegypten, wo wir die Obelisken noch größer und zu Dutzenden finden werden. Für diesmal rufe ich Dir zu: Gott befohlen! Entſchuldige, daß ich in dieſem Berichte das Perſönliche oft ſtark herausgekehrt habe. Aber nur bei ganz unbekannten Gegenden, die an ſich alles Intereſſe beanſpruchen dürfen, finde ich es am Platze, daß der Reiſende alles Perſönliche bei Seite läßt, obgleich es auch da der Schilderung meiſt nicht ſchadet. Denn das intereſſanteſte, allerdings auch abſcheulichſte Weſen auf Erden iſt der Menſch. Und am Menſchen wieder iſt das Intereſſanteſte, was ihm perſönlich, individuell iſt. D. F.

Mißbrauch der Wohlthätigkeit.

Welch großen Mißbrauch ſowohl die öffentliche Armenunterſtützung als die private Wohlthätigkeit ausgeſetzt ſind, und wie nöthig es iſt, die Warnung vor prüfungsloſem Geben immer wieder zu erneuern, das zeigen nachſtehende Fälle, die wir den „Blättern für das Hamburgiſche Armenweſen“ entnehmen; dieſe Blätter bringen in einem beſondren Abſchnitt „Mittheilungen aus der pflegeriſchen Praxis“ über Fälle aus der Armenpflege, die allgemeines Intereſſe beanſpruchen, eine Einrichtung, die wir für ſehr zweckmäßig halten; wir ſind überzeugt, daß durch Vorführung ſolcher concreten Beiſpiele, namentlich wenn ſie anziehend geſchrieben ſind, das Verſtändniß für eine richtige Uebung der Armenpflege und Wohlthätigkeit weſentlich erleichtert und gefördert wird. Fälle, wie die unten mitgetheilten, kommen übrigens

Digitized by Google

nicht nur in Hamburg und Berlin, sondern auch bei uns vor, und wir möchten glauben, daß durch Veröffentlichung solcher in unseren Blättern dem Mißbrauch der Wohlthätigkeit auch bei uns gesteuert werden könnte. Die Redaction wird zur Aufnahme derartiger aus der Praxis stammenden Mittheilungen von Armenpflegern und sonstigen Armenfreunden jederzeit gerne bereit sein.

Ein Armenpfleger in Hamburg berichtet: H., welchen ich seit 1. Januar d. J. in Pflege habe, ist nach den Erkundigungen und Verhandlungen, die ich mit ihm anstellte, nach meiner festen Ueberzeugung ein Mensch, der in guten Verhältnissen lebt und der es versteht, durch sein schleichendes, heuchlerisches und schwindelhaftes Auftreten seine Mitmenschen und die Armenpfleger zu betrügen, indem er sich hinstellt, als habe er nicht das Nöthigste, um sein Leben zu fristen und müsse er jeden Tag Hunger leiden. Das ist aber nicht so, sondern dieser Mann führt das schönste Leben auf der Welt. Ich erkläre nun, um den vollen Beweis meiner obigen Behauptung nachzuweisen, folgendes: Am Sonntag, den 6. d. Mts. ging ich zu H., um mich von seinem Nothstand und schrecklichen Elend, welches er mir am Freitag, 4. d. Mts. vormalte, indem er dringend flehte, ihm doch eine höhere Unterstützung zu theil werden zu lassen, zu überzeugen, ob sein Klagen auf Wahrheit beruhe. Ehe ich jedoch zu ihm selber ging, zog ich Erkundigungen bei Nachbarn über denselben ein. Die Mittheilungen, die mir von seiten der Nachbarn wurden, waren kaum glaublich und veranlaßten mich, gegen H. mit der größten Vorsicht vorzugehen.

Unter vielen anderen Mittheilungen seitens der Nachbarn mag folgender Ausspruch dienen: „Der Herr H. ist mir als ein wohlhabender Mann bekannt;“ auf meine Frage: „Woher schließen Sie das?“ sagte mir der Herr: „Na, ich bitte Sie, wenn der Mann seiner Tochter zu ihrer künftigen Confirmation eine rothe Plüschgarnitur schenken kann, so kann der Mann doch nicht arm sein. Außerdem führen die Leute einen sehr guten Tisch, wie ich theilweise gesehen habe. Die Frau geht nur der neuesten Mode gemäß sammt ihrer Tochter gekleidet. Der Mann arbeitet nicht, die Frau arbeitet auch nicht, also müssen die Leute, welche solchen Aufwand machen, doch wohl vermögende Leute sein.“ Ich ging nun zu andern Nachbarn, dort hörte ich noch schönere Erzählungen. Jetzt ging ich zu H. selber; er bewohnt eine Wohnung von über 500 Mark. Bei meinem Eintritt in die Wohnung empfing mich eine Dame in einem der neuesten Mode entsprechendem Kleide. Ich erkannte in dieser noblen Dame eine Frau, welche 2 Stunden vordem in meiner Wohnung war und sich das Armengeld für H. ausbat, indem sie vorgab, daß derselbe krank sei. Diese Frau war aber vordem ganz ärmlich gekleidet und machte den Eindruck einer Nothleidenden, während sie hier in der eigenen Wohnung eine vollendete Weltdame vorstellte: sie schien mich augenblicklich nicht zu erkennen und fragte in einem liebenswürdigen Tone, was ich wünsche. Ich erbat mir in demselben Tone, Herrn H. sprechen zu dürfen. Nun fragte sie nach meinem Namen, und ehe ich denselben aussprechen konnte, erkannte mich die Frau, dieselbe zuckte merklich zusammen, nahm sofort eine ganz andere und zwar sehr gedrückte Stellung ein, so daß ich ganz verwundert und starr die Frau bewunderte, die eben noch als kokette Weltdame vor mir stand und plötzlich in eine mitleiderregende Person zusammenschrumpfte. Ich ging nun in die Wohnung hinein, fand H. im Bette, ich ließ mir nun sämmtliche Zimmer der Wohnung zeigen. Die Einrichtung der Wohnung war eine pompöse. Hier fand ich auch die besagte rothe Plüschgarnitur. Auf meine Frage an die Frau, ob alle Sachen in der Wohnung ihre eigenen seien, antwortete Frau H., diese rothe Plüschgarnitur gehöre ihr nicht, sondern ihrer Mitbewohnerin. Da ich nun weiter aus diesen Leuten nichts herausbekommen konnte, ging ich an einem andern Tage abermals zu ihnen, mein Heil zu versuchen. Ich ging am 9. d. Mts. nochmals zu H. und ermahnte ihn ernstlich, jetzt endlich die Wahrheit zu sagen. H. und Frau erklärten nach vielen vergeblichen Lügen, daß sie die Sachen ihrer Tochter zur Confirmation geschenkt hätten, dieselben kosteten 140 Mark; aber auch das ist nicht wahr, denn diese Sachen kosteten mindesten 300 Mark. Auch erklärte mir nun H., daß er einer Sterbe- und Krankenkasse angehöre, aus welcher er bei Krankheitsfällen pro Tag 2 Mark erhalte. Nach allen diesen Erhebungen bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß H. wohl imstande ist, ohne Unterstützung der Armenkasse zu leben; wenn derselbe auch ein alter, gebrechlicher Mann ist, so ist doch seine Frau eine junge, rüstige Person, die, wenn sie Lust hat, wohl etwas verdienen könnte.

Aus Berlin wird mitgetheilt: Im Bureau eines Frauenvereins in Berlin war eines Morgens eine ärmlich gekleidete, abgehärmte Frau erschienen, um dort Hilfe zu erflehen. Wie in den Satzungen vorgeschrieben ist, sandte der Vorstand zwei Mitglieder, die Gattin eines bekannten Arztes und die Wittwe eines Generals, ab, um sich von der Berechtigung und Dringlichkeit einer Hilfe zu überzeugen. Die beiden Damen fuhren denn auch sofort nach der in der Gartenstraße belegenen Wohnung und fanden dort in einer Dachwohnung wirklich ein Heim der bittersten Noth. Nichts als vier kahle Wände und das allernothwendigste Hausgeräth war vorhanden. In einer Ecke lag im Schüttelfrost ein riesiger Mann krank auf einem Strohlager, und vier halbnackte Kinderchen standen, nach Brot schreiend, vor seinem Lager. Als die Damen so viel Jammer und Elend sahen, nickten sie einander zu und verabschiedeten sich mit dem Versprechen, daß noch derselbe Tag die nöthige Hilfe bringen werde. Eben, als sie tief ergriffen wieder in den Wagen

ſteigen wollten, bemerkte die Generalin, daß ſie ihren Schirm ſtehen gelaſſen. Der Wagen mußte halten, und die Excellenz ſtieg abermals die vier Treppen empor. Wie erſtaunte ſie aber, als ihr ſchon auf der Treppe lauter Lärm und hohes Gelächter entgegenſchallte! Als ſie die Thür' öffnete, ward ihr eine ſonderbare Ueberraſchung: der vorhin fieberkranke Mann tanzte mit der Frau wie toll in der Stube herum, und durch eine geöffnete Tapetenthür ſah man von der Stätte des Elends in ein recht wohnlich eingerichtetes Gemach, in dem mehrere Männer und junge Mädchen höchſt zweifelhafter Art um eine mit Napfkuchen und Wein beſetzte Tafel ſaßen. Die Excellenz trat ſchleunigſt den Rückzug an. Dieſe Geſchichte zeigt wieder, daß man bei Gewährung von Wohlthaten nicht vorſichtig genug zu Werke gehen kann; ſie iſt eine treffende Charakteriſtik jener ſchamloſen Dreiſtigkeit, mit der die großſtädtiſchen Gewohnheitsbettler die Nächſtenliebe ausbeuten.

In einem in der Mariannenſtraße in Berlin wohnhaften Armenvorſteher kam, wie aus Berlin berichtet wird, dieſer Tage eine Einwohnerin aus dem Bezirke, klagte ihm ihre bittere Noth und bat um Unterſtützung. Nachdem der Beamte den zu dieſem Behufe erforderlichen Fragebogen aufgenommen hatte, bedeutete er der Bittſtellerin, ſie würde nach erfolgter Nachforſchung, die ſich allerdings einige Tage hinziehen könnte, Beſcheid erhalten. Hierauf bat ihn die Frau in wahrhaft herzergreifenden Worten, ihr wenigſtens einen Vorſchuß zu gewähren, da er doch ein vermögender Mann ſei, während ſie mit ihren Kindern thatſächlich nichts zu eſſen habe. Der Armenvorſteher ließ ſich, namentlich als auch ſeine erwachſene Tochter als Fürſprecherin für die ihr bekannte Bittſtellerin auftrat, wirklich beſtimmen, der letzteren ſofort zwanzig Mark zu verabfolgen, worauf ſich die Frau unter vielen Dankesworten entfernte. Am ſelben Tage gegen Abend begab ſich nun der Armenvorſteher nach einem in ſeinem Bezirk gelegenen Barbiergeſchäft, um ſich raſiren zu laſſen. Doch kaum hatte er die Thür' des Ladens geöffnet, ſo prallte er beſtürzt zurück; denn hinter einer etwas zurückgeſchlagenen Gardine, die den Laden in zwei Räume theilt, ſah er ſeine verſchämte Arme ſitzen, wie ſie ſich eben zu einem am ſelben Abend ſtattfindenden Maskenball „altdeutſch friſieren“ und „weiß pudern“ ließ. In welcher Weiſe ihr nun der ſo hintergangene Wohlthäter ein „viel Vergnügen“ zu der Ballfeſtlichkeit zurief, kann ſich der Leſer ſelbſt denken. (Blätter für das Armenweſen.)

Bericht der Luiſen-Stiftung 1776—1876 für das Jahr 1895.

Zwanzig Jahre ſind am heutigen Tage vergangen, ſeitdem die Luiſen-Stiftung 1776—1876 gegründet wurde „zum ewigen Gedächtniß an den hundertjährigen Geburtstag der jedem Preußen unvergeßlichen Hochſeligen Königin Luiſe, um auch den kommenden Geſchlechtern noch ein lebendiges Zeugniß zu geben von der innigen Theilnahme, mit der die Gegenwart den heutigen Gedenktag feiert.“ Dem Geiſte der edlen Fürſtin, ihrer Fürſorge für die Wohlfahrt des Volkes im Allgemeinen, für die ſittliche und materielle Hebung der ärmeren Klaſſen im Beſonderen entſprechend, wurde für die neue Stiftung ein Arbeitsfeld gewählt, deſſen Pflege dringend im Bedürfniß lag, bis dahin aber von der öffentlichen Wohlthätigkeit vernachläſſigt war, nämlich:

> begabten würdigen und bedürftigen Kindern beiderlei Geſchlechts ohne Unterſchied des religiöſen Bekenntniſſes bis zu ihrer Selbſtſtändigkeit zu Erziehungs- und Ausbildungszwecken Unterſtützungen zu gewähren.

Um dieſem Zwecke zu genügen, bewilligt die Stiftung jährlich am 10. März Geldunterſtützungen an ſolche Kinder, welche das Curatorium auf Grund der beigebrachten Zeugniſſe und der eingezogenen Erkundigungen zur Berückſichtigung für geeignet hält. Die vielfach zu Tage getretene Neigung der Eltern, auch ihren minder befähigten Kindern trotz fehlender Mittel eine langwierige und koſtſpielige Ausbildung angedeihen zu laſſen und ſie einem ihren eigenen Verhältniſſen fernliegenden höheren Berufe zuzuführen, wird von uns nicht begünſtigt, weil dies erfahrungsmäßig in den meiſten Fällen Enttäuſchungen im Gefolge hat. Die vorliegenden Dankſchreiben aller Derjenigen aber, welchen bei thatſächlicher Begabung die Hilfe der Stiftung zu Theil geworden iſt, geben beredtes Zeugniß dafür, wie wohlthätig ihre Wirkſamkeit ſein kann.

Die Mittel zur Gründung der Stiftung mußten durch mildthätige Gaben beſchafft werden, und ſind uns ſolche auch in reichem Maße zugefloſſen! Bereits nach ſiebenjährigem Beſtehen war die Stiftung finanziell ſo geſichert, ihre Lebensfähigkeit ſo gehoben, daß ihr durch Allerhöchſte Kabinetsordre vom 11. Juli 1883 die Rechte einer juriſtiſchen Perſon verliehen wurden, und heute verfügt ſie bereits über einen Kapitalſtock von 117 682 Mark. In der ganzen zwanzigjährigen Zeit ihres Beſtehens ſind 1917 Kinder, Studierende, Seminariſten und Seminariſtinnen mit 119 737 Mark unterſtützt worden; eingeſchloſſen ſind die heutigen Bewilligungen von 7085 Mark an 108 Kinder ꝛc., ſowie die ſelbſtſtändig von den Localvereinen gewährten Unterſtützungen: Elbing 192 Mk. an 4, Flensburg 220 Mk. an 6 und Stettin 480 Mk. an 9 Kinder ꝛc.

Es iſt dies ein Ergebniß, auf welches wir mit Freude und Dank zurückblicken.

Die Entwicklung einer ſo ſegensreichen Thätigkeit iſt uns aber nur möglich geworden durch die thatkräftige Unterſtützung, welche unſeren Beſtrebungen in allen Kreiſen, in erſter Linie von Seiten unſeres erlauchten Kaiſerpaares zu Theil geworden iſt. Wir ſagen daher allen Gönnern und Freunden der Stiftung unſern wärmſten Dank und geben der Hoffnung Raum, daß ſie ihre bisherige opferfreudige Theil-

Digitized by Google

nahme uns auch ferner bezeigen, unsere Bemühungen weiter fördern und das Interesse an unserer, der erhabenen Königin zu Ehren gegründeten Stiftung wach und rege erhalten werden. Eine angenehme Pflicht ist es uns, hier wiederum hervorheben zu können, daß das Aufblühen der Stiftung insonderheit der werkthätigen Hilfe der Einwohner Berlins und der Vororte, an welche wir uns in jedem Jahre von Neuem mit der Bitte um Beiträge wenden müssen, zuzuschreiben ist. Bisher ist dieser Bitte die Erfüllung nicht versagt worden. Mögen wir auch ferner eine offene Hand finden, den hochherzigen Spendern zur Ehre, den armen strebsamen Talenten zum Segen!

Dankbar gedenken wir ferner des freundlichen Entgegenkommens des Herrn Ober-Präsidenten der Provinz Brandenburg, des Heren Polizei-Präsidenten zu Berlin und des Herrn Landraths des Kreises Teltow, welche durch Befürwortung und Genehmigung der Hauscollecte in Berlin und einzelnen der westlichen Vororte den Grund gelegt haben, auf welchem wir aufbauen konnten. Auch hier hoffen wir, künftig dasselbe Wohlwollen zu finden, ohne welches unsere Bemühungen erfolglos bleiben müßten.

Wie die nachstehende Rechnung für 1895 ergiebt, belaufen sich die Beiträge aus Berlin und den Vororten auf 11 808 Mk. 85 Pf., die unserer Zweigvereine in Altendorf (Rheinland), Elbing, Flensburg und Stettin auf 331 Mk. 10 Pf., die übrigen Beiträge von außerhalb auf 303 Mk.; der Kapitalstock der Stiftung beträgt, wie bereits erwähnt, 117 682 Mk. 10 Pf.; zu Unterstützungen waren nach Abführung von 5 782 Mk. 82 Pf. zu obigem Kapitalstock 7 085 Mk. verfügbar.

Die Stiftungskasse ist seitens des Curatoriums am 17. Juni und 29. November 1895 durch die Herren General-Konsul Zwicker und Legationsrath a. D. von Kehler bezw. General-Konsul a. D. Schlesinger sowie seitens der Mitglieder am 9. März 1896 durch die in der vorigen General-Versammlung gewählten Herren General-Konsul George und Seehandlungs-Buchhalter Schneider revidirt worden. Die Revisoren haben zu Ausstellungen Anlaß nicht gefunden; dem Rendanten ist daher von der heutigen General-Versammlung Decharge ertheilt worden.

Nach den Bestimmungen im § 31 der Statuten sind heute die Herren General-Oberst der Kavallerie Graf Waldersee Excellenz und Prediger em. von Hanstein aus dem Curatorium ausgeschieden. Beide Herren sind von der General-Versammlung einstimmig wiedergewählt worden und haben die Wahl angenommen.

Berlin, den 10. März 1896.

Das Curatorium der Luisen-Stiftung 1776—1876.

Freiherr von Heintze, Ober-Jägermeister, Vorsitzender. — Herrlich, Geheimer Hofrath, Stellvertreter des Vorsitzenden. — Mießner, Geh. Regierungsrath und Korrespond.-Secretär Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Schriftführer. — Zwicker, Banquier und General-Konsul, Stellvertreter des Schriftführers. — Freiherr von Baumbach, Landforstmeister a. D. — Dr. Bosse, Staatsminister u. Minister der geistlich., Unterrichts- und Medicin.-Angelegenheiten. — von Hanstein, Prediger emer. — von Kehler, Legationsrath a. D. — Schlesinger, General-Konsul a. D. — Graf Waldersee, General-Oberst der Kavallerie, General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Königs, kommandirender General des 9. Armee-Corps.

Von den der Stiftung zugegangenen Dankschreiben theilen wir hier das Nachstehende mit:

„Berlin, den 28. Februar 1896.

„Dem Curatorium der Luisen-Stiftung 1776—1876 erlaubt sich der Unterzeichnete seinen herzlichen Dank auszusprechen für die ihm durch lange Jahre hindurch freigebig gespendeten Unterstützungen.

Es ist mir jetzt gelungen, das äußere Ziel meiner Studien, d. h. die Approbation als Arzt zu erreichen. Hoffentlich werde ich auf Grund derselben auch bald im stande sein, mir eine Lebensstellung zu gründen.

An diesem Abschnitte meines Lebens, zu dem ich mit aller Energie und mancher Mühe hingestrebt habe, drängt es mich, allen meinen verehrten Gönnern, die mir mit Rath und Unterstützung zur Seite gestanden haben, meinen tief empfundenen Dank auszusprechen.

Nicht in letzter Linie fühle ich mich der Luisen-Stiftung zu Dank verpflichtet; und besonders freut es mich, daß ich das in mich gesetzte Vertrauen durch die gesetzlich vorgeschriebene Absolvirung meiner Studien zu rechtfertigen vermochte.

Dabei beseelt mich noch der eine Wunsch, daß ich später auch in die Lage kommen möge, einen Theil meiner Schuld abtragen zu können, sei es durch Dienste, die ich dem Vaterlande und der Menschheit widme, sei es, daß es mir gestattet sein möge, Mitarbeiter an dem segensreichen Werke der Luisenstiftung zu sein

Dr. Otto . . . . . ,
approbirter Arzt."

Literatur.

Jahrbuch des deutschen Adels. Herausgegeben von der Deutschen Adelsgenossenschaft. Erster Band 1896, Berlin, Verlag von W. T. Bruer. Preis in Original-Einband 10 Mk.

Um das reiche Ergebniß der Matrikel-Arbeiten der von der Deutschen Adelsgenossenschaft eingesetzten Kommission weiteren Kreisen des deutschen Adels zugängig zu machen, hat die genannte Genossenschaft beschlossen, dasselbe in einem Jahrbuche zu veröffentlichen, dessen erster Band nunmehr vorliegt.

Erste Kräfte auf genealogischem und heraldischem Gebiete sind seit Jahresfrist thätig gewesen, dieses Unternehmen zu einem in jeder Beziehung hervorragenden zu gestalten. Dem deutschen Adel soll ein auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebautes Nachschlagewerk geboten werden, dessen Inhalt sachverständig geprüft und bearbeitet worden ist, und das ein genaues Bild des gesammten deutschen Adels geben soll. Besonderer Werth ist gelegt auf das Verhältniß einer jeden Familie zum Grundbesitze, auf

die Beziehungen der einzelnen Mitglieder zu den deutschen Höfen, auf ihre Civil- und Militärbedienstungen, sowie endlich auf die wechselseitigen und sonstigen Verschwägerungen. Das Jahrbuch bringt über jedes Adelsgeschlecht genaue und auf ihre Richtigkeit geprüfte Angaben über Konfession, Ursprung bezw. Erwerb des Adelsstandes, über Fideikommisse und Familiengüter und über Erbämter und Würden. Das Wappen jeder Familie ist genau beschrieben, und eine stylgerechte, den Gesetzen der Heraldik entsprechende Zeichnung beigefügt worden.

Jeder Artikel wird durch eine kurze Uebersicht über die Geschichte des betreffenden Geschlechts, mit Aufführung der Stammreihen der noch blühenden Linien, Aeste und Zweige eingeleitet. Der Hauptwerth des Werkes liegt darin, daß der Genealogie der letzten drei bis vier Generationen eine besondere Sorgfalt gewidmet ist. Von jedem einzelnen Träger eines adeligen Namens werden in richtiger Folge die Vornamen, mit Hervorhebung des Rufnamens, Ort, Tag, Monat und Jahr seiner Geburt bezw seiner Vermählung und seines Todes aufgeführt. Ferner ist von jedem mündigen Mitgliede der derzeitige Wohnort angegeben. Bei Angehörigen des Heeres und der Marine ist Charge und Truppentheil angegeben; bei zur Disposition gestellten und verabschiedeten Offizieren sind die letzte Charge und der Truppentheil hervorgehoben, bezw. das Regiment, dessen Uniform der Betreffende zu tragen befugt ist. Bei Ordensauszeichnungen hat man sich aus verschiedenen Gründen darauf beschränkt, nur die adeligen Orden, d. h. solche, die nur an Adelige von Geburt verliehen werden oder den Adelsstand verleihen, zu nennen.

Es lag sichtlich in dem Bestreben der Redaktion, hauptsächlich solche Familien zu bringen, welche früher oder gegenwärtig historische Bedeutung erlangt haben, sei es, daß sie einen erblichen Sitz im Herrenhause inne haben, daß Regimenter ihren Namen führen, oder solche, von denen Vertreter an der Spitze der Civil- und Militär-Verwaltung gestanden haben oder stehen. So finden wir in dem Bande die v. Alten, v. Alvensleben, v. Auerswald, v. Barfus, v. Bennigsen, v. Bercken, v. Brauchitsch, v. Bredow, v. Brockhusen, v. Bronsart, v. Carlowitz, v. Dewitz, v. Eberstein, v. Estorff, v. Gablenz, Gans zu Putlitz, v. Gracevenitz, v. Grumbkow, v. Heyden, v. Jagow, v. Wedel, v. Zastrow und viele andere. Auch finden wir in dem Buche die Genealogieen von vielen solchen Familien, über welche Nachrichten in ähnlichen Werken bisher überhaupt nicht erschienen sind.

Der erste Band enthält die Genealogieen von fast einhundert altadeligen und ausgebreiteten Geschlechtern. Auch die zunächst folgenden Bände sollen nur altadelige Geschlechter enthalten, da es in der Absicht der Redaction liegt, vorerst von dem gesammten blühenden deutschen Uradel eine möglichst genaue und vollständige Uebersicht zu erlangen und zu bieten. Bei der Fülle des angesammelten Materials konnten in dem vorliegenden Bande nur die ersten Buchstaben des Alphabets eingehender berücksichtigt werden, während der zweite vornehmlich solche Geschlechter bringen wird, deren Namen mit den mittleren Buchstaben des Alphabets beginnen, und eine eingehende Berücksichtigung der letzten Buchstaben dem dritten Bande vorbehalten bleibt.

Die Ausstattung des sehr sorgfältig gearbeiteten Werkes ist eine elegante und würdige. Es wird nicht nur in den adeligen Kreisen verdienten Anklang finden, sondern bald auch bei den Behörden, in Bureaus und Redactionen ein willkommenes Nachschlagewerk bilden.

Beiträge zur Geschichte der Grafen und Herren von Schack. II. Die Prillwitzer Linie. Herausgegeben und bearbeitet von Hans von Schack, Major und Bataillons-Commandeur im 7. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 69 und Dr. Max Bähr, Königlicher Archivar. Schwerin i. M. Verlag der Stillerschen Hofbuchhandlung (J. Ritter). 1896. 200 S. gr. 8°.

Seinem im Jahre 1884 veröffentlichten I. Beitrag zur Familiengeschichte, die älteste Geschichte des Geschlechts von Schack betreffend, hat Major von Schack aus dem überaus reichen, ihm zur Verfügung stehenden Materiale, auf den Wunsch seiner Geschlechtsvettern, als weiteren Beitrag, die Prillwitzer Linie folgen lassen.

Diese verdienstvolle Arbeit wird nicht nur den Familienmitgliedern, sondern auch den Geschichtsfreunden willkommen sein, da sie nur auf Quellen aus Urkunden, Acten und Druckwerken aufgebaut worden ist und zahlreiche Urkundenbeilagen umfaßt. — Möchte es den Herrn Verfassern gelingen, die Geschichte der Familie von Schack durch Herausgabe der Geschichte der übrigen Zweige derselben in nicht zu ferner Zeit zum Abschluß zu bringen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 11. 14. März 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert (Fortsetzung.) — Auf den Spuren von 1870 (Fortsetzung). — Zum 70. Geburtstage Ferdinand Meyers, des Mitbegründers unserer Zeitschrift (mit Bildniß). — Kleine Mittheilungen: Villa Ebeling in Wannsee (mit Abbildung). — Das Project der Nord-Süd-Stadtbahn. — Berliner Gewerbeausstellungen. — Der Stern zum Schwarzen Adlerorden. — Das Testament Friedrichs des Großen. — Die alten Gasthäuser in Berlin. — Ein Berliner Komödienzettel vom Jahre 1618.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 8. April 1896. Nr. 15.

Carl Hilmar Friedrich Freiherr von Veltheim, Herzoglich Braunschweigischer Ober-Jägermeister, auf Destedt bei Schandelah in Braunschweig, Rechtsritter seit 1867, † zu Destedt 28. März 1896.

Mont Saint Michel.

Das nordwestliche Frankreich, welches heutigen Tages die Bretagne und die Normandie umfaßt, die, etwa 1200 Quadratmeilen groß, von der Loire und Seine, dem Canal und dem atlantischen Ocean begrenzt sind, und in alten Zeiten, wie ganz Gallien, von Kelten bewohnt war, hieß damals „Armorica", von den keltischen Worten ar = an und mor = Meer.

Als Cäsar 58—51 vor Chr. Gallien eroberte und auch diese Theile besetzte, verschwand der Name Armorica und beide Provinzen erhielten die Namen Provincia Lugdunensis secunda und tertia.

Im fünften und um die Mitte des sechsten Jahrhunderts bemächtigten sich die Franken Galliens und schlugen die ganze Partie zu Neustrien mit der Hauptstadt Soissons.

Im neunten Jahrhundert kamen dann die Normanen und setzten sich in dem Gebiete fest, das sich von der Seine bis westlich zum Cuesnon und südlich bis zur Loire erstreckt. Ihr Führer Rolf oder Rollo nahm es 912 von Karl dem Kahlen zum erblichen Lehen, heirathete dessen Tochter Gisela und trat zum Christenthum über. Von dieser Zeit an hieß das Land das Herzogthum Normandie. Dadurch, daß einer von Rollo's Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, 1066—71 ganz England eroberte, kam dieses Land an England und war hinfort ein Zankapfel zwischen beiden Kronen, wodurch es der Schauplatz blutiger Kriege ward, die erst 1440, neun Jahre nach dem Tode der Jungfrau von Orleans, durch die dauernde Einverleibung in Frankreich unter Carl VII. ein Ende nahmen.

Die Normandie ist etwa 550 bis 560 Quadratmeilen groß und gehört zu den bedeutendsten Provinzen Frankreichs. Um einen Beleg für ihre Bedeutung zu geben, braucht man nur hinzuweisen auf den Handelsplatz Havre, den Kriegshafen Cherbourg und die Fabrikstadt Rouen, sowie auf ihre blühende Wald- und Landwirthschaft und ihren Viehstand ohne Gleichen. Nach einer Richtung hin erregt sie aber noch ein ganz besonderes Interesse: sie ist, wenn auch nicht die Wiege, so doch die Entwickelungsstätte des auch heute wieder und zwar mit Recht hochgeschätzten gothischen Baustyls. Die Grundzüge dieses Styls lernten die Normanen kennen, „als sie ihre Raubzüge nach dem südlichen Italien und Sicilien unternahmen. In ihre neue Heimath zurückkehrend, brachten sie denselben dort zur vollen Entwickelung; seinen Gipfelpunkt erreichte er bekanntlich in dem gewaltigen Bau des Kölner Domes.

Die Besichtigung dieser gothischen Bauwerke, das Studium des allmäligen Uebergangs aus dem romanischen in den gothischen Styl zieht Tausende von Reisenden alljährlich dahin, namentlich seitdem in London die South Western Railway Company in den Sommermonaten bestimmte Routen und Züge unter dem Namen Cathedral trains dorthin arrangirt hat. Eine solche Tour führt auch nach der Abtei St. Michel, die in architektonischer wie historischer Beziehung so interessant ist. Die Abtei ist etwa zwei Kilometer von dem Ufer der jetzigen Bucht von St. Michel entfernt und liegt auf einem kuppelförmigen Felsen von etwa 80 Meter Höhe. Auf ihm hatten zur Zeit der Kelten die Druiden ihrer höchsten Gottheit, der Sonne, ein Heiligthum errichtet. Die Römer bauten, als Kaiser Claudius 58 nach Christo den Druidencultus verbot und die Druiden selbst mit Feuer und Schwert verfolgte, an Stelle desselben einen Tempel des Jupiter. Als mit den Merowingern Frankreich anfing, ein christlicher Staat zu werden, wich dieser Tempel wiederum einer kleinen Kapelle. Im Jahre 708, so erzählt die Sage, erschien der Engel Michael dem damaligen Bischof von Avranches, St. Aubert, zu Mont-Tombe, wohin sich derselbe

Digitized by Google

gerne zurückzuziehen pflegte, und trug ihm auf, eine Kirche zu bauen; in dieser wollte er erscheinen, Kranke heilen, Wunder verrichten und damit das Werk der Heidenbekehrung unterstützen. St. Aubert folgte dem Befehl und baute eine christliche Basilica, ähnlich z. B. derjenigen in Trier, die wir heute noch als einzige in Deutschland besitzen. Der fromme Glaube des Volkes hat diesen Bau mit einem Kranz von Legenden umgeben: der Thau des Himmels zeichnete den Umriß, der heilige Michael war der Baumeister, ein kleines Kind räumte mit seinem Fuße die Hindernisse aus dem Wege, die der felsige Grund darbot, und der Erlöser selbst weihte das Heiligthum. Der Erzengel Michael seinerseits hielt ebenfalls Wort: er nahm den heiligen Berg unter seinen besonderen Schutz, er erschien, heilte Kranke und that Wunder. Zu Anfang versahen zwölf Chorherren den Cultus, bis ihre Nachlässigkeit die Aufhebung dieses Collegialstiftes durch Herzog Richard von der Normandie herbeiführte und 966 die Stiftung der Benedictinerabtei inaugurirt wurde. Der Platz hatte mittlerweile einen großen Ruf erhalten, unzählige Pilger zogen dahin, wie auch Karl der Große nachweislich dort gewesen ist. Bald stellten sich die bestehenden Baulichkeiten als ungenügend heraus, und es machte sich das Bedürfniß sowohl nach einer größeren Kirche geltend, als nach einem Kloster für die Mönche und nach einem Hospiz für die Pilger. Der Bau der neuen Kirche dauerte von 1020—1130, der des Klosters von 1190—1228. Diese langen Bauperioden erklären sich mit den außerordentlichen Schwierigkeiten des Baues, denn wegen der Kuppelform des Felsens waren eine Menge Unterbauten nöthig, um eine ebene Baufläche zu gewinnen. Beide Bauperioden zeigen schon an sich das Verhältniß der Baustyle zu einander. Die Kirche ist im romanischen Baustyle begonnen, zeigt den Uebergang von diesem in den gothischen Styl und ist im gothischen Styl vollendet. Den letzteren allein in den ersten und edelsten Formen zeigen die Hospizien und das Kloster. Kirche, Hospiz und Kloster haben ihren Zwecken gedient bis zum Ausbruch der französischen Revolution.

Die ruhmreichste Zeit in diesem langen Zeitraume liegt für die Abtei von Saint Michel in dem hundertjährigen Kriege mit England. Der Mont Saint Michel war während dieser Epoche eines der hauptsächlichsten Bollwerke Frankreichs. Nicht allein, daß die Fahne der Engländer niemals von den Zinnen des Heiligthums des Erzengels flatterte, sondern die ruhmwürdigen Vertheidiger der Citadelle trugen auch wesentliche Vortheile über die Engländer davon; nachdem sie deren Angriffe siegreich zurückgeschlagen, griffen sie dieselben in ihren Verschanzungen an und brachten ihnen mehr als einmal empfindliche Verluste bei. Die Mehrzahl dieser Waffenthaten vertheilen sich auf die Jahre, welche der Sendung der Jeanne d'Arc vorhergehen; ward doch die Heldin durch den Erzengel selbst von dem Rathschluß des Himmels über sie unterrichtet und seiner Führung glaubte sie die Ueberwindung aller Schwierigkeiten und die endliche Erfüllung ihrer Mission zu verdanken. Mit einem Wort, während Jeanne d'Arc unter dem Schutze des heiligen Michael Frankreich rettete, inspirirte sein Cultus gleichzeitig die Vertheidiger seines Heiligthums, dasselbe mit unbezwinglichen Mauern zu umgürten, deren Construction noch heute die Bewunderung der Reisenden erregt. Diese Periode ist daher gleichzeitig die ruhmreichste für die Geschichte des Mont Saint Michel und der Gipfelpunkt des Cultus des Erzengels: sie umfaßt drei und dreißig Jahre, von 1417 bis 1450, aber die schwerste Blockade dauerte nur von 1418 bis 1444. Die Namen dieser Ritter und ihres Anführers Estouteville waren ehemals nebst ihren Wappen auf einer Tafel vis à vis dem Altar von Saint Saveur angebracht. Die Inschrift lautete: Suivent les noms et armes des Gentilhommes, lesquels, avec le sieur d'Estouteville, Capitaine de ce Mont Saint Michel gardèrent ladite place contre la puissance des Anglais, qui pour lors occupaient toute la Normandie horsmis ce lieu, durant le règne de Charles septiesme, lesquels noms ont été remys icy par les Réligieux de ce lieu, suivant l'ordre trouvé dans les archives de cette Abbaye, le dixiesme de mars l'an mil six cents trente. Ihre Zahl wird verschieden angegeben, Dom Jean Huynes, der Chronist der Abtei, citirt 99 und erwähnt noch 20 andere, deren Namen aber unleserlich wären.

Zum Andenken an diese ruhmwürdige Vertheidigung und dem Schutzpatron Frankreichs zu Ehren stiftete der Sohn und Nachfolger Carls VII., Ludwig XI. den 1. August 1469 zu Schloß Amboise den Ritterorden vom heiligen Michael „afin que toutes les bons, haults et nobles courages soyent esmeuz et incitez à oeuvres vertueuses." Die ersten Statuten enthalten viele interessante Einzelheiten über die innere Organisation des Ordens. Die Mitglieder, die nicht 36 übersteigen sollten, wurden unter dem besten Adel gewählt „gentilhommes de nom et d'armes, sans reproche".

Der Orden des Königs, wie der Michaelsorden kurz genannt ward, schloß die Mitgliedschaft aller andern Orden aus; nur regierende Fürsten und deren Angehörige konnten die Ritterschaft mit ihren Hausorden vereinigen, d. h. mit Bewilligung Ludwigs XI. und seiner Nachfolger. Um einem Ritter seine Ernennung anzuzeigen, sandte der König ihm ein goldenes Collier aus Muscheln bestehend, die untereinander durch Schlingen verbunden waren, in der Mitte hing das goldene emaillirte Bild des Erzengels („Monsieur Sainct Michel") mit der Devise: „Immensi tremor Oceani: Er ist der Schrecken des weiten Oceans." Der Großmeister und die Ritter mußten beständig die Halskette auf der Brust tragen,

Digitized by Google

bei Strafe eine Messe singen zu lassen oder eines Almosens im Betrage von sechs Heller; indessen war es gestattet, im Kriege, auf der Reise, im Hause und auf der Jagd eine einfache Medaille des Heiligen an einer goldenen Kette oder an einem schwarzen Bande zu tragen; aber dieses letzteren Zeichens durften sie sich niemals, auch nicht in der größten Gefahr und um's Leben zu retten entäußern. Das große Collier hatte ein Gewicht von zweihundert Thalern Gold, ohne kostbare Steine und überflüssige Verzierung: es mußte nach dem Tode eines jeden Mitgliedes zurückgegeben werden. Die größte Brüderlichkeit herrschte unter den Rittern und ihrem Großmeister: sie liehen sich gegenseitig Unterstützung und arbeiteten gemeinsam an der Erhaltung des Friedens und der Wohlfahrt des Königreichs; ehe sie einen Kriegszug unternahmen, beriethen sie sich mit ihren Ordensgenossen, und wenn sie Franzosen waren, so verpflichteten sie sich, in keine fremden Dienste zu treten und niemals längere Reisen ohne Erlaubniß des Königs zu unternehmen; andererseits durften die fremden Mitglieder nicht gegen Frankreich dienen, außer in solchen Fällen, wo sie sich dessen nicht entziehen konnten; in solchem Falle gab jeder Ritter einem kriegsgefangenen Ordensbruder die Freiheit. Der König seinerseits verpflichtete sich die Ordensbrüder zu schützen und in ihren Vorrechten zu erhalten und keinen Krieg oder eine Sache von Wichtigkeit zu unternehmen, ohne ihren Rath eingeholt zu haben, ausgenommen Umstände, wo Eile und Geheimhaltung in Frage kamen. Es war bei dem Ordensschwur verboten, von Unternehmungen etwas verlauten zu lassen, über die der Großmeister die Ritter zu Rathe gezogen.

Ließ sich ein Mitglied Ketzerei, Hochverrath oder Feigheit zu Schulden kommen, so wurde er, abgesehen von der ihm rechtlich zugesprochenen Strafe der Ordensinsignien entblößt und aus der Liste der Ritter gestrichen. Dagegen genoß der seinem Ordensschwur treue Ritter während seines Lebens alle Ehren und bei seinem Tode ließ der letztaufgenommene Ordensbruder zwanzig Messen lesen und opferte 6 Thaler Gold in Almosen für die Ruhe seiner Seele. Die Artikel XIX und XX verordnen, „daß zu Ehren des Monsieur saint Michel, des ersten Ritters, alle Gottesdienste, die sich auf den Großmeister und die Ritter bezogen, in der Kirche von Mont Saint-Michel abgehalten werden sollten. In dem Chor genannter Kirche, waren die Sitze für den Großmeister und die Ordensritter angebracht und darüber ihre Wappenschilder mit Helm und Kleinod. Die Generalversammlung, wo die wichtigsten Interessen des Ordens zur Sprache kamen, fand alljährlich am Sanct Michaels-Tage statt. Am Vorabend versammelten sich alle Ordensritter beim Großmeister und begaben sich mit ihm zur Vesper in die Kirche, angethan mit einem weißen Damastschleppmantel, der mit goldenen Muscheln und Liebesknoten bestickt und mit Hermelin besetzt war; als Kopfbedeckung trugen sie einen carmesinfarbenen Hut mit langer Feder. Am Festtage wohnten sie der Messe bei und bei dem Offertorium gaben sie ein Goldstück; dann aßen sie mit dem König zu Mittag; am Abend begaben sie sich abermals zur Vesper in die Kirche, aber sie trugen dann einen schwarzen Mantel und Hut von derselben Farbe, nur der König war in violett gekleidet. Der Vesper folgte ein Todtenamt. Am andern Morgen opferten die Ritter jeder eine Kerze von einem Pfund, an die ihre Wappen angebracht waren; den folgenden Tag wurde eine Messe zu Ehren der Jungfrau gesungen, wobei die Ritter aber ohne Ordenscostüm erscheinen konnten.

Nach den ersten Statuten zählte der Orden nur vier Beamte; den Kanzler, der Priester sein mußte, den Gerichtsschreiber (greffier), den Schatzmeister und den Herold, der Mont Saint Michel hieß. Dieser letztere, auch Wappenkönig genant, mußte ein wohl unterrichteter gelehrter Mann sein; er trug als Abzeichen ein emaillirtes Schmuckstück und genoß ein Jahrgeld von 1200 Livres. Sein Amt bestand darin, die Botschaften des Großmeisters an die Ritter zu überbringen, die Sterbefälle innerhalb des Ordens und die in deren Generalcapitel vollzogenen Ernennungen neuer Ritter zu notificiren; auch hatte er die Verpflichtung sich über die Waffenthaten (prouesses) des Großmeisters und der Ritter in Kenntniß zu halten. Bei der feierlichen Messe am Tage des Großcapitels trugen diese Beamten lange Kleider von weißem Seidencamelot mit schmalem Pelzbesatz und scharlachene Hüte. Am 22. December 1476 ernannte Ludwig XI. einen Ceremonienmeister und beauftragte ihn zu Paris ein Collegiatstift zu errichten, um daselbst Ordensgottesdienste abhalten zu können. Am 24. December wurde dieses Collegium auf zehn Stiftsherren, einen Decan, einen Chordirektor, acht Kapläne, sechs Chorknaben ꝛc. normirt. Es ist aber ein Irrthum, wenn verschiedene Historiker anführen, daß die Kapelle des Palastes hinfort zur Versammlung der Ritter gedient habe.

(Fortsetzung folgt.)

Krankenpflege auf dem Lande.

In einer mittelgroßen Landgemeinde wurde vor mehreren Jahren durch den Geistlichen unter Mitwirkung des Ortsvorstehers und des Kirchengemeinderaths ein Verein für Krankenpflege gegründet. Mitglied desselben kann werden, wer monatlich mindestens 20 Pf. Beitrag entrichtet. Dafür wird ihm und seinen Familiengliedern in Krankheitsfällen unentgeltliche Verpflegung durch die ausgebildete Pflegerin zu Theil, deren Dienstleistungen statutenmäßig bestimmt sind. Nichtmitglieder haben, falls sie Verpflegung wünschen, für jeden Besuch der Pflegerin 10 Pf. zu bezahlen. Arme Personen und Mitglieder der Orts-

Digitized by Google

krankenkasse werden unentgeltlich verpflegt, wofür dem Verein von der Ortsarmenbehörde und Ortskrankenkasse jährliche Beiträge geleistet werden. Dadurch, daß dem Verein von manchen Mitgliedern auch größere Beiträge als 20 Pf. monatlich und hie und da auch bedeutendere Vermächtnisse zukommen, wurde es möglich, nach und nach über 1200 Mk. zu kapitalisiren. Von solchen Vermächtnissen abgesehen, stellen sich die Einnahmen des Vereins in einem Jahr auf etwas über 400 Mk., die Ausgaben auf etwas unter 400 Mk. Bei leichteren Erkrankungen, besonders auch Verletzungen, genügt meist die Hilfeleistung der Pflegerin. Arme Kranke bekommen jeden Mittag ein Essen, zu dessen Beschaffung einige Frauen der Gemeinde sich zusammengethan haben. Der Verein zählt ca. 80 Mitglieder. Was seine Bedeutung betrifft, so wird ohne Ueberhebung gesagt werden dürfen, daß, wenn jährlich 150 Kranke verpflegt werden, dies als eine Wohlthat für die Gemeinde bezeichnet werden kann. Ohne Nennung des Orts mögen hier die Statuten des Vereins angeführt sein. Es sind folgende:

§ 1. Der Verein hat den Zweck, in Ausübung freiwilliger christlicher Barmherzigkeit jedem hiesigen Gemeindemitglied im Erkrankungsfall eine angemessene Verpflegung zu verschaffen. (Vergl. übrigens §. 5).

§ 2. Mitglied des Vereins ist, wer sich zu einem monatlichen Beitrag von wenigstens 20 Pf. verpflichtet. Die Beiträge sind am letzten des Monats fällig; wer mit mehr als zwei Monatsbeiträgen im Rückstand ist, wird als ausgetreten betrachtet.

§ 3. Die vom Verein aufgestellte Krankenpflegerin erhält einen festen Jahresgehalt, welcher von dem Ausschuß mit Zustimmung der Generalversammlung festgesetzt wird. Die Pflegerin stellt hierfür ihre Kraft und Zeit dem Verein zur Verfügung, ohne für einzelne Dienstleistungen eine besondere Entschädigung zu beziehen.

§ 4. Unentgeltliche Pflege erhalten: 1. Arme, 2. Mitglieder der Ortskrankenkasse, 3. Mitglieder des Krankenpflegevereins. Nichtmitglieder haben nach genossener Pflege eine mäßige Taxe zu entrichten: für den einzelnen Besuch 10 Pf., für eine Nachtwache 50 Pf.

Uebrigens sind von sämmtlichen Gepflegten, zumal bei lang andauernder oder besonders anstrengender Pflege, freiwillige Beiträge im Interesse der Vereinskasse sehr erwünscht.

§ 5. Wenn Nichtmitglieder, welche nach dem Ermessen des Ausschusses bezahlen könnten, die Taxe oder wenigstens einen annähernden Beitrag nicht freiwillig entrichten, oder wenn sie nicht vom Monat der Erkrankung an als Mitglieder dem Verein beitreten, verzichten sie damit von selbst auf jeden weiteren Genuß der Krankenpflege.

§ 6. Pflegesuchende Kranke sind in der Regel beim Vorstande anzumelden.

Dem Ausschuß steht es zu, die Krankenpflegerin zurückzuziehen

1. da, wo man ihr unnöthige Schwierigkeiten bereitet,
2. wo man sich Ungebührlichkeiten gegen sie erlaubt,
3. wo man übertriebene Anforderungen an sie stellt.

§ 7. Die nächste Aufsicht über die Krankenpflegerin und ihre Thätigkeit übt der Vorstand aus. In der Pflege gehen immer die schwer Kranken den leichter Kranken voran, abgesehen davon, ob die Kranken Mitglieder des Vereins sind oder nicht. Zum Nachtdienst darf die Pflegerin höchstens dreimal in der Woche und nicht zwei Nächte hintereinander in Anspruch genommen werden.

§ 8. Verköstigung hat die Krankenpflegerin nicht anzusprechen; jedoch soll ihr bei einer Nachtwache in der Regel eine passende Erfrischung gereicht werden.

Geschenke seitens der Kranken anzunehmen ist ihr ohne Genehmigung des Vereinsvorstandes nicht gestattet.

§ 9. Die Krankenpflegerin hat sich genau an die Anordnungen des Arztes zu halten, und besonders für Reinlichkeit, Lüftung u. dergl. Sorge zu tragen.

Sobald sie die Herbeirufung eines Arztes für nöthig hält, hat sie dies zu verlangen, oder aber jede weitere Verantwortung von sich abzulehnen.

§ 10. Die Leitung der Vereinsgeschäfte besorgt ein Ausschuß von 5 Personen, welche von den Vereinsmitgliedern auf 3 Jahre gewählt werden und aus ihrer Mitte den Vorstand und Kassirer wählen.

§ 11. Mindestens einmal im Jahr (mit Beginn des Winters) wird eine Generalversammlung berufen, in welcher der Ausschuß über die Verhältnisse des Vereins, insbesondere über den Stand der Kasse, berichtet und die Mitglieder Wünsche und Beschwerden zur Sprache bringen können.

§ 12. Bei etwaiger Auflösung des Vereins fällt sein Vermögen der Ortsarmenbehörde zu mit dem Vorbehalt, daß das Grundstockskapital unangetastet erhalten und im Fall der Gründung eines ähnlichen Vereins diesem überlassen werden soll.

(Blätter für das Armenwesen.)

Fortschritte in der Fürsorge für die hauswirthschaftliche Ausbildung der Fabrikarbeiterinnen.

Hierüber ist den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten für das Jahr 1893 Nachstehendes zu entnehmen.

„Im Aufsichtsbezirk Schleswig ist neben mehreren schon einige Zeit bestehenden Koch- und Haushaltungsschulen eine Frauengewerbeschule in Kiel errichtet worden, deren Schülerzahl sich von 180 im Vorjahre auf 220 vermehrt hat; der Unterricht erstreckt sich auf Kleidermachen, Hand- und Maschinennähen, Haushaltungskunde, Plätten u. dergl. mehr. Auch in

Digitized by Google

Neumünſter iſt eine Näh- und Flickſchule für Arbeiterinnen entſtanden; dieſelbe wird an jedem Mittwoch von einer Lehrerin abgehalten und erfreut ſich reger Theilnahme. In Herford iſt eine Haushaltungsſchule gegründet worden, an deren Unterricht alle Mädchen im letzten Schuljahr theilnehmen müſſen. Sechs Küchen waren hierzu einzurichten. Je nach der Zahl der vorhandenen Schülerinnen gehören zu einer Familie — d. h. einer Küche — 4—6 Mädchen; es können alſo 36 Mädchen gleichzeitig unterrichtet werden. In Zittau iſt mit Hilfe des Frauenvereins eine Kochſchule begründet worden, und in Freiberg mußte eine zweite eingerichtet werden. An letzterem Orte iſt die Verwendung der Speiſen ſo geregelt, daß es jedermann freiſteht, einfache Portionen zu je 15 Pf. in beliebiger Anzahl gegen vorherige, bis ½8 Uhr morgens zu bewirkende Beſtellung ſowie gegen Barzahlung zu entnehmen. Hiervon hat die Arbeiterbevölkerung, zumal im Sommer, viel Gebrauch gemacht, und es ſind in der Zeit von Oſteen 1892 bis Oſteen 1893 10 950 Portionen, meiſt an Bauarbeiter, verkauft worden. In Bremen iſt mit der Volksküche eine Haushaltungsſchule für Fabrikarbeiterinnen verbunden worden, die ſtets voll beſetzt iſt, ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die jugendlichen Arbeiterinnen das Zweckmäßige dieſer Einrichtung anerkennen und zu ſchätzen wiſſen. Daſſelbe gilt von der Volkshaushaltungsſchule zu Leipzig, welche von der dortigen gemeinnützigen Geſellſchaft ins Leben gerufen wurde, von den Näh- und Haushaltungsſchulen in Rhein- und Oberheſſen u. a. m."

Des Kaiſers Blumen für die Kinder.

Von einer hübſchen Sitte am öſterreichiſchen Kaiſerhofe erzählen die Wiener Blätter folgendes: Seit einiger Zeit findet ein Theil der in den kaiſerlichen Gärten zu Schönbrunnen und Hetzendorf gezogenen Blumen eine Verwendung, die das Herz jedes Kinderfreundes mit Freude erfüllen muß. Wie uns mitgetheilt wird, hat der Erſte Oberhofmeiſter General der Cavallerie Prinz Conſtantin zu Hohenlohe-Schillingsfürſt angeregt, daß blühende Topfpflanzen, ſo Roſen, Maiglöckchen, Veilchen, Primeln u. ſ. w. aus den kaiſerlichen Gärten den öffentlichen Kinder-Hospitälern Wiens von Zeit zu Zeit geſchenkweiſe überlaſſen werden. Der Blumenflor ziert dann die Fenſter der Krankenſtuben, oder es werden einzelne Blumentöpfe den Kindern auf die Nachtkäſtchen geſtellt. Im St. Annen-Spital, wo die Blumen als Wiehnachtsbeſcheerung einzogen, kann man ſehen, wie glücklich die Kleinen mit der ſinnigen Liebesgabe ſind. Die müden Köpfchen wenden ſich den Blumen zu und die Augen der Kinder leuchten dem im Krankenzimmer doppelt willkommenen Frühlingsgruß entgegen . . . . . Der Oberhofmeiſter hat ſich durch ſeine Widmung für die mit Krankheit und Armuth doppelt geſchlagenen Kinder ihren herzlichen Dank verdient. Der Menſchenfreund wird es mit Befriedigung in ſeinen Annalen verzeichnen, daß eine ſchöne engliſche Sitte auch bei uns Eingang gefunden hat. In England beſteht ſeit langem der Brauch, daß ein Theil der Schätze aus den berühmteſten Gärten den Hospitälern zu Gute kommt.

Jahresbericht pro 1895

über die Thätigkeit der Wappen-Malerſchule des Central-Hilfsvereins der Deutſchen Adels-Genoſſenſchaft für unbemittelte adlige Damen.

Gemalt wurden von 6 Damen 10½ Dutzend Tiſchkarten, 19 halbe Dutzend Speiſefolgen, 8 Briefmappen, 4 Lederarbeiten, 3 Teller 47 Schilde, darunter 42 für Rechtsritter des Johanniter-Ordens, 1 Krug, 3 Taſſen, 8 Pokale, 91 Skizzen und viele Brand- und andere Malereien.

Die Einnahmen betrugen 2226,65 Mark, die Ausgaben 2215,65 Mark incl. 100 Mark für den Verein, ſo daß ein Beſtand von 11 Mark blieb und über 100 Mark an Material. Von den Einnahmen fallen, nach Abzug der Materialkoſten, ⅚ den Damen zu, ⅙ dem Verein und wurden vom letzteren die Koſten für Unterricht ꝛc. beſtritten. —

Verehrte liebe Standesgenoſſen, unterſtützt uns auch ferner durch gütige Beſtellungen, und doppelten Segen werdet Ihr ſtiften.

Die Leitung der Schule iſt in die bewährte Hand des Wappenmalers Prof. A. Hildebrand gelegt, ſo daß wir allen Anforderungen genügen können.

Preisverzeichniß.

1. Wappen-Tiſchkarten und Speiſenfolgen.

a) zum einmaligen Gebrauch bei größeren Familienfeſten auf Carton:

Tiſchkarten 100 : 67 mm à Dutzend . 5,60 M.
Speiſenfolgen 118 : 183 mm à Dutzend 6,— „

b) zum permanenten Gebrauch auf Celluloid:

Tiſchkarten 120 : 72 mm à Dutzend . 12,50 „
Speiſenfolgen 120 : 190 mm à ½ Dutzend 8,— „

Auf Celluloid ſchreibt man langſam mit nicht zu ſpitzer Feder, leichtflüſſiger Tinte, oder beſſer flüſſiger ſchwarzer chineſiſcher Tuſche (1 Fläſchchen 25 Pfg.). Die Tintenſchrift muß möglichſt bald nach Gebrauch mit Waſſer und Seife, ſpäter mit Benzin oder Terpentinöl entfernt werden. Tuſche läßt ſich auch ſpäter leicht abwaſchen.

2. Wappen-Briefmappen.

Aus buntem engliſchen Lederpapier, für Damen 6,— M.
„ hellem Leder für Herren 24 : 18 cm . 8,75 „
„ „ „ „ „ 30 : 33 cm . 11,50 „
„ weißer Pappe mit Schleifen in den Wappenfarben 28 : 47 cm . . . . 7,50 „

3. Wappen-Teller von Blech.

47 cm Durchmeſſer . . . . . 17,— M.
36 cm „ . . . . . 15,— „

Digitized by Google

4. Wappen-Schilde.

a) von Blech, Barock mit Schildrand zum Aufstellen oder Aufhängen, 30 : 24 cm 12,— M.

b) von Holz, Originalgröße 78 : 60 cm mit ganzen Wappen . . . . . 24,— „
von Holz, Originalgröße 78 : 60 cm nur Schildzeichen . . . . . 20,— „

c) von Blech, 58 : 48 cm mit ganzen Wappen 20,— „
„ „ 58 : 48 cm nur Schildzeichen 16,— „

d) Schilde für Rechtsritter des Johanniter-Ordens in Sonnenburg mit vollständigem Wappen und Schrift, genau nach Bestimmung. Einfache Wappen . . . 24,— „
complicirte 42,— M., minder complicirte 30,— „

e) die Schilde ad a, b und c für Ritter des Malteser-Ordens nach Bestimmung des Conciliar-Dekrets vom 4. März 1879 stellen sich 2 Mark theurer.

5. Wappen-Malereien auf Glas, Thon ꝛc.

a) Gläser, dunkelgrün, cylinderisch 15 cm hoch . . . . . 7,— M.
Krystall-Pokale, ca. 33 cm hoch . . 8,50 „

b) Bierkrüge für 0,4 Liter, 12½ cm hoch 6,— „

c) andere Gläser, Krüge ꝛc. werden nach Angabe (Skizze) gern besorgt!

d) Pfeifenköpfe (gebrannt) ohne Material . 7,50 „
ebenso Tassen, Krüge mit Goldrand . 8,50 „
ohne Gold . 7,50 „

6. Wappen-Darstellungen in allen Stylarten, auf Carton jr nach Ausführung und Größe von 5—12 Mark an.
Skizzen billiger.

Die Preise beziehen sich auf ganz einfache Wappen. Schildhalter und mehrere Helme werden besonders berechnet, rbenso Porto und Verpackung.

Auch andere Wappen-Darstellungen und Brandsachen werden auf Bestellungen gern angefertigt.

Etwaige Bestellungen ersuchen wir an den Unterzeichneten zu richten unter Beifügung eines guten Siegelabdruckes, einer Wappenskizze mit genauen Fardenangaben und ca. 4 Wochen Lieferungsfrist. Einfache Skizzen werden, von 0,75 Mark an, gern besorgt. Proben auf Wunsch übersandt.

Arbeiten, welche nicht gefallen, bitten wir zurückzusenden.

von Oppell,
Mitglied der Oberleitung des Central-Hilfs-Vereins und des Vereins für Wappenkunde Herold, Ehrenritter des Johanniter-Ordens.
Charlottenburg, Hardenbergstraße 19.

Literatur.

Meyers Conversations-Lexikon, Band XI.

Das großartige Unternehmen welches Meyers Conversations-Lexicon repräsentirt, schreitet rüstig vorwärts. Vor uns liegt der XI. Band dieses Werkes, der sich seinen Vorgängern, sowohl rücksichtlich des Textes wie des künstlerischen Illustrationsschmuckes in würdigster Weise anschließt und auf 1074 Seiten von „Langenbeck“ bis „Mauri“ geht. Man lese nur die umfassenden Arbeiten aus der Kunstgeschichte über Malerei, Leonardo da Vinci, ferner die durchgängig von neuen instructiven Tafeln begleiteten technischen Artikrl „Locomobilen“, „Locomotiven“ mit geschichtlicher Tafel, „Markthallen“, „Materialprüfung“, und man wird sehen, welche Sorgfalt in der Bearbeitung dieser Materien auch hier zu Tage tritt. Dasselbe gilt von den geographisch-geschichtlichen Artikeln „Madagaskar“ (mit Karte), „Marokko“ und aus den Städteartikeln von dem Artikel „Leipzig“. Gemeinverständlich und sachlich gehalten sind die medicinischen Hauptartikel „Lungenschwindsucht“, „Magenkrankheiten“, deren Bearbeiter sich der Aufgabe, dem Laien ein klares Bild von diesen Erkrankungszuständen zu bieten, voll bewußt war.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold“ in Berlin. XXVII. Berlin, März 1896. Nr. 3.

Inhalt: Bericht über die 532. Sitzung vom 21. Januar 1896 (mit Abbildung). — Bericht über die 533. Sitzung vom 4. Februar 1896. — Etwas zur heraldischen Kunstsprache (mit Abbildungen). — Das türkische Wappen. — Nachrichten aus pommerschen Kirchenbüchern. — Ein schottisches Geburts- und Adelsattest. — Die Besprechung der Städtewappen. — Zur Geschichte der von Johnston. — Bücherschau (mit Abbildungen). — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Auszüge aus dem Inhaltsverzeichnisse heraldischer und anderer Zeitschriften. — Anfragen.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission. Nr. 333. XXVIII. Jahrgang. Nr. 3. März 1896.

Inhalt: Ephraim. Gedanken über innere Mission nach Jerem. 31,20. — Ein Vorschlag zur Organisation der Jünglingsvereine. Von Diakonus Scherffig, Deuben bei Dresden. — Eid und Eidesnoth. — Handwerksburschenfahrten. — Die innere Mission in der Lausitz. Von Pastor Jacob in Reschwitz (Schluß). — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen: Ein frisches Grab (P. von Mosch in Markranstädt †); der Roßweiner Kreisverein für innere Mission; aus Leipzig; kleine Chronik (aus Chemnitz, Rettungshauskonferenz, Frauenasyle); Zu unseren Bildern. — Neue Bücher und Schriften. — Bitte. — Anzeigen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 15. April 1896. **Nr. 16.**

Nachdem Ich der nach Euerer Königlichen Hoheit Bericht vom 29. September v. J. von dem Capitel der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens beschlossenen Abänderung der §§. 30 und 31 der Ordens-Statuten vom 24. Juni 1853 die landesherrliche Bestätigung durch den in beglaubigter Abschrift beigefügten Erlaß an das Staatsministerium vom heutigen Tage ertheilt habe, will Ich auf den Antrag Euerer Königlichen Hoheit vom 13. März d. J. gemäß dem Beschlusse des Ordens-Capitels vom 24. Januar d. J. die Uniformen der Johanniter-Ritter nach Maßgabe der anliegenden Uebersicht hiermit feststellen. Zugleich genehmige Ich, daß die bisherigen Uniformen noch bis zum Schlusse des Jahres 1898 getragen werden dürfen.

Berlin, den 21. März 1896.

Wilhelm. R.

An den Herrenmeister der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, Prinzen Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit.

Beglaubigte Abschrift.

Nachdem der Herrenmeister der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens Mir angezeigt hat, daß das Ordens-Capitel beschlossen habe, dem § 30 der Statuten des Ordens vom 24. Juni 1853 folgende Fassung zu geben:

„Die Ordens-Insignien, Ordenstracht und Uniform werden für den Herrenmeister, die Commendatoren, die Rechtsritter und Ehrenritter des Ordens mit Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs von dem Herrenmeister unter Zustimmung des Capitels festgestellt"

und den §. 31 der Ordens-Statuten aufzuheben, will Ich diesen Abänderungen der letzteren die landesherrliche Bestätigung hiermit ertheilen.

Berlin, den 21. März 1896.

(gez.) Wilhelm. R.

(ggez.) Fürst zu Hohenlohe.

An das Staatsministerium.

Richtige Abschrift.

(gez.) Mudlack,

Geheimer Hofrath und Bureau-Vorsteher im Geheimen Civil-Cabinet.

Uebersicht

der Uniformen für die Johanniter-Ritter.

I. Rechtsritter. Scharlachrother Waffenrock mit zwei Reihen Johanniterknöpfe, vorn mit weißem Passepoil und oben aufgeschlagen. Kragen, Aermelaufschläge, Rabatten und Taschenbesatz weiß mit goldener Stickerei. Auf den Schultern goldenes Geflecht mit Johanniter-Kreuz. — Weiße Beinkleider. — Hohe Stiefeln mit weiten Stulpen und goldenen Anschnallsporen. — Schwarzer Filzhut mit goldener Schnur, weißer und schwarzer Straußenfeder und, statt der Agraffe, einer schwarzseidenen Schleife mit weißem Johanniter-Kreuz. — Goldener Schwertgurt, vorn geschlossen durch ein mit silbernem Johanniter-Kreuz belegtes Schloß, und Schwert mit brauner Lederscheide. — Zur kleineren Uniform: lange schwarze Beinkleider mit goldener Tresse, nach demselben Muster wie die Kammerherren, angeschlagene goldene Sporen. Durch den Rock gesteckter Degen. Uebrigeres wie zur Gala. — Das Ordenskreuz wird zu beiden Uniformen an dem schwarzen Bande über dem Rock getragen. — Alles Vorstehende nach Muster.

II. Ehrenritter. Rothe Rabatten. Auf dem Hute zwei schwarze Straußenfedern. — Stählerne Sporen. Im Uebrigen wie die Rechtsritter.

III. Commendatoren, Ehren-Commendatoren und Ordenshauptmann. Auf den Schultern statt des Geflechts goldene Raupen. Zur Gala im Uebrigen wie die Rechtsritter. — Kleine Uniform wie bei den Rechtsrittern; außerdem: schwarzer Frack mit Kragen und Aermelaufschlägen von schwarzem Sammet und Johanniter-Knöpfen. Schwarze oder weiße Weste, ebenfalls mit Johanniter-Knöpfen. Schwarze Beinkleider, dreieckiger Hut mit schwarzer Plumage und statt der Agraffe einer Schleife wie am Galahut.

Abbildungen der vorgenommten Uniformen sind im Bureau des Johanniter-Ordens in Berlin W., Potsdamerstr. 134 c zu haben.

Digitized by Google

Mont Saint Michel.

(Fortsetzung)

Lange Zeit genoß der neue Orden eines großen Ansehens und die Könige und Fürsten Europas schätzten es sich zu hoher Ehre, der Ritterschaft von Saint-Michel anzugehören. Fünf Könige von Frankreich Franz I., Heinrich II., Carl IX., Heinrich III., Ludwig XIV. haben nach einander on den Ordensstatuten von 1469 gebessert. Schon Ludwig XI. hatte 1476 zu den ursprünglichen 66 Artikeln 26 hinzugefügt. Franz I. fügte statt der Doppelschnüre in der Halskette, Liebesknoten zum Gedächtniß an Anna v. Bretogne ein, die ihn vor ihrem Tode darum gebeten. Heinrich II. führte eine Veränderung in der Ordenstracht ein, wonach die einfachen Ritter ihren weißen Mantel von Silbertuch sowie den rothen Hut mit einer Einfassung seiner Devise: drei Halbmonde verschlungen mit Feuerzungen, besetzen sollten. Carl IX. setzte die Zahl der Ritter auf 50 fest, nachdem Franz II. sie den Statuten zuwider ungebührlich vermehrt hatte. Heinrich III., nachdem er den heiligen Geistorden gestiftet, vereinigte diesen gleichsam mit dem von Saint-Michel, indem die Ritter vom heiligen Geistorden am Vorabend ihrer Aufnahme den Michaelsorden erhielten. Seitdem umgaben sie ihre Wappen mit beiden Ordensketten und nannten sich: „les chevaliers des ordres du roy". Ludwig XIV. fügte den Statuten seiner Vorgänger noch 13 hinzu und setzte die Zahl der Ritter endgültig auf 100 fest, unter denen sechs Priester und sechs Leute von der Robe nicht unter 30 Jahren sein sollten.*) Nach Artikel IX konnte sich kein Ritter vom Tragen des Ordenszeichens dispensiren, das nunmehr in einem der Form des heiligen Geistkreuzes angepaßten Kreuze, nur um die Hälfte kleiner und statt mit der Taube mit dem emaillirten Bildniß des Erzengels geschmückt, bestand, welches die Ritter an einem schwarzen Bande (en écharpe) trugen. Erst später wurde es ihnen gestattet, dieses Kreuz an einem blauen Bande im Knopfloch zu befestigen. Wie alle Orden während der französischen Revolution aufgehoben, wurde er 1814 von Ludwig XVIII. erneuert und bestand bis 1830; der letzte Ritter war ein Herr v. Rochechouart de Mortemar.

Gleich dem Orden wurden auch Kirche, Hospiz und Kloster in der Revolution aufgehoben; im Jahre 1811 mochte Napoleon I. darous eine Maison centrale et de correction, ein Centralgefängniß und noch der Julirevolution haben hier viele politische Gefangene, darunter Blanqui, Raspail und Barbis gesessen. Nachdem die Abtei als Gefängniß 1863 aufgehoben war, erließ 1874 der Präsident der Republik ein Decret, wonach sie zum „Monument historique de la France" erklärt, die vollständige Restauration aller Bauten verfügt und die nöthigen Gelder dazu angewiesen wurden. Bis 1885 war den Vätern der Mission die Custodie der Abtei anvertraut. Sie betrachteten sich gleichsam als die Herren des Berges, als die Nachfolger der Benedictiner, der einstige Besitzern der Abtei. In der That haben sie innerhalb sieben Jahre den Rittersaal, die Crypta der dicken Säulen und einen Theil des Refectoriums der Mönche wieder hergestellt, außerdem hatten sie mit außerordentlicher Sorgfalt die Arbeiten überwacht, die zur Herstellung der Cisterne, der Wasserleitungen, der Treppen 2c. vorgenommen wurden. Einfach und bescheiden gingen sie dabei vor: sie begonnen ihre Arbeiten eine nach der andern und im Verhältniß zu den Hilfsquellen und Bedürfnissen, unter der doppelten Bedingung, daß sie nützlich einerseits und doß sie rasch zu Ende geführt wurden. Die Regierung der dritten Republik, die bekanntlich der Geistlichkeit wenig hold ist, hat den frommen Vätern die Custodie der Abtei unter dem Vorwande entzogen, daß sie die Restaurationsarbeiten zu oberflächlich und nicht stylgemäß betrieben und sie dem Departement des Beaux Arts übertragen. Seitdem ist die Restauration außerordentlich *energisch* aber auch mit großem Kostenaufwande in Angriff genommen und ist heute fast vollendet. Man beginnt die Besichtigung am besten mit den Unterbauten, darunter: die Crypte d'Aquilon in romanisch-gothischem Styl von Robert de Torigni erbaut; sie wird durch sechs romanische Pfeiler in zwei Schiffe getheilt, und ist von so ergreifender Schönheit, daß Meyerbeer sie nach der Vollendung seines „Robert der Teufel" für die Pariser Aufführung zur Kirchhofsscene verwenden ließ. Der Unterbau des Hospizes enthält einen Keller von riesiger Größe, während in den oberen Stockwerken der Schlafsaal sowie Localitäten für gewöhnliche Pilger enthalten sind. Das Kloster, welches als schönstes Architecturdenkmal Frankreichs gilt, wurde 1228 von Raoul de Villedieu erbaut; es giebt in der That nichts graziöseres ats diesen Kreuzgang, der sich über 100 Meter über dem Meeresspiegel erhebt. Von dort gelangt man nach dem Refectorium und nach dem Dortoir der Mönche, von dem ersteren aber in den Rittersaal (salle des Chevaliers). Dieser Roum ist der imposanteste und größte gothische Soal in Frankreich und war ursprünglich der Capitelsaal. Ludwig XI. trat ihn den Rittern von Saint Michel ab ols er 1469 ihren Orden stiftete. Vor der Revolution war er ein prächtiges heraldisches Museum, welches nicht allein die 36 Chorstühte der Ritter, sondern die Wappenschilder, Banner und Abzeichen aller

*) In diesen 100 Rittern waren die Ritter des heiligen Geistordens nicht mit begriffen; apart wurde der St. Michaelsorden seit Ludwig XIV. auch an Gelehrte und Künstler verliehen, denen man für die obligatorischen drei Adelsgenerationen nöthigen Falls Dispens ertheilte. Für Militärpersonen sollte eine zehnjährige Dienstzeit erforderlich sein, doch wurde dieser Orden seit der Errichtung des St. Ludwigsordens nur noch selten an Edelleute vergeben. Obligatorisch blieb für alle Ritter das katholische Bekenntniß.

Digitized by Google

großen Familien Europas enthielt. Es war, als hätte sich das ganze Gepränge des mittelalterlichen Frankreichs hier ein Stell-dich-ein gegeben. Zwei Treppen von je fünfzig Stufen setzten den Rittersaal mit dem oben erwähnten riesigen Kellergewölbe, der Crypta der Montgommeries in Verbindung, so genannt, weil von hier aus Montgommery an der Spitze eines protestantischen Heeres sich 1591 am St. Michaelistage des Berges bemächtigen wollte. Der Eindruck, den der Bau auf den Beschauer macht, ist ein so gewaltiger, daß die Bevölkerung ihn nach seiner Fertigstellung „La merveille“ genannt hat. Diesen Namen hat die Abtei sich bis heute bewahrt und Vauban erklärte, daß es keinen großartigeren Bau gebe.

Die Kirche, welche sich mitten zwischen den genannten Gebäuden erhebt, wurde in ihrer oberen Hälfte nach der Vertreibung der Engländer im fünfzehnten Jahrhundert ausgebaut; sie ist von einer Kühnheit und Majestät des Ensembles und einer Vollkommenheit in der Ausbildung der einzelnen Theile, daß sie zu den herrlichsten Meisterwerken der Architektur des 15. Jahrhunderts gehört. Während die Crypta mit ihren wuchtigen Pfeilern und prismatischen Rippen und ihrem Rundkranz von Kapellen in die das Licht nur durch enge dreilappige Fenster dringt, die Seele mit Ehrfurcht erfüllen, rechtfertigt die Oberkirche mit ihren eleganten Strebepfeilern und hoch aufgeschossenen Wölbungen, ihren luftigen Fenstern und dem Walde von Glockenthürmchen die Benennung der „Engelsburg“.

Der kleine gleichnamige Burgflecken, dessen Ursprung die Chronisten bis in's zehnte Jahrhundert zurück verlegen, theilte das Schicksal des Klosters, zu dessen Füßen seine Häuser sich gen Westen lagerten, wo die Vorsprünge der Felsen ihnen eine natürliche Schutzwehr gegen die Verheerungen des Meeres und gegen die Angriffe der Menschen gewährten. An den schwachen Stellen waren sie durch Palissoden geschützt, die erst im 13. und 14. Jahrhundert bei dem Ausbau der Abtei durch eine solide Mauer ersetzt wurden. Als die Stadt sich im 15. Jahrhundert vergrößerte, wurde sie in den Jahren 1415 bis 1420 im Westen und Süden mit einer umfangreichen Mauer umgeben. Nur ein einziger Eingang führte von Süden aus in die Stadt. Nachdem man die Thore der Vorwerke l'Avancé und de la Barbacane passirt, gelangt man zu dem Hauptthor Porte du Roy, welches den Zutritt in die Stadt giebt. Die einzige Straße des Städtchens folgt so ziemlich der Linie der Befestigungsmauer und steigt mehr oder weniger steil bis zu der Plattform des Felsens empor. Dazwischen giebt es zahlreiche Gänge und Gäßchen, die in Form von Treppen den Felsen hinaufklettern und eine raschere Verbindung zwischen den einzelnen Häusern und Gärten herstellen, die terassenförmig auf den Vorsprüngen des Berges angebracht sind, die Straße des Städtchens wird zu beiden Seiten von Häusern begrenzt, von denen einige noch in dem Zustande erhalten sind, wie sie das Mittelalter entstehen sah. Im Einzelnen bieten sie künstlerisch und architektonisch betrachtet, wenig Merkwürdiges, aber in's Gesammt geben sie ein ungemein malerisches Bild.

In der oberen Stadt sind noch einzelne Constructionen vorhanden, die in ihren romanischen Formen auf einen Ursprung aus dem 12. und 13. Jahrhundert deuten; es sind die Reste der ältesten Stadt, die auf dem höchsten Punkt des Felsens westlich der Abtei sich erhob, wo nach einigen Chronisten sich ein Frauenkloster befunden haben soll, deren Ruinen Duguesclin wiederherstellte, um daraus ein Manoir für seine Gemahlin Tiphaine de Baguenel herzustellen, wo sie während ihres Aufenthalts auf Mont Saint Michel von 1366—74 wohnte. Noch besitzen die Erben des ausgestorbenen Heldengeschlechts der Duguesclin ein äußerst stylvolles Haus in dem oberen Theil der Stadt, das den Namen des großen Connetable trägt, und von den jetzigen Besitzern den Vätern der Mission zur Verfügung gestellt ist. Die Häuser der unteren Stadt gehen nicht über das XV. Jahrhundert zurück. Die Pfarrkirche datirt vom Jahre 1440 und hat durchaus nichts Bemerkenswerthes in ihrer Construction.

Seit unvordenklichen Zeiten wurde die Stadt von Fischern bewohnt, aber die bei weitem größere Anzahl der Einwohner waren zu allen Zeiten was sie noch heute sind, Gasthalter für die Pilger, oder Ladeninhaber, welche Bildnisse oder Symbole des Erzengels (enseignes du bénoist Arcange Moasieur Saint Michel) verkaufen, wie man denn hierorts, namentlich in den beiden Magazinen der Missionsväter alle möglichen Arten von Devotionsgegenständen vorfindet.

Die Archäologen geben uns merkwürdige Details über verschiedene Gasthäuser vergangener Zeit. So hieß unter Anderem jene Herberge vor dem Tour de Guet ehemals „la Tête dor“. Es ist dies das Gasthaus, welches vorzugsweise im XVII. Jahrhundert beliebt war, und in dem die grand seigneurs abzusteigen pflegten. Es hat seitdem verschiedentlich den Namen gewechselt: aus der Auberge wurde ein Hôtel de la tête d'or, dann de Saint Michel, endlich unbekümmert um seinen alten Ursprung l'Hôtel Poulard. Aber unter all dem Namenwechsel hat es seinen Ruf zu wahren gewußt, denn das Hôtel Poulard ist noch heute das beste und wohlrenommirteste der Stadt. Da die enge steile, von beiden Seiten mit Häusern eingefaßte Straße sich wenig zum Spazierengehen eignet, so muß man für diesen Zweck sich zu den Remparts wenden, die einen Theil des Berges umgeben und von deren Plattform man eine überaus herrliche Aussicht auf das Meer und die fernen Küsten der Bretagne hat. Einen ganz besonderen Reiz gewährt die äußerst üppige Vegetation der Insel,

Digitized by Google

die alle Gebäude, jedes Mauerwerk mit dem Grün des Epheus, mit dem Gelb und Grau der verschiedenen Moose überspinnt. (Schluß folgt.)

Auch ein Mißbrauch der Wohlthätigkeit.*)

Wenn ein Familienvater für seine hungernden oder kranken Kinder um eine Gabe anhält und sie hernach im Schnaps aufgehen und seine Kinder darben läßt, oder wenn eine Wittwe mit ihren Töchtern zu ihrem Lebensunterhalt oder zum Miethszins eine Beihilfe erhält, da der Verdienst durch Näharbeiten „trotz äußerster Sparsamkeit und eisernen Fleißes" nicht ausreicht, und hernach eine Droschke vorfahren läßt und mit den Töchtern eine Spazierfahrt macht, oder wenn ein Ehepaar mit Rücksicht auf Geschäftslosigkeit des Mannes die Wohlthätigkeit in Anspruch nimmt und hernach Maskenkostüme miethet und eine Nacht den Fastnachtsvergnügungen widmet, während daheim die Kinder eingesperrt sind und schreien, oder wenn eine Familie, die mit der Aufbringung des Miethzinses auf die Wohlthätigkeit angewiesen ist, sich gestattet, auf ein litterarisches Werk zum Preis von 160 Mk. zu subskribiren, so sind wir alle einig in dem Urtheil, daß das ein schnöder Mißbrauch der Wohlthätigkeit ist, dem wir nach Kräften entgegentreten müssen; solchen Mißbrauch zu dulden und gar noch zu unterstützen, das fordert auch die christliche Liebe nicht von uns, obschon es von ihr heißt: „sie träget alles, sie duldet alles." Aber es ist nicht unsere Absicht, heute von dieser Art des Mißbrauchs der Wohlthätigkeit zu reden, obgleich es an reichem Stoff dazu aus nächster Nähe und neuester Zeit nicht fehlen würde. Es soll vielmehr die Aufmerksamkeit der Leser heute auf eine Sache gelenkt werden, die unseres Erachtens auch ein Mißbrauch der Wohlthätigkeit ist. Vor einiger Zeit kam vom fernen Ostseestrande 1200—1300 Kilometer weit her eine ganze Menge von Aufrufen in unser Land gepflogen, in welchen um Beiträge zum Bau eines Magdalenenasyls gebeten wurde. Das ist nun gewiß ein sehr guter Zweck und ein lobenswerthes Unternehmen, und wir wären die letzten, welche die Wohlthätigkeit, ja Nothwendigkeit solcher Rettungsasyle für die armen gefallenen Töchter unseres Volkes bestreiten oder auch nur unterschätzen wollten. Aber trotzdem müssen wir sagen: solche Anstalten haben naturgemäß einen localen Charakter und locale Bedeutung; das Uebel, aus dem sie herauswachsen, hat freilich einen allgemeinen Charakter und ist überall verbreitet; daraus folgt, daß der Kampf gegen dieses Uebel überall aufgenommen werden muß, daß in allen Theilen des deutschen Vaterlandes solche Asyle gegründet und erhalten und daß die dazu erforderlichen Mittel je in dem betreffenden Gebiet, dem das Asyl dient, aufgebracht werden müssen. So hat man es auch, als man gegen Ende der sechziger Jahre der Gründung eines Magdalenenasyls für unser engeres Vaterland näher trat, als ganz selbstverständlich und natürlich angesehen, daß die nöthigen Mittel innerhalb unseres Landes beschafft werden müssen, und es ist niemand eingefallen, Aufrufe und Bitten um Beiträge in alle Welt ausgehen zu lassen. Man mußte allerdings mit den Mitteln rechnen, konnte nicht alles Wünschenswerthe auf einmal ausführen, mußte auch Schulden machen; aber das Asyl kam doch zu stande; im Sommer 1871 konnte es in Leonberg eröffnet werden und Gottes Segen ist reichlich darin eingekehrt in den 25 Jahren seines Bestehens. Sollte nun, was bei uns möglich war, nicht auch anderwärts zu erreichen sein? Es sind freilich heutzutage viel mannigfaltigere und umfassendere Anforderungen, die an die Wohlthätigkeit gestellt werden; je mehr die Organisation der Werke der christlichen Liebe nach Ländern, Provinzen und Gemeinden zur Durchführung gebracht wurde, um so größer wurden die Anforderungen an die Wohlthätigkeit, um so nöthiger wurde aber auch eine Theilung in diese Aufgaben eben nach Ländern, Provinzen und Gemeinden; diese Grenzen sollten aber auch bei der Inanspruchnahme der Wohlthätigkeit mehr berücksichtigt und eingehalten werden, besonders wo es sich um locale Zwecke handelt; für solche in die weiteste Oeffentlichkeit hineinzutreten, halten wir für eine Schädigung berechtigter, näherliegender Interessen und Bedürfnisse und darum für einen Mißbrauch der Wohlthätigkeit, für den man sich auch nicht auf das Schriftwort berufen darf: Wenn ein Glied leidet, so leiden alle. Wir wollen gewiß nicht engherzig sein und durchaus nicht einen einseitigen Partikularismus ins Gebiet der christlichen Liebesthätigkeit hineintragen; wo es sich um allgemeine Zwecke, um größere, das Maß der Einzelhilfe weit übersteigende Bedürfnisse und Nothstände handelt, da hatten wir auch an dem Grundsatz fest: einer für alle und alle für einen. Aber bei Zwecken von rein localer Bedeutung können wir denselben nicht gelten lassen.

Dieses Sturmlaufen auf die Wohlthätigkeit für ganz fernliegende locale Zwecke, geschehe es nun in der Form von sogenannten Schneeballensammlungen oder von gedruckten Aufrufen, für welche die Adressen von irgend einem Adreßbureau erkauft werden, ist übrigens gar nicht so selten; gegenwärtig wird unter unserer Frauenwelt ein Hilferuf aus dem fernen Westen unseres deutschen Vaterlandes verbreitet, der an herz- und geldbeutelandringender Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Dort hat ein rühriger Geistlicher in kurzer Zeit mit viel Eifer und Geschick eine Reihe christlicher Anstalten für seine Gemeinde gegründet: ein Vereinshaus, eine Kleinkinderschule, ein Frauenheim, ein Feierabendhaus für alte und gebrechliche Leute. Gewiß lauter gute, durchaus berechtigte Zwecke, wie ja auch bei uns manche Ge-

*) Aus „Blätter für das Armenwesen." Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg. Nr. 11, 1896.

Digitized by Google

meinden ein Vereinshaus, eine Kleinkinderpflege gegründet, wie wir in unserem Lande die Frauenstifte, die Häuser der Barmherzigkeit, die Samariterhäuser, vom vorhandenen Bedürfniß geleitet, allmählich in's Leben gerufen haben. Aber wer hätte bei uns daran gedacht, für solche localen Bedürfnisse und Zwecke außer Lands zu gehen und zu betteln? Vielleicht wäre man auf diesem Wege leichter und schneller zum Ziele gekommen, hätte diese Anstalten nicht mit Schulden belasten müssen. Aber es fragt sich, ob das wirklich ein Gewinn gewesen wäre; die Schulden solch einer christlichen Anstalt sind nicht nur als ein Anlehen bei Menschen, sondern als ein solches bei Gott anzusehen, sie machen nicht nur von Menschen abhängig, sondern binden auch an Gott und bewahren, daß man nicht selbsterwählte Wege geht und die Demuth und Niedrigkeit nicht vergißt, die allen wahrhaft christlichen Anstalten ihr unverwischbares Gepräge verleiht. Wer aber für Zwecke, wie die genannten, Theilnahme empfindet und gern ein Opfer dafür bringt, der hat, wie aus Obigem hervorgeht, in der nächsten Nähe, im eigenen Lande Gelegenheit genug, Gutes zu thun und nicht müde zu werden; macht es uns doch auch die heilige Schrift zur Pflicht, in erster Linie die Unsrigen, sonderlich unsere Haus- und Gemeinde- und Stammesgenossen zu versorgen. Dadurch wird der allgemeinen Menschenliebe und ihrer Bethätigung sicherlich kein Eintrag und Abbruch gethan. Wie man schiedlich und friedlich in die einzelnen Arbeiten auf dem Gebiet der Wohlthätigkeit sich theilt, so sollte man auch schiedlich-friedlich in die Quellen sich theilen, aus denen die Mittel dazu geschöpft werden, daß nicht Zank und Streit darüber entstehe.

In diesem Zusammenhang möge noch ein offenes Wort gestattet sein: unter unsern Wohlthätigkeitsanstalten und -vereinen giebt es einzelne, die unter Gottes Segen schulden- und — wenigstens was die äußere Existenz betrifft — sorgenfrei geworden sind im Lauf der Jahre, so daß sie nicht mehr in demselben Maße, wie früher, auf die Wohlthätigkeit angewiesen sind. Ist es recht, wenn sie trotzdem bei ihrem Werben und Bitten um Beiträge thun, als wären sie gar arm und besäßen nichts? Ist's recht, wenn Anstalten, die großen, werthvollen Grundbesitz haben, in ihren Berichten nur von ihren Schulden reden, nicht aber von dem Besitz, der eine sichere und leichte Tilgung der Schulden verbürgt? Wir meinen, solche Anstalten sollten auch der fast täglich neu hinzukommenden Bedürfnisse und Aufgaben und der Anstalten und Vereine gedenken, welche dieser sich annehmen wollen, und mit ihrem Werben und Bitten etwas zurücktreten hinter diejenigen, bei denen es noch nöthiger ist. Solche Selbsteinschränkung zu Gunsten Bedürftigerer würde gewiß auch nicht ohne Segen für sie sein.

Englische Wohlthätigkeit.

Dem Fremden, der sich auf diesem Gebiet umsieht, fallen zuerst die zahlreichen, großen Hospitäler auf, von denen die Aufschrift besagt, daß sie durch freiwillige Beiträge erhalten werden. Wie und in welcher Höhe diese zusammenkommen, läßt wenigstens zu einem Theil der „Hospital-Sonntag" erkennen, auf den schon lange vorher riesige Placate in allen Stationen und an allen Straßenecken hinweisen. Und seine Bedeutung? An diesem Sonntag wird in ganz London — auf dem Lande wird, so viel ich in Erfahrung bringen konnte, ein anderes Datum zu diesem Zweck festgesetzt — in allen Kirchen eine Sammlung zum Besten der Hospitäler veranstaltet, die auserlesensten Kanzelredner predigen an diesem Tage so zu Herzen gehend über die Pflichten der Barmherzigkeit, daß in den gedrängt vollen Kirchen sich nicht nur keiner der Pflicht des Gebens entzieht, sondern daß vielmehr der ganze Inhalt der Geldbörsen gespendet wird. Und der Unterschied zwischen der bei uns üblichen Collecte und dem Ergebniß des Hospital-Sonntags besteht äußerlich in der Summe, dort Tausende von Pfunde, wo wir kaum ebensoviele Hunderte von Mark aufbringen, innerlich aber in dem festen Zusammenhang, der in England, trotz vielfachem Widerspruch, die Kirche mit allen Klassen der Gesellschaft zusammenbindet.

Eine ähnliche Einrichtung ist die Straßen-Collecte, ebenfalls vorher in Zeitungen und Placaten bekannt gemacht; an diesem Tage wird jeder Vorübergehende auf der Straße um einen Beitrag angesprochen, die Omnibusse halten, bis die Insassen ihr Scherflein in die Büchse der Bittenden gelegt, und alles das gilt als selbstverständlich und wird nicht als Belästigung entrüstet abgelehnt. Von den Bazaren und Festen, für öffentliche Wohlthätigkeit veranstaltet, soll hier nicht die Rede sein. Eine unbestrittene Thatsache ist: der Engländer ist, und sei es theilweise auch aus äußeren Gründen, bereit, dem Reichthum des Landes entsprechend, mit großartigen Summen für öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten aller Art einzutreten. Auf diese Weise erhalten alle diese Einrichtungen neben dem durch und durch practischen Zuschnitt auch ein Gepräge von Behagen, wenn nicht Luxus, wie wir es kaum kennen. Ist doch kaum ein Krankenhaus ohne den schönsten Blumenschmuck, der, von allen Seiten gesandt, zierlich geordnet, für kurze Stunden das Auge des Kranken erfreuen soll. („Deutscher Frauen-Verband.")

Das Victoriahaus für Krankenpflege in Berlin.

Das unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich stehende „Victoriahaus für Krankenpflege" hielt am 22. v. Mts. unter dem Vorsitze des Ministers v. Delbrück im neuen Reichstagshause seine zehnte Jahresversammlung ab.

Die Zahl der Schwestern des Victoriahauses ist

Digitized by Google

im letzten Jahre von 200 auf 212 gestiegen. Neu eingetreten waren 59 Probeschwestern, von denen 22 das Haus im Laufe des Jahres wieder verließen, von den angestellten Schwestern sind 23 ausgeschieden. Davon üben 15 an anderen Orten Krankenpflege aus, 5 kehrten in ihre Familie zurück, 3 haben sich verheirathet. 46 Probepflegerinnen haben im letzten Jahre practische Ausbildung erhalten und durch Ablegung der Prüfung abgeschlossen.

Die Arbeitsfelder des Victoriahauses haben sich um eins vermehrt, auf den Wunsch des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien ist eine Schwester auf zwei Jahre in das Krankenhaus in Tanga in Ostafrika entsandt worden.

64 Schwestern wirkten im Krankenhause am Friedrichshain, 46 (6 mehr als im Vorjahre) im Krankenhause am Urban, 3 in Malchow, je 2 in Blankenberg, Heinersdorf, Blankenfelde und Gütergotz, eine in Rummelsburg. Im ganzen stellte das Victoriahaus 126 Schwestern für den Dienst in städtischen Anstalten zur Verfügung.

Im Kaiser- und Kaiserin Friedrich-Krankenhause waren 18, in der Universitäts-Frauenklinik 2, in den Universitätskliniken Breslaus 5, in Berliner Privatkliniken 2, auf vier auswärtigen Stationen 6 Schwestern thätig, der Privatpflege widmeten sich 17, die 150 Kranke an 4142 Tagen pflegten, 4 Schwestern waren der Armenpflege zugewiesen.

Die Einnahmen betrugen 139 824, die Ausgaben 138 458 Mk., das Vermögen beträgt 316 552 Mk.

Literatur.

Geschichte der europäischen Staaten

herausgegeben von

Heeren, Ukert, v. Giesebrecht und Lamprecht.

Nachdem Professor Lamprecht in Leipzig die Leitung der Staatengeschichte übernommen hat, sind dem Unternehmen eine Anzahl neuer Aufgaben einverleibt worden. Herr Professor Pirenne in Genf hat eine Geschichte der belgischen Niederlande übernommen; sie wird in einem ersten Bande die Geschichte von Flandern und Brabant bis zur Mitte des 14. Jhs. führen; ein zweiter Band wird die Geschichte des burgundischen Staates enthalten. Eine Geschichte Böhmens in zwei Bänden wird Herr Professor Bachmann in Prag schreiben; eine Geschichte Finlands Herr Professor Schybergson in Helsingfors. Für eine Geschichte Italiens im Mittelalter und zu der Zeit der Renaissance in drei Bänden ist Herr Privatdocent Dr. Sutter in Freiburg i. B., für eine Geschichte Rußlands, zunächst in zwei Bänden bis zum Abschluß des vorigen Jahrhunderts, ist Herr Staatsrath Professor Brückner in Jena gewonnen worden. Die Fortsetzung der Geschichte Schwedens hat Herr Professor Dr. Stavenow, früher in Upsala, jetzt in Gothenburg, übernommen.

Erschienen sind im letzten Jahre: der vierte Band der Geschichte Dänemarks von Schäfer; der neunte Band der Geschichte Englands von Brosch; der fünfte Band der Geschichte Oesterreichs von Huber.

Unter der Presse befindet sich die Geschichte Finlands von Schybergson. Der erste Band der russischen Geschichte von Brückner, der eine Uebersicht der russischen Geschichte bis zum Tode Peters des Großen, vornehmlich vom Gesichtspunkt der Entwickelung der Zustände, enthalten wird, wird demnächst in die Presse gehen. Mit dem darauf in nicht allzulanger Frist zu erwartenden zweiten Band wird die Darstellung etwa bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts geführt werden, d. h. soweit die ältere, der Europäischen Staatengeschichte angehörende Geschichte Rußlands von Strahl und Herrmann reicht. Von da ab ist dann eine ausführlichere Fortsetzung der Darstellung beabsichtigt. Außer dem ersten Bande der russischen Geschichte stehen für den Zeitraum des nächsten Jahres in Aussicht: der erste Band der Geschichte der belgischen Niederlande von Pirenne, der siebente Band der Geschichte Spaniens von Schirrmacher, der letzte Band der englischen Geschichte (1815 ff.) von Brosch, und vielleicht auch der siebente Band der schwedischen Geschichte (1718 ff.) bearbeitet von Stavenow. In weiterer Frist sind zunächst zu erwarten der vierte Band der Geschichte Bayerns von Riezler, die Zeit von 1508—1651 umfassend; der erste Band der Geschichte Böhmens von Bachmann; endlich der zweite Band der Geschichte Württembergs (1496 bis vermuthlich 1733) von Staelin.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 14. 4. April 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig. (Fortsetzung.) — General von Scharnhorst. — Zwei altberlinische Chinakundige und Orientalisten zur Zeit des Großen Kurfürsten. — Berlinische Alterthümer. — Kleine Mittheilungen: Die goldene Kanone im Lichthofe des Zeughauses. (Mit 2 Abbildungen.) — Das Hermannsdenkmal. — Eine Gesangbuchs-Angelegenheit unter Friedrich dem Großen. — Ein interessantes Kuriosum. — Preuße und Franzose. — Kleiderluxus in früheren Jahrhunderten. — Büchertisch.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 22. April 1896. Nr. 17.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: bei am 1. April 1896 neu aufgenommenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	55			
	Zugang pro . .	31			
		86			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	56	56	1 722	70
2.	**Dolzig:**				
	Bestand am 1. März 1896	63			
	Zugang pro . .	28			
		91			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	62	62	1 995	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus)				
	Bestand am 1. März 1896 .	91			
	Zugang pro . .	3			
		94			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	89	89	2 763	140
4.	**Sterkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.)				
	Bestand am 1. März 1896 .	45			
	Zugang pro . .	45			
		90			
	Abgang . . .	42			
	Bleibt Bestand	48	48	1 513	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	47			
	Zugang pro . .	36			
		83			
	Abgang . . .	44			
	Bleibt Bestand	39	39	1 392	50
6.	**Werbauen:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	48			
	Zugang pro . .	14			
		62			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	43	43	1 372	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	16			
	Zugang pro . .	13			
		29			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	18	18	547	50
	zu übertragen		355	11 304	514

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: bei am 1. April 1896 neu aufgenommenen Kranken und Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken betten.
	Uebertrag		355	11 304	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	47			
	Zugang pro . .	30			
		77			
	Abgang . . .	42			
	Bleibt Bestand	35	35	1 234	43
9.	**Brandenburg:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	56			
	Zugang pro . .	24			
		80			
	Abgang . . .	54			
	Bleibt Bestand	26	26	1 092	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	64			
	Zugang pro . .	23			
		87			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	59	59	1 821	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	58			
	Zugang pro . .	45			
		103			
	Abgang . . .	56			
	Bleibt Bestand	47	47	1 746	60
12.	**Jüterbog**				
	Bestand am 1. März 1896 .	33			
	Zugang pro . .	22			
		55			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	31	31	1 092	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	39			
	Zugang pro . .	22			
		61			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	30	30	973	40
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	56			
	Zugang pro . .	56			
		112			
	Abgang . . .	59			
	Bleibt Bestand	53	53	1 482	60
	zu übertragen		626	20 744	855

Digitalisiert von Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896.	Zahl der durch vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		636	20 744	855
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	27			
	Zugang pro . .	21			
		48			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	31	31	1 004	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	25			
	Zugang pro . .	22			
		47			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	29	29	748	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	31			
	Zugang pro . .	21			
		52			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	28	28	951	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	66			
	Zugang pro . .	42			
		108			
	Abgang . . .	52			
	Bleibt Bestand	56	56	1 902	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	35			
	Zugang pro . .	21			
		56			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	35	35	1 144	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1896 .	26			
	Zugang pro . .	1			
		27			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	27	27	837	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	60			
	Zugang pro . .	12			
		72			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	51	51	1 788	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	24			
	Zugang pro . .	34			
		58			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	23	23	829	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	39			
	Zugang pro . .	29			
		68			
	Abgang . . .	38			
	Bleibt Bestand	30	30	1 159	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	28			
	Zugang pro . .	21			
		49			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	30	30	903	41
	zu übertragen		976	32 009	1 370

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896.	Zahl der durch vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		976	32 009	1 370
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	44			
	Zugang pro . .	24			
		68			
	Abgang . . .	35			
	Bleibt Bestand	33	33	1 042	52
26.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	29			
	Zugang pro . .	30			
		59			
	Abgang . . .	39			
	Bleibt Bestand	20	20	808	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1896 .	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	372	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	6			
	Zugang pro . .	6			
		12			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	9	9	272	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	14			
	Zugang pro . .	17			
		31			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	15	15	450	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	26			
	Zugang pro . .	21			
		47			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	20	20	790	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	5			
	Zugang pro . .	2			
		7			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	2	2	123	15
32.	**Kulmsee:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	28			
	Zugang pro . .	22			
		50			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	16	16	679	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. März 1896 .	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	30	30	930	32
34.	**Gentzin:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	28			
	Zugang pro . .	24			
		52			
	Abgang . . .	36			
	Bleibt Bestand	16	16	791	30
	zu übertragen		1 149	38 266	1 647

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		1 149	38 266	1 647
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	15			
	Zugang pro . .	10			
		25			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	16	16	565	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	5			
	Zugang pro . .	4			
		9			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	7	7	197	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	25			
	Zugang pro . .	21			
		46			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	28	28	782	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	31			
	Zugang pro . .	12			
		43			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	29	29	939	50
39.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. März 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	103
40.	**Lippspringe.***)				
	Bestand am 1. März 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
41.	**Tierdarf:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	42			
	Zugang pro . .	16			
		58			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	34	34	1 220	45
42.	**Plochingen** in Württemberg.				
	Bestand am 1. März 1896 .	5			
	Zugang pro . .	13			
		18			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	6	6	201	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	—			
	Zugang pro . .	8			
		8			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	8	8	91	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. März 1896 .	48			
	Zugang pro . .	39			
		87			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	46	46	1 482	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. März 1896 .	17			
	Zugang pro . .	9			
		26			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	13	13	494	33
	zu übertragen		1 336	44 237	2 108

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. April 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		1 336	44 237	2 108
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. März 1896 .	27			
	Zugang pro . .	16			
		43			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	21	21	699	36
	Zusammen		1 357	44 936	2 144

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1896 beträgt 1049, davon sind gestorben 72
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 81
geheilt 896
wie oben 1049.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 64 Betten:
Bestand am **1. Februar 1896** . . . . . 47 Kranke.
Zugang pro **Februar 1896** . . . . . 36 „
83 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 3 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 11 „
geheilt . . . . . 21 „
35 „

Bleibt Bestand am **1. März 1896**: . . . . 48 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 8 Europäer, 11 orientalische Christen, 13 Muhamedaner, 3 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1896 beträgt: 1423.

Poliklinisch wurden 696 Personen behandelt.

*) Ist während des Winters geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

1. Bodo Herwarth von Bittenfeld, Oberstlieutenant a. D., Ehrenritter seit 1887, † zu Berlin 8. April 1896.
2. Carl Ernst Adolf Freiherr von Schrader, Ceremonienmeister und Kammerherr, auf Bliestorff bei Steinhorst, Kreis Herzogthum Lauenburg, Ehrenritter seit 1879, † zu Potsdam 11. April 1896.

Mont Saint Michel.

(Schluß.)

Nicht minder interessant als die Abtei und die Stadt ist der Meerbusen von Saint Michel, aus dem der Felsen sich erhebt, wenn anders derselbe den Namen „Meerbusen“ noch verdient. Denn es ist heute nichts weiter mehr als eine 12—15 französische Quadratmeilen große Sandebene, die zweimal innerhalb vierundzwanzig Stunden von der Fluth benetzt und von der Ebbe trocken gelegt wird. Bis etwa ins 6. Jahrhundert hinein stand auf dieser Fläche der herrliche Eichenwald von Scissy, der sich von Avranches bis zu den Felsen von Chausey erstreckte. Meeresströmungen und gewaltige Sturmfluthen haben

den urkundlich festgestellten Wald verschwinden und an seiner Stelle einen Meerbusen entstehen lassen, der aber infolge der starken Fluth, die ungeheure Massen von Treibsand mit sich führt, nach und nach wieder aufgefüllt wurde.*) Der Treibsand ist stark durchsetzt mit kohlensaurem Kalk. In diesem außerordentlich fruchtbaren Boden gedeihen gewisse salzhaltige Pflanzen, z. B. der Seekrapp, vorzüglich. — Diese setzen sich an den Ufern an, der Treibsand füllt die Lücken aus, und es wird auf diese Weise die Zeit kommen — man berechnet sie auf höchstens 200 Jahre — wo der ganze Busen von Saint Michel wieder vom Erdboden ausgefüllt ist. Dann wird der Mont Saint Michel nicht mehr eine Insel darstellen, sondern eine Erhebung auf flachem Lande, wie zur Zeit, als die Druiden hier der Sonne ihr Heiligthum errichteten. Der kohlensaure Kalk, der massenhaft mit dem Treibsand angeschwemmt wird, ist leichter als dieser und liegt daher oben auf. Wegen seiner Düngkraft wird er von der Bevölkerung hereingeholt und auf die umliegenden Aecker gebracht. Die letzten 5 Kilometer auf dem Wege von Pontorson nach Saint Michel hat man daher alle 40 bis 50 Schritt Kalkberge neben sich. Sobald nur der Treibsand einigermaßen sicher und culturfähig geworden ist, wird ein Deich aufgeführt und dadurch ein gegen das Meer geschützter Landstrich hergestellt, ähnlich wie in Holland die Polder und in Schleswig-Holstein die Kooge. Wie bekannt, ist vor etwa zwölf Jahren der bis dahin ganz vom Meere umgebene Felsen von Saint Michel durch einen chaussirten Deich mit dem Festlande verbunden. Natürlich erhob sich ein Sturm von Entrüstung unter den Künstlern, Archäologen und Dichtern. Victor Hugo schrieb:

„Le mont Saint Michel est pour la France ce que la grande pyramide est pour l'Egypte. Il faut le préserver de toute mutilation. Il faut que le Mont Saint Michel reste une île. Il faut. conserver à tout prix „cette double oeuvre de la nature et de l'art."

Trotz dieses Protestes blieb den Ingenieuren der Sieg, und die Erfahrung hat gezeigt, wie der Deich trotz seiner Häßlichkeit doch für die Touristen ungemein nützlich ist, die so zu jeder Zeit den Berg erreichen können, der sonst nur zur Ebbezeit zugänglich war. Was man aber damals noch nicht voraussah, ist der Umstand, daß dieser Deich wesentlich die Ablagerungen des Meeres begünstigt und dadurch die Ausfüllung des Meerbusens beschleunigt wird. Natürlich würde der Felsen von Saint Michel, rings von Ackerland umgeben, einen großen Theil seines romantischen, künstlerischen Reizes verloren haben, der schon durch den häßlichen Deich sehr verringert ist. Den letzteren gänzlich zu beseitigen, daran ist nicht zu denken, weil man einmal an der prosaischen aber leichten Erreichung des Monuments gewöhnt ist, wohl aber ist der Vorschlag in Erwägung zu ziehen, ihn vom Berge aus bis zu einer Entfernung von 2 bis 500 Meter abzuschneiden und diese kurze Strecke durch eine Dampffähre zu überbrücken. Die Erhaltung des vom Meer umrauschten Monuments, das achte Wunder der Welt genannt, ist wahrlich den Verlust einiger Hektaren Ackerlandes werth.

Dieser culturfähige Sandboden bietet aber auch seine großen Gefahren, wenn, wie es häufig geschieht, Fremde nach der unsern gelegenen Insel Tombelayne hinüber trachten oder Leute dortiger Gegend zwischen der West- und Ostküste, zwischen Cancale und Granville, zu Fuß oder zu Wagen verkehren wollen. Der Weg ist ein ähnlicher wie etwa zwischen Cuxhaven und Neuwerk, jedoch ist der Boden nicht überall dicht und zuverlässig, sondern enthält eine außerordentliche Menge von durchlässigen Stellen. Wer in diese geräth, ist rettungslos verloren; er wird in wenig Minuten von dem Sande festgesogen und ist in einigen weiteren Minuten verschwunden. Ueber die Erklärung der Ursache und Gründe dieser Erscheinung sind sich die Forscher nicht einig. Zunächst wird sie zurückgeführt auf unterirdische Wasserwege, die aus alter Zeit zurückgeblieben sind, dann auf eine Eigenthümlichkeit des Triebsandes an sich, die er z. B. mit dem Neuschnee der Gletscher gemein hat, nämlich hohl angetrieben zu werden. Es kommt aber noch hinzu, daß diese durchlässigen Stellen, lises genannt, nicht stabil sind, sondern oft wandern, wie die Wanderdünen, und hierfür fehlt es noch an jeglicher Erklärung. Dieser Beweglichkeit wegen nennt die Bevölkerung die ganze Sandfläche grève mobile oder sable mouvant. — Es gehört ein erfahrenes Auge dazu, die durchlässigen Stellen zu entdecken; sie unterscheiden sich zwar von dem festen Boden (paumeltes) dadurch, daß dieser fächer- und rippenartig gezeichnet

*) Schon 1024 wurde auf Veranlassung der Herzöge von Bretagne die ersten Versuche gemacht, dem Ocean seine früheren Eroberungen wieder zu entreißen. Weite Terroirs wurden dem Meere zwischen Château-Richeux und Pas-aux-Boeufs abgewannen und den benachbarten Edelleuten (den Herren o. Cambourg, de Dal und de Chateauneuf) überlassen. Während der Revolution constituirten sich die dabei interessirten Gemeinden zu einem Syndicat der Ebenen von Dol, welche Organisation noch jetzt existirt. Im Jahre 1609 schlugen zwei Holländer, Umfroy und Bradley, dem Herzog o Sully vor, auf ihre Kosten einen Deich von Carolles in der Normandie bis Chateau Nieux in Brelagne zu construiren. Der Tod Heinrichs IV. verhinderte die Ausführung dieses Plans. Später haben verschiedene Privatleute diesen kühnen Plan wieder aufgenommen, aber der Couesnon, der die beiden Provinzen scheidet, bringt bei seiner Mündung ins Meer eine Sprungwelle hervor, der kein Deich zu widerstehen vermag. Erst als 1856 eine anonyme Gesellschaft „die Polder-Compagnie des Westens" die Concession vom Staat erlangte, die Sanddünen zwischen Moidrey, dem Deiche von Dol, St. Anno und St. Michel urbor zu machen, und damit begann, den Couesnon einzudeichen und ihn in gerader Linie von Moidrey auf St. Michel zu leiten, ward dieses Hinderniß gehaben. Diese Arbeit, die erst 1862 vollendet ward, kostete beinahe eine Million. Seit dieser Zeit begann die systematische und sichere Eroberung des Meeres bis zum Mont Saint Michel.

Digitized by Google

iſt, die lises dagegen eine vollſtändig glatte Oberfläche haben. Wie wenig jedoch der Unkundige ſich hierauf verlaſſen kann, das zeigen die vieten Unglücksfälle, die ſich alljährlich ereignen.

Wollen die Uferbewohner von einer Seite der Bucht nach der anderen fahren, ſo werden 2 bis 3 erfahrene Leute vorausgeſchickt, die jede zweifelhafte Stelle umgehen. Ihnen folgt der erſte Wagen und genau in ſeiner Spur folgen die anderen.

Es iſt keine Sage, ſondern verbürgte Wahrheit, daß im Jahre 1780 ein Zweimaſter, den die Ebbe hier feſthielt, in einer Nacht verſchwand, und ein von dem Rheder des Schiffes mit großen Koſten hierher geſchaffter Stein von 300 Pfund, der an einem Tau von 50 Fuß Länge befeſtigt war, verſchwand ebenfalls vollſtändig innerhalb 24 Stunden.

Ein alter Strandläufer und Sonderling der dortigen Gegend, der ſogenannte Marquis de Tombelayne, hat zehn oder elf Menſchen gerettet, die im Begriff waren, unterzuſinken, und trotzdem traf ihn ſelbſt in ſeinem 92. Jahre das Schickſal, in einer der lises ſein Grab zu finden. Mit ſeinem zottigen Haupt- und Barthaar, einer Löwenmähne vergleichbar, ſeiner blauwollenen Blouſe, rother Schärpe und kurzen Kniehoſen war er in der That eine höchſt originelle Geſtalt. Da die Trinkgelder der Fremden für ſeine Führerſchaft nach Tombelayne zu ſeinem Unterhalt genügten, ſo hatte er daneben keinen weiteren Betrieb. Im hohen Alter von nahezu neunzig Jahren beſaß er noch eine ſolche Stärke, daß er die ſchwerſten Männer leicht über kurze Waſſerſtrecken hinübertrug, aber bei einer Tour nach Tombelayne ſind doch die zu durchwatenden Waſſerlachen zu umfangreich und man zieht daher Schuhe und Strümpfe aus, die man, auf Tombelayne angelangt, wieder anzieht, um ſich nach kurzem Aufenthalt derſelben abermals zu entledigen, eine Procedur, die uns trotz der Kammerdienerdienſte des Marquis wegen der nicht zu vermeidenden Feuchtigkeit höchſt unangenehm erſchien.

Auf dieſem Felſen befand ſich ehedem das Heiligthum der heiligen Jungfrau unter dem Namen „Notre dame la gisante“. Die Bollandiſten ſchreiben den Urſprung deſſelben den Einſiedlern zu, die hier die Kapellen des St. Stephan und St. Symphorion gründeten; in der That bezeichnet einer der älteſten Annatiſten, der Mönch Bernard, die normaniſche Pilgerfahrt „Saint Michel aux deux tombes“ und Gautier berichtet, daß der heitige Anaſtaſius ſich auf den Felſen von Tombelayne in der Baſilica der Mutter Gottes zurückgezogen, wo er ſein frommes Leben mit Beten und Faſten verbrachte. Der fromme Abt Bernard le vénerable (1131) erneuerte das Heiligthum und die Zellen der Mönche, die hinfort einem Prior und zwei Mönchen Wohnung gewährten. Glückliches Loos dieſer Menſchen, deren Leben ſich unter Gebet und Studium, der Bebauung ihres Gartens und der Hütung des Heitigthums abwand, im Angeſicht des Oceans, deſſen immer wiederkehrende Fluthen ſie beſtändig an die Unendlichkeit gemahnten! — Die Reize einer ſolchen gänztichen Abgeſchiedenheit von der Welt haben auch noch heute einen Liebhaber gefunden. Ein noch junger Mann, ein Fiſcher, hat den einſamen Felſen für ein Geringes dem Eigenthümer abgepachtet und tebt dort von den Erträgen ſeines Gemüſebaus; die äußerſt üppige Vegetation der Inſet macht dies zu ſeinem einträgtichen und dabei wenig mühſamen Gewerbe. Eine äußerſt beſcheidene, ſelbſtgezimmerte Hütte, mit Moos gedeckt, ſchützt ihn gegen die Unbilden der Witterung, ſelbſt im Winter vertäßt er dieſelbe nicht, da die Kätte in dieſer Gegend nie ſo intenſiv auftritt. Von den früheren Gebäuden exiſtiren nur noch Fragmente und Grundmauern, die auf die Befeſtigungen der Engländer zurückweiſen, die während des hundertjährigen Krieges, nach der Schtacht bei Azincourt 1415 ſich der basse Normandie bemächtigten und 1417 ein Fort auf Tombelayne anlegten. Ein Herzog von Somerſet wird ats Commandant dieſer Feſte genannt. Erſt 1449 gaben die Engländer dieſen feſten Punkt deſinitiv auf und damit hatte der Krieg ſein Ende erreicht. L.

Die einſt ſo verachtete Mäßigkeitsſache

findet mit jedem Jahre mehr Beachtung und Achtung, bei uns in Deutſchland ſo gut wie im Auslande. Bei uns hat an dieſer Umwandtung der Anſchauungen das Hauptverdienſt der Deutſche Verein gegen den Mißbrauch geiſtiger Getränke, deſſen Begründer 1883 die alte Fahne der Mäßigkeit wieder aufpflanzten, trotz aller Mißerfolge, die die große Bewegung der vierziger Jahre gehabt hatte. Man fing das Werk jetzt eben anders an: mit geringeren Illuſionen und größeren Kenntniſſen. Vieles iſt ſeit 1883 erreicht: das zeigte recht plaſtiſch die letzte Generalverſammlung des Vereins. Man wagte ſie in der großen Biermetropole München abzuhalten; eine Volksverſammlung im prächtigen Rathhausſaate ſtimmte begeiſtert den Rednern zu, die auch das „bayriſche Morphium“ nicht ſchonten und dieſe Redner waren Norddeutſche und Süddeutſche, gelehrte Mediziner, Arbeitervertreter und hohe Geiſtliche beider Konfeſſionen. Am folgenden Tage berieth der Verein im Saale der bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaften und deren berühmter Präſident, Max von Pettenkofer, ſtellte ſich entſchieden zu den Ketzern, die gegen den Bier-, Wein- und ſonſtigen Alkohol-Cultus ſich empören. Und bald darauf fotgte eine Audienz bei der gelehrten Tochter des Prinzregenten, Prinzeß Thereſe, die aus herzlicher Zuſtimmung zur Sache das Protektorat über die bayriſchen Mäßigkeitsvereine übernahm. Und wie in Bayern, ſo wächſt auch anderwärts der Widerſtand gegen die Trinkerei und Trunkſucht.

Der Deutſche Verein gegen den Mißbrauch geiſtiger Getränke zählt nunmehr 8658 Mitglieder und An-

Digitized by Google

hänger, die größtentheils zu 32 besonderen Bezirksvereinen und 63 Vertreterschaften gehören. Die Mitglieder zahlen mindestens 2 Mk. Jahresbeitrag, die Anhänger nur 50 Pf.; dem Beitrage entspricht die Lieferung von Schriften. Die Jahreseinnahme betrug 22 751 Mk., die Ausgabe 20 751 Mk., beides erheblich mehr als je vorher. Auch die Leistungen wuchsen. Von seinen beiden Zeitschriften, den monatlichen „Mittheilungen", die seit kurzem „Mäßigkeits-Blätter" heißen, und den vierteljährlich erscheinenden „Blättern zum Weitergeben" wurden zusammen 133 800 Hefte verbreitet; von besonderen Schriften wurden 48 433 Stück verkauft. Der Verein verlegt selbst einige Bücher, die zur Aufklärung gegen den Volksfeind Alkohol besonders dienlich erscheinen: so hat er eine für Lehrer bestimmte Preisschrift von H. Droste in dem einen Jahre in über 20000 Exemplaren verbreitet, eine andere, „Zum Schutz unserer Kinder vor Wein, Bier und Branntwein", in mehr als 10 000. Er wurde von manchen Behörden und Privaten dabei kräftig unterstützt. Der Aufklärung dient auch eine Zeitungs-Correspondenz, aus der gegen 400 Redactionen gelegentlich Aufsätze und Notizen im Sinne des Vereins entnehmen. Der Verein unterhält auch eine Fach-Bibliothek, die besonders für Redner und Schriftsteller bestimmt ist. Er läßt ferner zahlreiche Vorträge abhalten, theils in öffentlichen Versammlungen, zu denen jedermann Zutritt hat, aber auch für bestimmte Kreise, wie Lehrer, Studenten und Arbeiter. Allein der Geschäftsführer des Hauptvereins, Dr. Bode in Hildesheim, hielt 27 Vorträge im letzten Jahre und zwar in den verschiedensten Theilen Deutschlands; er war 65 Tage für den Verein auf Reisen. Aber auch andere Redner, wie Dr. Brendel in Bayern und Pastor Josephson in Westfalen, haben sich mehr als je zuvor in den Dienst des Vereins gestellt.

Bessere Einrichtungen müssen den besseren Anschauungen zu Hilfe kommen, um den Alkohol zu verdrängen. Diese besseren Einrichtungen zu schaffen, bemühen sich besonders die Bezirksvereine, indem sie Kaffeehallen, Trinkerheilanstalten, Lesezimmer, Volksheime ꝛc. unterstützen oder anregen. Der Hauptverein beschränkt sich hier auf die Förderung des Interesses und Vermehrung der Kenntnisse. Doch sammelt er auch Gelder für Unterstützung unbemittelter Trinker in Heilanstalten, sowie für die Beeinflussung der Gefangenen, und er hat die Familienpflege von Trinkern begonnen, indem er den Patienten geeignete Familien nachweist. Sodann regt er bessere Einrichtungen hie und da an, z. B. bei den Eisenbahn-Directionen den Verkauf von frischem Wasser an den Zügen und bei den Wirthen die bessere Pflege der nichtalkoholischen Getränke und die Einführung eines Stundengeldes zur Befreiung vom Verzehrungszwange.

Drittens besteht der Verein, um eine bessere Gesetzgebung herbeizuführen. Das Trunksuchts-Gesetz, das bekanntlich auf die lange Bank geschoben ist, war auf sein Drängen ausgearbeitet und eingebracht. Der Verein verlangt ein kräftiges Einschreiten des Gesetzes gegen das Uebermaß der Alkohol-Verkaufsstätten, besonders auch gegen die Branntwein-Kleinhandlungen, gegen das Kreditiren der Getränke, gegen ihren Verkauf an Kinder und Trunksüchtige; ferner verlangt er die Entmündigung und Zwangsheilung des Trunksüchtigen (je nach Erforderniß des Falles) und Schutz der Familien und des Publikums vor gemeingefährlichen Trinkern. Der Verein läßt andauernd die Specialfragen dieser Gesetzgebung von Sachkennern besprechen, sowohl in seinen Jahresversammlungen als auch in Kommissions- und Vorstandssitzungen, und legt deren Beschlüsse dem Reichstage, dem Bundesrathe und anderen Behörden vor. Der Verein ist kürzlich auch für die Ausdehnung der Konzessionspflicht auf den Branntweinhandel der Konsumvereine und den Ausschank der Schnapscasinos ꝛc. in Petitionen eingetreten.

So ist die Arbeit des großen deutschen Mäßigkeitsvereins eine sehr mannigfaltige. Ueber 58 000 Postsendungen gingen voriges Jahr von seiner Geschäftsstelle in Hildesheim aus; diese Zahl beweist allein schon, daß im Vereine fleißig gearbeitet wird. Ausreichend gegenüber all den Schäden und Gefahren des Alkoholismus ist freilich diese Arbeit nicht; das wird gern zugestanden. Es müssen noch viele Tausende unserer Landsleute aus ihrer Gleichgültigkeit oder Unthätigkeit herausgerissen werden, ehe die Fortschritte der Mäßigkeitssache wirklich befriedigend sein können.

Literatur.

Mittheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins. 1896. Nr. 2. Leipzig, in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Reisebericht. Von Professor R. Brünnow. (Schluß.) IV. Dscholan und Hauran. — Lateinische Inschrift aus Jerusalem. — Zu dem Namen 'Id el-mā und zu der Lage von 'azēka. — Der Name „Jordan". — Kurze Mittheilungen: Die Unruhen im Hauran. — Ueber die Angriffe der Drusen im dschebel hauran. — Unterwerfung der Drusen. — Nothstände der türkischen Soldaten im Haurangebirge. — Vorgänge in Dscholan. — Bau der Erlöserkirche auf dem Muristān. Derselbe verursachte rücksichtlich der Fundamente große Schwierigkeiten. Die ganze alte Südmauer der Kirche mit den Gewölben des oberen Kreuzganges mußte niedergelegt werden, alles Stützen mit vielen starken Balken half nichts. Nachdem die Fundamente aus einer großen Tiefe neu aufgeführt worden sind, hat der Bau rasche Fortschritte gemacht. Es sind bereits schon einige Eindeckungen der Seitenschiffe vollendet. Der Nordeingang wird mit den alten Steinen wieder aufgebaut; neue Steine werden nur dann verwandt, wenn die alten unbrauchbar sind. — Der Bau der englischen Kirche. — Die Siloahquelle. — Das neue Grand Hotel. — Stein mit Inschrift. — Aus Zeitschriften. — Nachrichten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 35 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 29. April 1896. Nr. 18.

Rudolf von Katte, Rittergutsbesitzer auf Neuenklitsche bei Genthin, Rechtsritter seit 1880, † Wilhelmsthal 14. Januar 1896.

Das Johanniter-Männer-Siechenhaus zu Groß-Lichterfelde bei Berlin.

Dem von dem Curatorium dieses Hauses erstatteten Jahresberichte für 1895 entnehmen wir die folgenden Daten:

Der Zugang während des Jahres 1895 betrug an Siechen 30, an Reconvalescenten 32 Männer. Dieselben traten bei einem am Beginn des Jahres vorhandenen Bestande von 87 Siechen und 4 Reconvalescenten, so daß insgesammt 152 Männer verpflegt wurden, von denen 117 der Kategorie der Siechen und 36 derjenigen der Reconvalescenten angehörten.

Von den 117 während des Berichtsjahres verpflegten Siechen sind im Laufe des Jahres 14 gestorben und 7 anderweitig abgegangen, während von den 36 Reconvalescenten 35 nach mehr oder weniger vollständig erreichter Kräftigung bezw. Arbeitsfähigkeit das Haus wieder verlassen hatten. Am Schlusse des Jahres 1895 verblieben im Bestande 96 Siechе und 1 Reconvalescent.

Ein Vergleich der vorstehenden Ziffern mit denen des Jahres 1894 ergiebt sowohl bezüglich der Siechen als auch bezüglich der Reconvalescenten eine geringe Steigerung; dem entsprechend hat sich auch die Zahl der Verpflegungstage für die Siechen von 31 394 auf 33 841 erhöht, während sie für die Reconvalescenten sich um 247 Tage vermindert hat (2594 gegen 2347); letzteres erklärt sich aus der gegen das Vorjahr etwas verkürzten Aufenthaltszeit einer größeren Anzahl von Reconvalescenten in der Anstalt.

Die 30 während des Jahres 1895 in Zugang gekommenen Siechen waren vorwiegend in höherem Lebensalter stehende Männer und zumeist mit den der entsprechenden Altersperiode eigenthümlichen Leiden und Gebrechen behaftet.

Was die Behandlung der Siechen betrifft, so wich dieselbe auch im verflossenen Jahre von der bisher geübten und als durchaus zweckmäßig bewährten, als hygienisch-diätetisch zu bezeichnenden Methode nicht ab.

Dank der Einrichtungen des Hauses, an welche in den letzten Jahren in mancher Hinsicht bessernde Hand angelegt war, konnte den Insassen desselben Alles gewährt werden, was nach den heute zu Recht bestehenden Grundsätzen der Gesundheitspflege zur Erhaltung körperlichen und geistigen Wohlbehagens für nothwendig erachtet wird. Den schwer Erkrankten konnte durch geeignete symptomatische Behandlung der Zustand fast durchweg zu einem erträglichen gemacht werden.

Von den 14 verstorbenen Siechen hatten nur 2 dem Hause kürzere Zeit angehört, während die übrigen 12 mehrere Jahre im Hause als Siechе zugebracht hatten. Bei allen war der Tod in Folge des naturgemäßen Ablaufs des Leidens erfolgt, welches seiner Zeit die Ueberführung in das Siechenhaus verursacht hatte.

Bei den 36 während des Jahres 1895 im Hause verpflegten Reconvalescenten schwankte die Aufenthaltsdauer von 1 Tag bis zu 10 Monaten; es waren durchweg Schwächezustände nach überstandenen acuten Krankheiten, welche die Aufnahme veranlaßten.

Abgesehen von dem nach eintägigem Aufenthalt die Anstalt wieder verlassen habenden Fall, welcher für die Beurtheilung selbstverständlich außer Betracht bleiben muß, haben alle Reconvalescenten das Haus erheblich gekräftigt verlassen, die meisten sogar mit dem Gefühle wiedererlangter unumschränkter Leistungsfähigkeit.

Während der Sommermonate barg das Haus eine Ferienkolonie von 235 Kindern. Dieselben gingen in einzelnen Abtheilungen von 60, 95 und 80 Kindern zu. Der erste Zuzug erfolgte am 9. Mai und die letzten Kinder verließen das Haus am 22. bezw. 25. September. Die Aufenthaltsdauer einer jeden Abtheilung war im Allgemeinen auf 6 Wochen bemessen, einzelne der Erholung besonders bedürftige Kinder blieben 3 bis 4 Monate im Hause. Sämmt-

liche Kinder waren aus Berlin und gehörten vorzugsweise den weniger bemittelten Volksklassen an; es handelte sich ausnahmslos um Kinder von schwächlicher Körperbeschaffenheit, deren Ernährung unter der Ungunst der häuslichen Verhältnisse nicht genügte, dem Körper dasjenige Maaß von Kraft zuzuführen, welches derselbe in der Wachsthumsperiode so besonders nothwendig hat. Schwächliche blutleere und skrophulöse Kinder waren in der Feriencolonie hauptsächlich vertreten, daneben eine Anzahl andere, welche durch vor Kurzem überstandene schwere Krankheiten körperlich sehr heruntergekommen waren und sich zu Hause nicht recht erholen konnten. Der Erfolg des mehrwöchentlichen Aufenthalts im Hause ist für die Kinder, wie auch in den früheren Jahren, ein sehr günstiger gewesen; alle sind kräftiger geworden, haben an Körpergewicht mehr oder weniger erheblich zugenommen und sind mit wenigen Ausnahmen frisch und gesund, mit rothen Wangen und neuer Lebenslust ins Elternhaus zurückgekehrt.

Erzielt wurden diese guten Resultate durch die streng geregelte Lebensweise, bei welcher dem ausgiebigsten Aufenthalt in frischer Luft und zweckmäßigster kräftiger Ernährung in erster Linie Rechnung getragen wurde. Skrophulöse und blutleere Kinder erhielten zur Unterstützung des vorgenannten Regimes noch Soolbäder und Eisenpräparate, einzelne auch Lebertran bezw. Malzextracte. Neue Erkrankungen unter den Kindern traten während der Zeit ihrer Anwesenheit im Hause nur ganz vereinzelt auf und wurden in kurzer Zeit in der Anstalt zur Heilung gebracht. Zwei Kinder, welche in der 3. Woche ihrer Anwesenheit im Hause am Scharlach erkrankten, wurden dem Elisabeth-Krankenhause in Berlin überwiesen. Die Beaufsichtigung der Kinder erfolgte theils durch die Schwestern des Hauses, theils durch Johanniterschwestern.

Die Einnahme betrug im Jahre 1895: Bestand am 31. Dezember 1894 5164 Mk. 25 Pf., 20 000 Mk. Zuschuß aus der Kasse des Johanniter-Ordens, 32 948 Mk. 16 Pf. an Pflegegeldern und für verkaufte Gartenerzeugnisse 300 Mk. 14 Pf., zusammen 58 412 Mk. 55 Pf. Die Ausgabe: für Beköstigung 26 262 Mk. 44 Pf., für Bekleidung und Wäsche 744 Mk. 95 Pf., für Reinigung der Wäsche 622 Mk. 15 Pf., für Medicin und Verbandsachen 1829 Mk. 84 Pf., für Feuerung 3487 Mk. 35 Pf., für Beleuchtung 672 Mk. 74 Pf., Honorare 2150 Mk., Schwestern- ꝛc. Gehalt 1713 Mk. 90 Pf., Löhne 2646 Mk. 10 Pf., Beerdigungen und Rückzahlungen 253 Mk. 57 Pf., Instandhaltung des Hauses 6190 Mk. 18 Pf., Instandhaltung des Inventars 1612 Mk. 42 Pf., Drucksachen 83 Mk. 15 Pf., diverse Ausgaben 3305 Mk. 79 Pf., zusammen 51 574 Mk. 58 Pf., so daß am Schlusse des Jahres 1895 ein Bestand von 6837 Mk. 97 Pf. verblieb.

Deutsche Liebesarbeit in London.

Ein Regentag im Osten von London — etwas traurigeres kann es wohl kaum geben! Bietet dieser Stadttheil, der beiläufig gesagt so groß ist wie Leipzig, Dresden und Breslau zusammen, schon bei klarem Wetter mit seinem Gewirr von Gassen und Höfen, mit der trostlosen Monotonie seiner Häuser und Hütten und der entsetzlich verkommenen Bevölkerung, die dort zusammengedrängt ist, einen Anblick, der einem das Herz beklemmt, so erhöht sich dieser Eindruck noch, wenn nun alles von Nässe triest, und der Regen die verpestete Athmosphäre zur Erde drängt. Nur mühsam arbeitet sich der Fuß durch den Schmutz vorwärts und Schritt vor Schritt bringt den Wanderer tiefer hinein in ein Labyrinth von Elend, wie man es auf der ganzen weiten Welt sonst nirgends trifft.

Ein solcher Regentag war es, als ich mit meinem Reisegefährten in der Lemanstreet in Whitechapel umherirrte. Wir suchten die Adresse eines deutschen Freundes, der dort für einige Zeit bei einer englischen Familie — einem Londoner Magistratsbeamten — sein Quartier aufgeschlagen hatte, um gleich uns soziale und kirchliche Studien im Osten zu machen. Aber all unser Suchen war vergeblich. Die Hausnummer stimmte nicht und kein Mensch- auch der stoische Policemen nicht, der in seinem triefenden Regenmantel das Straßenleben überwachte, vermochte uns Auskunft zu geben, wo Mr. Graee wohnte. Adreßbücher nachzuschlagen ist in London ein schier aussichtsloses Wagniß und wer weiß, ob sie in jenem schmutzigen Publie-house, dessen verdächtiges Zeinkeegesindel nicht grade zum Eintreten ermunterte, überhaupt eine Ahnung von solcher Einrichtung halten. So tapsten wir denn etwas deprimirt weiter. Es war unser erster Tag in London und wir hatten von unserem Hotel aus schon einen gehörigen Marsch hinter uns. Unser Freund, der in London bereits bekannt war, hatte uns alle mögliche gute Auskunft geben sollen, aber wo war er? Mechanisch lasen wir ab und zu nochmal die Namen an den Hausthüren ab, studirten die Firmenschilder und bereicherten so etwas ingrimmig unsern englischen Sprachschatz, da leuchtete uns mit einmal in großen Buchstaben eine Inschrift entgegen, die uns wie ein tröstlicher Gruß in unserem nassen Elend erquickte: „Deutsches Handwerkerheim“ stand über der Thür des sauberen Hauses geschrieben, das wohlthuend gegen seine Nachbarschaft abstach. Nun das kam wahrlich wie gerufen, und wenn wir auch nicht zu der Kategorie von Menschenkindern gehörten für die dies Haus bestimmt war, so freuten wir irrenden Fremdlinge uns doch von Herzen dieses „Heims.“ Die Glocke schellte und bald standen wir im Gastzimmer dem Leiter des Hauses gegenüber, der den guten deutschen Namen Müller trägt. Mit herzlicher Freundlichkeit begrüßte er uns und ließ sich unser Mißgeschick berichten. Auch er wußte uns freilich

Digitized by Google

über Mr. Grace's problematisches „home" nicht aufzuklären, desto besser vermochte er uns aber in jeder anderen Beziehung mit seinem sachkundigen Rath zu unterstützen. Hatten wir doch in ihm den langjährigen Generalsekretär des deutschen christlichen Vereins junger Männer von London vor uns, der diese Stellung nur aufgegeben hatte, um sich in seiner neuen Arbeit mit aller Kraft der deutschen Bevölkerung des Ostends anzunehmen. Dieselbe bildet einen ganz beträchtlichen Procentsatz der dortigen Gesammtbevölkerung. Vor allem finden sich dort Tausende von Bäckern, Schneidern, Friseuren, Kellnern und Musikanten. Viele von ihnen haben mehr oder minder feste Anstellungen, ein großer Theil aber führt ein abenteuerlich vagabondirendes Dasein und geht in dem Schlamm und Elend der Weltstadt leiblich und geistig zu Grunde. Das deutsche Handwerkerheim nun sucht an seinem Theil den ordentlichen Elementen zu dienen und sie vor einem ähnlichem Geschick zu bewahren. Wir überzeugten uns, als wir das Haus unter der Führung seines Leiters durchwanderten von seiner zweckmäßigen Einrichtung und seiner sauberen Haltung. Es bietet in seinem Hauptheil für 40 Personen Unterkunft, die billigen Ansprüchen durchaus genügt, hat aber auch daneben noch verschiedene Hospizräume, die äußerst gemüthlich eingerichtet sind. Natürlich herrscht in dem Hause christliche Hausordnung mit Morgen- und Abendandacht, an der die meisten Gäste theilnehmen. Auch werden die Besucher auf die deutschen Gottesdienste hingewiesen und in jeder Beziehung berathen und gefördert. Eine vorzügliche deutsche Hausmannskost zu billigen Preisen bietet den Gästen die nöthige materielle Grundlage, die bei den englischen Restaurantverhältnissen nur schwierig zu gewinnen ist. Wir haben während unseres Londoner Aufenthalts mehrfach Gelegenheit genommen, dort zu Mittag zu essen, und waren jedesmal erfreut über die zahlreichen Gäste und den anständigen netten Ton, der unter ihnen herrschte. Dabei machten wir auch später die Bekanntschaft des Lehrers Hußmann von der deutschen Armenschule, die unweit des Handwerkerheims in derselben Lemanstreet liegt. Dieselbe ist im Jahre 1850 begründet worden und bietet ca. 100 Kindern deutscher Familien für ganz geringes Schulgeld Unterricht in allen Elementarfächern, wie vor allem auch in Religion, Deutsch und Englisch. Bekanntlich wird in den englischen Volksschulen principiell kein Religionsunterricht ertheilt, es tritt da als Ergänzung die von den verschiedenen kirchlichen Denominationen mit Eifer betriebene Sonntagsschule ein. Aber da der Besuch derselben natürlich ein völlig freiwilliger ist, so wachsen doch noch heutigen Tages viele Kinder in den englischen Großstädten ohne jede religiöse Unterweisung auf. Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß in der deutschen Schule gerade auf den Religionsunterricht ein solches Gewicht gelegt wird. Daneben wird wie gesagt auch die deutsche Sprache eifrig gepflegt. Es ist ja eine betrübende und oft beobachtete Erscheinung, daß unsere deutschen Landsleute im Ausland nur zu leicht der Gefahr unterliegen, ihre eigene Nationalität aufzugeben und in der fremden Bevölkerung unterzugehen. Wohl ist darin seit dem großen Kriege und Siege Deutschlands vor 25 Jahren ein Wechsel eingetreten und wir haben uns auch in London mit Freuden manchen Zug vom Festhalten an deutscher Sitte und Art erzählen lassen, aber gerade in den unteren Schichten besteht doch diese Gefahr noch fort und es ist daher höchst dankenswerth, daß dem in der obenerwähnten Art mit Eifer und Treue entgegengearbeitet wird. Das führt uns weiter auf die Thätigkeit der deutschen evangelischen Stadtmission, von der auch diese Armenschule in der Lemanstreet unterhalten wird und die wir während unseres weiteren Londoner Aufenthalts genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Der Hausvater des Handwerkerheims hatte uns an die Adresse des deutschen Stadtmissionars Böttjer gewiesen und diesem Herrn sind wir nach den verschiedensten Seiten für die uns gewährte Orientirung auf diesem Arbeitsgebiet zum Dank verpflichtet. Herr Böttjer, der früher bei der Londoner City-Mission thätig war, dient jetzt nach besonderer Vereinbarung mit dieser, insbesondere der deutschen Seemannsmission, die neben der Armenschule einen besonderen Zweig der deutschen Stadtmission bildet. Die Seemannsmission erstreckt sich über das ausgedehnte Gebiet des Hafens von London und der Docks von London Bridge bis Greenwich. Welch ein Riesenverkehr in diesen Bezirken herrscht, geht schon daraus hervor, daß allein mit dem Ausladen bezw. Befrachten der Schiffe und ihrer Reparatur ca. 150 000 Menschen (die sogen. „Dockers") beschäftigt sind. Natürlich kann von dem Seemannsmissionar nur immer ein Bruchtheil der einlaufenden deutschen Schiffe besucht werden. Immerhin hat Herr Böttjer im letzten Jahr über 350 derartige Schiffsbesuche gemacht, dabei kurze Ansprachen gehalten und religiöse Schriften vertheilt. Regelmäßig hat er auch die kranken Seeleute im Greenwich-Hospital besucht und da recht ermuthigende Erfahrungen gemacht. Manche von den Kranken verstanden kein Englisch und waren hocherfreut nach langer Zeit einmal wieder Gottes Wort in ihrer Muttersprache zu hören. Viele von den Seeleuten sind freilich religiös völlig gleichgültig, ja auch an Sozialisten fehlt es nicht. So wurde der Missionar auf einem Schiff mit dem Wort empfangen: „Wir sind hier alle Sozialisten, bei uns haben Sie kein Glück!" Aber es giebt auch viele, die den Missionar willkommen heißen, aufmerksam auf sein Wort hören und ihm danken für seinen Besuch, denn, so klagen sie: „Niemand kümmert sich sonst um uns!" Wir selber waren bei einem derartigen Schiffsbesuch Zeugen von der freundlichen Aufnahme, die der Missionar bei den Seeleuten und dem alten Kapitän fand, der aller-

Digitized by Google

dings auch gerade ein Musterexemplar seiner Klasse war. Von großem Werth für diese Arbeit ist es, daß die Seeleute auf das deutsche Seemannsheim in East India Dock Road hingewiesen werden können, wo sie bei längerem Aufenthalt in London gute Unterkunft und Berathung finden. Dieses Seemannsheim, das unter der Leitung des Hausvaters Wendt steht, verdankt seine Entstehung vor allem zwei deutschen Damen, der Frau Baronin v. Schroeder und Frau Dr. Lichtenberg. Es bietet Raum für ca. 35—40 Seeleute. Ein schöner Betsaal, in dem auch ein Harmonium nicht fehlt, dient für die Gottesdienste und Bibelstunden, die regelmäßig Sonntags und Mittwochs Abend von dem Seemannsmissionar gehalten werden. Daneben findet sich ein Lesezimmer mit einer guten Bibliothek und ein kleines seemännisches Museum, für das die Seeleute von ihren Reisen allerhand merkwürdige Natur- und Kunstproducte mitbringen. Welch ein Segen ein solches Heim für die allen Versuchungen der Großstadt ausgesetzten Seeleute ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. — Neben der Seemannsmission wird aber die eigentliche Stadtmission keineswegs verabsäumt. Hier liegt besonders das Arbeitsgebiet des zweiten deutschen Missionars Schmidt, dem indessen der Seemannsmissionar stets helfend zur Seite steht. Es ist gewiß keine kleine Leistung, wenn der letzte Jahresbericht der Stadtmission hervorhebt, daß die beiden Männer in dem ausgedehnten Osten 3153 Hausbesuche gemacht haben, darunter 580 bei Kranken. Man muß die Londoner Riesenentfernungen und die schrecklichen Wohnungsverhältnisse kennen, um zu wissen, was das besagen will. Erfreulich ist, daß auch bei diesen Besuchen die Aufnahme eine durchgängig dankbare war. Das Jahr war, wie der Bericht ausführt, in Folge der Geschäftsstockungen und vieler Krankheit für die arbeitenden Klassen ein besonders prüfungsvolles. Da hat denn das Wort Gottes sich wieder recht bewährt in seiner Trostkraft bei den vielen Arbeitslosen, Nothleidenden und Kranken. Bei manchen ist der Same des göttlichen Wortes auf guten Boden gefallen. Ausgestreut wurde dieser Same reichlich, nicht bloß in Häusern, sondern auch in den zahlreichen Erbauungsstunden, deren über 240 an verschiedenen Orten (einschließlich des Seemannsheims) gehalten wurden und deren Besuch auch seitens der Männerwelt durchgängig ein erfreulicher war. Natürlich läßt sichs die Stadtmission auch hier, wie daheim im Vaterlande, angelegen sein, die Familien, mit denen sie in Berührung kommt in die geordneten kirchlichen Gemeinschaften, auf die ich zum Schluß noch zu sprechen komme, hineinzuleiten und will eben auch hier nur dienen, nicht herrschen. Wenn ich endlich noch erwähne, daß neuerdings von der deutschen Stadtmission auch ein besonderes Augenmerk auf die vielen unglücklichen deutschen Mädchen im Westen Londons gerichtet wird, die dort dem Dienst der Sünde verfallen sind, und daß dazu in Gemeinschaft mit der Londoner Mitternachtsmission eine eigene Berufsarbeiterin angestellt ist, so habe ich damit wohl das Arbeitsgebiet dieser rührigen Vereinigung, der übrigens sämmtliche deutsche Geistliche Londons als ständige Mitglieder angehören, mit ziemlicher Vollständigkeit gezeichnet. Zu bedauern ist nur, daß im Hinblick auf die vielseitige Thätigkeit, die der Stadtmission als Aufgabe obliegt, die Arbeitskräfte derselben viel zu gering erscheinen. Wir wünschen den wackeren deutschen Freunden, die nun schon seit Jahrzehnten diese gesegnete Arbeit tragen, einen recht reichen Zufluß von Mitteln, der ihnen die Erweiterung derselben gestattet.

Unabhängig von der Stadtmission und doch in ähnlichem Sinn und Geist betreibt der deutsche christliche Verein junger Männer, 28. Finsbury Square, sein Werk. Derselbe hat hat sich aus dem deutschen Jünglingsverein entwickelt, den der selige Prof. Christlieb schon im Jahre 1861 begründet hat. Im Jahre 1872 wurde das neue Vereinshaus am Finsbury Square mit der „Deutschen Herberge" eröffnet und im Jahre 1885 bildete sich daselbst auf Schlumbachs, des bekannten Evangelisten Anregung hin der deutsche christliche Verein junger Männer, dem sich der alte Jünglingsverein einverleibte. Der Verein dessen verdienter Präses jetzt der Kaufmann J. P. Werner ist, will ähnlich wie die in deutschen Großstädten bestehenden Vereine, zunächst eine engere Gemeinschaft unter den christlichen Männern dieser Stadt aus allen Ständen zur sittlichen Förderung, zur gemeinsamen Erbauung und zur Missionsthätigkeit für das Reich Gottes herbeiführen, dann aber auch den von auswärts kommenden jungen Männern mit Rath und That brüderlich zur Seite zu stehen. Wir haben manchen schönen und erquicklichen Abend unter den jungen Freunden verlebt und können nur sagen, es herrscht ein frisches geistiges und geistliches Leben in den behaglichen und schönen Vereinsräumen, das eben auch die deutsche Art wahrt und pflegt. Da findet sich ein Lesezimmer mit ca. 180 Zeitschriften, darunter die bekanntesten deutschen Tages- und Kirchenzeitungen. Daneben bietet eine reichhaltige Bibliothek sonstige erwünschte Geistesnahrung. Für Musikliebhaber steht Piano und Harmonium zur Verfügung, und gerade die musikalisch-declamatorischen Abend-Unterhaltungen, die von Zeit zu Zeit veranstaltet werden, erfreuen sich großer Beliebtheit. Daneben giebt es Vortragsabende aller Art, Bibelbesprechungen, Theeabende, an denen sich auch die weiblichen Angehörigen der Mitglieder rege betheiligen ꝛc. Auch das deutsche Turnen findet eifrige Pflege. Natürlich sorgt der Verein auch nach Kräften für Wohnungs- und Stellenvermittlung und nimmt sich in jeder Weise seiner Mitglieder an. So ist er ein wichtiger und werthvoller Brennpunkt für das christlich-deutsche Leben in der Weltmetropole. Erwähnt sei hier noch, daß mit den Vereinsräumen ein treffliches deutsches Hospiz ver-

Digitized by Google

bunden ist, das allen nach London reisenden Fremden nicht warm genug empfohlen werden kann. Wie das deutsche Handwerkerheim im Ostend dem Verein seine Entstehung zu verdanken hat, so auch das Christliche Kellnerheim im Westend, 44 Clipstone Street. Es wurde schon oben erwähnt, daß die deutschen Kellner in London zahlreich vertreten sind. Ihnen will das Heim mit seinen freundlichen Räumen eine Stätte edler Geselligkeit und Erholung bieten, daneben aber auch an ihnen evangelisatorisch wirken. Es enthält neben dem Gastzimmer, in dem sich Sonntags ca. 80 Gäste zum Essen einstellen, ein Geschäftszimmer, einen Andachtssaal und Platz für 12 Logiergäste. Die ganze Arbeit steht noch in ihren Anfängen und bedarf bedeutender Zuschüsse seitens des christlichen Vereins junger Männer, aber auch hier wird jedenfalls die weitere Entwicklung von vielem Segen begleitet sein.

Wir wenden uns nun noch zu einem anderen Mittelpunkt christlich-deutscher Liebesarbeit in der Hauptstadt Englands, das ist das deutsche Hospital in Dalston. Dasselbe steht mit Recht nicht bloß bei der deutschen, sondern auch bei der englischen Bevölkerung im höchsten Ansehen und braucht den Vergleich mit ähnlichen englischen Anstalten, die der Stolz der Engländer sind, in keiner Weise zu scheuen. Am 15. October 1845 am Geburtstag Friedrich-Wilhelms IV. mit 50 Betten in 5 Sälen eröffnet, darf es nunmehr auf eine 50jährige Segensgeschichte zurückblicken, in der es sich auch nach außen hin beträchtlich erweitert hat. Die Zahl der Betten hat sich verdreifacht und neben dem Krankenhaus ist ein eignes Reconvalescentenheim entstanden. Außer der vorzüglichen Apotheke im Hospital unterhält dasselbe noch je eine Freiapotheke (dispensarie) im Ostend und im Westend Londons, in der unentgeltlich ärztlicher Rath und Medicin an Deutsche und Engländer ohne Unterschied verabreicht wird. Jeder deutschredende Kranke findet, ohne nur eine Empfehlung nöthig zu haben, in dem Hospital Aufnahme und von den deutschen Diakonissen treffliche Pflege. Und wie mancher mag in dem Frieden des Hauses nicht nur äußerlich sondern auch innerlich genesen sein. Die Zahl der Pfleglinge des Hauses seit der Eröffnung desselben hat die Zahl 50 000 bereits überschritten und in den obenerwähnten dispensaries haben ca. 700 000 Menschen Berathung und Medikamente erhalten, darunter fast die Hälfte Engländer. Welcher Werthschätzung in allen Kreisen sich diese Anstalt erfreut, geht auch daraus hervor, daß sie vier kaiserliche und königliche Protectoren zu ihren warmen Gönnern zählt, nämlich die Königin von England und den Prinzen von Wales und daneben die Kaiser von Deutschland und Oesterreich. Als Seelsorger hat an der Anstalt lange Jahre der Senior der deutschen Geistlichen Londons D. Walbaum gewirkt. Sein Nachfolger ist der durch seine frühere Pariser Thätigkeit wohlbekannte Kirchenrath Frisius.

Dieser Geistliche, sowohl wie auch seine Amtsbrüder an den acht deutsch-evangelischen Gemeinden sind natürlich jeder in seinem Kreise und nach seiner Weise thätig, das geistliche Leben und die christliche Liebesarbeit in ihren Gemeinden zu pflegen. Nicht nur durch Haus- und Krankenbesuche, die bei den großen Entfernungen freilich oft recht zeitraubend und beschwerlich und doch so unendlich wichtig sind, suchen sie den Zusammenhang unter den deutschen Glaubensgenossen zu wahren, sie haben auch durch Gründung von Kleinkinderschulen und Sonntagsschulen, Jünglings- und Jungfrauenvereinen, Kirchengesang- und Nähvereinen so manches Band unter ihren Gemeindegliedern geschlungen. Verschiedene Gemeinden, wie z. B. die St. Georgsgemeinde, die sich mit im ärmsten Viertel des Ostendes befindet, haben auch ihr eigenes Kirchenblatt, das unentgeltlich vertheilt wird und alle für die Gemeindeglieder wichtigen Nachrichten monatlich zusammenstellt. Ich halte gerade diese Einrichtung für äußerst zweckmäßig und dankenswerth.

Neben den bisher erwähnten Bestrebungen giebt es nun noch eine ganze Reihe mehr auf allgemein humaner Grundlage beruhender Wohlfahrts-Einrichtungen und Unterstützungsvereine für Deutsche, die ich aber hier nicht alle aufzählen will. Ich nenne hier nur die society of friends of foreigners in distress, die bereits im Jahre 1807 gegründet ist und den Zweck verfolgt „den Fremden, welche Beschützung bedürfen, die nothwendige Hilfe zu gewähren, und andere zu hindern, eine Last für England und eine Schande für ihr eigenes Vaterland zu werden." Die Unterstützungen bestehen in Darreichung von Geldmitteln, ärztlicher Hilfe oder Rechtsbeistand. Ein Jahresbeitrag von 20 Mark berechtigt die Mitglieder, solche Fremden, die bei ihnen um Unterstützung anklopfen — und deren Zahl ist Legionen — an diese Gesellschaft zu verweisen, die dann nach sorgfältiger Untersuchung der Verhältnisse die Unterstützungen vertheilt. Circa 190 000 Personen sind seit ihrem Bestehen von der Gesellschaft in Pflege genommen worden, von denen die große Mehrzahl Deutsche waren. Uebrigens gehören auch hier die sämmtlichen deutschen Pastoren zum Ausschuß. Neben diesem Verein sei noch die deutsche Wohlthätigkeits-Gesellschaft erwähnt, die 1817 zunächst als geselliger Verein gegründet und 1848 in einen Unterstützungsverein umgewandelt wurde. Von ihrer Organisation ist besonders bemerkenswerth, daß statutengemäß alle Verhandlungen schriftliche oder mündliche in deutscher Sprache geführt werden müssen. — In den letzten 20 Jahren ist auch die Fürsorge für die deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen mit größerem Nachdruck betrieben worden, wor auf zum Schluß noch hingewiesen sei. Viele von ihnen standen früher schutz- und rathlos in der Weltstadt da, wenn sie etwa ihre Stellung aufgaben oder fremd ankamen, und waren den ernstesten Gefahren preisgegeben. Jetzt finden sie in dem Heim der deutschen

Digitized by Google

Erzieherinnen 16. Wyndham Place London W. billige und gute Unterkunft, sowie eine zuverlässige Stellenvermittlung, während der christliche Verein deutscher Erzieherinnen den Zusammenhang unter ihnen zu pflegen und ihnen eine fröhliche Geselligkeit zu vermitteln sucht. Seit 1883 hat sich als Gegenstück dazu ein Verein deutscher Lehrer gebildet, der sich gleichfalls den Stellen- und Zöglings-Nachweis für seine Mitglieder, sowie Rechtsschutz und Unterstützung in Nothfällen zur Aufgabe macht.

So ist es denn ein reiches Netz wohlthätiger Bestrebungen, welches christliche Liebe und Opferfreudigkeit unter der deutschen Bevölkerung der Weltstadt an der Themse ausgebreitet hat und es war uns eine besondere Freude neben den großartigen Einrichtungen, welche englische Thatkraft und Energie dem Massenelend der Sechs-Millionenstadt gegenüber geschaffen hat, auch die Spuren dieser deutschen Arbeit verfolgen zu dürfen. Man darf sie wahrlich nicht gering anschlagen, weder vom christlichen noch vom nationalen Standpunkt aus, sie hat nach beiden Seiten hin schöne Erfolge aufzuweisen. Gott aber segne auch fernerhin diese deutsche Liebesarbeit in London! P. Jaesrich. P.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Berlin, April 1896. Nr. 4.

Inhalt: Bericht über die 534. Sitzung vom 18. Februar 1896. — Bericht über die 535. Sitzung vom 3. März 1896. — Die Wappenbriefe der Städte des Königreichs Sachsen. — Wie soll bei dem Kgl. Preußischen St. Johanniter-Orden das Kreuz für die Rechtsritter mit dem Wappen verbunden werden? (Mit Abbildungen) *). — Nachschrift zu dem Artikel „Das türkische Wappen" in Nr. 3 des Deutschen Herold. — Deutsche Edelleute als Gäste König Friedrich II. und Christians IV. von Dänemark auf Schloß Frydensborg. — Bücherschau. — Vermischtes. Zur Kunstbeilage. — Am schwarzen Brett. — Anfragen.

Antiquitäten-Zeitschrift. Illustrirtes Archäologisch-Antiquarisches Centralblatt für die gesammte Alterthums-Wissenschaft. No. 19, Jahrgang VI, 15. April 1896. Straßburg im Elsaß im Selbstverlage.

Inhalt: Alterthum. Eine griechische Goldkrone. — Mumienuntersuchung mit Röntgen-Bestrahlung. — Das Museum des Montezuma. — Römische Mosaiken als chronologische Merkmale für antike Stoffe. — Antikes Kinderspielzeug von Achmim. — Byzantinischer blattförmiger Clavus in vielfarbiger Wollwirkerei. — Millelaller: Hackesilberfunde. — Der Albani-Psalter in Hildesheim. — Erloschene mittelalterliche Orden. — Ein Waffen-Inventar von der Burg Eichhorn. — Der Silberschatz von Fogarasch. — Ein Riesenholzschnitt. — Verschollene Jagdgruppen in Porzellan. — Museen und Sammlungen. — Inserate, Antiquitäten und Sammlungen betreffend.

Altpreußische Monatsschrift. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. 7. und 8. Heft, October-December 1895. Hierzu als Beilageheft die „Allpreußische Bibliographie für 1894." Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung (Thomas u. Oppermann) 1895.

Inhalt: I. Abhandlungen. Leon Gomperz. Von L. Neubaur. — Nachtrag zum Liede vom Krambambuli. Von A. Treichel. — Die Reise des russischen Conciligesandten durch die Ordenslande. 1438, Januar—Mai. Von Paul Karge. — Mittheilungen über einige alte Burgwälle in der Umgegend von Mewe. Von Max Toeppen. — Die Entdeckung von Vogelsang (bei Elbing). Aus Johann Jacob Conventz-Chronik, mitgetheilt von Max Toeppen. — Regesten ausgewählter Urkunden des reichsburggräflich und gräflich Dohnaschen Majoratsarchivs in Lauk (Ostpr.). Mit Anmerkungen von Georg Conrad. — Kant-Bibliographie für die Jahre 1890 bis 1894. Zusammengestellt von Rudolf Reicke. —

II. Kritiken und Referate. Eduard Grimm, Zur Geschichte des Erkenntnißproblems. Von Bacon zu Hume. Leipzig 1890. Von P. v. Lind. — Krause, Gottlieb, Gottsched und Flottwell, die Begründer der Deutschen Gesellschaft in Königsberg. Leipzig 1893. Von K. Lohmeyer. — Aus der kurländischen Vergangenheit. Bilder und Gestalten des 17. Jahrhunderts von Ernst und August Seraphim. Stuttgart 1893. Von A. Bergengrün. — Joachim, E., Die Politik des letzten Hochmeisters in Preußen, 3. Theil. Leipzig 1895. Von Hermann Ehrenberg. — Jacobi, Franz, Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn 1645. Gotha 1895. Von K. Lohmeyer. —

III. Mittheilungen und Anhang. Universitäts-Chronik 1895. — Kantstudien. Philosophische Zeitschrift. — Autoren-Register. — Sach-Register.

Außerordentliche Beilage, S. I—XXXIX und Bogen 11—13. Italienische Beiträge zur Geschichte der Provinz Ostpreußen. Im Auftrage des Provinzial-Ausschusses der Provinz Ostpreußen in Italienischen Handschriften-Sammlungen, vornehmlich dem Vatikanischen Archive gesammelt und herausgegeben von Hermann Ehrenberg.

*) Der Orden heißt nicht: „Königlich Preußischer St. Johanniter Orden, sondern nach den Statuten: „Die Ballay Brandenburg des Johanniter-Ordens", oder kurz „Johanniter Orden." Die Bezeichnung St.: (Sankt:) ist weder sprachlich noch historisch correct. Die Redaktion.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 6. Mai 1896. Nr. 19.

1. Wilhelm Freiherr Senfft von Pilsach, Geheimer Regierungs-Rath a. D., auf Sandow, Kreis Weststernberg, Rechtsritter seit 1892, † zu Sandow 26. April 1896.
2. Danko von Funcke, Geheimer Regierungsrath und Landrath a. D., Rechtsritter seit 1892, † zu Halle a. d. Saale 27. April 1896.
3. Werner von Alvensleben, Major à la suite des 1 Großherzoglich Hessischen Infanterie (Leibgarde-) Regiments Nr. 115 und Director der Kriegsschule in Glogau, Ehrenritter seit 1888, † zu Glogau 25. April 1896.
4. Rudolph von Wedel, Rittergutsbesitzer, auf Gerzlow bei Bernstein, Ehrenritter seit 1858, † zu Gerzlow 27. April 1896.

Aus meinem Tagebuche vor Metz.

Wörtlich wiedergegeben von Freiherrn von Kessel-Zeutsch, auf Raake. Die letzten Tage vor der Uebergabe der Festung, sowie die Kapitulation der Festung enthaltend.

In Doncour, wo ich zur Oberaufsicht über die II. und III. großen Lazarethe stationirt war, hörte ich am Nachmittag des 7. Oktober heftigen Kanonendonner in der Nähe der Festung Metz und zwar in der Richtung von Nordwesten.

Bald wurde mir auch die Nachricht, daß Bazaine einen Ausfall nach Saulny über das coupirte Waldterrain von Woippi gemacht habe. Es mochte etwa 2 Uhr Nachmittags sein, als der Angriff begann — ich eilte sofort nach der Richtung wo der Kampf stattfand, um Hilfe im Dienste meines Ordens leisten zu können. Bazaine hatte einen letzten verzweifelten Versuch gemacht, die Landwehr-Division Kummer, die wiederholt ihre Stellung vor Metz verändert hatte, aufs Neue wieder anzugreifen.

Der Marschall bot heute Alles auf, unsere Linien mit Gewalt zu durchbrechen, indem er die Zuaven der Garde mit ins Gefecht führte. Mit ungeheuerem élan gingen die französischen Colonnen vorwärts, die Zuaven entwickelten sich zumal sehr rapide und kämpften tapfer. Unsere Landwehr hatte einen schweren Stand und es traten sehr ernste Momente für sie ein, bis dort unsere Artillerie, welche sich, durch den Feldtelegraphen benachrichtigt, allezeit da concentrirte, wo der Ausfall stattfand, noch rechtzeitig eintraf, um in den Kampf sofort einzugreifen. Auch hier entschied unsere so treffliche Artillerie, von der mir die gefangenen Soldaten bei Sedan sagten: „Ce sont des diables!“ den Kampf.

Wir gewannen keine Vortheile für unsere Stellungen, blieben aber doch die Sieger.

Der Kampf wüthete von 2 Uhr Nachmittags bis 7 Uhr, wir verloren 16 Offiziere und außerdem 1200 Mann, die todt und verwundet waren. Im Zeitraum von zwei Minuten fielen 2 Brüder, Offiziere eines Infanterie-Regiments, nebeneinander. Die Franzosen verloren 2200 Mann. Am 8. Oktober hatte Bazaine abermals einen Ausfall en masse mit all seinen Kräften auf Gravelotte beabsichtigt.

Es fand eine große Truppenconcentration nach Gravelotte statt und auch die Johanniter-Colonne von Corny war dorthin abgerückt — indessen unterblieb das Vorhaben Bazaines, aus welchen Gründen blieb unbekannt.

Von dem letzten verunglückten Ausfall des 7. Oktober an, dem ich gleich mehreren anderen beiwohnte, war Bazaines Kraft gebrochen. Von Tag zu Tag mehrten sich die Nachrichten, daß in Metz eine sehr ernste Krisis ausgebrochen sei.

Als ich am 11. October von Corny nach Ars sur Moselle zurückfuhr, um meine Lazarethe mit Proviant zu versorgen, fielen ununterbrochen vom Mont St. Quientin aus Bomben in den Ort, die neben uns in das Johanniterdepot einschlugen.

Auf dem Wege nach Gravelotte brach mein Wagen, der sehr schwer mit Proviant beladen, zusammen, ich mußte hier die Nacht über weilen. Die ganze Umgegend von Gravelotte und Marslatour war mit giftigen Miasmen erfüllt, die von den Massen

Digitized by Google

der meist zu flach begrabenen Leichen und Cadavern der Thiere herrührten — auch die Wässer waren vergiftet.

Die meisten Aerzte lagen krank darnieder, in den Lazarethen war an vielen Orten die Pyämie ausgebrochen — alle Leichen wurden schwarz.

Am 12. Oktober sprach man von Verhandlungen, die Bazaine mit unserer Regierung in Versailles angebahnt.

Die Krankheiten bei der Belagerungsarmee nahmen immer größere Dimensionen an. Täglich wurden uns 500—800 Kranke mehr zugeführt, alle Lazarethe sind überfüllt. Freund und Feind haben den Krieg herzlich satt.

Am 16. Oktober müssen die Chef-Aerzte meines II. und III. Lazareths, die Herren Doktoren Mitscherlich und Mücke in Dancour wegen Erschöpfung nach schwerer Erkrankung nach Deutschland zurückkehren.

Ich selbst fühlte mich auch recht elend und krank, bat aber unsern Colonnenführer, Baron von Zedlitz, nur um meine Versetzung, um nach anderem Orte in veränderte Luft zu kommen. Mein Diener war an der Ruhr zu Tode erkrankt.

Am 18. Oktober ward ich nach Corny an der Mosel versetzt, wo der Prinz Friedrich Carl sein Hauptquartier im Schlosse des Grafen Corny aufgeschlagen hatte.

Es wurde mir hier die Oberaufsicht über die Typhus-Lazarethe übertragen, die unmittelbar an der Mosel in Baracken etablirt waren.

Es zeigte sich hier das eigenthümliche Moment, daß einzelne Typhuskranke in ihrer Fieberhitze wohl halb bewußtlos aus ihrem Lager sprangen und in die Mosel gingen und durch dieses kalte Bad, wenigstens zum großen Theil, genasen, während die andern starben. Durch diese instinktive Art der Kranken, sich durch das kalte Bad in der Mosel ihre Fieberhitze abzukühlen, kamen die Aerzte hier erst darauf, fortan auch die Kranken im Felde zu baden.

Am 24. Oktober verlautete, daß die Verhandlungen mit Bazaine, sowohl mit unserer Regierung in Versailles, als auch mit dem Prinzen Friedrich Carl angebahnt, aber aus dem Grunde wieder abgebrochen seien, weil Bazaine die Politik stets mit in die Verhandlungen hineingezogen habe.

General Bourbaki, der nur unter der Bedingung Erlaubniß von Seiten unserer Regierung erhalten hatte, daß er die Waffen nicht mehr gegen Deutschland während des Krieges ergreife, die Festung Metz zu verlassen, um in England mit der Kaiserin Eugenie in Verhandlung einzutreten, soll im Süden Frankreichs eine neue Armee organisirt haben, um vereinigt mit Garibaldi, der die päpstlichen Zuaven und seine Freischärler sammelte, von Südfrankreich aus den Kampf gegen unsere Armee wieder aufzunehmen.

Am 25. Oktober findet wieder im Schloß Fraskati durch Parlamentaire, die von Metz kommen, eine Verhandlung mit General von Stiehle statt, die jedoch resultatlos verläuft.

Am Himmel zeigt sich Abends ein großes Nordlicht, welches in der bewegten Zeit, in der wir leben, zu allen möglichen Deutungen Veranlassung giebt. Das Wetter bleibt dauernd sehr regnerisch; die Mosel schwillt heftig an und erschwert ungemein unsere Cernirungen von Metz. Unseren Lazarethen werden z. B. täglich 1000 Kranke mehr zugeführt, deren Unterbringung immer größere Schwierigkeiten macht. Am 26. Oktober werden die Verhandlungen mit Bazaines Abgesandten in Fraskati wieder aufgenommen. Bei meinen Aufträgen, die ich auszuführen hatte, bemerkte ich schon viele Tage vorher Ueberläufer von französischen Soldaten, die sich bei unseren Vorposten Abends eingefunden hatten.

Im Scheine der Wachtfeuer gewahrte ich, wie deutsche und französische Soldaten ganz harmlos und friedlich zusammenstanden, mit einander plauderten und sich gemeinsam wärmten. Die französischen Soldaten erzählten, daß es ihnen in Metz sehr an Nahrungsmitteln fehle. Auf den Wiesen der Mosel sah man schon viele Tage vor der Uebergabe der Festung ganze Koppeln von Pferden, die sich dort bewegten.

Vor Hunger hatten sie sich Mähnen und Schwänze abgebissen, die Franzosen hatten sie aus der Festung gejagt, da sie dieselben nicht mehr zu ernähren vermochten.

Am 26. Oktober war das Wetter trüb, regnerisch, ein heftiger Orkan wüthete am Nachmittag. Nachts 1 Uhr wurde am 27. Oktober zu Fraskati dem Prinzen Friedrich Carl die Uebergabe von Metz angezeigt.

Am 27. Oktober ist in meinem Tagebuche zu lesen: „Wetter stürmisch und regnerisch!“

Das großartige Ereigniß der Kapitulation von Metz, der jungfräulichen und stärksten aller Festungen Frankreichs, ist nunmehr allein durch unsere Cernirung ohne Sturm erfolgt. Dieses großartige Ereigniß, das nach Jahrhunderten noch als bewunderungswerth in unserer deutschen Geschichte gelten wird, hatte auch ich das Glück vor Metz mitzuerleben. Metz kapitulirt mit 150 000 Mann, die Waffen werden von einer französischen Commission, nachdem die Truppen mit klingendem Spiel ausgezogen, vor der Festung abgenommen und der deutschen Commission überwiesen. Die Forts werden zunächst durch die Preußen besetzt; die Franzosen verlassen die Forts nicht eher, als bis wir eingerückt sind. Alles Kriegsmaterial fällt in unsere Hände. Die Armee begiebt sich nach Deutschland in Kriegsgefangenschaft. Die Offiziere werden mit ihren Waffen entlassen; dieselben verpflichten sich aber auf Ehrenwort, in diesem Kriege die Waffen nicht mehr gegen Deutschland zu

Digitized by Google

ergreifen. Um 5 Uhr Nachmittags des 27. Oktober wurde die Kapitulation von Metz ratificirt, nach 24 Stunden erfolgte die Uebergabe.

Der Jubel in der deutschen Belagerungsarmee war ohne Grenzen, desto größer aber war die Bestürzung und der Groll unter den Lothringern, daß Bazaine sich mit einer Armee, die damals, wenn ich nicht irre, nur noch aus etwa 87000 kampffähigen Soldaten bestand, ergeben hätte. Man fluchte auf Bazaine, nannte ihn aller Orten einen Verräther, und schimpfte auf die Soldaten, daß sie sich nicht bis zum letzten Mann geopfert und in den Tod gegangen wären. Wie man es in Frankreich so oft erlebt, und wie die Geschichte es uns erzählt, so waren es auch die Frauen, die die größte Wuth auf Bazaine und seine Armee auch jetzt wieder hier vor Metz entwickelten.

Am 29. Oktober:

Bazaine ritt mit seinem Stabe dem Prinzen Friedrich Carl entgegen und ließ vor dem Sieger das französische Garde-Corps, welches vor dem Thore von Metz in der Richtung nach Süden aufgestellt war, vorbeidefiliren. Die Soldaten machten einen guten Eindruck, die Offiziere zeigten tiefen Groll und Mißmuth, der sich auch dadurch aussprach, daß sie jetzt und selbst später in Metz auf der Straße in den Hotels unsere Grüße in seltenstem Falle erwiderten.

Die Stimmung in der Armee auf Bazaine ist auch eine sehr ernste.

Prinz Friedrich Carl erhielt vom König Wilhelm die höchste Auszeichnung für die Eroberung der Feste Metz, indem er ihn zum Feldmarschall ernannte.

Bei einem Festmahle, das dem Feldmarschall zu Ehren stattfand, befahl er, daß nach alter preußischer Sitte sämmtliche Offiziere in Schärpe beim Diner zu erscheinen hätten, welches sie zum ersten Male mit ihm, dem neuernannten Feldmarschall, einnehmen würden.

Am 2. November verließ der Feldmarschall Prinz Friedrich Carl das Schloß des Grafen Corny zu Corny, das er während der Belagerung der Feste Metz bisher bewohnt hatte.

Corny, 2. November.

Wer beschreibt aber das Bild, das sich vor unseren Augen entrollte, als wir zum ersten Male nach Metz kamen, dessen Thore am 30. Oktober für uns geöffnet wurden.

Guido Graf Henckel von Donnersmarck, auf Neudeck, zum Civil-Gouverneur in Lothringen ernannt, war einer der Ersten, wenn nicht der Erste, der in die Thore von Metz einfuhr, nachdem sie uns von den Franzosen geöffnet wurden, und dadurch einen Muth bewies, der hoch rühmenswerth erscheint.

Ich selbst hatte den Vorzug, mit dem Civil-Gouverneur in Angelegenheit des Johanniterordens mehrfach in Verbindung zu treten, nachdem der Graf seinen Wohnsitz in der Präfektur von Metz genommen hatte. Die erste Aufgabe, die Graf Henckel erfüllte, war die, daß er die von uns zerstörte Wasserleitung von Metz schleunigst wieder herstellen ließ, um die Gesundheitsverhältnisse der Stadt Metz, das unter friedlichen Verhältnissen schon mit seinen so engen, nicht allzu sauberen Straßen keinen gesunden Eindruck macht, wieder zu verbessern.

Unter der Belagerung hatte die Stadt Metz in gesundheitlicher Beziehung ganz ungemein gelitten. Krankheit und Noth herrschte namentlich unter der ärmeren Bevölkerung in größerem Maßstabe.

In jedem Hause, das ich aufsuchte, lagen Typhus-, Ruhr-, Fieber und Blatternkranke in Masse, in den Gefängnissen waren die Gefangenen alle gestorben, die Kinder bis zu einem Jahre waren auch durch den Tod dahingerafft worden, man lebte in Metz in den letzten Wochen nur von Pferdefleisch.

Die ganzen Straßen und Gassen und namentlich die Plätze waren mit Cadavern insonderheit mit Pferde-Cadavern bedeckt, denen man das Fleisch wohl selbst, schon wenn sie verendet waren, vom Leibe geschnitten hatte. Gefangene französische Offiziere verhandelten auf den Straßen und Plätzen ihre Pferde für wenige Franks an Händler und an unsere Offiziere ꝛc. Die armen Thiere hatten so vor Hunger gelitten, daß sie sich meist die Mähnen und Schwänze abgebissen hatten. Sie gewährten dadurch einen ganz eigenthümlichen Anblick.

Von allen Seiten, namentlich aus Berlin und vom Rhein hatten sich eine Menge jüdischer Pferde-Händler eingefunden, die den Franzosen ihre noch ziemlich gut genährten Pferde, so namentlich die stärkeren breiteren normänner-, bretagner- und ardenner Pferde für ein Spottgeld abdrückten, um sie dann umgehend wieder an die deutschen Offiziere für theures Geld an den Mann zu bringen, oder mit nach Deutschland zu nehmen. Die Araber-Hengste, die in Massen vorhanden waren, wurden auch auf allen Straßen feilgeboten, jedoch schienen nur wenige Exemplare von ihnen für uns brauchbar zu sein; der Handel in diesen Pferden blieb sehr beschränkt, sie wurden mit wenigen Franks schließlich verhandelt.

Von allen Richtungen hin zogen unsere braven Truppen in die nunmehr eroberte starke Feste ein, mit so seltener Ausdauer hatten sie alle Strapazen vor diesem starken Bollwerk getrotzt, vor dem sie mehr als 3 Monate gelegen hatten. Fröhlichen Muthes sangen sie ihre Soldatenlieder und waren glücklich, von dem herben und nassen Bivouaksleben endlich erlöst zu sein.'

Möchte dieses Bollwerk, welches nunmehr in deutscher Hand ist, uns nie wieder entrissen werden, und uns allezeit gegen plötzliche französische Angriffe schützen.

Ueberall begegnete man, so u. A. namentlich vor der Stadt, Spuren des Lagerlebens; Schützengräben

Digitized by Google

umgaben das ganze Festungsrayon. Vor der Festung standen Tausende von Chassepotgewehren zusammengestellt, die Munitionstaschen hingen über den Gewehren.

Während unsere Truppen, dem I. und X. Corps angehörend, mit klingendem Spiel einzogen und kräftig und gesund aussahen, durchstreiften die gefangenen Franzosen, elend und blaß dagegen erscheinend, in Massen die Stadt; überall ein buntes, ganz eigenthümliches, aber auch gleichzeitig so verschiedenes Bild.

Hier Glück dort Misère!

Zahllose Waffen und Munition hatten die Franzosen in die Mosel geworfen.

Im Arsenal in Metz, das ich besichtigte, standen aber noch gegen 2000 Geschütze nebst unzähligen Gewehren und Mitrailleusen, welche Letztere ich hier eingehend genau mustern konnte, nachdem all' dies Rüstzeug für uns unschädlich geworden war. Nun liegen auch die schweren Festungsgeschütze, welche nur zu oft ihr so mächtig Wort vom Mont St. Quientin und Platte ville gesprochen, erobert und unschädlich gemacht, in unseren Händen!

Am 4. November.

Heut fuhr Baron von Zedlitz, unser braver und unermüdlicher Colonnenführer, mit mir wieder nach Metz, um für bessere Unterkunft der verwundeten deutschen Soldaten Sorge zu tragen, die bei den Ausfällen, welche Bazaine von Metz aus machte, in die Hände des Feindes gefallen waren. Ich fand bei meiner ersten Anwesenheit in Metz am 2. November die armen deutschen Verwundeten zusammen mit französischen Blessirten in Güterwagen der Eisenbahnen liegend vor, die ihnen als Unterkunft dienen sollten. Diese Wagen waren namentlich dicht gedrängt, auf der place d'armes aufgestellt.

Ebenso wie bei den ärmeren Einwohnern der Stadt die Noth aller Beschreibung spottete, so herrschte auch hier bei den Verwundeten sehr viel Elend.

Für die Ernährung der Bevölkerung von Metz, sowie für die der Kranken insonderheit, die ganz entsetzlich während der Belagerung gelitten, wurden von Seiten unserer Verwaltung die umfassendsten Maßnahmen getroffen, um nach Kräften der Noth zu steuern. Großartige Mengen von Nahrungsmitteln wurden von allen Seiten und in allen Arten befördert. Es wurde dadurch die Passage auf den Straßen so gut als gesperrt. Wie mir Landrath v. Bock, der dem Civil-Gouverment attachirt war, mittheilte, zeigte sich die französische Polizei in Metz durchaus willig und hilfreich, um Ordnung zu schaffen. Auf den Straßen entfaltete sich heut dasselbe bunte Bild, wie in den vergangenen Tagen.

Französische Offiziere und Soldaten in den verschiedensten Uniformen wanderten hier auf allen Straßen im tiefsten Frieden unter den deutschen Soldaten umher. Nachdem wir unsere Geschäfte erledigt, fuhr Baron v. Zedlitz und ich durch die Porte France in der Richtung von Sutry nach der so berühmten hohen Bergfeste des Mont St. Quientin. Unter dem Schutze des befestigten Berges von St. Quientin und Platte ville war hier hauptsächlich in der Thalmulde das Hauptlager der Franzosen etablirt gewesen.

Es gewährte einen mehr als grausigen Anblick der für den Pinsel eines Doré ein geschätztes Motiv gewesen sein würde, diese verlassenen Lagerplätze eingehend zu betrachten.

Massen von Cadavern aller Art, insonderheit aber diejenigen von längst verendeten Pferden, Unrath und Trümmer in Massen, zerbrochenes und zerstörtes Fahrmaterial, ebenso große Mengen von weggeworfenen losen und in Packeln geschlossenen Patronen lagen in ganzen Haufen auf dem Boden verstreut.

Schlimmer noch als das Bild, das sich hier unserem Auge bot, war der Dunstkreis, der das verlassene Lager der Franzosen umgab, man vermochte kaum die vollständig verpestete Luft zu athmen. Der ganze Weg, der zu dem sonst so gefürchteten Mont St. Quientin hinaufführte, war mit Munitionskarren sowie loser Munition angefüllt und bedeckt; auf dem Boden lagen überdem noch Waffen aller Art. Eine kleine Eisenbahn führte nach dem Mont St. Quientin, sie hatte den Zweck, das Kriegs- und Arbeitsmaterial auf den befestigten Berg heraufzubefördern. Herrlich und überraschend schön ist die Aussicht, die man von der so wunderbar befestigten hohen Bergfeste genießt, die namentlich das Terrain auf viele Meilen nach Nord und Nord-West, zum Theil auch nach Süden beherrscht. Der Blick vom Mont St. Quientin auf das Moselthal und die vielen umliegenden Ortschaften ist außerordentlich schön und lohnend. Noch sah man von hier die Spuren des letzten Ausfalles, den Bazaine am 7. Oktober in dem sehr coupirten Terrain durch das bois de Woippi und bellevue in der Richtung nach NW. auf unsere Armeen unternommen hatte. Die großen Festungsgeschütze, die am 7. Oktober hier mitgewirkt hatten, standen alle noch auf unsere Positionen gerichtet auf ihren Bänken.

Durch den ersten Blick, der sich uns von der hohen Bergfeste auf das ganze umliegende Terrain von Metz eröffnete, gewannen wir aber auch die Ueberzeugung, daß es ein großes Glück zu nennen war, wofür wir der Vorsehung nicht Dank genug sagen können, daß Bazaine, gedrängt durch die eigene Noth, uns die Thore der Festung am 27. Oktober öffnete.

Die Ueberschwemmungen, die die Mosel nach den so heftigen Regengüssen der Monate September und Oktober angerichtet, die zum Theil schon bis in unsere Linien hereinreichten, vermehrte von Tag zu Tag die Schwierigkeit der Belagerung und hatte gleichzeitig so unendlich viel Krankheiten im Gefolge, die

Digitized by Google

den Bestand unserer Belagerungsarmee außerordentlich schwächten.

Gleichzeitig wuchs auch die Gefahr im Süden Frankreichs bei Orleans, ebenso wie bei Belfort von Tag zu Tag. Die Bayern, die durch harte, langwierige Kämpfe bei Orleans erschöpft waren, mußten kräftig unterstützt werden.

Daher war vor Allem der Abmarsch unserer Armee nach Orleans zur Zeit eine dringende Nothwendigkeit geworden. Das 1. Corps blieb als Besatzung der Festung Metz zurück. Es wollte der Zufall, daß ich auf einer Station hinter Metz den Extrazug begegnete, der einen Salonwagen mit sich führte, in welchem ich den sichtlich tief gebeugten, besiegten Marschall Bazaine gewahrte, die Generäle Canrobert und Leboeuf begleiteten ihn, um mit ihrem Kaiser Napoleon III. die Gefangenschaft im Schlosse Wilhelmshöhe zu theilen!

Sic transit gloria mundi!

Nach meiner allerdings ganz unmaßgeblichen Meinung, die aber von vielen sehr ruhig denkenden Franzosen vollständig getheilt wird, findet das Wort „Verräther an seinem Vaterlande" auf Bazine absolut keine Anwendung.

Drei Fehler, hat meiner Auffassung nach, der Marschall aber gemacht, die darin bestehen, daß er die Vogesen-Pässe den deutschen Armeen zum Anmarsch ohne Weiteres Preis gab und dadurch ihrem Eindringen nach Lothringen in keiner Art hindernd entgegentrat.

Der zweite Fehler war der, daß er die ersten drei Tage nach dem 18. August unthätig in Metz blieb, ohne einen kräftigen Ausfall und Angriff auf die von den Kämpfen des 14., 16. und 18. August vollständig erschöpfte deutsche Armee zu machen, um sich, wenn der Angriff glückte, dann mit Mar Mahon zu vereinen.

Der dritte Fehler bestand darin, daß Bazaine der Landbevölkerung der Umgegend von Metz gestattet hatte, so namentlich nach den Schlachten vom 14., 16. und 18. August, in Massen Schutz in der Festung zu suchen, wodurch die Zahl derjenigen, welche nunmehr ernährt werden mußten, unnöthig um viele Tausende von Seelen noch vermehrt wurde. Daß Bazaine sich während der Belagerung von Metz in diplomatische Unterhandlungen eingelassen, um vielleicht unter der Kaiserin Eugenie eine Militär-Diktatur erreichen zu können, ist doch wohl sicher anzunehmen. Er hoffte, daß nach der Katastrophe von Sedan der Friede geschlossen werden würde und daß er dann mit seiner bis dahin noch intakten Armee aus Metz abziehen könne, um unter der Kaiserin Eugenie und deren Sohne eine Militär-Diktatur in Frankreich zu erlangen.

Evangelischer Gottesdienst in Kurorten.

Dem bisherigen Kreise von Predigtstätten, die der Verein für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten (Vorsitzender: M. Bernus, 4 Taunus-Anlage, Frankfurt a. M.) im In- und Auslande gegründet hat, sind wieder zwei neue hinzugetreten: Santa Margherita (Hotel Bellevue) an der Riviera di Levante und das Kurhaus auf dem Sand, Post Bühl im badischen Schwarzwald. An einigen schon früher bestehenden Stationen hat die Unzulänglichkeit der Gottesdiensträume den Bau von Capellen veranlaßt; so insbesondere in Arco, Gardone und Nervi. Mit dem für solche Zwecke angesammelten Fonds wurde an den drei Orten der geeignete Baugrund erworben, bezw. durch Vertrag gesichert; außerdem konnte, je nachdem dafür eine größere oder geringere Summe verausgabt werden mußte, auch ein kleines Baukapital zur Verfügung gestellt werden. Aber da diese Bauten auf Winterbenutzung berechnet, also mit Heizvorrichtung versehen sein müssen, und mit ihnen etwas für die Dauer hergestellt werden soll, so fehlen für die Ausführung in jedem einzelnen Falle noch bedeutende Summen; für Arco circa Mark 16000, für Gardone ca. Mk. 8000.—, für Nervi ca. Mk. 17000. Sollten Leser dieser Zeilen auf ihren Reisen bereits die Wohlthat gottesdienstlicher Gemeinschaft am fremden Ort empfunden haben und darum diese Sache gerne fördern helfen, so werden sie gebeten, ihren Beitrag an den Schatzmeister des Vereins, Herrn C. de Neufville, 4 Barckhausstraße, Frankfurt a. M., einzusenden.

Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York,

so berichtet die Berliner „Tägliche Rundschau", der wir das Nachstehende entnehmen, übersendet uns soeben den Verwaltungsbericht über ihr 112. Geschäftsjahr. Im Jahre 1784 gegründet, ist diese Gesellschaft über ein Jahrhundert lang redlich bemüht gewesen, „deutsche Einwanderer zu unterstützen, sowie nothleidenden Deutschen und deren Nachkommen Hilfe zu leisten". Die größte Wohlthat, die sie gewährt, ist ohne Frage die Armen- und Krankenpflege. Die Gesellschaft unterstützt hilfsbedürftige Arme und Kranke mit Geld und Kohlen, Kranken liefert sie Arznei, Wein, Milch und Fleischsuppen, und hat dafür im letzten Jahre über 70000 Mk. ausgegeben. Sie hat drei deutsche Aerzte, die in verschiedenen Gegenden New-Yorks wohnen, in ihren Diensten. Sie hat ihre eigenen Beamten auf Ellis Island, dem Ausschiffungsort der Einwanderer, wo jeder ankommende Deutsche sich berathen lassen kann. Ihr Arbeitsnachweis-Bureau hat im letzten Jahre etwa 6500 Deutschen Arbeit verschafft. Das Bild, das der Bericht im Uebrigen aber von der Erwerbsfähigkeit und Arbeitsgelegenheit in den Vereinigten Staaten entwirft, ist nicht

Digitized by Google

verlockend. Die Sachlage wird für die deutschen Einwanderer um so schlimmer, je mehr die Einwanderung aus Rußland, Italien, Böhmen, Irland u. s. w. zunimmt. Die Einwanderungsstatistik des Jahres 1895 zeigt, daß von der Gesammtzahl der Einwanderer ein volles Achtel ohne jede Schulbildung war. Diese Analphabeten sind jedenfalls Leute mit den geringsten Ansprüchen an das Leben; sie sind wahrscheinlich mehr an harte Arbeit und schwerere Entbehrungen gewöhnt, als der mit guter Schulbildung versehene Deutsche, welchem es schwer wird, mit solchen Elementen in dem beschränkten Arbeitsmarkte um ein Plätzchen zu ringen. Man ist z. B. in Washington damit beschäftigt, die Einwanderung noch mehr zu beschränken als bisher, besonders durch den sogenannten educational test. Von der „Immigration Restrictive League" wird hauptsächlich darauf gedrungen, daß die Erlaubniß zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten davon abhängig gemacht werde, daß der Einwanderer zum Mindesten in seiner Muttersprache lesen und schreiben könne. Eine solche Verfügung würde auf die aus Deutschland kommenden Einwanderer allerdings keinen hemmenden Einfluß ausüben, da die Zahl der deutschen Analphabeten verschwindend ist, während der Zufluß von einigen anderen Ländern dadurch ganz bedeutend beschränkt würde. Eine solche Beschränkung würde also die Deutschen begünstigen. Gegenwärtig liegen aber die Erwerbsverhältnisse dort sehr darnieder und deshalb ist von einer Auswanderung dringend abzurathen.

Als Anerkennung für ihr segensreiches Wirken im Interesse der Deutschen darf die Deutsche Gesellschaft in New-York es betrachten, daß der deutsche Kaiser alljährlich 1000 Mk., die bayerische Regierung 800 Mk., die Senate von Hamburg und Bremen 450 und 400 Mk. und die württembergische Regierung etwa 300 Mk. ihr zuwenden. Bedauerlich ist es, daß die Deutschen New-Yorks sich so wenig an dieser Deutschthumsarbeit betheiligen. Obwohl in New-York an 600 000 Deutsche wohnen, hat die Deutsche Gesellschaft nur gegen 1200 Mitglieder. Sind diese 1200 nur die einzigen Deutschen, die für ihre unglücklichen Landsleute aus Deutschland noch ein warmes Herz haben und sind alle übrigen in ihrem Herzen schon Amerikaner geworden? Es ist aus dem Bericht nicht ersichtlich, worin die geringe werbende Kraft der Gesellschaft begründet ist. Aber trotz ihrer geringen Anzahl leistet sie ja Anerkennenswerthes. Und wenn sich sonst Niemand im alten Lande veranlaßt fühlen sollte, ihre Bestrebungen mit einer Zuwendung zu fördern, so werden doch alle Diejenigen, die ihre Dienste in Anspruch nehmen, ihr ihre Mühe gern entgelten, obwohl sie das nicht beansprucht. Die Deutsche Gesellschaft hat nämlich eine Einrichtung, deren Wirkungskreis sie mit dem alten Lande in Verbindung bringt, das ist ihre Bankabtheilung, deren Reingewinn ebenfalls nur den Wohlthätigkeitszwecken zu gute kommt. Und diese Abtheilung ist sehr vielseitig, und deren Hilfe wird Manchem willkommen sein. Denn abgesehen von allen auf den Reise- und Geldverkehr bezüglichen Geschäfte besorgt sie die Ausfertigung von Vollmachten und Urkunden jeder Art, erwirkt notarielle Beglaubigungen, nimmt Vollmacht entgegen und besorgt die darin übertragenen Geschäfte, kassirt Erbschaften, Vermögen u. s. w. ein, verwaltet liegendes und bewegliches Eigenthum, giebt Auskünfte in Rechtsfragen u. s. w. Sie steht mit einer großen Anzahl Bankgeschäften in Deutschland und der Schweiz in Verbindung, wo Geldzahlungen von und nach Amerika geleistet werden. Möge diese Anregung dahin wirken, daß Jeder, der ihre Dienste in Anspruch nimmt, sie ihr nach seinen Kräften lohnt. Ihr Geschäftslokal ist 13 Broadway New-York, die Adresse für Briefe Post Office Box 1429 New-York.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 17, vom 25. April 1896.

Inhalt: Die Flämminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. (Fortsetzung.) — Berliner Alterthümer. Vortrag von Rud. Buchholz. (Schluß.) — Karl Ulrici (Günther Walling). Ein Erinnerungsblatt von Clarissa Lohde. — Kleine Mittheilungen: Die ersten Gesandten des Berliner Hofes in Rom. — Zur Vorgeschichte des deutschen Reichs-Post-Museums. — Aus einer Buchdruckerei des 16. Jahrhunderts. — Die Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. — Offenhalten der Kirche. — Musikdirector Wilhelm Heiser. — Büchertisch.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben von dem geschäftsführenden Ausschuß unter der verantwortlichen Redaction von Prof. D. Hermann Guthe. Band XIX, Heft 1. Mit 4 Tafeln und 8 Abbildungen im Text. Leipzig 1896, in Commission bei K. Baedeker.

Inhalt: Entstehung und Geschichte des Todten Meeres. Von Dr. M. Blankenhorn. — Nachträge. (Guthe, Röhricht.) — Bücheranzeigen: A. Seidel, Praktisches Lehrbuch der arabischen Umgangssprache syrischen Dialekts.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 13. Mai 1896. Nr. 20.

1. Friedrich Wilhelm August Carl Ferdinand von Mertens, Generallieutenant z. D., Ehrenritter seit 1864, † zu Pfaffendorf a. Rhein 28. April 1896.
2. Gustav von Hauteville, Regierungs-Rath, Ehrenritter seit 1881, † zu Cassel 30. April 1896.

Berlin, im April 1896.

Bericht

über Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Orden für 1895.

Im Laufe des Jahres 1895 sind 146 Meldungen der Lehrpflegerinnen eingegangen, 104 von ihnen sind noch in der Ausbildung. Fünf Lehrpflegerinnen mußten krankheitshalber den Kursus unterbrechen und eine hat sich ganz dem Diakonissenberufe gewidmet; neun haben den Kursus aufgeben müssen, theils waren sie krank resp. zu schwach für den Krankendienst, theils sonst ungeeignet.

700 Patente sind vom Durchlauchtigsten Herrenmeister vom Jahre 1887 bis jetzt ertheilt worden, im verflossenen Jahre 110.

Von diesen 700 Johanniterinnen sind 81 Diakonissen geworden, 10 sind inzwischen gestorben und 41 sind aus dem Verhältniß als dienende Schwestern ausgeschieden, zumeist wegen Verheirathung, einige mußten in der Liste gelöscht werden, da sie die Krankenpflege zur Erwerbsquelle gemacht hatten. Von denselben verlangte der Orden außer der Rückgabe des Patentes, die Erstattung der erwachsenen Kosten.

Es gehören sonach 568 Schwestern dem Johanniter-Orden an, von denen 425 als unbedingt felddienstfähig dem Johanniter-Orden zur Verfügung stehen. Auf die übrigen 143 Schwestern wird nicht zu rechnen sein, denn 24 von ihnen sind krank, 74 haben sich verheirathet, 8 verlobt und 37 sind unabkömmlich — Familienverhältnisse wegen.

Die 568 dienenden Schwestern vertheilen sich auf die Ordensprovinzen wie folgt: *)

	Gesammtzahl der Schwestern.	Davon sind: felddienstfähig	krank	verheirathet	verlobt	unabkömmlich
a) Rheinland . . .	39	30	.	5	1	3
b) Württemberg . .	12	9	1	1	1	.
c) Brandenburg . .	98	80	3	9	2	4
d) Westfalen . . .	28	18	2	6	.	2
e) Mecklenburg . .	17	16	.	1	.	.
f) Schlesien . . .	82	60	6	8	1	7
g) Pommern . . .	68	51	3	10	1	3
h) Posen	14	8	2	4	.	.
i) Königreich Sachsen	17	11	.	4	.	2
k) Preußen . . .	27	16	.	6	.	5
l) Provinz Sachsen .	75	58	4	6	1	6
m) Schleswig-Holstein	22	13	1	6	.	2
n) Hannover . . .	41	36	1	3	.	1
o) Hessen	23	17	.	5	.	1
p) Bayern	5	2	1	.	1	1

Aus den im Herbst jeden Jahres von den Herren Obhutritlern zu erstattenden Berichten war zu entnehmen, daß in den Diakonissen-Mutterhäusern und deren Außenstationen 264 Johanniter-Schwestern in 16 659 Plegetagen Aushilfedienste verrichtet haben, wie folgt:

	Schwestern.	Tage.
Kaiserswerth	16	1 227
Stuttgart	3	217
Bethanien—Berlin	25	1 626
(Altdöbern)	7	569
Elisabeth-Krankenhaus—Berlin .	25	1 323
Lazarus- " " .	10	550
Paul-Gerhardtstift " .	1	42
Seite . . .	87	5 554

*) Nach einer Aufstellung vom 20. Januar 1896.

Digitized by Google

	Schwestern.	Tage.
Uebertrag . . .	87	5 554
Oberlinhaus—Nowawes . . .	2	255
Sarepta—Bielefeld	11	852
Witten	3	—
Bethlehemstift—Ludwigslust . .	7	369
Bethanien—Breslau	12	560
Frankenstein	5	159
Crajchnitz	5	264
Bethanien—Neu-Torney-Stettin .	10	572
Posen	9	568
Dresden	3	103
Königsberg i. Pr.	1	59
Danzig	7	487
Halle a. S.	27	1 736
Marienstift—Braunschweig . .	6	348
Flensburg	8	439
Altona	5	194
Hannover (Henriettenstift) . .	23	1 681
Bremen	3	144
Darmstadt (Elisabethstift) . . .	5	406
Wehlheiden-Cassel	8	660
Frankfurt a. Main	7	265
Augusta-Hospital—Berlin . . .	2	263
Dessau	6	432
Lutherstift—Frankfurt a. O. . .	1	117
Cassel, Rothes Kreuz (Vaterl. Frauenverein)	1	172
Summa . . .	264	16 659

In der Gemeindepflege waren 265 Schwestern thätig; 102 von ihnen haben 1063 Nachtwachen gehabt, 116 Schwestern haben 1703 Kranke verpflegt und 134 Schwestern verzeichnen 20081 Kranken- resp. Hausbesuche, während 91 Schwestern 6012 Pflegetage angeben.

Mit Privatpflege haben sich 107 Johanniterinnen beschäftigt und 125 Personen in 3390 Tagen gepflegt, 24 von ihnen hatten 315 Nachtwachen.

Zu den 425 als unbedingt felddienstfähigen dienenden Schwestern — im Vorjahre waren es 378, also jetzt mehr: 47 — treten noch 1413 Diakonissen hinzu — 62 mehr wie 1895 —, die im Falle eines Krieges von den Diakonissen-Mutterhäusern dem Johanniter-Orden für das Jahr 1896 zur Verfügung gestellt werden, und zwar zu sofort 600, vier Wochen später 400 und den Rest nach weiteren vier Wochen. Im Ganzen hat der Johanniter-Orden somit 1838 weibliche Personen zur Krankenpflege im Kriege.

Unter der Leitung von dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens stehen Kranken-Anstalten, Hospize, Privatkliniken ꝛc. und zwar das Krankenhaus in Alt-Döbern, das Kreis-Krankenhaus in Trebbin, die Haushaltungsschule und Volksküche zu Greifswald, das Sommerpflegehaus Lenzheim in Schreiberhau, Privatkliniken in Göttingen, Bremen, Stralsund, das Barmer Kinderkurhaus in Königsborn, das Diakonissenhaus in Utrecht (Holland), die v. Bodelschwinghschen Anstalten in Paris.

Ueberall ist dafür gesorgt, daß die dienenden Schwestern die dem Orden gegenüber eingegangenen Verpflichtungen erfüllen, nämlich, daß sie für Kriegs- und sonstige Nothfälle zur Verfügung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters stehen, und daß sie die Krankenpflege nicht zur Erwerbsquelle machen. In letzterer Beziehung ist als äußerst zulässiges Maß zur Bestreitung für Kleidung und kleine Ausgaben der Betrag von monatlich 20 Mark festgesetzt, bei völlig freier Station.

Letzteres war bisher nur zur Aussprache gekommen in einzelnen Fällen der Anfrage, es soll aber hier ausdrücklich und generell ausgesprochen werden, weil es in letzter Zeit vorgekommen, daß dienende Schwestern geglaubt hatten, auch einen höheren Betrag, der ihnen geradezu aufgedrängt war, annehmen zu dürfen, ohne damit die Verpflichtung, die Krankenpflege nicht zu einer Erwerbsquelle machen zu dürfen, zu verletzen.

Das Formular der Bedingungen, welches jede Antragstellerin wegen Annahme als Lehrpflegerin zu unterschreiben hat, ist dahin ergänzt, daß die Verpflichtung, die auf Kosten des Johanniter-Ordens erlernte Krankenpflege nicht zur Erwerbsquelle zu machen, mit in das Formular aufgenommen ist. Bisher mußten sie es ausdrücklich im Aufnahmeantrag aussprechen; es wurde häufig vergessen und gab dann zu Korrespondenzen Veranlassung, die nicht allein das Schreibwesen vermehrten, sondern auch unliebsame Verzögerungen herbeiführten.

Häufig machen Antragstellerinnen von dem Rechte Gebrauch, einen Wunsch dahin auszusprechen, wo sie ausgebildet werden möchten, fügen dann aber auch einen vielleicht sehr nahe gelegenen Termin hinzu. Beide Wünsche können gewöhnlich nicht erfüllt werden; wird ein bestimmtes Haus genannt, so muß der Termin der Ordensleitung überlassen werden, wird ein bestimmter Termin genannt, so muß der Orden freie Hand in der Wahl des Hauses haben.

Nicht genug zu rühmen und zu danken ist, daß die Diakonissenhäuser mit immer gleicher Bereitwilligkeit den Wünschen der Ordensleitung entsprechen, auch häufig über die Zahl der Lehrpflegerinnen hinausgehen, zu der sie sich streng verpflichtet haben.

Klagen von Seiten der Diakonissenhäuser über Lehrpflegerinnen sowie umgekehrt sind niemals vorgekommen.

An Erstere möchte ich hierdurch die Bitte richten, daß sie, in dem Falle eine Lehrpflegerin sich als ungeeignet erweist, dieselbe ohne weitere Rückfrage entlassen, damit dem Orden nicht unnöthige Kosten erwachsen, ferner, daß sie sich der Schlußrubrik des

Digitized by Google

Lehrbriefformulars etwas mehr bedienen möchten wie bisher, um der Ordensleitung einen Einblick in die Befähigung der Lehrpflegerin zu geben.

Ueber das Tragen der Hauben, welche zur Johanniterinnentracht gehört, ist nunmehr, nach eingehenden Verhandlungen mit Diakonissenhäusern und nach Anhörung verschiedener dienenden Schwestern bestimmt, daß die Bänder nach vorn und unter dem Kinn zuzubinden sind.

Die Diakonissenhäuser erkennen gern an, daß ihnen durch die dienenden Schwestern des Ordens manche Hilfe geleistet wird; die Nachfrage nach Diakonissen ist immer noch viel größer, wie ihr nachgekommen werden kann. Es ist noch so viel Raum da für die Diakonissen, und wenn dieser ausgefüllt werden sollte, so wäre der schwierige Fall der „Frauenfrage" im Wesentlichen gelöst, ohne daß die Frauen durch die Wahl ihrer Lebensaufgabe den Männern Konkurrenz machen müßten. Möchten somit recht viele Johanniterschwestern ihren Dienst als einen Uebergang in den eigentlichen Diakonissenberuf in Diakonissenhäusern betrachten, und Gott der HErr und treue Heiland gebe Seinen Segen dazu.

Graf von Zieten-Schwerin,

Ehren-Commendator und Werkmeister des Johanniter-Ordens, auf Wustrau (Kreis Ruppin).

Die Symbolik des Kreuzes.

Vortrag, gehalten auf dem Rittertage der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen, zu Dresden am 2. März 1896, von Pfarrer H. v. Seydewitz, Leipzig.

Hochgeehrte Herren! Wir stehen mitten in der Passionszeit und unser geistiges Auge ist gerichtet nach Jerusalem, der Stadt der großen Offenbarungen und der großen Schmerzen. Aber nicht in den engen Gassen der wunderbaren Stadt bewegen wir uns heute, sondern außerhalb der Mauern ruht unser Blick. Wir könnten mit unserem verehrten Freund, dem Grafen Zieten-Schwerin*) in dem schönen Johanniterhospiz einkehren, und uns erfreuen an der herrlichen Kirche, die auf den Muristan erbaut wird; wir könnten auch auf die andere Seite nach dem Oelberg zu, über den schmalen Kidron unter die alten Oelbäume treten, in den Keltergarten Gethsemane, wo der Herr den bittersten Leidenskelch trinken mußte, aber für heute nehmen wir den Weg nach Norden, durch das Damaskusthor; da liegt rechts vom Weg ein kleiner Hügel, er soll einem Schädel gleichen; ja, hier soll man Adams Schädel gefunden haben, als man auf der Höhe das Loch grub, um Jesu Kreuz aufzurichten, da ist die Stätte, wo das wunderbare Zeichen aufgepflanzt wurde, davon wir sprechen und unter dessen Schatten wir eine kurze Rast halten wollen.

*) Siehe dessen Reisebericht, Joh. Wochenblatt No. 35 de 1892.

Where you there when they crucifoid my Lord?
Where you there when they nailed him to the cross?
Where you there when they laid him in the tomb?
Where you there when they rolled the stone away?

So singen mit tiefer Innigkeit jene schwarzen Sclavenkinder, die wie eine rückschlagende Welle aus Amerika uns den Gekreuzigten predigen. Wieviel tausend Lieder sind dem Kreuz gewidmet, wieviel tausend Maler haben sich an Golgatha versucht, wie ist das Kreuz, dies Holz des Fluches erhoben zu den höchsten Stellen, wer hat es nicht mit Andacht im Mailänder Dom gesehen, und wer hat sich nicht gefreut, es als die höchste Spitze der deutschen Kaiserkrone zu erblicken, und so wie wir, tragen es nicht tausend Ordensritter auf der Brust, die feierlich das Gelübde abgelegt haben, einzustehen mit Ritterwort und Ritterehre, mit Rittergut und Ritterblut, für Den, Der an dem Kreuz gestorben ist. Welche Pracht schmückt oft ein Kreuz, von Diamanten und Perlen besetzt und wieder wie schlicht wirkt das eiserne oder das leinene Kreuz!

Das Kreuz ist eine ganz natürliche mathematische Figur, es brauchen nur zwei Linien sich zu schneiden, der Mensch stellt sie selbst dar, wenn er die Arme wagrecht hält, wir finden sie in den Schneeflocken, die vom Himmel fallen, in der kleinsten Blume die auf der Wiese blüht, und auf der anderen Seite ist es ein von Menschen gemachtes, sonderbares Zeichen des Sieges und der Kraft. Und von dieser Zeichensprache des Kreuzes möchte ich heute einen kurzen Abriß geben.

Aus dem riesengroßen Stoff, der im Lauf der Jahrhunderte aufgehäuft ist, und vor dem man erschrecken könnte, kann ich nur einiges wenige herausheben, ich müßte sonst die ganze Ethnologie, Strafrecht, Theologie, Archäologie und Kunstgeschichte behandeln.

Ein sehr gelehrter, katholischer Ingolstädter Theologe hat 1598 ein drei große Foliobände enthaltendes Werk, de cruce Christi rebusque ad eam pertinentibus geschrieben (Jac. Gretzer) und ihm sind Hunderte nachgefolgt. Das neueste und beste ist wohl die Schrift von Prof. Zöckler in Greifswald: „Das Kreuz Christi", Gütersloh, 1875, welchem wir hier im Wesentlichen folgen. Unser Leben, unsere Kraft, unsere Hoffnung, unser Glaube, unser ganzes Christenthum beruht auf dem Kreuz. Und das Kreuz selbst ist das schönste Sinnbild für dasselbe. Das Christenthum ist die Verbindung von Schwachheit und Kraft; denken Sie an Pauli Wort: „Wenn ich schwach bin, bin ich stark", von Sterben und Leben, denken Sie an das Wort des Herrn: „Wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben!", von Erhöhung und Selbsterniedrigung, denn: „Die Ersten werden die Letzten sein", und umgekehrt. Das Kreuz ist das Zusammentreffen der größten Gegensätze, Fluch und Segen, Leben und Tod, ja, mit seinen zwei sich

Digitized by Google

kreuzenden Balken stellt es dar den Knotenpunkt der Wege Gottes und der Wege der Menschen und diesen Punkt muß Jeder einmal erlebt haben, sonst versteht er das Geheimniß des Kreuzes nicht. Paulus drückt es mit der Zeichensprache seines Geistes so aus: „ich trage die Malzeichen des Herrn an meinem Leibe". Aber eben deshalb ist das Kreuz den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit.

Bisher haben wir von dem Kreuz geredet, und dabei selbstverständlich des Kreuzes Christi gedacht. Ehe wir weiter gehen, müssen wir die Spuren des Kreuzes auch in der nichtchristlichen Welt aufsuchen. Es wäre unbegreiflich, wenn sich dieser ornamentale Schmuck nicht auch dort als ein symbolisches Zeichen herausgearbeitet hätte.

Die Kreuzbildungen der Heiden sind im seltensten Falle Darstellungen eines religiösen Gedankens, und tragen nichts Ueberirdisches, sondern Irdisches an sich. Da sehen Sie das sogenannte Henkelkreuz der Aegypter, ☥ (crux ansata), auch Nilschlüssel genannt. Dies Zeichen dürfte Leben bedeuten. Man hat es bei der Zerstörung des Serapis-Tempels entdeckt (390 n. Chr.) und erst später als ein Bild des Osiris verstanden. Man stellte denselben gern hieroglyphisch so dar: ein Stab und oben auf demselben ein Auge, wobei zu bedenken ist, daß der senkrechte Stab die senkrecht herabfallenden, und der wagerechte Stab die von Osten nach Westen gehenden Sonnenstrahlen bedeuten. Auch das sog. Taukreuz (⊤) findet sich bei Mumien wohl mit dem Gedanken der Hoffnung auf ewiges Licht. Zu erwähnen ist auch der sog. Nilmesser, ein Längsstab mit 4 Querstäben, das Attribut des Gottes Pth; es erscheint als eine Darstellung der 4 Weltzonen und der 4 Stufen der Seelenwanderung ⸗.

In Vorderasien finden wir eine dem ägyptischen Henkelkreuz ähnliche Figur, ♁ mit einigen Nebenformen, ein Punkt oder Stern in dem Kreise. Götter tragen dies Zeichen oder Astarte, die assyrische Venus hält es in der Hand, oder ein die Götter Anbetender bringt in der einen Hand den Ring, in der anderen das Kreuz dar. Dies auch den Planeten Venus darstellende Symbol scheint auf nichts als das Leben hinweisen zu sollen.

Neben diesen Formen finden sich bei den Ostasiaten noch andere Darstellungen, das Kreuz gleichschenklig, in einem Ring ⊕ oder nur das Kreuz, oder das Kreuz doppelt, offenbar das Sonnenrad darstellend. Von den babylonisch-assyrischen Völkern ist diese Form westwärts zu den Phöniziern und auf die Inseln des Mittelmeeres verpflanzt. So soll ein großes Kreuz, in Fels gehauen, auf Malta und der naheliegenden Insel Gozzo, das Vorbild für das Malteser und Johanniterkreuz gegeben haben.

Von jenseits des hl. Landes wäre es somit gekommen, und mit christlichen Gedanken erfüllt, habe man es wieder zurückgetragen.

Indem ich von der Darstellung des Wunderbaumes oder Baum des Lebens auf assyrischen und babylonischen Denkmälern absehe, der übrigens nach Indien verpflanzt, dem Bodhibaum gleicht (Erkenntnißbaum), unter welchem Sakhyamuni sich zum Budha aufgeschwungen haben soll, gehen wir nach Indien, wo uns wieder das Nilkreuz entgegen tritt, als Herrschaftssymbol der Trimurtie: Brama, Vishnu und Shiwa.

Daneben finden wir das Pfötchenkreuz, „la croix pattée" von den Franzosen genannt; auch dies ist offenbar ein unvollendetes Sonnenrad und bedeutet die Umfassung von Himmel und Erde (✢). Alle diese Untersuchungen sind sehr schwer zu beurtheilen, besonders die der Buddhistischen Kreuzesformen, ebenso das bei den Kamtschadalen vorkommende, von Humboldt erwähnte, auch die bei den Samojeden und Lappen auftauchenden Kreuze, weil es nicht ganz ausgeschlossen ist, daß spätere christliche Einflüsse mitwirken, deren geschichtliche Grundlagen wir nichtkennen.

Aeußerst interessant, aber noch nicht aufgeklärt ist die Bedeutung des sog. altbaktrischen Labarum-Kreuzes. Es ist vorchristlichen Ursprunges, aber es hat eine so unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Labarum des ersten christlichen Kaisers Constantin, daß man schon daraus schließen möchte, Constantin habe einfach das alte Zeichen benützt.

Die Form, wie sie hier dargestellt wird (⸸), befindet sich auf Münzen des baktrischen Königs Hippostratos (130 n. Chr.), ganz ähnliche Zeichen finden wir auf den Münzen ägyptischer Ptolomäerkönige, auch auf den Silbermünzen des Königs Mithridates von Pontus.

Eine gemeinsame Herkunft von der Figur des Nilschlüssels scheint mir ausgeschlossen, dort ist der Querbalken immer horizontal, hier bei der crux desnssata sind immer schräg sich kreuzende Balken gemalt, ähnlich dem griechischen χ und dem lateinischen X. Die Christen fanden dieses Zeichen vor und übernahmen es von den Heiden, als Symbol ihres Glaubens. Wir wissen ja, wie sie sonst bei der Uebernahme mythologischer Figuren in den christlichen Cultus sehr naiv und weitherzig vorgingen.

Die Katakomben zeigen den ausgiebigsten Gebrauch, wir denken an Orpheus, den guten Hirten, ja selbst der erymanthische Eber fehlt nicht auf frühchristlichen Sarkophagen.

Wir übergehen die anderen Kreuzesdarstellungen unter den Völkern Europas, wo sie zumeist nichts als Ornamente sind, wie auf etruriſchen Vasen und anderen; will man ja auf einer angeblich antiken Münze einer südspanischen Stadt Asido bereits eine Zusammenstellung von Kreuz und Halbmond entdeckt haben. ☪

Ich glaube, das Kreuz bedeutet einen Stern, und das ganze Bild ist von den Mauren nach Spanien gebracht worden.

Digitized by Google

Aus dem Wenigen, was ich aus der erdrückenden Fülle des Stoffes hier vortragen konnte, ergiebt sich, daß das Symbol des Kreuzes eine religiöse Bedeutung bei den Heiden nicht trug, dagegen die Naturkräfte, Wasser, Sonne, Baum, Leben dadurch wohl dargestellt werden sollten. Das zuletzt genannte, der Baum, als Baum des Lebens, der Fruchtbarkeit und des Segens, dürfte als ein Ueberrest der Paradiesesgeschichte wohl anzusehen sein. Ob nicht auch der Baum der Erkenntniß von Gut und Böse, der der Fluchbaum geworden ist, seinen Schatten in die Völkergeschichte geworfen hat?

Das Kreuz, als Zeichen des Fluches begegnet uns überall da, wo es als Strafwerkzeug gebraucht wird. Die Strafe der Kreuzigung findet sich fast bei allen Völkerschaften, sie gehört zu den grausamsten und, was für uns von Wichtigkeit ist, zu den entehrendsten und beschimpfendsten. Aus dem lateinischen Wort „supplicium“, was ja auch Opfer heißt, hat man schließen wollen, daß diese Art der Tödtung ein den Göttern gebrachtes Opfer sei. Der Schluß ist verfehlt, vielmehr ist die Kreuzigung wesentlich eine entehrende Aussetzung Hingerichteter zum Fraß für die Thiere der Luft und des Feldes. Cicero nennt es: „supplicium taeterrimum“.

Wie ist sie vollzogen worden? Man benutzte einen hohen Stamm, an welchem der Verbrecher der Länge nach so angenagelt wurde, daß die Hände übereinandergelegt über dem Kopf und die Füße übereinander gelegt am unteren Ende angenagelt wurden. Eine andere Art war die der furca, ähnlich dem griechischen γ. Der Deliquent wurde mit dem einen Querbalken beladen, mit Peitschenhieben nach dem Richtplatz getrieben und dort mit dem Querbalken, an welchem die Arme angebunden waren, an einem Pfahl so hinaufgezogen, daß der Längsballen mit dem Querbalken eine Figur des lateinischen T gab (Antoniuskreuz).

Nebenher geht die Form des sog. Andreaskreuzes, eines schrägen Kreuzes ×, woran die Verbrecher mit gespreizten Händen und Füßen aufgehängt wurden.

Die gewöhnliche Form des Richtkreuzes in der letzten vorchristlichen Zeit, somit diejenige, welche man bei der Hinrichtung des Herrn benützte, ist die vierarmige †, die dann späterhin als die gewöhnliche in die christliche Kirche übergegangen ist. Sie entstand so, daß man gleich von vornherein 2 Balken über einander befestigte, oder so, daß man den Deliquenten, der den Querbalken unter den Armen trug, nicht ganz bis zu der Spitze des Pfahles hinaufzog.

Der an das Kreuz Geschlagene erschien als der höchsten Schande preisgegeben, als aus der Menschheit ausgestoßen, als ein Abschaum der Menschheit. Ja, wie weit man in diesem arbor infelix, wie die Römer sagen, eine aus uralter Zeit übertragene Idee des Baumes im Paradies anzusehen hat, ist schwer zu entscheiden. Man mog erinnern, wie bei vielen alten Völkern Bäume abgebildet sind mit den Symbolen des Bösen, einer Schlange oder einem Drachen, auch die wohlbekannte Esche Yggdrasil der nordischen Germanen, die an der Wurzel von der Schlange Nidhögr benagt wird, ruft ähnliche Gedanken hervor. Bei den Chinesen und den Buddhisten Indiens und Persiens sind ähnliche Anschauungen des Fluchbaumes zu finden, aber ob man daraus auf Typen der Unoffenbarung schließen darf, ist schwer zu behaupten.

Dagegen sei hingewiesen auf den wohlbekannten Vorgang, als Moses in der Wüste eine eherne Schlange erhöhte, und die Kinder Israels von den tödtlichen Schlangenbissen gerettet wurden, wenn sie nach der Schlange blickten, das darf man kühn, umsomehr, als der Herr selbst im nächtlichen Gespräch mit Nicodemus darauf hinweist, als ein prophetisches Symbol des Segens ansehen, der von dem Holz des Fluches durch Christum geflossen ist. Also schon ein Vorbild von Fluch und Segen.

Und nun betreten wir heiligen Boden, sehen das Kreuz hoch aufgerichtet auf der Spitze der Schädelstätte Golgatha, das Bild der höchsten Schmach, noch erhöht dadurch, daß zwei ausgezeichnete Verbrecher rechts und links mit aufgehängt sind.

Der Himmel verschleiert, die Erde erbebend, das Volk höhnend, die Feinde triumphirend, aber Der im Himmel sitzet, hört das Schreien dieses Gerechten. Er nimmt das freiwillige Opfer an, Er sieht die sündige Welt in seinem Sohne und den Sohn in der sündigen Welt. Paulus aber greift zur Harfe des alttestamentlichen Propheten und jubilirt: „Tod, wo ist Dein Stachel, Kreuz, wo ist Dein Fluch, Gott sei Dank, Der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!“

Es ereignet sich das in der Geschichte unerhörte: Das Holz des Fluches wird zum Zeichen des Sieges, das Zeichen des Todes zum Symbol des Lebens! Wenn wir sonst keine Wunder sähen, hier ist das gewaltigste. Gewiß hat die Botschaft des Kreuzes eine ganze in Verderben gesunkene Welt erneuert, aber verwunderlicher noch ist es, daß gerade das Zeichen der tiefsten Erniedrigung zu dem Symbol der herrlichsten Erhöhung wurde.

„Wenn ich dies Wunder fassen will,
So steht mein Geist in Ehrfurcht still,
Er betet an, und er ermißt,
Daß Gottes Lieb' unendlich ist!“

Der segenspendende Lebensbaum, der im Paradies gestanden, auf den die Völker gehofft, und der Baum des Fluches, davor sie sich gefürchtet, ist in eins vereint, im Kreuz auf Golgatha.

Die erste christliche Gemeinde bis in das vierte Jahrhundert hinein ist unter diesem Zeichen gestanden, die ganze Kirche eine ecclesia crucis, jeder Einzelne ein crucifixus, in dem gewaltigen agon christianus, wie Augustin diese Zeit nennt.

In jenen Zeiten tritt das Symbol des Kreuzes

Digitized by Google

zurück hinter die Lebenskraft desselben; als die Freiheit errungen war, scheint es umgekehrt gewesen zu sein. Doch ganz ohne Symbolik sind die ersten Christen auch nicht gewesen, ich weise nur hin auf die Sitte des Kreuzschlagens, signum facere, nämlich crucis. Tertullian berichtet: Auf Schritt und Tritt, beim Eingang und Ausgang, beim Anlegen der Kleider und Schuhe, beim Baden, bei Tische, beim Lichtanzünden, Schlafengehen, Sitzen und was wir nur treiben, zeichnen wir die Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes; wenn Tertullian, der von 185—230 lebte, als von einer langjährigen Tradition dieses Brauches spricht, so darf man wohl annehmen, daß er bis in die Nähe der Apostelzeit zurückreicht. Als ein magisches, zauberhaftes Zeichen sah man es damals noch nicht an, das konnte erst bei dem Verfall des Glaubens in der römischen Kirche eintreten.

(Schluß folgt.)

Der Deutsche Verein zur Erforschung Palästinas,

eine wissenschaftliche Gesellschaft, hat sich die Erforschung Palästinas namentlich behufs Förderung der Bibelkunde zur Aufgabe gestellt. Er verfolgt seinen Zweck:

1. durch Herausgabe von „Mitheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins", die alle zwei Monat in der Stärke von je einem Bogen erscheinen, und durch Herausgabe der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins", die größere Abhandlungen und kartographische Beilagen bringt, jährlich zwei bis drei Hefte in einem Umfang von insgesammt 12 Bogen;
2. durch eigene Forschungen in Palästina. Von diesen sind augenblicklich zu nennen die Herstellung einer genauen Karte des Ostjordanlandes, für die Herr Dr. phil. G. Schumacher im Auftrage des Vereins thätig ist, ferner die Einrichtung und Unterhaltung von meteorologischen und phänologischen Stationen an den wichtigsten Punkten des Landes.

Der Verein wird geleitet durch einen geschäftsführenden Vorstand und durch einen großen Ausschuß. Zum Vorstand gehören gegenwärtig Professor Dr. K. Furrer in Zürich, Professor Dr. H. Guthe in Leipzig, Professor Dr. E. Kautzsch in Halle a. S., Dr. phil. Otto Kersten in Berlin und Professor Dr. A. Socin in Leipzig.

Anmeldungen zum Deutschen Palästina-Verein nimmt die Buchhandlung von K. Baedeker, Leipzig, Nürnbergerstraße 46, entgegen. Die jährlichen Beiträge der Mitglieder — Minimalsatz 10 R.-Mark — werden theils zur Herausgabe der Zeitschrift, theils zu den wissenschaftlichen Unternehmungen des Vereins verwandt. Höhere jährliche Beiträge, sowie auch einmalige Gaben für wissenschaftliche Unternehmungen sind sehr erwünscht. Den Mitgliedern des Vereins werden die Hefte der Zeitschrift und die Mittheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins unmittelbar nach ihrem Erscheinen kostenfrei zugesandt.

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1896. Nr. 1. Januar und Februar. (Seite 1—14.) Nürnberg 1896. Verlagseigenthum des germanischen Museums.

Außer der laufenden Chronik des germanischen Museums enthält diese Nummer eingehende Mittheilungen über neue Erwerbungen desselben, sowie über das historisch-pharmaceutische Centralmuseum in Nürnberg, nebst einer Abbildung der Sternapotheke in Nürnberg, um 1725.

Als Beilage sind der Nummer beigefügt: Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1896. Bogen 1—4, folgenden Inhalts: Ein vergessener Schüler Albrecht Dürers. — Aus der Plakettensammlung des germanischen Nationalmuseums. „Unter dem Namen „Plaketten" faßt man die kleineren, meist gegossenen Metallreliefs zusammen, die entweder als Schmuckgegenstände oder als Theile kunstgewerblicher Arbeiten directe Verwendung fanden, oder aber den Goldschmieden vornehmlich, den Hafnern, Bildhauern und Erzgießern als Modelle dienten. Bisweilen benutzte man sie auch, unverändert oder vergoldet, mit Holz- oder Metallrahmen versehen, als willkommenen Wandschmuck. — Das Geburtsland der Plaketten ist Italien, von dort fanden sie, in ausgedehnterem Maße wohl erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, Eingang in Deutschland. — Die überwiegende Mehrzahl der deutschen Plaketten stellt sich als Bleiguß dar, und diese Thatsache erklärt sich vielleicht, abgesehen von der größeren Billigkeit, aus dem Umstande, daß sie besonders als Vorbilder für Treibarbeiten dienten. Denn für den Guß bietet ein Modell aus härterem Metall, das die einzelnen Linien, die Details, schärfer und deutlicher hält und wiedergiebt, weit größeren Vortheil, während bei einem zum Treiben dienenden Vorbilde die Hand des nachschaffenden Künstlers selbstständig ergänzt, was bei einem mechanischen Reproductionsverfahren verloren gehen würde". (Mit 1 Tafel Abbildungen und 1 Abbildung im Text.) — Oswald und Kaspar Krell. (Vergleiche Dürers Porträt Oswalds in der Münchener Alten Pinakothek.) — Zu Baldung „Madonna mit der Meerlatze."

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 20. Mai 1896. Nr. 21.

1. Hugo Ewald von Kleist, Oberforstmeister a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Naumburg a. d. Saale 8. Mai 1896.
2. August von Zastrow, Ober-Regierungs-Rath, Rechtsritter seit 1884, † zu Cöslin 10. Mai 1896.

Die Einweihung der Johanniter-Kirche zu Niederweisel in Oberhessen.

Nieder-Weisel, den 7. Mai 1896.

Vom schönsten Wetter begünstigt, fand am 6. d. M. die Einweihung der neuhergerichteten alten Johanniter-Kirche dahier statt. Zu dieser Feierlichkeit hatten sich außer Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen, dem Durchlauchtigsten Herrenmeister des Johanniter-Ordens, fast sämmtliche zur Hessischen Genossenschaft gehörige Johanniter-Ritter eingefunden; unter Anderen waren erschienen: Se. Erlaucht der Graf zu Solms-Laubach, Commendator des Ordens, Se. Durchlaucht der Fürst zu Solms-Hohensolms-Lich, Se. Erlaucht der Graf von Schlitz genannt von Görtz.

Den hohen Herren wurde ein glänzender Empfang bereitet. Sowohl am Eingang des Dorfes, wie auch unmittelbar vor dem Ordens-Hospital waren Ehrenpforten errichtet, an denen das Johanniter Kreuz schon von Weitem sichtbar war.

An der Hauptstraße, welche die hohen Herrschaften passiren mußten, waren die Häuser festlich geflaggt und geschmückt. Schon einige Stunden vor Beginn des Gottesdienstes hatten sich eine Menge auswärtiger Leute im Dorfe eingefunden, welche alle den Herrenmeister des Ordens sehen wollten und, wenn es möglich gewesen wäre, auch gern der gottesdienstlichen Feier in der Kirche beigewohnt hätten.

Um 3 Uhr hatten sich sämmtliche Johanniter-Ritter bereits im Krankenhause eingefunden, und da die Witterung so günstig war, vor dem Haupteingang desselben Aufstellung genommen, um den Herrenmeister zu begrüßen und Höchstdemselben vorgestellt zu werden. Durch mannigfache Ovationen, welche dem hohen Herrn, Höchstder mit Sr. Erlaucht dem Grafen zu Solms, von Laubach kommend, schon unterwegs bereitet worden waren, hatte sich die Ankunft bis ¼ vor 5 Uhr verzögert. Endlich täuteten die Glocken, ein Zeichen, daß der Wagen, in welchem beide Herren saßen, bereits im Dorfe angelangt war — auch hier, gerade in der Mitte desselben, standen drei Mädchen, von denen das eine, ein Töchterchen des Orts- und Anstaltsgeistlichen, dem hohen Herrn einen Blumenstrauß, das Johanniter-Kreuz darstellend, unter Hersagen folgender Verse überreichte:

„Ein Freudentag ist angebrochen
Für Alle heut', ob groß ob klein,
Die Arbeit selbst ward unterbrochen,
Denn Preußens Feldmarschall zieht ein!
Dem Held vom Hohenzollernstamme
Gilt heute der Begeisterung Flamme.
Drum, des Ordens Herrenmeister,
Nehmt diesen Strauß in Gnaden an —
Eurer Tugend Fülle preist er
Viel besser als mein Mund es kann.
Es klinge hoch und weit hinaus:
Gott segne Euch — Gott schütz' das Deutsche Kaiserhaus!"

Mit einem artigen Knix reichte die kleine Sprecherin dem hohen Herrn den Blumenstrauß hin, der mit freundlichen Worten und der Frage nach Namen und Alter des Kindes entgegengenommen wurde.

Unter begeistertem Hurrahrufen der Menge langte der Wagen mit dem hohen Herrn kurz vor 5 Uhr am Krankenhause an, wo die Vorstellung der bereits anwesenden Johanniter-Ritter durch den Grafen zu Solms-Laubach erfolgte. Nachdem dies geschehen, setzte sich der Zug unter Glockengeläute der Dorfkirche alsbald zur Johanniter-Kirche, welche neben dem Krankenhause steht, in Bewegung. Auf dem Wege dahin bildeten die Vereine der Gemeinde Spalier; am Hauptportal der Kirche wurden die Herrschaften von den beiden fungirenden Geistlichen, dem Decan Meyer und dem Orts- und Anstalts-

geistlichen Pfarrer Bernhard empfangen und zu ihren Plätzen geleitet, worauf der Gottesdienst seinen Anfang nahm. Decan Meyer hielt die eigentliche Weihrede. Den Schluß machte Pfarrer Bernhard mit freigesprochenem Gebet und Ertheilung des Segens. Der Weiherede lagen die Worte Matth. 8, 37 zu Grunde. Nach Schluß des Gottesdienstes blieben die Ordensritter noch in der Kirche, um zum erstenmale unter dem Vorsitz des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ihre Berathungen zu halten, welche bis ½7 Uhr währten, worauf sie sich in verschiedenen Wagen zum Festessen in den hessischen Hof nach dem nahen Butzbach begaben.

Abends um ½9 Uhr brachte der dortige Kriegerverein zugleich mit benachbarten Vereinen aus Nieder-Weisel, Ostheim und anderen Orten dem Prinzen einen imposanten Fackelzug dar unter Musikbegleitung, welche das 116. Infanterie-Regiment zu Gießen gestellt hatte. Die Stadt Butzbach, 20 Minuten von Nieder-Weisel gelegen, hatte ebenfalls reichlich geflaggt und bei den Klängen der Musik herrschte noch spät ein reges Leben in der Stadt.

Bei dem Festmahl, zu dem Einsender dieses auch Einladung erhalten hatte, brachte der Durchlauchtigste Herrenmeister den ersten Toast auf den hohen Protector des Ordens: Seine Majestät den Kaiser und König und auf den Landesherrn: Seine Königliche Hoheit den Großherzog von Hessen und bei Rhein aus. Graf zu Solms-Laubach feierte Seine Königliche Hoheit den Herrenmeister.

Abends ½10 Uhr fuhren die meisten Herren mit den sogenannten D.-Zügen, welche ausnahmsweise diesmal in Butzbach zu halten hatten, in der Richtung nach Frankfurt und Gießen in ihre Heimath ab.

So endete ein schönes Fest, ein Ehrentag für die Gemeinde Nieder-Weisel, der allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben wird.

Schließlich sei noch erwähnt, daß das Johanniter-Hospital hierselbst auch zugleich den 25. Jahrestag seines Bestehens feierte. — Möchte Gottes Segen, der der Anstalt bis heute nicht gefehlt hat, auch fernerhin über dem Krankenhause walten, und es bis in die fernsten Zeiten eine Stätte des Segens für die Gemeinde und die ganze Umgebung bleiben. Das walte Gott! Bhd.

Die Johanniter-Kirche zu Nieder-Weisel.

Von Pfarrer Christian Bernhard daselbst.

I. Allgemeines.

Unter den Baudenkmälern Hessens nimmt die Comthurei- oder Johanniterkirche zu Nieder-Weisel eine hervorragende Stelle ein. Da, wo die jetzigen Comthureigebäude sich befinden, soll schon um das achte Jahrhundert ein Kloster gestanden haben, welches später im Besitz der Tempelherren gewesen ist. Nach der Aufhebung des Templerordens im Jahre 1312 sind die Johanniter in den Besitz desselben gekommen. Nach einer alten Urkunde hatten sie schon 1255 ein Haus dahier, woraus später eine Commende wurde. Dieselbe bestand noch bis zur Einziehung der Güter des Ordens 1803. Ein Amtmann unter einem zu Speier wohnenden Oberamtmann verwaltete die hiesigen Besitzungen und Einkünfte. Der letzte war Johann Arnold Heinrich Isfording, der am 7. März 1817, 72 Jahre alt, dahier starb. Das Gut, welches durch den Pariser Congreß an den Landesherrn gefallen war, kaufte im Jahre 1811 Kammerherr Freiher von Wiesenhütten zu Darmstadt für 66 000 Gulden, er verpachtete es an Pachter Karl für etwa 2500 Gulden. Der Sohn des genannten Freiherrn erbte das Gut und behielt es bis zu seinem Tode 1859, wo er es, da er keine Leibeserben hatte, testamentarisch dem Versorgungshause zu Frankfurt am Main vermachte. Von demselben wurde das Gut an Pachter Brandt verpachtet, bis es im Jahre 1862 den 14 October gegen eine an denselben gezahlte Abfindungssumme von der Gemeinde Nieder-Weisel angekauft wurde, welche es zu hohen Preisen wieder an die Gemeindeglieder verkaufte, den Morgen durchschnittlich zu 380 Gulden.

II. Geschichtliches der Kirche selbst.

Die Kirche, ein Denkmal romanischer Baukunst, scheint im 12. oder spätestens Anfangs des 13. Jahrhunderts erbaut worden zu sein. Ueber der südlichen Thür befindet sich der Name „Wolframus“ in Majuskeln. Noch in diesem Jahrhundert wurde von dem dazu urkundtich verpflichteten Pfarrer von Gepershofen Gottesdienst darin gehalten. In die dortige Kirche sollen auch bei dem Verkaufe die hier befindlichen Statuen, Hochaltar-Zierrathen und dergleichen gekommen sein. Als Freiherr von Wiesenhütten das Gut in Besitz genommen hatte, wurde die Kirche — horribile dicta — zu einem Kuhstalle eingerichtet und aufs Scheußlichste demolirt. In die Chormauern*) wurde eine Thüröffnung gebrochen, was zur Folge hatte, daß das Mauerwerk nachgab und die gesammten Gewölbe einen von Osten nach Westen laufenden Riß erhielten; die Pfeiler wurden ohne Rücksichtnahme angehauen, wie es die Einstellung des Viehs erforderte, und das gesammte Innere, welches damals noch deutliche Malereien gezeigt haben muß, unnachsichtlich dem neuen landwirthschaftlichen Zwecke geopfert. Daß die Kirche heute noch bis zu diesem Grade erhalten dasteht, daß eine Restauration ohne große Mittel vorgenommen werden kann, das ist dem vortrefflichen Material (Basalt), sowie der sorgsamen und sauberen Ausführung der Mauern und Gewölbe zuzuschreiben. Im Jahre 1864 den 18. August

*) Vgl. Adamy, Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen, Kreis Friedberg.

Digitized by Google

sollte die Kirche auf den Abbruch versteigert werden. Dies führte zu Verhandlungen, die sich in die Länge zogen, bis die Kirche endlich im Jahre 1868 vom hessischen Staat als Eigenthum erworben wurde. Am 7. Dezember wurde sie formell dem Staate übergeben, als dessen Vertreter der Großherzogliche Regierungsrath Trapp hier erschienen war, damit sie nachher auch wieder formell vom Staate an den Johanniter-Orden abgetreten werden konnte. Graf Görz, als neu ernannter Commendator des Ordens für das Großherzogthum Hessen, war am 24. November mit dem Erbgrafen zu Solms-Laubach und dem Professor Ritgen aus Gießen hier erschienen, um die Kirche einzusehen und mit Letzterem über die Restauration resp. den Ausbau derselben das Nähere zu besprechen. Letzterer wurde beauftragt, seine Aufnahme noch im Laufe des Winters zu machen und die nothwendigen Pläne zu entwerfen. Am 16. Juni 1869 wurde mit der Restaurirung begonnen und zunächst der innere Raum, der zur Herstellung eines Viehstalles 3—4 Fuß tief mit Erde und Schutt ausgefüllt gewesen war, ausgegraben. Sodann wurde im Laufe des Sommers das Fundament ausgebessert und zum Theil erneuert. Der Chor wurde mit neuen Quadern, welche von Londorf hierher gebracht wurden, geschlossen und ein Gang rings um die Kirche her gepflastert. Damit war vorerst das Notwendigste zur Erhaltung des Gebäudes geschehen. Ein mit Schutt ausgefülltes, ausgeräumtes Grab befand sich vor dem Chore. Sonst wurde durch die Ausgrabung nichts zu Tage gefördert, wodurch das Dunkel über die frühere Geschichte der Kirche hätte ein wenig aufgehellt werden können. Zunächst diente die Kirche als Aufbewahrungsort von Leichen im Krankenhaus Verstorbener, bis zu deren Beerdigung auf dem Friedhof. (Der Johanniter-Orden hatte nämlich das Wiesenhüttler'sche Herrenhaus käuflich erworben und dasselbe 1870 in ein Krankenhaus umgewandelt.) Diese Benutzung fand ihr Ende, als im Jahre 1895 eine zweite Restaurirung der Kirche nach dem Plan des Bauraths Hofmann von Worms in Angriff genommen wurde. Der Boden wurde mit quadratförmigen Sandsteinplatten belegt, die Mauern mit Cement ausgefugt, die Säulen gereinigt, die Lücken ausgebessert und so in ihrer ursprünglichen Form wieder hergestellt, die Decke geglättet und getüncht. Eine Ausmalung derselben ist geplant und wird wohl in der nächsten Zeit zur Ausführung kommen. Wenn auch die Restaurirung noch keine vollendete ist, so macht die Kirche heute schon einen wohlthuenden Eindruck.

III. Architektonisches der Kirche.

Hier halte ich mich wesentlich an das, was Professor Adamy über die Kirche in seinem Werk „Kunstdenkmäler im Großherzogthum Hessen" gesagt hat. Er sagt: Die Johanniterkirche ist eine von den wenigen Doppelkirchen, die wir unter den Langbauten in Deutschland besitzen. Ihr Stil neigt noch dem Romanischen zu. Der untere, zur ebenen Erde gelegene Raum ist eine dreischiffige Hallenkirche mit einer Vorhalle und drei Absiden. Die Vorhalle hat seitlich zwei niedrige Nebenräume, von denen nur noch der nördliche vollständig erhalten ist. Erstere ist überwölbt, von letzteren hat der nördliche gleichfalls noch die alte Ueberwölbung, halb als Tonnengewölbe, halb als Kreuzgewölbe. Diese Seitenräume hatten ihre Zugänge von dem Langhause der Kirche her, das Langhaus, zu dem die Vorhalle sich mit gestelztem Rundbogen öffnet, ist vierjochig, sein Mittelschiff um ein Geringes höher als die Seitenschiffe. Sechs Pfeiler und an den Mauern entsprechende Pilaster tragen die Gewölbe, die theils als Kreuzgewölbe gestaltet sind, theils von den Winkeln aus als Kreuzgewölbe aufsteigen, im oberen Theil aber als Kuppeln gestaltet sind. — Das zu dem Bau verwendete Material ist mit Ausnahme weniger ornamentirter Formen Basalt, die Mauern sind aus Quadern dieses Materials sorgfältig errichtet.

Die Unterkirche war verputzt und bemalt. Spuren von Rankenwerk lassen auf frühgothische Herkunft schließen. Im Mittelschiff vor der Absis sind am Gewölbe noch Medaillons mit der Darstellung der Evangelistensymbole zu erkennen. Die Seitenschiffsmauern der Unterkirche enthalten je vier rundbogige Fenster, der Hauptchor drei, die beiden Nebenchöre je eins. Der Chor der Oberkirche hat drei ebenso gestaltete Fenster, das Hauptportal befindet sich an der Westseite und führt in den Mittelbau der Vorhalle. Dasselbe ist innerhalb rechteckiger Umrahmung rundbogig und hat stufenförmig abgeschrägte, profilirte Wandungen. Zwei schlicht profilirte, rundbogige Portale sind außerdem in der Nord- und Südmauer; das letztere trägt, wie bereits oben bemerkt, auf dem linken Bogenschenkel die Inschrift „Wolframus", deren Fortsetzung wohl beabsichtigt war. Das Aeußere des Baues zeigt ein sauber gefügtes, schlichtes Quaderwerk. Die Chorseite der Unterkirche ist über den Fenstern zwischen Lisenen von einem Rundbogenfries umsäumt, der oben von einem Bande mit doppeltem Zickzack begrenzt wird.

Spuren von ehemaligen Thurmanlagen sind nicht wahrzunehmen.

Soweit Adamy.

Zwei Gedenkplatten, in die südliche Wand im Innern eingefügt und mit dem Johanniterkreuz versehen, zeigen folgende Inschriften:

1. Konrad Freiherr van der Hoop, Ehrenritter des Johanniter-Ordens, Großherzogl. hess. Major im II. Reiter-Regiment, starb den Heldentod im Gefecht bei Briare XV. Jan. (1871) MDCCCLXXI. (II. Tim. 4, 5—7.)

2. Albert von Grolman, Ehrenritter des Johanniter-Ordens, Großherzogl. hess. Major, erlag

Digitized by Google

als Opfer treuer Ritterdienste im Felde X. Oct. (1870) MDCCCLXX. Joh. 15, 13.

So möge denn dieses Heiligthum, das in seiner festen Fügung Jahrhunderten getrotzt und manche Stürme überdauert hat, unter dem Schutze des dreieinigen Gottes noch in fernen Jahrhunderten den kommenden Geschlechtern eine stumme, aber doch laute Predigt halten von der Gnade Jesu Christi, der Liebe Gottes des Vaters und der Gemeinschaft des heiligen Geistes.

Das walte Gott!

Die Symbolik des Kreuzes.

(Schluß.)

Das andere, worauf ich hinweisen möchte, das sind die cruces dissimulatae (versteckte Kreuze).

Man suchte in der Bibel nach versteckten Kreuzen. Nicht nur die Orientalen, sondern auch die Abendländer fangen sehr frühe an, mit diesem Zeichen zu spielen, es ist die Vorarbeit zu der später so verhängnißvollen Allegorisirung, die im Mittelalter schreckliche Blüthen trieb. Nur eins: Abraham zog bekanntermaßen mit 318 Knechten aus gegen Kedor Laomor, Lot zu befreien. Die Zahl 318 giebt in griechischen Buchstaben: *IHT*. Darin fand man den Namen Jesu, *I H* und das *T*, das Kreuz. Anmuthender, wenn auch zuweilen gesucht, erscheint es, wenn Clemenz v. Alexandrien (gest. 220), den Frauen der Gemeinde empfiehlt, neben der Taube (περιστερά), den Fisch, die Lyra oder den Schiffsanker als Schmuck (⚓) als versteckte Kreuze zu tragen.

Darstellungen des Gekreuzigten, gemalte oder plastische, fehlen in der ersten Zeit vollständig. Das erste bekannte Beispiel rührt aus der Zeit Gregor des Großen her; er schenkte ein Crucifix der Langobardenkönigin Theodolinde, und es ist in der Sanct Johanneskirche zu Monza zu sehen.

Es ist dies begreiflich. Die erste Christenheit liebte den lebendigen Herrn zu verkündigen, aber nicht den Gestorbenen, und wie der katholische Kunstschriftsteller Kraus hinzufügt: Die Gemeinde trug in jenen Zeiten, wo täglich sich ihre Thränen mit ihrem Blute vermischten, Tod und Kreuz des Herrn ohnehin tief genug in ihrem Herzen; was ihr noth that, waren tröstende Gedanken und darum malte man auf den Wänden der unterirdischen Leichenstadt mit Vorliebe Scenen, welche die unendliche Liebe oder den Sieg des Herrn darstellten. Aus demselben Grunde wurde auch noch nirgends ein Martyrium gemalt.

Kunstschriftsteller führen aus jener Zeit gern die Deckenmalerei in Sanct Lucina in Rom an, welche auf Grund einer doppelten Kreuzesform christliche Bilder aufweist, aber ob nicht die Kreuzesgestalten rein ornamental sind? Wichtiger und bekannter ist die merkwürdige Geheimschrift christlicher Hieroglyphen, die seit Eröffnung der Katakomben ein Gemeingut der Christenheit geworden ist. Es sind dies die Monogramme Christi, die nun allerdings nicht ihre Form von dem Kreuz des Herrn genommen haben, sondern von dem griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Christi X. Bald traten Erweiterungen hinzu, das Kreuz von einem senkrechten Strich durchzogen ✳. Das gab die Form eines Sternes. Hier tritt uns ein anderer verborgener Gedanke der Verbindung von Kreuz und Stern entgegen, was dann später in fast alle Ordenszeichen übergegangen ist, auch in das unsere. Wir tragen das Kreuz als Symbol des Kampfes für den Herrn und tragen den Stern als Symbol des himmlischen Zieles, dem wir nachstreben.

Dieses Sternzeichen tritt zum ersten Mal auf einer Katakombenschrift mit dem Consulardatum 279 auf; ein anderes Bild ☧ und *P* erscheint 298. Auch die abgekürzte Form ☧ wird von Ephraem, dem Syrer, gest. 373, als ein gebräuchliches, christliches Monogramm erwähnt. Dasselbe erscheint aber schon auf Münzen des von Pompejus besiegten Königs Tigranes und könnte eine Verbindung von P und T sein. Ist dies letzte Zeichen wahrscheinlich ein dem Heidenthum entlehntes, so die nächsten mit Bestimmtheit. So besonders das Swastikakreuz auf Trinkbechern, auf Märtyrergräbern, auf Gewändern von Todtengräbern u. s. f. Andere erklären diese Form als zwei verschlungene Z, sie soll bedeuten: ζησης oder ζησητε, Abbreviatur einer gebräuchlichen Grußformel; ähnlich ist es mit der Annahme des ägyptischen Henkelkreuzes gegangen, welches aber vor dem 5. Jahrhundert nur sehr selten erscheint.

In den nächsten Jahrhunderten finden Veränderungen und Erweiterungen statt, die bekannt genug sind: α und ω zwischen dem Kreuzbalken oder unter einem Ankerkreuz oder auch an Kettchen von den Balken herabhängend. Was diese Kreuzesfiguren sagen wollen, drückt Prof. Zöckler sehr schön so aus: „Den versteckten Kreuzen der Kunstdenkmäler und Inschriften liegt eine und dieselbe glühende Liebe zu dem Gekreuzigten, ein und dasselbe feurig begeisterte Glauben und Hoffen auf seine gnadenreiche Nähe, ein und derselbe todesfreudige Bekennermuth und Durst nach der beseligenden Gemeinschaft seiner Leiden zu Grunde."

Die Fähigkeit zu künstlerischer Darstellung ist allerdings noch eine sehr geringe, es ist die Zeit der ecclesia pressa, alsbald aber nach einem Ereigniß, was der ganzen Zeit einen neuen Stempel aufdrückte, ändert sich die Anschauung und die Darstellung des Kreuzes. Das verborgene Zeichen der Schmach tritt aus den Katakomben herauf auf die siegreichen Feldzeichen der Römer, ja, herauf zur Grundlage wie zur Krone der gottesdienstlichen Stätten.

Und wie ist das geschehen? Wir stehen vor dem Räthsel des sog. christlichen Labarums, welches Kaiser Constantin in sein siegreiches Heer einführte. Die Legende berichtet theils einen wirklichen Vorgang:

Digitized by Google

vor der Schlacht gegen Maxentius habe nicht nur der Kaiser, sondern das ganze begleitende Heer an dem Abendhimmel ein feuriges Kreuz gesehen mit der Umschrift: in hoc signo vinces! („In diesem Zeichen wirst Du siegen!")

Andere Schriftsteller berichten nur von einem Traum, den Constantin gehabt, da sei ihm der Christengott erschienen, der ihm aufgetragen habe, dies Zeichen zu nehmen. Es ist nicht leicht, das Richtige heraus zu finden. Der vorhin genannte Gretzer in Ingolstadt berichtet viel über apparitiones ss. crucis, und anderseits wissen wir von vielen Traumgesichten, die eine große Wirkung auf die Entscheidung der Menschen ausübten. Vielleicht ist beides zusammengetreten. Jedenfalls, Constantin hat von da an die christliche Religion beschützt, selbst den Götzendienst Apollos verlassen und ein Feldzeichen angenommen, das den christlichen Kreuzesformen glich. Ob ihn bei der Annahme nur christliche Gedanken geleitet oder nicht vielmehr die ganz begreifliche Anlehnung an Zeichen der im Römerreich vorhandenen Formen ist nicht zu erweisen, das Letztere aber zu glauben.

In jene Zeit fällt ein anderes merkwürdiges Ereigniß, das dem äußerlichen Kreuzesdienst gewaltigen Vorschub leistete: die Wallfahrt Helenas, der Mutter Constantins, im Jahr 320 zum heiligen Grabe, und die Auffindung des Kreuzes Christi. Ist die Kreuzesvision des kaiserlichen Sohnes eine geschichtlich unsichere, so ist die Kreuzesauffindung der kaiserlichen Mutter eine noch weniger verbürgte.

Jedenfalls höchst merkwürdig ist es, daß Eusebius, dieser begeisterte Lobredner des Kreuzes und seiner Gaben und Kräfte nichts davon erwähnt, daß Stücke dieses echten Kreuzes der hl. Grabkirche und der neuen Kreuzkirche zu Constantinopel geschenkt seien, daß aus denselben ein Kästchen für den Kaiser verfertigt sei und Helm und Zügel für das Streitroß aus den Nägeln des hl. Kreuzes geschmiedet seien! Chrysostomus gar erzählt, das Kreuz des Herrn sei von dem Herrn mit in den Himmel genommen, von wo es bei seiner Wiederkehr als Zeichen des Menschensohnes erscheinen werde.

Die Berichte sind voller Widersprüche und Ungereimtheiten, auch die bekannte Geschichte, daß ein Todter auf dies Kreuz gelegt, lebendig geworden sei, ist mythisch. Es beginnt bereits der häßliche Wunder- und Abergtaube, der sich fortgesetzt zunehmend über das ganze Mittelalter verbreitet.

Aber immerhin, das Symbol des Kreuzes begann seinen Siegeszug über die Welt. Als erste Etappe möchte ich die Zeit nennen, wo die Kaiser, Valentian I. ist wohl der erste, das alte heidnische Symbol des Vennsspiegels oder Henkelkreuzes in umgekehrter Form, ja, zuweilen schon mit dem Labarum des Constantin ☧ als Zeichen ihrer Macht angenommen haben (der sogenannte Reichsapfel). Die zweite Etappe ist der Kreuzcultus in den Zeiten der Kreuzzüge. Zwar sind die Kreuzzüge an sich ein mittelalterlicher Irrthum gewesen, und viel edles Blut ist schließlich dem Papst zu lieb vergossen worden, aber die schmerzlichen Wehen jener Zeit haben die geistlichen Ritterorden geboren. Und die edelste Grundform der diptomatischen „Staurologie", wie man sie genannt hat, ist in das Johanniterkreuz übergegangen, dessen Bedeutung Ludovica Hesekiel in dem schönen Roman „Templer und Johanniter" so wiedergiebt:

Am Kreuze sind der Spitzen vier,
Die eine steigt zum Firmament,
Die zweit' hinab zum Nachtquartier,
Die dritte geht zum Orient,
Die vierte geht zum Occident,
Und auf solche Weise,
Hat Jesus alles in Gewalt.

Bis zu der Zeit der Kreuzzüge waren schon herrliche Dome entstanden, die durch ihren Bau das Kreuz predigen wollten, denn man erbaute sie auf der Form eines griechischen, d. h. gleichschenkligen, oder lateinischen, d. h. länglichen Kreuzes. Das Kreuz drang überall ein, und wenn es im Mittelalter auch umrankt war von üppig wucherndem Unkraut des Aberglaubens, Luther zerriß die Ranken und das Kreuz erglänzte wieder in alter Kraft. Er selber sagt: „Crux Christi unica est eruditio verbarum Dei, theologia sincerissima via regia crucis."

Und diesen „königlichen Weg" begehen auch wir bei allem unserm Denken und Handeln. Heute müssen wir uns sonderlich um dieses Zeichen schaaren, denn dies Lebens- und Siegeszeichen wird von vielen verflucht und verachtet. Es geht Simeons Weissagung immer mehr in Erfüllung: „Dieser wird gesetzt zu einem Zeichen, dem widersprochen wird!"

Der gewaltigste politische Widerspruch erhob sich im Islam. Halbmond und Kreuz können sich nicht vertragen und es wird eine Zeit kommen, wo auch über der Aja Sofia wieder das Kreuz leuchtet. Der gewaltigste religiöse Widerspruch erhob sich in Frankreich durch die Encyclopädisten. Und leider fand Voltaire's Ruf: „Ecrassez l'infame" in Deutschland lauten Widerhall. Selbst ein Goethe, der ohne für sich davon Gebrauch zu machen, so objectiv die Bücher der ht. Schrift anerkannte, hat in seiner Jugend jenen berüchtigten Vers gedichtet:

Vieles kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut,
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und Kreuz.

Und was der Meister vorgesungen, das ahmten die jungdeutschen Himmelsstürmer nach, so Herwegh:

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeih'n.

Oder hören wir Heinrich Heine in seinem Wintermärchen:

Und als der Morgennebel zerrann,
Da sah ich am Wege ragen
Im Frührothschein das Bild des Manns,
Der an das Kreuz geschlagen.

Mit Wehmuth erfüllt mich jedesmal
Dein Anblick, mein armer Better,
Der Du die Welt erlösen gewollt,
Du Narr, Du Menschheitsretter!

Geldwechsler, Banquiers hast Du sogar
Mit der Peitsche gejagt aus dem Tempel —
Unglücklicher Schwärmer, jetzt hängst Du am Kreuz
Als warnendes Exempel!

Oder wie Rob. Prutz singt:

Nur mir kein Kreuz auf's Grab gesetzt,
Sei's Holz, sei's Eisen oder Stein,
Stets hat's die Seele mir verletzt,
Das Marterholz voll Blut und Pein.

Daß eine Welt so gottbeseelt,
So voller Wonne um und um,
Zu ihres Glaubens Symbolum,
Sich einen Galgen hat erwählt.

Drum nicht das Kreuz mir auf das Haupt,
Pflanzt Rosen um mein Grab herum,
Die Rose sei das Symbolum,
D'ran eine neue Menschheit glaubt!

Doch das ist schlechter Glaube. Die Rosen verwelken sehr schnell, aber das Kreuz bleibt und in diesem Zeichen werden wir siegen!

Und was wir als höchstes Ehrenzeichen unseres Ordens tragen, das setzen wir um in das Leben. Unser durchlauchtigster Herrenmeister hat bei Uebernahme seines hohen Amtes alle Ritter aufgefordert, männlich einzustehen für den unverfälschten Glauben und das wollen wir thun, und demüthig zu wirken in unverfälschter Liebe und das haben wir gethan. Nur in dem letzten Jahr haben die 47 Krankenhäuser über 500 000 Pflegetage aufzuweisen. —

So steht die Passionsblume neben dem ernsten Kreuz, und unsere Passion ist es, zu helfen mit dem Kreuz und unter dem Kreuz, denn auch wir bekennen mit dem ehrenwerthen sächsischen Grafen Zinzendorf: „Wir kennen nur eine Passion und die ist Er!"

„Der am Kreuz ist meine Liebe!"

Das Diakonissen-Mutterhaus zu Danzig

hat seinen Jahresbericht für 1895/96 veröffentlicht, aus dem ersichtlich ist, daß in demselben 15 Freibetten vorhanden sind, von denen eines mit 10,000 Mk. und 14 mit je 8000 Mk. dotirt sind. In der Bildung begriffen sind 4 Kinderfreibetten.

Das Arbeitsfeld hat wiederum erhebliche Erweiterungen erfahren, auch ist die Zahl der Schwestern im verflossenen Jahre um 24 gewachsen; sie beträgt jetzt mit der Oberin 135 Diakonissen, 86 Novizen und 45 Probeschwestern, zusammen 266 Schwestern; außerdem 10 Schülerinnen, in Summa 276, gegen 249 im Vorjahre. — Von den 7 Johanniter-Lehrpflegerinnen, welche im Hause waren um die Krankenpflege zu erlernen, sind 3 als Probeschwestern in das Mutterhaus eingetreten.

Im Mutterhause arbeiten durchschnittlich sechszig Schwestern. In demselben wurden 1365 Kranke, in zusammen 45725 Verpflegungstagen behandelt; durchschnittlich täglich 116 Kranke.

Die Zahl der von den Danziger Schwestern versehenen auswärtigen Krankenhäuser betrug 26 (gegen 22 im vorigen Jahre).

Zur Zeit vertheilen sich die Schwestern in folgender Weise: Im Mutterhause 65, in Danzig außerdem 8, in Westpreußen 108, in Pommern 60, in Brandenburg 19, in der Provinz Sachsen 14, beurlaubt 1, Summa 275 Schwestern.

Die Einnahmen pro 1895 beliefen sich auf 224,004 Mk. 46 Pf., die Ausgaben auf 223,921 Mk. 29 Pf., so daß ein Bestand von 83 Mk. 17 Pf. verblieben ist.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 19, vom 9. Mai 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Ständebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig. (Fortsetzung.) — Johann Joachim Bellermanns Rückreise von Rußland nach Erfurt vom 6. Februar bis 13. April 1782. — Die „Hussitenschlacht" bei Bernau. Von Dr. Max Goerlitzer. — Die neue Urania in der Taubenstraße. — Kleine Mittheilungen: Zu unseren Illustrationen. („Das Leben im deutschen Kaiserhause"). — Der Erinnerungstag der Schlacht bei Prag und der Geburtstag des Kronprinzen. — Eine Blockbaukirche in der Mark Brandenburg. — Gedenktafel. — Wiese's Schlüterstandbild für die Vorhalle des Museums. — Büchertisch.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 53. Serie. 1896. Mai-Heft. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Inhalt: Aus der Arbeit des Central-Ausschusses für innere Mission. — Stadtmission in einer deutschen Mittelstadt. — Privatanstalten für Geisteskranke, Idioten und Epileptische. — Sociale Thätigkeit oder social-politische Agitation? — Die Arbeiter-Colonien oder die Häuser der Arbeitsamkeit in Rußland. — Zwei Bitten für Armenien. — Vermischte Nachrichten: Christlich-Sociales aus Pommern. — Staatliche Förderung der Diakonie und inneren Mission. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 27. Mai 1896. **Nr. 22.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	56			
	Zugang pro . .	34			
		90			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	60	60	1 748	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	62			
	Zugang pro . .	31			
		93			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	59	59	1 817	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. April 1896 .	89			
	Zugang pro . .	5			
		94			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	93	93	2 741	140
4.	**Sierkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. April 1896 .	48			
	Zugang pro . .	46			
		94			
	Abgang . . .	39			
	Bleibt Bestand	55	55	1 456	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	39			
	Zugang pro . .	32			
		71			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	41	41	1 296	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	44			
	Zugang pro . .	13			
		57			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	41	41	1 287	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	18			
	Zugang pro . .	16			
		34			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	18	18	457	50
	zu übertragen		367	10 802	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankenbetten.
	Uebertrag		367	10 802	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	35			
	Zugang pro . .	22			
		57			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	26	26	758	43
9.	**Bandsberg:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	26			
	Zugang pro . .	18			
		44			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	26	26	746	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	59			
	Zugang pro . .	18			
		77			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	59	59	1 627	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	47			
	Zugang pro . .	32			
		79			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	45	45	1 091	60
12.	**Juterbog:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	31			
	Zugang pro . .	14			
		45			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	28	28	842	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	30			
	Zugang pro . .	30			
		60			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	29	29	934	40
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	53			
	Zugang pro . .	42			
		95			
	Abgang . . .	55			
	Bleibt Bestand	40	40	1 444	60
	zu übertragen		620	18 244	855

Digitized by Google

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro April 1896.	Zahl der beim nächsten Quartal verbleibenden Kranken.
	Uebertrag		620	18 344	855
15.	**Prigwalk:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	31			
	Zugang pro . .	24			
		55			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	31	31	928	45
16.	**Zullichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	29			
	Zugang pro . .	23			
		52			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	23	23	752	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	28			
	Zugang pro . .	14			
		42			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	27	27	782	55
18.	**Züllchau:**				
	Bestand am 1. April 1896	56			
	Zugang pro . .	51			
		107			
	Abgang . . .	38			
	Bleibt Bestand	69	69	1 829	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	35			
	Zugang pro . .	19			
		54			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	28	28	929	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1896 .	27			
	Zugang pro . .	—			
		27			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	27	27	810	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	51			
	Zugang pro . .	22			
		73			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	41	41	1 384	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	23			
	Zugang pro . .	17			
		40			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	16	16	522	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	30			
	Zugang pro . .	31			
		61			
	Abgang . . .	36			
	Bleibt Bestand	25	25	907	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	30			
	Zugang pro . .	11			
		41			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	23	23	806	41
	zu übertragen		930	27 893	1 370

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro April 1896.	Zahl der beim nächsten Quartal verbleibenden Kranken.
	Uebertrag		930	27 893	1 370
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	33			
	Zugang pro . .	28			
		61			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	34	34	1 064	52
26.	**Saarau:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	20			
	Zugang pro . .	23			
		43			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	16	16	533	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. April 1896 .	12			
	Zugang pro . .	1			
		13			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	12	12	370	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	9			
	Zugang pro . .	8			
		17			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	10	10	286	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	15			
	Zugang pro . .	11			
		26			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	17	17	406	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	20			
	Zugang pro . .	21			
		41			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	23	23	539	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	2			
	Zugang pro . .	5			
		7			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	4	4	116	15
32.	**Kalmar:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	16			
	Zugang pro . .	14			
		30			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	15	15	527	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus).				
	Bestand am 1. April 1896 .	30			
	Zugang pro . .	1			
		31			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	30	30	888	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	16			
	Zugang pro . .	17			
		33			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	14	14	416	30
	zu übertragen		1 105	33 038	1 647

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Betten.	Summa der am 1. Mai 1896 vorhandenen Kranken und Betten.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 105	33 038	1 647
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	16			
	Zugang pro . .	2			
		18			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	441	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	7			
	Zugang pro . .	5			
		12			
	Abgang . . .	2			
	Bleibt Bestand	10	10	239	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	28			
	Zugang pro . .	16			
		44			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	28	28	758	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	29			
	Zugang pro . .	8			
		37			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	25	25	821	50
39.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. April 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	103
40.	**Lippspringe.***)				
	Bestand am 1. April 1896 .	—			
	Zugang pro . .	—			
		—			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	34			
	Zugang pro . .	20			
		54			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	37	37	1 105	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. April 1896 .	6			
	Zugang pro . .	13			
		19			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	7	7	249	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	6			
	Zugang pro . .	8			
		14			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	324	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. April 1896 .	47			
	Zugang pro . .	22			
		69			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	37	37	1 167	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. April 1896 .	13			
	Zugang pro . .	13			
		26			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	17	17	458	33
	zu übertragen		1 287	38 600	2 108

*) Ist seit October a. J. geschlossen und wird erst Mitte Mai d. J. wieder eröffnet.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Betten.	Summa der am 1. Mai 1896 vorhandenen Kranken und Betten.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro April 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 287	38 600	2 108
48.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. April 1896 .	21			
	Zugang pro . .	15			
		36			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	25	25	694	36
	Zusammen		1 312	39 294	2 144

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1896 beträgt 869, davon sind gestorben 68
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 86
geheilt 715
wie vor 869.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten

Bestand am 1. März 1896		48 Kranke.
Zugang pro März 1896		46 „
		94 Kranke.
Davon sind:		
gestorben	1	„
ungeheilt oder nur gebessert entlassen	9	„
geheilt	33	„
	43	„
Bleibt Bestand am 1. April 1896:		51 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 31 orientalische Christen und 12 Muhamedaner.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro März 1896 beträgt: 1683.

Poliklinisch wurden 979 Personen behandelt.

1. Albin von Krieger, Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenscher Kammerherr und Hauptmann a. D., Rechtsritter seit 1869, † zu Bautzen 12. Mai 1896.
2. Dr. jur. Dietrich Christoph von Groß genannt von Schwarzhoff, Regierungs-Präsident a. D., Rechtsritter seit 1878, † zu Berlin 12. Mai 1896.
3. Hugo von Mettingh, Major und Ober-Regierungs-Rath a. D., Ehrenritter seit 1858, † zu Fürstenwalde 13. Mai 1896.
4. Dedo von Schmeling, Major a. D., Ehrenritter seit 1883, † zu Cöslin 14. Mai 1896.
5. Hugo von Saldern, Premier-Lieutenant a. D. und Majoratsbesitzer, auf Wilsnack, Ehrenritter seit 1879, † zu Wilsnack 17. Mai 1896.

Rheinische Genossenschaft.

Der diesjährige Rittertag findet am Sonnabend den 30. Mai, Nachmittags 2 Uhr, in Königswinter im „Berliner Hof“ statt.

Nach dem Rittertage gemeinsames Mittagsmahl im „Berliner Hof“.

Die in der Rheinprovinz weilenden Ritter der Balley oder der Genossenschaften des Johanniter-Ordens werden zur Theilnahme an diesem Mittagsmahl ganz ergebenst eingeladen.

Berlin, den 17. Mai 1896.

Der Commendator
Freiherr von Plettenberg-Mehrum.

Eine Episode aus dem Feldzuge 1870/71 während der Kämpfe mit der Loire-Armee.

Während die Bayern in den Monaten October und November des Jahres 1870 mit mehr oder minder glücklichen Erfolgen bei Orleans gekämpft hatten, waren ihre Lazarethe nach dem Vordringen der französischen Loire-Armee gegen Norden und Westen in sehr gefahrvolle Lage gerathen, da sie sich zum Theile mitten in den französischen Linien befanden.

Fast überall waren in den Gegenden, in denen die Kämpfe lange gewährt hatten, nach und nach die Nahrungsmittel ausgegangen, auch fehlte es besonders in den Schlössern und in anderen Häusern, die zu Lazarethen eingerichtet worden waren, bei der so harten Winterkälte sowohl an Heizvorrichtungen, sowie an dem nöthigen Feuerungsmaterial.

Schon als ich im Monat December in Orleans im Dienste des Johanniter-Ordens thätig gewesen, waren die erschreckendsten Nachrichten zu uns gedrungen, welchen Entbehrungen und Gefahren die vorgedachten Lazarethe ausgesetzt waren. Ich wandte mich an den Commandirenden unserer Haupt-Johanniter-Colonne den Baron v. Zedlitz, die der 2. Armee attachirt war und erbot mich, eine Recognoscirung nach jenen Gegenden zu unternehmen, in denen die verlassenen bayerischen Lazarethe sich befinden sollten. Baron v. Zedlitz hielt dies Unternehmen für zu gewagt und versprach sich, wenn auch selbst die Recognoscirung mir auch wirklich glücken sollte, wenig Erfolg von derselben.

Als ich bald darauf von Orleans nach Toury versetzt wurde, erfuhr ich durch Zufall von dem dortigen Etappencommandanten, daß in der Schlacht von Loigny ein französischer Divisionsgeneral, Namens de Sonis, zu Tode verwundet worden sei und ziemlich hilflos in Loigny liege.

Ich sah dies Ereigniß als ein günstiges Zeichen für meine Absicht an, die bayerischen Lazarethe aus ihrer gefahrvollen Lage dadurch zu befreien, daß ich dem General de Sonis meine Hilfe anbot, und es gleichzeitig dabei möglich machen könne, die in den französischen Linien sich noch befindenden Lazarethe, wenn möglich zu evacuiren. Nachdem ich die Erlaubniß des Etappencommandanten von Toury erhalten hatte, mich nach Loigny begeben zu dürfen, trat ich gegen Morgen die Fahrt, versehen mit den nöthigen Erfrischungs-, Nahrungs- und Lazarethbedürfnißmitteln, nach jenem Orte an, wo die Schlacht am 2. December so furchtbar getobt hatte.

Ueber die mit hohem Schnee bedeckten Fluren wehte ein kalter Nordost-Wind. Man glaubte nicht in dem gesegneten französischen Klima zu leben, denn die ganze Gegend glich einer russischen öden Winterlandschaft. Auf der Fahrt nach Loigny passirte ich zunächst den Ort Orgères. Kaum war ich in das Dorf eingefahren, so umringte mich auch schon ein Schwarm von Franzosen, die sich nach der Absicht meines Kommens erkundigten. Ich verlangte den Schulmeister zu sprechen, da ich in Erfahrung gebracht, daß sich in der Schule des Ortes ein Lazareth befinde. Alsbald erschien auch der Lehrer, der gleichzeitig Astronom und auch Doktor war. Sein ganzes Benehmen war sehr steif und zurückhaltend, als ich aber seine kranken und verwundeten Franzosen, die zu 6 in einem Zimmer auf der Erde lagen, mit Nahrungsmitteln und Tabak regalirte, wurde der stolze Gelehrte allmählich gemüthlicher und erzählte mir, daß die Schule von Orgères die beste im Departement Eure et Loire sei. Auch zeichne sich der Ort wegen seiner guten und freundlichen Bauart sehr vortheilhaft vor den anderen Cantonorten des Departements aus.

Am 1. December wurden hier die bayerischen Vorposten zuerst von der Loire-Armee zurückgedrängt, bis daß am 2. December das Gefecht von den Bayern und Preußen gemeinsam wieder siegreich aufgenommen wurde. Der gelehrte Schulmeister theilte mir auf meine Frage, ob sich nicht verwundete deutsche Soldaten in Orgères befänden, mit, daß mehrere verwundete Bayern auch bei ihm gelegen haben, daß sie aber wegen Mangel an Nahrungsmitteln ausgerückt seien.

Nunmehr setzte ich meine Fahrt auf einem kleinen Vicinalwege durch tiefe Schneefelder in der Richtung nach Loigny fort. Je mehr ich mich diesem Orte näherte, je mehr traten auch hier noch die Spuren des Schlachttages vom 2. December hervor. Hier und da sah man Kadaver aller Art aus den Schneemassen herausragen, begierig kreisten Raubvögel und Raben um sie herum, um sich die willkommene Beute zu theilen.

Loigny war am 2. December auf unserm rechten Flügel der Haupttummelplatz des Kampfes gewesen. Die Bayern hatten es fast vollständig in Brand geschossen. Während des harten Kampfes war $^2/_3$ der ganzen Ortschaft abgebrannt. Alle Dorfstraßen zeigten fast nur Brandruinen. Der Anblick war gradezu erschreckend; er wurde durch das winterliche Kleid, in das die ganze Landschaft gehüllt und durch die dabei herrschende bittere Kälte nur noch schauerlicher gemacht. Die ganze Misère, die so ein großer Krieg mit sich führt, offenbarte sich hier so ganz in diesem traurigen Bilde. Als mein Wagen in Loigny einfuhr, drängte sich das Volk noch stürmischer als in Orgères an denselben heran und in aufregendster Art

Digitized by Google

wurde ich von demſelben haranguirt, wie ich es als Deutſcher wagen könne, in ein ganz von Franzoſen noch innegehaltenes und bewohntes Dorf einzudringen. Dem Curé des Ortes, der ſich auch unter dem Volke befand, theilte ich mit, daß ich beabſichtigte, dem General de Sonis meine Hülfe anzubieten, da er ſchwer verwundet ſei, und ihn mit Nahrungsmitteln und Erfriſchungen aller Art zu verſorgen. Während ich mit dem Curé verhandelte, um mir den Eintritt in ſeinem Hauſe zu verſchaffen, in dem der General lag, tönte fortwährend ſtarker Kanonendonner von Weſten her, auf den mich die Leute, die den Wagen umſtanden, auch ſchon aufmerkſam gemacht hatten. Nach den Erkundigungen, die ich inzwiſchen eingezogen hatte, lagen außer dem General de Sonis, der in der Schlacht von Loigny das 17. franzöſiſche Corps commandirt hatte, noch 10 andere amputirte Franzoſen, ſowie einige ſchwer am Typhus kranke Soldaten in Loigny. Vor der Thür der Wohnung des Curés empfing mich ein ſehr wenig Vertrauen erweckender jüngerer, franzöſiſcher Militärarzt, in möglichſt ungezogener Art, der mehr einem Feldſcherer glich, als einem Arzte.

Ich ließ mich beim General melden und bat ihn gleichzeitig um die Erlaubniß, ihm meinen Beſuch machen zu dürfen. Der General ließ mir ſagen, daß er bereit ſei, mich zu empfangen. In einem kleinen, dunklen Zimmerchen in dem Hauſe des Curé lag in einem Himmelbette der zu Tode verwundete General, ſeine Gemahlin, welche zu ſeiner Pflege herbeigeeilt war, ſaß am Krankenlager ihres Gatten.

General de Sonis ſchien ſehr ſchwach und leidend zu ſein, eine Granate hatte ihm den linken Oberſchenkel zerſchmettert, als er die Zuaven zur Attacke angefeuert hatte.

Er klagte über furchtbare Schmerzen, reichte mir in ritterlichſter Art ſeine Hand, und frug gleichzeitig nach meinem Begehr. Ich teilte ihm mit, daß ich zunächſt gekommen ſei, um ihm und allen ſchwer verwundeten Franzoſen hier Hilfe zu bringen, richtete aber gleichzeitig an den General die Bitte, ungehindert die noch in den franzöſiſchen Linien ſich befindenden deutſchen Lazarethe aufſuchen zu dürfen, um auch dieſen Hilfe bringen zu können, da ſie große Noth litten.

Der General willigte durch ein Zeichen, welches er mit Kopf und Hand gab, in meine ausgeſprochene Bitte.

„Sehen Sie," ſprach er dann, „Sie ſtehen hier „vor einem Sterbenden, daher kann ich offen mit „Ihnen reden".

„Denken Sie ſich, daß bei der furchtbaren Kälte, „die am Schlachttage des 2. December herrſchte, „als ich meine Bataillone zur Attacke führte, mir „in dieſem Moment von einer Granate der linke „Oberſchenkel zerſchmettert wurde, von 2 Uhr Nach„mittags bis um Mitternacht, alſo 10 Stunden, „mußte ich als Schwerverwundeter im Schnee liegen „bleiben, ohne daß mir nur die mindeſte Hilfe zu „theil wurde. Aber ich," fuhr der General fort, „war doch noch ungleich glücklicher daran, als „meine armen Soldaten, die ebenfalls ſchwer ver„wundet im Schnee lagen, denn ich beſaß wenigſtens „noch hohe Stiefeln, während jene meiſt doch nur „mit grober Leinewand gekleidet waren und anſtatt „Leder nur Pappſohlen hatten, die durch die „Feuchtigkeit ganz aufgeweicht worden waren. „Dieſer Krieg hat ein furchtbares Elend über „unſer ſo ſchönes Land gebracht, die wenigen, die „ihn gewaltſam heraufbeſchworen haben, haben „eine unbeſchreibliche Verantwortung vor Gott und „den Menſchen auf ſich geladen."

Hierauf tadelte der General den Kaiſer Napoleon III. ſehr ſcharf. Er maß ihm die ganze Schuld der traurigen Kataſtrophe von Sedan bei; auch ſei er es geweſen, den die ganze Verantwortung, daß die weiße Fahne auf der Citadelle von Sedan aufgehißt worden ſei, treffe. Dann ging der General auf Bazaine über, den er auch hart angriff und ihm auch als General keinerlei Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Bazaine", ſagte der General, „hat das traurige Renommé, welches er aus Mexiko mitgebracht, auf's Neue während der Belagerung von Metz bewährt. Ich ſcheue mich nicht, als ſterbender braver Soldat es auszuſprechen, daß es ein großes, großes Unglück für Frankreich iſt, daß, wie das Beiſpiel von dem Marſchall Bazaine zeigt, einzelne Generale zunächſt nur an ſich und dann erſt an das Vaterland gedacht haben.

Mac Mahon, der mein intimſter Freund iſt, und ich, wir haben nur einen Gedanken und der iſt, den Ruhm und die Ehre des Vaterlandes zu vertheidigen und zu retten oder unterzugehen. Von ganzem Herzen beklage ich das Schickſal Canrobert's, der ſo lange in Metz eingeſchloſſen war, er iſt einer unſerer tüchtigſten Generale, dabei beſitzt er einen ungemein edlen und untadelhaften Charakter. Mit Mac Mahon", fuhr der General fort, „bin ich ſchon ſeit langen Jahren innig befreundet, ich diente mit ihm 17 Jahre in Afrika zuſammen. Hochrühmenswerth iſt an ihm ſein ſo hoch edler, biederer und ehrlicher Charakter, der gleichzeitig mit einem Heldenmuthe verbunden iſt, der ſeines Gleichen ſucht.

Ich erhielt als Belohnung für meine erfolgreiche Thätigkeit, die ich als Soldat in Afrika entwickelt habe, vor der Schlacht von Loigny das 17. Armeecorps."

Sodann ging der General de Sonis wieder auf Mac Mahon über und äußerte:

„Der einzige Mann, der Frankreich noch retten kann, iſt der Marſchall Mac Mahon, möge es ihm gelingen, Frankreichs Zukunft glücklicher zu geſtalten."

Hierauf frug mich der General, wo Mac Mahon ſich wohl zur Zeit befinde?

Ich theilte ihm mit, daß er in Wiesbaden als Verwundeter weile.

„Ich bitte Sie", fuhr dann der General fort,

Digitized by Google

„grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihn sehen, ich werde Ihnen auch noch ein Billet für meinen treuesten Freund mitgeben, das ihm mein trauriges Schicksal melden soll.“

Der General hielt eine Weile ganz erschöpft inne, und sprach sodann sehr trübe über Frankreichs Schicksal. Ich ging auf dies Thema nicht ein, um den General in keiner Weise aufzuregen. „Als Deutscher“, fuhr der General fort, „dürfen Sie wahrlich sehr stolz auf die großen Siege sein, die Ihre Waffen in diesem Feldzuge errungen haben; ich begreife auch, daß sie Elsaß-Lothringen als Preis dieser Siege verlangen; Frankreich muß sich aber unter seinen Trümmern begraben lassen, bevor es dieses Opfer bringt, zwei seiner schönsten Provinzen sich nehmen zu lassen.“

Auch bei dieser letzten Aeußerung, die der General mir gegenüber that, schwieg ich natürlich still.

Inzwischen hatte sich der mir sehr wenig sympathische, junge französische Militairarzt, der den General behandelte, zu uns gesellt, er machte ein Zeichen, daß ich das Gespräch mit dem General abbrechen solle.

Ich wandte mich nun an die Gemahlin des Generals, die während unserer Unterhaltung denselben nicht verlassen hatte und bot ihr, ebenso wie dem Arzte, meine Hilfe für den schwer verwundeten General nach jeder Richtung hin an. Auch theilte ich ihnen mit, daß ich eine Menge Erfrischungs- und Nahrungsmittel mit mir führe, die ganz zu ihrer Disposition ständen. Die Gemahlin des Generals, als auch der Arzt, verweigerten aber hartnäckig alle von mir ihnen angebotene Hilfe.

Beim Abschied reichte mir der General de Sonis in echt ritterlicher Art die Hand und dankte in sehr höflicher Art für meinen Besuch.

Ich besuchte in dem zum großen Theil durch das Feuer zerstörten Orte die noch erhaltenen Häuser und fand darin noch einige schwer verwundete Franzosen vor, die amputirt waren, ebenso wie einige Typhuskranke, um die sich scheinbar niemand kümmerte. Ich versah die Verwundeten mit Tabak und Nahrungsmitteln, die sie sehr dankbar annahmen, da sie große Noth litten.

Als ich meinen Wagen wieder bestieg, um nach meiner Recognoscirung wieder den Rückweg nach Toury anzutreten, wiederholte sich dasselbe Schauspiel wie bei meiner Einfahrt in Loigny.

Lärmend umringte mich das Volk, das durch den Brand des Ortes seiner Wohnstätten zum größten Theil beraubt worden war, und stieß unter dem fortwährenden Kanonendonner, der in der Richtung von Westen zu uns herüberdrang, die heftigsten Drohungen und Verwünschungen gegen mich aus, indessen setzte ich aber doch ungehindert, nachdem ich mich bei dem Maire des Ortes erkundigt hatte, in welchen Dörfern wohl in den französischen Linien deutsche Lazarethe liegen könnten, meinen Weg in der Richtung Toury fort.

Da ich vernommen hatte, daß in Bazoche und Jounville auch noch Lazarethe sich befinden sollten, trat ich jetzt auf herrlicher, breiter Departementsstraße den Rückweg nach Toury an. In den Lazarethen dieser Ortschaften fand ich aber nur französische Officiere und Soldaten vor, die in den Schlachten von Loigny und Poupry verwundet worden waren.

Unter ihnen befanden sich viele päpstliche Zouaven, welche ganz in grau gekleidet waren; sie hatten hart bei Loigny gelitten. Einige Muhamedaner, die auch hier lagen, verweigerten hartnäckig die Nahrung von Schweinefleisch zu sich zu nehmen, und erklärten, alle eher lieber verhungern als dieses Fleisch annehmen zu wollen.

Hier fand ich auch einen Capitain, Namens Zimmer vor, er war ein Elsässer und erst 19 Jahre alt; in 5 Monaten war er vom Lieutenant zum Capitain avancirt, er konnte es noch weit bringen, wenn das Glück ihm wohlwollte. Längere Zeit unterhielt ich mich mit ihm und fand, daß er ein intelligenter Officier und gleichzeitig liebenswürdiger Mensch war. Es zeichneten sich überhaupt die Elsässer in der Campagne in den Lazarethen durch besondere Gutmüthigkeit aus, sie waren stets bereit, ihren verwundeten und kranken Kameraden Hilfe zu leisten.

Ich versorgte hier diese Lazarethe auch mit Tabak und Nahrungsmitteln aller Art.

Alle Officiere, die unter dem General de Sonis bei Loigny gefochten hatten, waren des Lobes voll über diesen so ungemein tüchtigen, tapferen General, der so heldenmüthig gefochten und gleichzeitig mit großer Fürsorge für seine Soldaten geforgt habe. Sie schienen in Wahrheit recht betrübt über das Schicksal, welches den braven General getroffen habe, den auch sie für verloren hielten.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 20, vom 16. Mai 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig. (Fortsetzung.) — Die „Hussitenschlacht“ bei Bernau. — Die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. — Der Spindlerbrunnen auf dem Spittelmarkt (mit Abbildung). — Kleine Mittheilungen: Jubelfest der Königlichen Akademie der Künste. — Von der Fahrt des Kaisers nach Treptow. — Ueber das Leben der beiden ältesten Kaiserlichen Prinzen in Plön. — Die Kostenveranschlagung der Gewerbe-Ausstellung. — Das Theater des Westens. — Märtische Gesellschafts-Ausflüge.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 3. Juni 1896. **Nr. 23.**

1. Alexander von Eckartsberg, Generalmajor z. D., Ehrenritter seit 1870, † zu Görlitz 19. Mai 1896.
2. Anton August von Below, Generallieutenant z. D., Ehrenritter seit 1855, † zu Königsberg i. Pr. 25. Mai 1896.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, wird in Sonnenburg am 23. dieses Monats ein Capitel des Johanniter-Ordens abhalten und am folgenden Tage, den 24., in der Kirche daselbst eine Anzahl Ehrenritter durch Ritterschlag und Investitur, als Rechtsritter aufnehmen.

Einladungen an Johanniter-Ritter, dieser Feierlichkeit als Zeugen beizuwohnen, haben, der Lokalverhältnisse wegen, nur in beschränkter Weise stattfinden können.

Schlesische Genossenschaft.

An Stelle des aus dem Convent der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens wegen seines Gesundheitszustandes und hohen Alters ausgeschiedenen Fürsten Hugo zu Hohenlohe-Oehringen, Herzogs von Ujest, ist von dem genannten Convente in seiner Sitzung vom 12. v. Mts. der Rechtsritter: Kammerherr und Landesälteste Freiherr Wilhelm von Türcke, auf Schweinitz, Kreis Grünberg, in den Convent gewählt worden.

Eine Episode aus dem Feldzuge 1870|71 während der Kämpfe mit der Loire-Armee.

(Schluß.)

Bei herrlichem Mondschein gelangte ich, nachdem ich etwa 10 Meilen an diesem Tage, d. h. 75 Kilometer, zurückgelegt, wieder glücklich nach dieser gefahrvollen Expedition in der Nacht in Toury an.

Noch in derselben Nacht schrieb ich mir sofort jedes Wort, welches ich aus der Unterredung, die ich mit dem so schwer verwundeten General de Sonis gehabt, im Gedächtniß treu behalten hatte, in meinem Tagebuche auf, um diese so interessante Episode aus der Campagne 70/71 für immer festhalten zu können.

Während meines weiteren Aufenthaltes in Toury, sowie in späterer Zeit, als ich nach Etampes versetzt ward, verlor ich alle Verbindung mit Loigny; da der brave General de Sonis von seiner Umgebung und den französischen Officieren als rettungslos angesehen wurde, so glaubte ich sicher annehmen zu müssen, daß er sehr bald an seiner Verwundung gestorben sei.

Der Zufall wollte es, daß, als ich im Jahre 1882 am Rhein weilte, ich ein französisches Journal in meine Hände bekam, welches die so heldenmüthigen Thaten des General de Sonis in der Schlacht von Loigny schilderte. Aus diesem Aufsatze, der unmittelbar nach dem Tode des Generals erschienen war, ging hervor, daß er, nachdem er wieder hergestellt war, noch längere Jahre im activen Dienste der Armee gestanden hatte, und erst am 15. August 1881 gestorben sei, nachdem er noch verschiedene hohe militairische Posten bekleidet hatte.

Als ich vor wenig Jahren auf der Reise nach Spanien begriffen, einen mir befreundeten Franzosen in Burgund besuchte, fand ich bei dessen Sohne, der auf einem französischen Lycee in einer oberen Klasse saß, ein dickes Buch, welches das so ruhmvolle Leben des Generals de Sonis behandelte. Dies Buch ist von der Regierung herausgegeben worden, um an fleißige Schüler zur Nacheiferung als Preis vertheilt zu werden.

Nach der ritterlichen Begegnung, die mir General de Sonis in Loigny zu Theil werden ließ, halte ich es für eine Ehrenpflicht, wörtlich die Uebersetzung eines kurzen Artikels zu geben, der über das heldenmüthige Verhalten des Generals de Sonis in der Schlacht von Loigny handelt.

Le général de Sonis.

Wenn der Tod uns einige unserer alten Soldaten raubt, die selbst nicht in düsteren Tagen, die uns die

schrecklichen Jahre 1870/71 brachten, verzweifelten, vielmehr mit dem heroischstem Muthe gegen den Feind gekämpft haben, so lese ich dies aus den Berichten über den Kampf bei Loigny, der zwar ohnmächtig geführt ward, jedoch unserm Gegner gegenüber nicht fruchtlos blieb, haben uns doch unsere Helden jenes Tages hier ein leuchtendes Beispiel ihrer vollen Aufopferung und ihrer höchsten patriotischen Treue gegeben.

Welch' großartige Tragödie bietet uns doch die Geschichte der Loire-Armee, geschrieben vom General Chancy.

Der nunmehr erfolgte Tod des Generals de Sonis ist so ganz dazu angethan, auf's Neue in uns die Erinnerung an jenen Kampf wachzurufen, in dem, wenn je das Mißgeschick durch den Heldenmuth der Soldaten hätte überwunden werden können, es ebenso wie durch das Genie des Führers hier gelungen wäre, den Feind von unserem Boden zu vertreiben.

Loigny ist eines der ehrenvollsten Blätter in unserer traurigen Geschichte dieses Krieges.

Indem wir hier den Namen des Helden dieses Tages noch einmal in unserem Gedächtnisse wachrufen, wollen wir auch gleichzeitig der ungünstigen Umstände gedenken, unter denen die Schlacht geschlagen wurde.

Es gilt für uns hier zunächst, die hohe Ehre, welche man dem General bei seiner Leichenfeier zu Theil werden ließ, nochmals wachzurufen, und das alle Gemüther so tief bewegende, tragische Ereigniß gleichzeitig vor unsere Seele zu führen, welch' einen Helden wir an dem General de Sonis verloren haben.

Es war am 2. December des Jahres 1870, die Führer der Loire-Armee, sowie die Delegirten der Regierung der nationalen Vertheidigung hatten am Abend des 1. December Kriegsrath gehalten, um die Umstände zu berathen und in Erwägung zu ziehen, wie man die Loire-Armee am vortheilhaftesten unter die Mauern von Paris führen könne.

Die Schlacht bei Loigny begann am 2. December um 8 Uhr Morgens.

Wir bemächtigten uns des Parkes von Gouy, welchen die Deutschen wieder zurückeroberten, nachdem sie uns gleichzeitig mit großen Verlusten nach Loigny zurückgeworfen hatten.

Ungeachtet der erneuerten Cavallerie-Attaque des Feindes hielten wir einen Theil des Dorfes standhaft in unserem Besitze.

General de Sonis befand sich in Patay. Er hatte die Absicht, die Deutschen aus Loigny zu vertreiben. Unter seinen Truppen, die er führte, befanden sich auch die päpstlichen Zuaven, welche Oberst Charette commandirte, sowie ein Marsch-Regiment.

Die Soldaten des Letzteren waren durch die vielen Märsche schon vollkommen erschöpft, demoralisirt, sie zauderten vorwärts zu gehen.

Da wandte sich der General de Sonis zu den Zuaven und rief ihnen zu: „en avant!" Der Oberst de Charette entwickelte auf seinem rechten Flügel ein Halbbataillon der Mobilgarde und auf seinem linken zwei Compagnien der Franctireurs von Bidah und Tours — so marschirte er tapfer dem Feinde entgegen. Achthundert Mann attaquirten eine ganze Division, sowie die Artillerie des Feindes.

de Sonis, sein Adjutant, Charette und dessen Ordonanz-Officier, der Lieutenant Harsconet, die Commandeure de Mounain und de Troussures, der Capitain de Berthamon, endlich der Fahnenträger marschirten hinter der ersten Linie der Tirailleure.

Die Deutschen warfen einen wahren Hagel von Granaten auf uns.

Ruhig und unverzagt, wie alte Soldaten, die wohl schon zwanzigmal im Feuer gestanden, marschirten die Zuaven, ohne einen Schuß zu thun, vorwärts.

Jede Lücke, die durch die fallenden Soldaten entstand, schloß sich sofort wieder und vorwärts, nur vorwärts ging es weiter.

Ein furchtbarer Hagel von Gewehrfeuer empfing unsere Soldaten, aber aus der Lisière eines Busches.

de Berthamon wurde blessirt, Graf de Bouillé erhebt die Fahne — in diesem Augenblick zerschmettert eine crepirende Granate den linken Oberschenkel des Generals de Sonis, sie wirft auch de Troussures gleich de Mounain und de Terron zu Boden.

Charette ruft in diesem verhängnißvollen Moment seinen Zuaven zu: „à la baionette!" Es entsteht ein vollständiger lebendiger Wirbel, der Feind flieht nach dem Dorfe, die Zuaven, an deren Spitze Charette sich befand, dessen Pferd getödtet worden war, bemächtigten sich der ersten Häuser des Dorfes.

Die Deutschen erhalten in diesem Moment Verstärkungen, ihr Divisionscommandeur hat die Reserven herangezogen; die päpstlichen Zuaven gerathen in Unordnung, Charette wird verwundet; er befiehlt den Rückzug, der sich unter einem furchtbaren Feuer des Feindes vollzog, da der Feind aus nächster Nähe seine Salven auf unsere erschöpften Truppen abgab.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen, die Dunkelheit verhinderte, daß die Deutschen die Franzosen verfolgten. Die Trümmer der Regimenter, die heldenmüthig gefochten, zogen sich auf Patay zurück.

„Die Nacht," schreibt Chancy, „war sehr dunkel, das Schlachtfeld wurde nur durch die großen Feuersbrünste von Loigny erhellt, auch brannten noch einige Farmen (Pachthöfe), die der Feind in Brand geschossen hatte."

Unsere Geschütze, welche sich im Galopp zurückzogen, vermehrten durch den Lärm, den sie auf dem hart gefrorenen Terrain verursachten, nur noch den fatalen Eindruck auf die fliehenden Truppen, und trug dieser Umstand nur noch dazu bei, die Unordnung unter den sich schnell zurückziehenden Truppen zu vermehren.

Digitized by Google

Charette, der während des Rückzuges schwer verwundet worden war, wollte sich nicht mit fortführen lassen, er wurde von den Deutschen nach einer Farm (Pachthof), unweit Villours gebracht.

General de Sonis aber blieb auf dem Schlachtfeld liegen und wurde erst in der Nacht, nachdem er 10 Stunden hilflos im hohen Schnee gelegen, von dem Curé von Loigny aufgefunden. Am nächsten Morgen war ihm der linke Oberschenkel amputirt.

Das Regiment der Zouaven war geradezu aufgerieben worden, die größte Anzahl seiner Officiere waren todt, die Commandeure verwundet. Obzwar die Deutschen das Schlachtfeld behaupteten, hatten sie dennoch an 5000 Mann verloren.

Das war das heroische Gefecht bei Loigny, welches das Gedächtniß an den Ruhm der in der Geschichte so groß dastehenden Kämpfe des ersten Kaiserreichs wieder wachruft. Groß ist der Ruhm, mit dem sich hier in dieser Schlacht der General de Sonis, Charette und seine Zouaven bedeckt haben.

Der Held von Loigny trat später nach seiner Wiederherstellung von seiner schweren Wunde wieder in den activen Dienst der Armee. Der Kriegsminister ernannte ihn zum Commandeur der Division in Rennes, die er vom 1. November 1871 bis zum Februar 1880 commandirte.

Sodann erhielt er eine Division in Poitiers. In Folge seiner zur Dispositionstellung gab er hier sein Commando auf.

Am 9. Mai wurde der General wieder zur activen Armee berufen, und zwar zum Inspecteur des 3. Arrondissements der Cavallerie ernannt. Er starb am 15. August des Jahres 1881. Der Kriegsminister richtete am Abend desselben Tages noch, als er seiner Krankheit erlegen war, folgenden Brief an seine verwittwete Gemahlin, in welchem er in beredten Worten das ruhmvolle Gedächtniß ihres verstorbenen Gatten feiert:

Madame, l'armée et le pays viennent de faire une perte irréparable, et je m'associe à votre douleur, rendant hommage à une grande mémoire.

Personne n'oubliera la conduite héroïque du général de Sonis, qui, tombé sanglant sur le champ de bataille de Patay, n'avait qu'une préoccupations, le sort des troupes, qu'il conduisait au combat.

Les blessures profondes, reçues en défendant la France ont amené sa mort prématurée en enlevant à l'armée un de ses chefs les plus estimés, et au Ministre de la guerre un des plus vaillants lieutenants.

Veuillez agréer, Madame, avec l'expression de tous mes regrets, l'hommage de mon profond respect. Ferron.

Wenn man in Erwägung zieht, daß der General de Sonis noch vor Beginn der Schlacht von Loigny eine Cavallerie-Division führte, plötzlich aber das Commando des 17. Corps erhielt, das doch hauptsächlich aus in aller Eile zusammengezogenen Truppen bestand, unter denen sich auch Mobilgarden und Francstireurs befanden, die in keiner Art für den Krieg ausgebildet waren, daß ferner die Bekleidung seiner Soldaten miserabel war, so war sicherlich die Aufgabe, die man dem General stellte, gegen unsere so kriegsgeübten und siegesbewußten Truppen mit seinen Soldaten zu kämpfen, gewiß eine sehr schwierige. Die eigene Tapferkeit des Generals, sowie die seiner Officiere und der Zouaven konnte allein bei der Disciplinlosigkeit, die zum Theil unter seinen Truppen herrschte, den Sieg über die Deutschen gewiß nicht erringen.

Von einem allgemeinen, echten Patriotismus war in der Regel bei dem gewöhnlichen Soldaten dieser Regimenter auch keine Rede; ich habe dies nur zu oft aus dem Munde der gefangenen und verwundeten Franzosen der Loire-Armee erfahren. Wie oft äußerten sich die verwundeten und gefangenen Franzosen in Toury und anderen Orten ganz verzweifelt über das schreckliche Schicksal, das ihnen geworden sei. Oft sagte ich ihnen, sie müßten doch ihre Klagelieder verstummen lassen und stolz darauf sein, für ihr Vaterland gekämpft zu haben.

Die Antwort darauf war nur eine Verwünschung der Regierung der nationalen Vertheidigung; von Patriotismus wollten sie absolut nichts wissen. Bei Nacht und Nebel, erzählten sie, habe man in den Dörfern alle irgendwie brauchbaren männlichen, unverheiratheten Individuen von 16 bis 40 Jahren eingezogen, sie aus ihrem Beruf schonungslos herausgerissen, sofort eingekleidet und mit einem Cordon von Gensd'armen vorwärts getrieben. Nachts haben die Gensd'armen die ausgehobenen Mannschaften, die Lagerplätze im Freien beziehen mußten, umzingelt, damit niemand von ihnen entweichen könne, und so wurden die unfreiwilligen Soldaten vorwärts und immer wieder vorwärts getrieben, bis daß sie zum Kampfe geführt wurden.

Ich selbst habe Decrete von Gambetta, die ich auf der Präfectur in Orleans vorfand, gelesen, die schlimmer und härter als alle Decrete Marrats und Robespierres in der großen Revolution lauteten und alle diejenigen mit Todesstrafe bedrohten, die sich seinen strengen Befehlen und Anordnungen nicht fügen wollten.

Nachdem ich mich nun genügend über die Ortschaften orientirt, in welchen die in französische Linien gerathenen Lazarethe der Deutschen, und zwar vornämlich der Bayern, lagen, trat ich, versehen mit dem nöthigen Proviant und Lazarethbedürfnissen die Fahrt nach den betreffenden Dörfern westlich und südwestlich von Toury an.

Die schweren Niederlagen, die die Franzosen bei Loigny und Poupry, sowie später bei Le Mans am

Digitized by Google

10. und 11. Januar erlitten hatten, blieben auch nicht ohne Wirkung auf die ganze Bevölkerung; es herrschte überall eine furchtbare Panik unter derselben — jeder energische Widerstand war gebrochen und überall fehlte es an Lebensmitteln und Heizungsmaterial. Es war jetzt aus diesen Gründen auch viel leichter selbst die entferntest gelegenen Lazarethe wieder aufzusuchen nnd die Communication mit ihnen westlich und südlich von Toury wieder aufzunehmen, um ihnen gleichzeitig Hilfe, die sie einige Zeit entbehrten, zu bringen.

Die Kämpfe mit den Franzosen zogen sich auch seit der Schlacht von Loigny mehr nach dem Westen und dem Norden, nach der Normandie.

Leider fand ich nun viele Lazarethe, die ich aufsuchte, in überaus trostlosem Zustande vor. An vielen Orten war die Piämie (Blutvergiftung) in den Lazarethen ausgebrochen. In einem derselben, welches in einem herrschaftlichen Schlosse etablirt war, fand ich absolut keine Heizvorrichtungen vor. Es lagen hier 16 Bayern an der Erde, die schwerkrank waren. Es waren dies jene Hünengestalten, wie man sie oft ob der Donau begegnet. Ganz apathisch, mit fast vollständig gelb-grüner Gesichtsfarbe, lagen die so urkräftigen Männergestalten fast regungslos da, um am Eiterfieber, welches durch Anstrengungen und Entbehrungen entstanden war, unterzugehen.

Als Contrast gegen dieses trostlose Bild, welches die unglücklichen Bayern zeigten, erschien ein lustiger, brauner Marseilleser, welcher wohl erst kürzlich in diesem Lazareth Unterkunft gefunden hatte. Aus dem Departement der Rohne-Mündung gebürtig, trillerte der heitere Franzose, dem erst vor acht Tagen ein Bein amputirt worden war, seine Lieder der Gascogne und rauchte seine Tonpfeife dabei; er lief scheinbar schon wieder ganz geheilt mit seinem Stelzfuß tapfer herum. Der Arzt hielt es für ein wahres Wunder, daß die Genesung bei dem braunen Marseilleser so schnell vor sich gegangen sei; es spricht dies für die Zähigkeit der Bevölkerung jener Gegenden.

In einem anderen Lazarethe, das ich auffuchte, welches in einem ganz erbärmlichen, vollständig ausgehungerten Neste lag, fand ich den körperlichen Zustand der Verwundeten und Kranken wohl etwas besser, indessen lag der behandelnde Arzt der Kranken auch am Typhus darnieder.

In dem alten, verfallenen Schlosse, welches vollständig einer Ruine glich, lagen hier in ganz engen Räumen die Kranken und Verwundeten zusammengedrängt; auch hier fand ich wieder absolut keine Heizvorrichtungen vor, was bei der herrschenden Kälte sehr empfindlich und für die Verwundeten und Kranken sehr nachtheilig war.

Die ganze Gegend, die ich durchfuhr, in der die zerstreuten Lazarethe lagen, machte einen recht öden Eindruck — das Terrain war kahl, es herrschte Mangel an Wasser und die Dörfer waren miserabel gebaut. Man sagt ja auch sprüchwörtlich von der nur an Steinen so reichen Sologne, daß dort der Hektar nur eben den Werth hat, als der Hase, den der Jäger auf diesem Terrain erlegt; man ahnt wahrlich hier nicht in dem so gerühmten französischen fruchtbaren Lande zu sein.

Ich wiederholte den Besuch in den verschiedenen Lazarethen öfter, um sie für die Zeit zu entschädigen, in der sie mit uns außer Verbindung gekommen waren. Die deutschen Kranken und Verwundeten, so namentlich die Bayeen, zeigten sich bei meinem ersten Besuche geradezu überrascht und hocherfreut, sie waren sehr glücklich, nun wieder in regelmäßige Verbindung mit uns gekommen zu sein.

Am 11. Januar griff der Prinz Friedrich Carl sowie der Großherzog von Mecklenburg den General Chanzy bei Le Mans an, und schlugen sie denselben. Bei der Fortsetzung der großen Schlacht, am 12. Januar, der Gambetta auch beigewohnt haben soll, erklärte dieser Dictator Frankreichs zum erstenmale, daß die Franzosen wirklich geschlagen worden seien. In der französischen West-Armee bei Le Mans fochten auch Strafbataillone aus den Galeeren mit. Eine große Anzahl Gefangene, sehr viel Kriegsmaterial, namentlich sehr viel Kanonen und Mitrailleusen wurden bei Le Mans wieder erbeutet.

Von Toury ward ich Mitte des Monats Januar 1871 nach Etampes versetzt, wo ich, in Folge der Anstrengungen der letzten Wochen bei dem strengen Winter, an einem heftigen Fieber erkrankte. Erst nach meiner Genesung, die indessen bald erfolgte, vermochte ich meine Thätigkeit im Dienst des Johanniter-Ordens fortzusetzen.

Der Kanonendonner, der täglich von Paris nach Etampes herübertönte, verstummte am 28. Januar ganz, da ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand mit der Besatzung von Paris vorläufig abgeschlossen worden war.

Diese Nachricht vom 29. Januar, bei der Alles frei aufathmete und laut jubelte, lautete: Die Forts von Paris haben capitulirt, die Linie nnd die Mobilgarden werden als Kriegsgefangene in Paris internirt. Die National-Garde übernimmt die Aufrechthaltung der Ordnung. Die Deutschen besetzen alle Forts um Paris. Paris selbst bleibt cernirt und darf sich erst verpflegen, wenn die Waffen ausgeliefert sind. Die Regierung wird nach Bordeaux auf 14 Tage berufen, die Armeen im Felde behalten ihre entsprechenden Landstrecken besetzt, es werden Neutralitäts-Zonen zwischen den feindlichen Truppen gebildet.

Am 28. Februar 1871 wurden die Friedens-Präliminarien geschlossen. Am 2. März nahm die National-Versammlung, die in Bordeaux tagte, die Friedensbedingungen mit 445 gegen 123 Stimmen an. Gambetta, der den Frieden nicht anerkennen wollte, trat von der Regierung in Bordeaux zurück.

Am 2. März konnte Kaiser Wilhelm der Sieg-

Digitized by Google

reiche an die Kaiserin Augusta hochbeglückt telegraphiren:

Soeben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er gestern in Bordeaux von der National-Versammlung angenommen war. Somit ist das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer unseres unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferwilligkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen, Ihm sei die Ehre. Der Armee, dem Vaterlande mit tiefwärmsten Herzen meinen Dank.

Wilhelm.

Nach dem Friedensschlusse mit Frankreich begab ich mich nach Versailles, um mich dort bei dem Chef der Freiwilligen Krankenpflege, dem Fürsten Pleß, abzumelden. Erschöpft von den Anstrengungen der letzten Monate im Dienste des Ordens suchte ich zunächst in Ems, später in meiner Heimath die nöthige Erholung.

Frhr. von Kessel-Zeutsch—Raake.

Jahresbericht 1895 des Diakonissenhauses Henriettenstift zu Hannover.

Ps. 36, 6. Herr, deine Güte reichet, so weit der Himmel ist, und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen."

Ein Jahresbericht über eine Arbeit, wie die unsere ist, kann ja im Grunde nie etwas anderes enthalten, als demüthigen und innigen Dank für alle die Geduld und Treue, die Gnade um den Reichthum der Liebe Gottes, den wir alle Tage und auf allen Schritten unseres Weges erfuhren. Darum soll an der Spitze unseres Berichtes über das Jahr 1895 auch der Lobgesang aus dem 36. Psalm stehen, und wir wollen es aus vollem Herzen und mit lauten Worten rühmen, daß des HErrn Güte auch im vergangenen Jahre gereicht hat so weit der Himmel ist, und daß er alle Stätten, da unsere Schwestern wirkten, gesegnet hat, so weit die Wolken gehen. Es ist in der That etwas unaussprechlich Großes, wenn ein Werk, das allmählig eine bedeutende Ausdehnung gewonnen hat, ungehindert und frisch sich weiter entfaltet, wenn in dem Stamm und dem Geäste des Baumes überall noch der treibende Saft bemerkbar ist, immer neue Zweige sprießen und auf dem Gezweige auch allerlei Früchte wachsen. Es ist alles dankenswerth, daß wir berichten können, wie auch im vergangenen Jahre unser Comité seinem wesentlichen Bestande nach für das Wohl unseres Werkes sorgen, wie auch die beiden Vorsteher des Hauses wiederum in altgewohnter Weise das Ganze leiten konnten, wie die Aerzte der Anstalt die große Arbeit, die ihnen durch den Strom der ankommenden Kranken gebracht wurde, bewältigten. Vor allem wollen wir Gott dafür preisen, daß er unsere Schwesternschar, wie wir hoffen dürfen, überall nicht allein in Gesundheit des Leibes, sondern auch in Kraft des Geistes der Liebe und im Geiste der heiligen Furcht und Zucht erhalten hat; ja ebenso sehr wollen wir dafür danken, daß zu den älteren Arbeiterinnen im Werke der Diakonie gerade im vergangenen Jahre eine Reihe neuer und junger Kräfte hinzugetreten ist. Es gehört doch ein großes Stück göttlicher Vorarbeit dazu, um wie im vergangenen Jahre 25 Probeschwestern uns zuzuführen, die es versuchen wollen, im Werke der Diakonie zu arbeiten. Es gehört viel Freundlichkeit und Stärkung Gottes dazu, um 25 Probeschwestern, wie im vorigen Jahre geschehen, ins Noviziat einzuführen, also die erste Probe wirklich bestehen zu lassen. Ja mehr noch und Größeres ist es, daß nun 300 Schwestern unserem Mutterhause angehören, unter denen freilich etliche wenige nicht mehr in voller Arbeit stehen, dagegen aber die anderen haben sämmtlich ein großes Ackerfeld vor sich, auf dem sie durch Gottes Gnade den edlen Samen der Liebe und Barmherzigkeit reichlich ausstreuen dürfen.

Welch eine Summe von Elend ist es, an dem sie an ihrem geringen Theile wirken durften, wenn zunächst im Mutterhause 931 Kranke verpflegt wurden mit 33 391 Pflegetagen, wenn in unserm Siechenhause Bethesda 114 Unheilbare, von denen 13 starben, in 30 457 Pflegetagen alles empfangen durften, was ihr Siechthum erleichterte, wenn in unserm Salem 36 Schwerleidende und zum Theil dem Sterben nahe noch in 5136 Pflegetagen Erquickung in der ernsten Feierabendstunde ihres Lebens empfingen; ja noch mehr, welch ein weites Feld streckt sich vor unseren Augen aus, wenn wir gedenken an die 99 Schwestern, die in 35 Krankenhäusern arbeiten, an die 90 Schwestern, welche in 51 Gemeinden die Pflege der Verlassenen, Einsamen und Kranken hin und her in den Häusern üben, und wenn endlich 50 Schwestern an 32 anderen Arbeitsstätten, in Siechen- und Pflegehäusern, Schulen u. s. w. wirken. Eine ganz besondere Gnade ist es für uns gewesen, daß wir den außerordentlichen Anforderungen, die das vorige Jahr an unsere Arbeit stellte, genügen konnten, indem wir in Hannover das Krankenhaus I mit 24 Schwestern, in Hildesheim das neue Krankenhaus nach und nach mit 7 Schwestern besetzen durften, und wenn beispielsweise in dem hannoverschen Krankenhause I schon in den ersten 11 Monaten 3037 Kranke durch den Dienst der Schwestern erquickt wurden, ja wenn auf der Diphterie-Station im ganzen 207 liebe Pfleglinge zur großen Freude der Schwestern und zur noch größeren Freude der Eltern, zur Genesung geführt werden durften. Wahrlich da soll man wohl dankend zu Gott aufschauen und sagen: „Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist und deine Wahrheit, so weit die Wolken gehen."

Daneben soll es nicht vergessen werden, es dankbar auszusprechen, wie es uns auch im vergangenen

Digitized by Google

Jahre nicht an den nothwendigen Mitteln gefehlt hat, um die zum Theil außerordentlichen Ausgaben zu bestreiten. Leider mußte durch den Kanalanschluß eine bedeutende Mehrausgabe verzeichnet werden, so daß für Baukosten die hohe Summe von 19 831,39 Mk. erreicht wurde. Die Folge davon ist, daß wir auch mit einem nicht unbedeutenden Vorschuß aus dem Rechnungsjahr herausgegangen sind. Derselbe beziffert sich auf 5778,31 Mk. Freilich ist dieser Vorschuß wesentlich dadurch veranlaßt, daß unser Siechenhaus Salem allein ein Defizit aufweist von 4484,16 Mk., was darin begründet ist, das wir auf Salem eine jährliche Zinsenlast von pp. 1900 Mk. zu tragen haben.

Unter Hinweis auf den unten folgenden Rechenschaftsbericht wollen wir es dankbar erkennen, daß aus Kollekten die reiche Summe von 18 051 Mk., aus den Sammelbüchern allerdings weniger als im Vorjahre, jedoch immerhin 9743,30 Mk. eingegangen sind, daß also die Liebe unserer Freunde und der gesamten Landeskirche unsere Hände treu gestärkt hat, wobei wir noch besonders erwähnen wollen, daß auch der Provinziallandtag sowie die Landschaften von Calenberg, Lüneburg, Bremen-Verden, Ostfriesland uns ihre nachdrücklichen und namhaften Unterstützungen gewährten. Freilich wollen wir nicht verschweigen, daß das Zurückgehen namentlich der Pfennigsammlungen, denen ja die „Blätter aus dem Henriettenstifte" besonders dienen sollen, uns mit Schmerz und Sorge erfüllt, und wir möchten herzlich bitten, daß sich neue Kreise öffnen, um die alten Lücken zu füllen. Ebenso darf auch hier die Bitte laut werden, daß man unsers Salem sonderlich gedenke, damit die Bauschuld nach und nach und das Defizit im begonnenen Jahre mit Gottes Hilfe ganz verschwinden.

Wie in früheren Jahren, so haben auch im Jahre 1895 die vom Johanniterorden uns überwiesenen cheistlichen Jungfrauen, und zwar 4 derselben einen Lernkursus in der Krankenpflege durchgemacht, und zu unserer besonderen Freude hat eine Reihe von dienenden Johanniterschwestern sowie frühere Pensionärinnen uns treu ausgeholfen, wo es nöthig war. Auch konnten wir 6 Pensionärinnen, darunter Dorfdiakonissen für Landgemeinden, ausbilden und unserm befreundeten Schwesternhause Oldenburg den Dienst thun, vier junge Probeschwestern für den Beruf vorzubereiten. Es soll auch mit Dank anerkannt werden, daß der Johanniterorden*) im vergangenen Jahre abermals 600 Mk. für arme Reconvaleszenten spendete, und uns damit die Möglichkeit gab, diesen oft nur zu früh in ihr Elend Zurückkehrenden eine Stärkung zu gewähren.

*) Correcter: Die Hannoversche Genossenschaft des Johanniter-Ordens. D. R.

Indem wir auf die unten folgenden speziellen ärztlichen Beeichte, sowie auf das Verzeichniß der Stationen und auf die in denselben geschehene Arbeit hinweisen, bitten wir unsere treuen Freunde, auch ferner unserer Arbeit ihre Liebe, ihre Fürbitte und ihre Gaben darzureichen. (Blätter aus dem Henriettenstift.)

Der Verein der Berliner-Volksküchen von 1866 hielt am 25. Apeil im Bürgersaale des Rathhauses seine 30. Generalversammlung ab.

Nach dem vorgelegten Geschäfts- und Kassenbericht hat der Beteieb der Volksküchen im Jahre 1895 einen Verlust von 10 681 Mk. ergeben, da bei den nothwendigen Ausgaben von 222 101 Mk. nur eine Einnahme von 211 420 Mk. erzielt wurde. Trotzdem muß constatirt werden, daß der Umsatz in den Volksküchen sich wiederum gegen das Vorjahr vermehrt hat. Für die Volksthümlichkeit, welche das Unternehmen in den Schichten der werkthätigen Beoölkerung und in anderen Kreisen des Volkes genießt, sprechen folgende Zahlen: Es wurden im letzten Jahre in den fünfzehn Volksküchen Mittags und Abends 1 588 440 Portionen verabreicht. Hierzu kommen noch die in der Frauenküche verabreichten 58 019 Portionen, sodaß im Ganzen vom Volksküchenverein ein Umsatz 1 646 459 Portionen erzielt wurde. Die Vermögensbilanz des Vereins schließt in Einnahmen und Ausgaben mit 139 294 Mk. ab. Für die Vertheilung von Speisemarken an Bedürftige stiftete die Kaiserin einen Beitrag von 100 Mk. Der Kaiserin Augusta-Fonds verfügt über ein Vermögen von 13 000 Mk., die Gerson von Bleichröder'sche Stiftung über einen solchen von 10 642 Mk. Auf der Berliner Gewerbe-Ausstellung wird der Verein durch eine Collectiv-Ausstellung seiner gemeinnützigen Bestrebungen im Wohlfahrtsgebrauch vertreten sein.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 20, vom 16. Mai 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig. (Fortsetzung.) — Die „Hussitenschlacht" bei Bernau. Von Dr. Max Goerlitzer (Schluß). — Die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. — Der Spindlerbrunnen auf dem Spittelmarkt (mit Abbildung). Von Paul Wallé. — Kleine Mittheilungen: Jubelfest der Königlichen Akademie der Künste. — Von der Fahrt des Kaisers nach Treptow. — Ueber das Leben der beiden ältesten Kaiserlichen Peinzen in Plön. — Die Kostenveranschlagung der Gewerbe-Ausstellnng. — Das Theater des Westens. — Märkische Gesellschafts-Ausflüge.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 10. Juni 1896. **Nr. 24.**

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 17. Februar d. J. neu ernannten 77 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Ballei Brandenburg:

1. Kurt von Rode, Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Graf Roon (Ostpreußischen) Nr. 33,
2. Sigismund von Treskow, Lieutenant der Reserve des Garde-Cürassier-Regiments und Rittergutsbesitzer, auf Friedrichsfelde bei Berlin,
3. Victor von Grumbckow, Oberstlieutenant z. D., zu Constantinopel,
4. Vinigenz von Wedel, Hauptmann und Batterie-Chef im Feld-Artillerie-Regiment General-Feldzeugmeister (2. Brandenburgischen) Nr. 18,
5. Georg von Maaffen, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Garde-Regiment zu Fuß,
6. Max Prinz zu Hohenlohe-Oehringen, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Garde-Ulanen-Regiment,
7. Bernhard von Waldow, Rittmeister der Reserve des Regiments der Gardes du Corps, zu Waldowshof bei Woldenberg in der Neumark,
8. Heinrich Schmidt von Knobelsdorff, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11,
9. Rüdiger von Schoeler, Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Thüringischen Infanterie-Regiment Nr. 94 (Großherzog von Sachsen),
10. Eberhard von Obernitz, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 76.
11. Friedrich Carl von Voigts-Rhetz, Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Hanseatischen Infanterie-Regiment Nr. 75,
12. Curt von Görne, Major a. D., zu Schleswig,
13. Alexander Graf von Bylandt Baron zu Rheydt, Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen Homburg (2. Hessischen) Nr. 14 und Regierungs-Assessor, auf Helgoland,
14. Georg von Schlabrendorff, Major aggr. dem Oldenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 91,
15. Curt von Loeben, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Horn (3. Rheinischen) Nr. 29,
16. Arthur von Götzen, Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Fürst Carl Anton von Hohenzollern (Hohenzollernschen) Nr. 40,
17. George von Olszewski, Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Badischen Grenadier-Regiment Kaiser Wilhelm I. Nr. 110,
18. Freiherr Röder von Diersburg, Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Badischen Dragoner-Regiment Nr. 21,
19. Alexander von Bentheim, Oberstlieutenant a. D., zu Serkowitz-Radebeul bei Dresden,
20. Stephan von Ugron zu Abránfalua, Kaiserlich und Königlich Oesterreichisch-Ungarischer Kämmerer und Vice-Consul, zu Warschau,
21. Dr. Peter von Matuska Edler von Tvarozsna und Felsö-Raszlok, Großgrundbesitzer und Abgeordneter des Ungarischen Reichstags, zu Budapest,
22. Reinhold Wilhelm Freiherr von Staël-Holstein, Livländischer Landrath, auf Neu-Anzen bei Anzen in Livland,
23. Conrad Freiherr von Falkenberg, Königlich Schwedischer Kammerherr, auf Lagmansö bei Wadsbro in Schweden.

Digitized by Google

II. Den Genossenschaften der Ballei Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Hans Graf Finck von Finckenstein, Fideicommißbesitzer, auf Simnau bei Wodigehnen in Ostpreußen,
2. Carl Erich von Frantzius, Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Rittergutsbesitzer, auf Podollen bei Tapiau in Ostpreußen,
3. Friedrich von Schimmelpfennig genannt von der Oye, Major im Generalstabe der 35. Division.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Julius Graf von Lüttichau, Lieutenant a. D., zu Berlin,
2. Heinrich von dem Knesebeck II, Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment,
3. Dr. jur. Traugott Achaz von Jagow, Landrath, zu Perleberg,
4. Dietrich Freiherr von Speßhardt, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Prinz Carl von Preußen (2. Brandenburgischen) Nr. 12,
5. Siegfried von Bonin, Rittmeister a. D., auf Bottschow, Kreis West-Sternberg,
6. Oscar Freiherr von Wackerbarth, genannt von Bomsdorff, Landrath, zu Cottbus,
7. Carl Freiherr von Maltzahn, Hauptmann a. D., zu Ferchesar bei Rathenow.
8. Max von Kracht, Hauptmann und Compagnie-Chef im 5. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 113.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Eduard von Zadow, Kreisdeputirten, auf Alt-Wuhrow bei Falkenburg in Pommern,
2. Ernst von Döring, Landrath, zu Labes,
3. Heinrich von Borcke, Premier-Lieutenant der Reserve des 2. Garde-Dragoner-Regiments Kaiserin Alexandra von Rußland und Rittergutsbesitzer, auf Hohensee bei Buddenhagen in Neuvorpommern,
4. Henning von Puttkamer, Landrath, zu Bütow,
5. Jesko von Puttkamer, Gouverneur von Kamerun.

d) Der Posenschen Provinzial-Genossenschaft:

Heinrich Graf von der Goltz, Premier-Lieutenant a. D., Landschafts-Rath und Fideicommißbesitzer, auf Czayeze, Kreis Wirsitz.

e) Der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Eberhard Graf von Schmettow, Hauptmann im großen Generalstabe,
2. Manfred Freiherr von Richthofen, Rittmeister im 3. Garde-Ulanen-Regiment und Adjutant bei der Garde-Cavallerie-Division,
3. Eduard von Wietersheim, Rittergutsbesitzer auf Sapraschine bei Perschütz in Schlesien,
4. Sylvius von Goldfus, Rittmeister a. D., Geheimer Regierungsrath und Landrath, auf Kittlau bei Nimptsch,
5. Clemens von Wedel-Parlow, Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie, Landesältester und Kreisdeputirter, auf Schloß Naumburg bei Naumburg am Bober,
6. Lazarus von Lippa, Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Regiments zu Fuß und Regierungs-Assessor, zu Breslau,
7. Hans Freiherr von Wechmar, Rittmeister a. D., zu Kleinburg bei Breslau,
8. Emil Kraker von Schwartzenfeldt, Premier-Lieutenant der Landwehr, zu Naumburg am Bober,
9. Fedor von Wuthenau, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Ulanen-Regiments und Rittergutsbesitzer, auf Waldau, Kreis Bunzlau,
10. Hans von Frankenberg und Proschlitz, Rittmeister und Escadron-Chef im Leib-Cürassier-Regiment Großer Kurfürst (Schlesischen) Nr. 1.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

1. John Freiherr Speck von Sternburg, Hauptmann und Compagnie-Chef im Braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92,
2. Dr. jur. Erich Freiherr von Münchhausen, Rittergutsbesitzer, auf Neuhaus-Leißlau bei Pödel,
3. Wilhelm von Goerne, Hauptmann à la suite des Infanterie-Regiments Fürst Leopold von Anhalt-Dessau (1. Magdeburgischen) Nr. 26,
4. Curt von Olszewski, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgischen) Nr. 27,
5. Fritz von Unger, Rittmeister à la suite des 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 2 und persönlicher Adjutant Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen.

Digitized by Google

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

Hermann von Arnauld de la Perière, Hauptmann und Batterie-Chef im Holsteinschen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 24.

h) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Waldemar Freiherr von Alten-Soltern, Rittmeister a. D., zu Hannover,
2. Moritz von Jordan, Rittmeister und Flügel-Adjutant Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Oldenburg,
3. Conrad von Krosigk, Rittmeister und Escadron-Chef im Königs-Ulanen-Regiment (1. Hannoverschen) Nr. 13.

i) Der Westfälischen Provinzial-Genossenschaft:

Hermann von Sydow, Hauptmann und Compagnie-Chef im Braunschweigischen Infanterie-Regiment Nr. 92.

k) Der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Dr. jur. Ludwig von Doetinchem de Rande, Premier-Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (1. Rheinischen) Nr. 7 und Regierungs-Assessor, zu Münster,
2. Carl Hermann Graf von Bylandt, Königlich Niederländischer Kammerherr und Hofmarschall Sr. Durchlaucht des Fürsten zu Wied, zu Neuwied,
3. Otto von Etzel, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Nr. 132,
4. Ernst Freiherr von Preuschen von und zu Liebenstein, Kaiserlich und Königlich Oesterreichisch-Ungarischer Linienschiffs-Lieutenant, commandirt bei dem hydrografischen Amte, zu Pola in Istrien.

l) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

Eberhard Graf von Reischach, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11.

m) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz.

1. Otto Freiherr von Stenglin, Hauptmann und Compagnie-Chef im Garde-Füsilier-Regiment,
2. Otto von Buch, Rittergutsbesitzer, auf Wendorf bei Plaaz in Mecklenburg-Schwerin,
3. Cuno Graf von Bassewitz, Rittergutsbesitzer, auf Perlin bei Renzow in Mecklenburg-Schwerin,
4. Ulrich von Barner, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, auf Trebbow bei Lübstorf in Mecklenburg-Schwerin.

n) Der Hessischen Genossenschaft:

1. Franz Graf zu Solms-Rödetheim, Seconde-Lieutenant à la suite der Armee, zu Assenheim in Hessen,
2. Carl Rieß von Scheurnschloß, Lieutenant der Reserve des Thüringischen Husaren-Regiments Nr. 12 und Regierungs-Assessor, zu Cassel,
3. Georg von Schwertzell zu Willingshausen, Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Kreisdeputirter, auf Willingshausen, Kreis Ziegenhain, Provinz Hessen-Nassau,
4. Gerhard von Schwertzell zu Willingshausen, Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Landrath, zu Ziegenhain, Provinz Hessen-Nassau.

o) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1. Hans Alfred von Kretschmar, Königlich Sächsischer Oberst z. D., zu Essen an der Ruhr,
2. Max von Loeben, Königlich Sächsischer Oberst z. D., zu Dresden,
3. Richard von Schulz, Oberst und Commandeur des Königlich Sächsischen 8. Infanterie-Regiments „Prinz Johann Georg" Nr. 107,
4. William Freiherr von Hammerstein-Equord, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich-Sächsischen 5. Infanterie-Regiment „Prinz Friedrich August" Nr. 104.

Miß Florence Nightingale.

Die erste Frau in unserem Jahrhundert, die ihr Leben in den Dienst der barmherzigen Nächstenliebe stellte, war Miß Florence Nightingale. Sie hatte sich die Aufgabe erwählt, allen denen zu helfen, für die sonst Niemand sorgte, den Schwerverwundeten und Kranken, und als echte Priesterin der Barmherzigkeit und Menschenliebe wirkte sie mit bewundernswerther Ausdauer und Hingebung auf den Schlachtfeldern der Krim und in den Hospitälern Londons, bis die eigene Schwäche und das hohe Alter ihrer segenbringenden Thätigkeit ein Ziel setzten und sie zum wohlverdienten Ruheleben zwangen. „Ich habe den Tod in mehr Gestalten gesehen, als irgend eine andere Frau in Europa", sagt sie in ihrem Tagebuche aus dem Krimkriege. Sie hat in der That Tausenden und Abertausenden in jener

schweren Zeit Linderung und Hilfe gebracht und auch später als Krankenpflegerin in England und als Begründerin und Leiterin einer großen Krankenpflegerinnen-Schule reichen Segen gestiftet. Und noch in anderer Weise hat ihr muthiges Beispiel verdienstlich gewirkt: zahlreiche edle Frauen sind dadurch zur Betheiligung an öffentlichen Fragen, zur Bethätigung am Menschheitsleben begeistert worden. Während Mrs. Harriet Beecher Stowe, die Verfasserin von „Onkel Toms Hütte", und Mrs. Francis-Child, die beiden unerschrockenen Vorkämpferinnen für die Sklavenbefreiung in Amerika, fast gleichzeitig mit ihr wirkten, folgten ihr Oktavia Hill, die hochherzige Armenpflegerin Londons, Lucy Stowe, die tapfere Vorkämpferin der amerikanischen Frauenrechte, Frances Willard, die unermüdliche Führerin der Temperenzbewegung u. a.

Florence Nightingale ist als Tochter eines englischen Edelmannes (gentleman) Namens William Edward Showe, der sich mit seiner Familie sehr viel auf Reisen befand, zu Florenz im Mai 1820 geboren. Wenige Jahre vor ihrer Geburt war ihrem Vater die Erbschaft eines Verwandten, Peter Nightingale, zugefallen, unter der Bedingung, daß er fortan den Namen des Erblassers führe. Auf dem Landgute der Eltern, Lea Hurst, in der Grafschaft Derbyshire, verlebte Florence ihre Jugend und genoß unter der Leitung der Eltern und tüchtiger Lehrerinnen eine gediegene und gründliche Erziehung. Von ihrer Mutter, einer Tochter Will-Smiths, des eifrigen Förderers der Sclavenemancipation, erhielt sie frühzeitig eine philantropische Richtung, und schon als Kind zeigte sie eine ernste Neigung und besondere Befähigung zur Krankenpflege und brachte Verunglückten und Erkrankten auf der väterlichen Besitzung vielfach mit Verständniß die erste Hilfeleistung.

Eine Landsmännin, die sie noch in jenen Tagen gekannt hatte, singt von ihr:

> How silently does deep prophetic feeling
> Prepare the mind, and intigate the will
> In truest time life's Mission to fulfill.
> Thus she, her thoughtful heart the path revealing
> Devoted her bright youth to arts of healing
> And stood prepared when pity made demand
> To prove a guardian-spirit of her land.*)

Auf den Reisen, die sie häufig mit ihren Eltern machte und auf denen sie Deutschland, Frankreich, Italien und auch den Orient kennen lernte, benutzte sie jede Gelegenheit, die Zustände der verschiedenen Hospitäler zu erforschen und einen Einblick in die Methoden der Krankenpflege zu gewinnen, die sie schon durch fleißige Bücherlectüre theoretisch studirt hatte.

Nach dem Tode ihrer Eltern begann sie praktisch die Krankenpflege zu erlernen, zuerst bei den barmherzigen Schwestern in Paris, sodann seit 1849 in der von Pastor Fliedner dreizehn Jahre zuvor gegründeten Diaconissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein, über welche sie 1850 in einer lehrreichen kleinen Schrift „The institution of Kaiserswerth for the training of deaconess" berichtete. Kurze Zeit darauf übernahm sie in London den Posten einer Vorsteherin in einem Krankenhaus für Erzieherinnen, das in der Verwaltung und auch finanziell arg verwahrlost war und dem sie binnen kurzer Zeit eine musterhafte Organisation gab.

Der Ausbruch des Krimkrieges 1854 bedeutete den großen Wendepunkt in ihrem Leben, der sie öffentlich hervortreten und eine weithin wirkende umfassende Thätigkeit ausüben ließ. Vom Kriegsschauplatz wurde der traurige Zustand der Militärhospitäler, die zunehmende Nothlage der verwundeten und typhuskranken Soldaten, der Mangel an jedweder fachverständiger Pflege, an Vorkehrungen für die Unterkunft und Ernährung gemeldet, und als der englische Kriegsminister Sidney Herbert sich an Miß Nightingale mit der Frage wandte, ob es wohl möglich sei, freiwillige Krankenpflegerinnen nach der Krim zu entsenden, da faßte die muthige Frau den Entschluß, selbst auf die Schlachtfelder zu eilen und die Krankenpflege dort zu organisiren. Achtunddreißig Pflegerinnen begleiteten sie. Nach vierzehntägiger Fahrt kamen sie am 5. November 1854 in Skutari an.

Miß Nightingale, die von der englischen Regierung zur Oberleiterin ernannt war, begann mit einer Energie und Zähigkeit, die man ihrem zarten Körper kaum zugetraut hätte, den eingerissenen Mißbräuchen zu steuern und eine neue Ordnung einzuführen.

> Not only sufferer to her zeal appealing
> Found ease, but in the tumult of the war
> Brave hearts look'd up to her as to a star
> To teach them order and submission mild.

Die Krankenstuben wurden Tag und Nacht beständig gelüftet, es wurden Vorrathshäuser für Conserven, Beafteа und dergleichen angelegt, Küchen und Waschhäuser erbaut, peinlichste Sauberkeit und Ruhe in den Typhus-Hospitälern angeordnet und allenthalben Verbandstationen errichtet. „Wo die Krankheit in ihrer gefährlichsten Erscheinung auftritt und die Hand des Todes nahe ist," so schrieb damals die „Times", „da kann man gewiß sein, diese unvergleichliche Frau zu sehen, ihre milde Nähe hat selbst dann noch einen trostreichen Einfluß, wenn die Natur im letzten Kampfe ringt. Sie ist ohne Uebertreibung ein hilfreicher dienender Engel in diesen Hospitälern, und Nachts, wenn Schweigen und Finsterniß niedersinkt über die meilenweit sich erstreckenden Reihen daliegender Kranken und sie, mit einer kleinen Kerze in der Hand, ihre einsame Runde macht, dann werden die Gesichter der armen Burschen, die sie erblicken, weich durch den Ausdruck der Dankbarkeit. Dabei verbindet sie mit dem Herzen einer Frau, wie sie sein

*) Clarissa v. Ranke, geb. Graves Perceval. Stars of my life Thinking of Miss Florence Nightingale whom Jonce had the honour of meeting before she was celebrated.

Digitized by Google

soll, so seine Manieren, eine so überraschende Ruhe des Urtheiles und Entschiedenheit des Charakters, wie man es selten findet."

Schon nach wenigen Tagen konnte man an der Abnahme der Sterbefälle den Erfolg von Miß Nightingale und ihrer Pflegerinnenschaar wahrnehmen. Von Skutari reiste Florence nach Balaklawa und erkrankte hier selber schwer am Thyphus. Nach ihrer Genesung aber übernahm sie wieder im vollen Umfang ihre Pflichten in Skutari, wo sie 1¾ Jahre bis zum August des Jahres 1856 thätig blieb.

Krank und schwach kehrte sie am 8. September nach London zurück — ein Herzleiden, an dem sie schon längere Zeit litt, hatte ihre Kraft gebrochen. Ihre dankbaren Landsleute brachten ein Kapital von einer Million Mark (50,000 Pfund Sterling) zusammen, den sogenannten Nightingalefonds, dessen Zinsen sie zur Erweiterung des St. Thomas-Hospitals in London und zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen verwendete. Ihre Erfahrungen hat Miß Nightingale in einigen sehr werthvollen Schriften veröffentlicht, von denen die Bemerkungen über Krankenpflege (Notes on nursing) auch in deutscher Uebersetzung erschienen sind.

Miß Nightingale, die bahnbrechende Organisatorin weiblicher Krankenpflege, lebt heute in stiller Zurückgezogenheit in London. Unvergeßlich aber bleiben ihre edlen Thaten und ihre philantropischen Schöpfungen. Wenn das amerikanische Sprichwort recht hat, wonach „das Herz eines Löwen und die Hand eines Weibes" zur Krankenpflege und zum Arztberuf gehören, so war Miß Nightingale im vollsten Maße hierzu berufen; sie hatte die geeignete weiche und zarte Frauenhand, und sie besaß trotz ihres schwachen Körpers eine bewundernswerthe Tapferkeit und jene Stärke der Energie und Ausdauer, die nicht der unbiegsamen Härte des Eisens, sondern der geschmeidigen Festigkeit des Stahls zu vergleichen ist.

Heinrichsbad bei Herisau, im Appenzellerland.

(Eingesandt.)

Durch die Blätter ging jüngst die Meldung, daß Pfarrer R. Wenger, der langjährige Leiter des Kurhauses Heinrichsbad, infolge eines Herzleidens sein Amt mit 1. Juni dieses Jahres niederlegen muß. Leider bestätigt sich diese Nachricht; doch können wir hinzufügen, daß ein allem Anschein nach geeigneter Nachfolger in der Person des Pfarrers W. Kauffmann, bisher in Morges, gefunden worden ist, dessen Einführung in Heinrichsbad bereits am 5. Juni stattfinden soll. Kauffmann stammt aus der Provinz Brandenburg, wohnt und wirkt aber seit 1881 in der Schweiz. Er steht im 43. Lebensjahre und verspricht nach seiner seelsorgerlichen Erfahrung und sonstigen Tüchtigkeit das Haus in bisherigem Sinne weiter zu führen und ihm seine Bedeutung zu erhalten Pfarrer Wenger hat sich in die Waldeck zurückgezogen, ein zum Heinrichsbad gehörendes Schweizerhaus am Waldesrand, in welchem aber immerhin noch 12 Zimmer für Kurgäste zur Verfügung stehen.

Im Jahre 1895 hat das Kurhaus zeitweise 140 Gäste auf einmal beherbergt und bewirthet, im ganzen 737 Fremde mit 16 558 Pflegetagen. Die Lage des Hauses, mitten in der lieblichen Appenzellerlandschaft, 772 Meter hoch, vor Nordwinden völlig geschützt, 20 Minuten von der Eisenbahn, ist aber auch vorzüglich. Die Menge lohnender Ausflüge, auf den Säntis, Hohenkasten, Hochalp, Gäbris und andere benachbarte Höhen läßt sich in kurz bemessenem Ferienaufenthalt nicht erschöpfen. Zudem wird dem Besucher die Wahl schwer zwischen den Naturgenüssen und den gesellschaftlichen Freuden, wie sie das gemüthlich eingerichtete Kurhaus mit seinen aus allen vier Winden zusammengewehten und doch meist so wohl zusammenstimmenden Gästen bietet. Bei den gemeinsamen Spaziergängen, welche unter der Leitung des Pfarrers häufig unternommen werden, zeigt sich die friedvolle und erquickende Eigenart der stets grünen, welligen Appenzeller Hügel in wohlthuender Weise. Werthvoll sind die kurzen, täglichen Morgen- und Abendandachten, sowie die Sonntagsgottesdienste in der Hauskapelle. In weiteren Kreisen sind die Heinrichsbader Kochkurse geschätzt, in welchen vierteljährlich je 12 Töchter unter der Leitung der vielerfahrenen Wirthschafts-Verwalterin Frl. L. Büchi, einen Koch- und Haushaltungskurs durchmachen.

Man lasse sich von der Verwaltung einen Prospect senden, welcher ein entsprechendes Bild über Lage und Leben des Hauses, sowie einen genauen Einblick in die Kosten eines dortigen Aufenthaltes bietet. Man wird finden, daß die Preise bei anerkannt reichhaltiger und sorgfältiger Küche mäßig zu nennen sind. Zudem wird auch, wie wir aus bester Quelle vernehmen, bei Ausstellung der Rechnung auf die weniger bemittelten Gäste Rücksicht genommen. Viele ähnliche, christliche Kurhäuser sind bereits nach dem Vorbild des nun 23 Jahre bestehenden Heinrichsbades eingerichtet worden; aber Heinrichsbad hat bis heute seinen Ruf behauptet und wird ohne Zweifel auch in der Folgezeit viele Gäste von Nah und Fern anziehen, um sie unter Gottes Segen nach Leib und Seele zu stärken und zu erquicken.

Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Der unter dem Protectorate der Kaiserin Friedrich stehende Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten hielt am 29. v. Mts. zu Berlin im Herrenhause unter dem Vorsitze des Präsidenten der Verwaltung des Reichsinvalidenfonds, Dr. Rösing, die 16. Jahresversammlung ab.

Der Vorsitzende gedachte zunächst des verstorbenen

hanseatischen Gesandten, Dr. Krüger, der 7 Jahre mit großem Erfolge die Geschäfte des Vereins geleitet hatte.

Die Zahl der Mitglieder, zu denen der König von Sachsen, die Großherzogin von Sachsen-Weimar, die Großherzogin Anastasia von Mecklenburg, der Prinz Albrecht als Herrenmeister des Johanniter-Ordens und die Prinzen Heinrich und Georg gehören, ist von 582 auf 552 zurückgegangen, die Thätigkeit des Vereins war aber nach wie vor eine ersprießliche.

In den vier Seehospizen von Norderney, Wyk, Groß-Müritz und Zoppot haben während des letzten Jahres 1367 Kinder (662 Knaben und 705 Mädchen), 16 weniger als im Vorjahre, Heilung nnd Kräftigung gefunden, 347 Kinder waren aus Berlin und den Vororten. Die Zahl der Pflegetage betrug 62 497, die der Seebäder 12 142 kalte und 13 265 warme.

Etwa 80 pCt. verließen die Hospize geheilt oder doch wesentlich gebessert, ohne Wirkung blieb der Aufenthatt an der See bei noch nicht 2 Procenl, gestorben ist nur ein Kind. Bei der Mehrzahl wurde eine erfreuliche Gewichtszunahme festgestellt; sie betrug im Durchschnitt 1,4 Kg., erreichte in einem Falle aber 6,5 Kg. 796 Kinder waren in Norderney, 255 in Groß-Müritz, 211 in Wyk und 105 in Zoppot.

Im Allgemeinen wurden die kränkeren Kinder an die Nordsee, die mehr einer Erholung bedürftigen an die Ostsee geschickt.

Aus Wyk wurde dringend auf die Nothwendigkeit hingewiesen, selbständige Heilanstatten für Tuberkulose-Kranke zu errichten; in Müritz ist für dieses Jahr der Bau eines Sommerhauses geplanl. Sehr bewährt hat sich auch die in Norderney eingeführte Winterkur.

An Pflegegeldern gingen 131 849 Mk. ein. Aus der Kaiserin Friedrichstiftung wurden 2000 Mk. gewährt, der Betrag ist für das laufende Jahr leider auf die Hälfte gelürzt worden. Der Berliner Magistrat zahlte 8000 Mk., ebenso überwiesen die Magistrate von Dresden, Leipzig und Danzig dem Vereine namhafte Beihilfen unter der Voraussetzung der Berücksichtigung von Kindern dieser Städte.

An zinstragenden Kapitalien besitzt der Verein 136000 Mk., 7000 Mk. mehr, als im Vorjahre, außerdem 4858 Mk. Specialfonds. Der baare Kassenbestand betrug Ende des Jahres 31989 Mk. gegen 23124 Mk. im Vorjahre.

Der Zweigverein in Dresden, der 62 Kinder in die Hospize entsandte, zählt 56, der Braunschweiger Bezirksverein, der die Aufnahme von 88 Kindern vermittelte, 67 Mitglieder. Der Frauenhilfsverein, dessen Beiträge von 6964 auf 7553 Mk. stiegen, konnte 333 Kinder, 9 mehr als im Vorjahre, in die Hospize senden.

Zweigvereine des Frauenhilfsvereins bestehen in Oldenburg, in Braunschweig und neuerdings auch in Wilhelmshafen. (Kreuzzeitung.)

Literatur.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1896. Nr. 2. März und April.

Inhalt: Chronik des germanischen Museums, aus der hervorgeht, daß die Stiftungen von größeren und kleineren Capitalien, sowie Neuanmeldungen von Jahresbeiträgen in erfreulicher Weise fortdauern und daß der Zuwachs der Sammlungen des Museums, sowie der Bibliothek desselben, theils durch Geschenke, theils durch Ankäufe ein ununterbrochener ist. —

Dem Anzeiger sind folgende Beilagen angeschlossen:

1. Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum 1896. Bogen 5—7: Der Meister der nürnberger Madonna. Von Gustav von Bezold. — Das Gedenkbuch des Georg Friedrich Bezold, Pfarrers zu Wildenthierbach im Rothenburgischen. Von Dr. Alfred Bauch. — Die letzten Tage des Maters Georg Pentz. Von demselben.
2. Katalog der Gewebesammlung des germanischen Nationalmuseums. I. Theil. Bogen 1—3. Gewebe und Wirkereien, Zeugdrucke. Mit Abbildungen. Von Dr. Theodor Hampe.

Antiquitäten-Zeitschrift. Illustrirtes Archaeologisch-Antiquarisches Centratblatt für die gesammte Alterthums-Wissenschaft. Nr. 20. Jahrgang VI. 23. Mai 1896. Verlag der Antiquitäten-Zeitschrisl in Straßburg im Elsaß. Abonnementspreis für jährlich 20 Nummern (alle 18 Tage) Mark 6.

Inhalt: Das Grabfeld der jüngeren Steinzeit bei Worms. — Aegypter und Israeliten. — Reconstruction der Parthenon-Inschriften. — Antike oder byzantinische Höhlenfresken. — Neueste Römerfunde. — Montezuma's Museum (II.). — Kunstvolle Miniaturen und Initialen. — Eine Costümsammlung. — Domschätze von Aachen, Hildesheim, Trier. — „Wer will unter die Soldaten, der muß haben ein Gewehr". — Das schweizerische Landesmuseum in Zürich. — Gemalte Gallerieen. — Die Wiener Congreßausstellung. — Inserate.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Berlin, Mai 1896. Nr. 5.

Inhalt: Bericht über die 536. Sitzung vom 17. März 1896. — Berichl über die 537. Sitzung vom 7. April 1896. — Zur Geschichte des neuen deutschen Reichsadlers (mit Abbildung). — Fahnen und Wappen in Mahabharata. — Nachrichten aus pommerschen Kirchenbüchern. — Heraldisches Flachmuster (mit Beilage). — Bücherschau ꝛc.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 17. Juni 1896. Nr. 25.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896.	Zahl der darin verbundenen Krankheitsfälle.
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	60			
	Zugang pro . .	34			
		94			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	61	61	1 903	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	59			
	Zugang pro . .	62			
		121			
	Abgang . . .	36			
	Bleibt Bestand	85	85	2 328	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	93			
	Zugang pro . .	80			
		173			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	169	169	3 998	140
4.	**Sterkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	55			
	Zugang pro . .	37			
		92			
	Abgang . . .	41			
	Bleibt Bestand	51	51	1 706	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	41			
	Zugang pro . .	23			
		64			
	Abgang . . .	44			
	Bleibt Bestand	20	20	989	50
6.	**Serbauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	42			
	Zugang pro . .	16			
		58			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	40	40	1 312	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	18			
	Zugang pro . .	13			
		31			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	14	14	477	50
	zu übertragen		440	12 713	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896.	Zahl der darin verbundenen Krankheitsfälle.
	Uebertrag		440	12 713	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	26			
	Zugang pro . .	39			
		65			
	Abgang . . .	36			
	Bleibt Bestand	29	29	906	43
9.	**Sandsburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	26			
	Zugang pro . .	12			
		38			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	18	18	650	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	59			
	Zugang pro . .	17			
		76			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	57	57	1 711	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	45			
	Zugang pro . .	30			
		75			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	44	44	1 400	60
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	28			
	Zugang pro . .	13			
		41			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	25	25	836	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	29			
	Zugang pro . .	26			
		55			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	28	28	808	46
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	40			
	Zugang pro . .	50			
		90			
	Abgang . . .	43			
	Bleibt Bestand	47	47	1 454	60
	zu übertragen		688	20 478	861

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1896 verhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896.	Zahl der durch verschiedenen Krankheiten.
	Uebertrag		688	20 478	861
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	31			
	Zugang pro . .	26			
		57			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	36	38	978	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	23			
	Zugang pro . .	14			
		37			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	16	18	631	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	27			
	Zugang pro . .	21			
		48			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	26	26	725	55
18	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	89			
	Zugang pro . .	47			
		118			
	Abgang . . .	62			
	Bleibt Bestand	54	54	1 877	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	28			
	Zugang pro . .	15			
		43			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	22	22	816	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	27			
	Zugang pro . .	1			
		28			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	28	28	863	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	41			
	Zugang pro . .	13			
		54			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	43	43	1 283	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	16			
	Zugang pro . .	16			
		32			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	14	14	589	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	25			
	Zugang pro . .	26			
		51			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	29	29	944	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	23			
	Zugang pro . .	10			
		33			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	21	21	662	41
	zu übertragen		977	29 844	1 376

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1896 verhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896.	Zahl der durch verschiedenen Krankheiten.
	Uebertrag		977	29 844	1 376
25.	**Pieß:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	34			
	Zugang pro . .	25			
		59			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	29	29	941	52
26.	**Soran:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	16			
	Zugang pro . .	12			
		28			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	10	10	397	38
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	372	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	10			
	Zugang pro . .	2			
		12			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	7	7	260	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	17			
	Zugang pro . .	14			
		31			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	17	17	579	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	23			
	Zugang pro . .	17			
		40			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	13	13	544	30
31.	**Pinkosch:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	4			
	Zugang pro . .	8			
		12			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	2	2	114	15
32.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	15			
	Zugang pro . .	27			
		42			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	21	21	488	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	30	30	930	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	14			
	Zugang pro . .	25			
		39			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	14	14	461	30
	zu übertragen		1 132	34 930	1 853

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1896 verhandelten Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896.	Zahl der darin verbuchten Krankenbetten.
	Uebertrag		1 132	34 930	1 653
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1696 .	13			
	Zugang pro . .	9			
		22			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	14	14	467	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Mai 1696 .	10			
	Zugang pro . .	4			
		14			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	6	6	264	29
37.	**Tannenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1696 .	26			
	Zugang pro . .	33			
		61			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	35	35	1 007	46
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	25			
	Zugang pro . .	6			
		31			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	25	25	769	50
39.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	—			
	Zugang pro . .	99			
		99			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	98	96	1 496	104
40.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	—			
	Zugang pro . .	48			
		48			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	41	41	1 128	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	37			
	Zugang pro . .	13			
		50			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	36	36	1 164	45
42.	**Plachingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	7			
	Zugang pro . .	10			
		17			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	7	7	216	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	8			
	Zugang pro . .	6			
		14			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	11	11	351	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	37			
	Zugang pro . .	19			
		56			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	37	37	1 141	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	17			
	Zugang pro . .	14			
		31			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	15	15	590	40
	zu übertragen		1 455	43 525	2 122

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juni 1896 verhandelten Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896.	Zahl der darin verbuchten Krankenbetten.
	Uebertrag		1 455	43 525	2 122
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Mai 1896 .	25			
	Zugang pro . .	19			
		44			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	24	24	789	36
	Zusammen		1 479	44 314	2 156

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1896 beträgt 885, davon sind gestorben 54
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 103
geheilt 728
wie vor 665.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten
Bestand am **1. April 1896** . . . . . 51 Kranke.
Zugang pro **April 1896** . . . . . 46 „
97 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 2 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 13 „
geheilt . . . . . 27 „
42 „

Bleibt Bestand am **1. Mai 1896**: . . . . . 55 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 23 orientalische Christen, 15 Muhamedaner, 4 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro April 1896 beträgt: 1503.

Poliklinisch wurden 1026 Personen behandelt.

Hasso Graf von Flemming, Erblandmarschall im Herzogthum Hinterpommern und Fürstenthum Cammin und General-Landschafts-Rath, auf Benz bei Remitz in Pommern, Ehrenritter seit 1888, † zu Benz 3. Juni 1896.

Der Herr bauet Jerusalem!

(Ps. 147, 2.)

Eine Denkschrift über das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem.

Wünschet Jerusalem Glück! Es möge wohlgehen denen, die dich lieben! (Ps. 122, 6.)

Jerusalem! Wer kann den Namen hören, ohne daß in seinem Herzen etwas von Sehnsucht aufwachte nach den Stätten, wo der Herr gewandelt, wo er umhergezogen und wohlgethan, wo er gelitten hat, gestorben und auferstanden ist zu unserem Heil! Zwar die Stätten sind ja für uns als evangelische Christen nicht mehr in dem Sinne Gnadenstätten, wie sie es in früheren Zeiten waren. Wir wissen, daß Gottes Gnade nicht an irgend einen Ort gebunden ist, sondern wo sein Evangelium gepredigt wird, da ist die Fülle der Gnade, und wo wir seinem Evan-

Digitized by Google

gelium glauben, da ist für uns Gethsemane und Golgatha. Aber heilige Stätten bleiben sie auch für uns, und wir verstehen es, daß von Alters her diese Stätten eine wunderbare Anziehungskraft für die Christen gehabt haben.

Seit Constantin der Große und seine Mutter Helena die heiligen Stätten mit prächtigen Bauten geschmückt hatten, wurde das heilige Land und namentlich Jerusalem von immer zahlreicheren Pilgerschaaren aus dem ganzen weiten römischen Reiche besucht, die dorthin kamen, um anzubeten, deren viele auch dort sich ansiedelten, um in der Nähe der Heiligthümer in klösterlicher Zurückgezogenheit zu leben und zu sterben; und als die germanischen Stämme in die christliche Kirche eintreten, schließen sich auch Pilger aus ihrer Mitte an, zumal der Gedanke an die Verdienstlichkeit einer solchen Wallfahrt mehr und mehr Raum gewinnt. Franken und namentlich zahlreiche Angelsachsen unternehmen die beschwerliche und gefährliche Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande; und mit welcher Andacht lauschte man in der Heimath ihren Erzählungen von dem, was sie gesehen, mit welch hoher Verehrung empfing man die kostbaren Reliquien, die sie heimbrachten.

Die Pilgerfahrten hörten auch nicht auf, als im Jahre 636 Jerusalem und das heilige Land in die Gewalt der Araber gerieth. Die Stadt, die ja auch für die Bekenner des Islam eine heilige Stadt war, wurde verhältnißmäßig milde behandelt. Zwar mußten die Christen sich mancherlei Demüthigungen gefallen lassen. Die von Justinian erbaute Kirche der Gottesmutter auf dem Tempelplatze wurde zur Moschee umgewandelt. Dort erglänzte jetzt statt des Kreuzes der Halbmond, während die Christen auf ihren Kirchen keine Kreuze aufrichten durften. Auch öffentliche Processionen waren ihnen nicht gestattet, ja selbst das Läuten der Glocken untersagt; die Glocken durften nur angeschlagen werden. Aber die Gottesdienste wurden weiter gefeiert, und den Pilgern war es nicht verwehrt, die heiligen Stätten zu besuchen, auch dann nicht, als das Abendland der andringenden Fluth des Islam mit dem Schwerte siegreich ein Ziel setzte. Ja, Jerusalem wurde der Mittelpunkt eines mannigfaltigen Verkehrs zwischen Morgen- und Abendland. Christliche Pilger aus dem Westen und mohammedanische aus fernem Osten trafen sich hier an dem ihnen beiden heiligen Orte, und alle Jahre wurde in der Woche nach Kreuzerhöhung in der Nähe der heiligen Grabeskirche ein vielbesuchter Markt abgehalten, auf dem die verschiedensten Nationen ihre Waaren austauschten. Noch reger wurde der Verkehr, als Karl der Große das Abendland wieder geeint und das Kaiserthum wieder aufgerichtet hatte. Der Chalif Harun al Raschid ließ dem Kaiser durch eine Gesandtschaft reiche Geschenke überbringen, die Karl mit Gegengeschenken erwiderte. Der Patriarch von Jerusalem übersandte dem Kaiser die Fahne und die Schlüssel des heiligen Grabes. Der Kaiser galt als Beschützer der heiligen Stadt und erwies sich auch als solcher, indem er dort ein Hospiz für Pilger errichten ließ und die Kirchen mit reichen Gaben bedachte. Ein Mönch, Bernhard von Eichstädt, der 870 in Jerusalem war, findet in dem Hospiz des glorreichen Kaisers Karl gastliche Aufnahme. Schon wird auch einer Kirche mit abendländischem Ritus, St. Maria Latina, erwähnt, die in der Nähe des heiligen Grabes lag. Sie wurde von Benedictinern versorgt und auch aus dem Abendlande flossen ihr reiche Geschenke zu.

Eine Zeit lang wurde das friedliche Verhältniß unterbrochen, als das heilige Land in die Gewalt des ägyptischen Chalifen fiel. Der Chalif Hakem (1010) trat feindselig gegen die Christen auf; alle Kirchen, allein die in Bethlehem ausgenommen, wurden zerstört. Die Verfolgung war jedoch nur eine vorübergehende, nach Hakems Tode (1021) durften die Christen ihre Kirchen wieder aufbauen. Jetzt sind es besonders die aufblühenden italienischen Seestädte, die den Verkehr mit dem heiligen Lande vermitteln. Bürger von Amalfi erbauten um 1063 das Hospital, das die Wiege des Johanniterordens werden sollte.

Inzwischen hatten die seldschuckischen Türken in Vorderasien ein eigenes Sultanat gegründet und dem griechischen Reiche ein Gebiet nach dem anderen entrissen. Auch Syrien wurde erobert und 1067 fiel Jerusalem in ihre Hände. Damit begann eine neue Periode der Bedrückung für die Christen. Sie wurden selbst in den Kirchen verhöhnt und mißhandelt, und wenn auch den Pilgern der Zugang zum heiligen Grabe nicht geradezu verschlossen wurde, so wurde er ihnen doch durch allerlei Demüthigungen und namentlich ein hohes von ihnen gefordertes Eintrittsgeld derartig erschwert, daß oft viele Hunderte von Pilgern vor den Thoren der Stadt lagen, ohne die Erlaubniß zum Eintritt in dieselbe erlangen zu können, und umkehren mußten, ohne die heiß ersehnten heiligen Stätten betreten zu haben. Die Nachrichten, welche die Pilger zurückbrachten, riefen im Abendlande eine um so tiefere Bewegung hervor, als gerade damals die religiöse Erweckung, die von Cluny ausgegangen war und in Gregor VII. ihren gewaltigen Vertreter gefunden hatte, immer weitere Kreise ergriff. Tief fühlte man die Schmach, daß das Land, das der Herr durch sein Erdenwallen geheiligt, daß die Stadt, wo er gelitten hatte und gestorben war, wo sein Grab, diese Gnadenstätte ohne Gleichen, zu finden war, in die Gewalt der Ungläubigen gerathen war. Der Gedanke, ihnen das heilige Land wieder zu entreißen, es für den Herrn wieder zu erobern, ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt die Herzen, die gewisse Ueberzeugung „Gott will es" trieb Tausende, das Kreuz zu nehmen und in den heiligen Krieg zu ziehen. Jerusalem wurde erobert und wieder eine christliche Stadt, die Hauptstadt des Königreichs

Digitized by Google

Jerusalem. Blieben die jetzt im heiligen Lande errichteten Kreuzfahrerstaaten auch politisch schwache Gebilde, die von Anfang an den Todeskeim in sich trugen, kirchlich entfaltete sich jetzt ein so reges Leben, wie es das heilige Land weder vorher noch nachher je gesehen. Die alten Patriarchate Jerusalem und Antiochien wurden wieder hergestellt, jetzt mit Abendländern besetzt und nach lateinischem Ritus ausgestaltet. Zahlreiche Kirchen, Klöster und Spitäler entstehen in der heiligen Stadt, Mönchsorden, Spitalorden, Ritterorden entfalten hier ihre Thätigkeit; es ist kaum ein großer Orden zu finden, der nicht danach gestrebt hätte, sich im heiligen Lande und vor Allem in Jerusalem selbst festzusetzen. Namentlich ist es der Johanniterorden, der unsere Blicke auf sich zieht. Aus einer kleinen Spitalbruderschaft wächst er in wenigen Jahrzehnten zum mächtigen Ritterorden auf, dem man aber zum Ruhme nachsagen muß, daß er neben dem Waffendienst auch den Dienst der Barmherzigkeit an den Kranken und Pilgern festgehalten hat. Der heiligen Grabeskirche gegenüber im Süden derselben lag der ihm gehörende Gebäudecomplex, ein ziemlich regelmäßiges Quadrat von etwa 500 Schritt Länge und Breite bildend. Da erhob sich die Ordenskirche, die Kirche St. Johannis des Täufers, da der Palast des Ordensmeisters, die Wohnungen der Ritter, die großartigen Waffenkammern und die Marställe. Durch ein Portal an der Grabeskirchenstraße trat man in das von 124 Säulen getragene Hospital ein, das wohl 1000 Kranken und Pilgern Unterkommen zu gewähren vermochte. An der Südostecke des Platzes lag, durch eine schmale, jetzt wieder hergestellte Straße von den übrigen Gebäuden getrennt, ein Kloster für den dem Orden affiliirten Frauenconvent mit der Kirche Sancta Maria major, einem herrlichen romanischen Bau, der in unseren Tagen als evangelische „Erlöserkirche" in neuer Schönheit erstehen soll.

Nicht einmal 90 Jahre währte die Herrschaft der Christen in Jerusalem. Im Jahre 1187 eroberte Saladin die Stadt, und wenn auch noch ein Theil Syriens im Besitz der Christen blieb, wenn auch das Abendland noch mehr als einmal versuchte, das Verlorene wieder zu gewinnen, seit dem Sinken der hohenstaufischen Macht beginnt auch unaufhaltsam der Zusammensturz der christlichen Staaten in Syrien, bis 1291 auch Acron, der letzte von den Christen gehaltene Platz, fiel und damit das heilige Land wieder ganz in die Gewalt der Ungläubigen gerieth.

Die Pilgerfahrten hörten trotzdem nicht auf. So schmerzlich die Niederlage war, so schwer man die nun aufs Neue beginnenden Demüthigungen, denen sich die Pilger unterziehen mußten, und die endlosen Erpressungen, denen sie ausgesetzt waren, empfand, die Christenheit mochte doch nicht darauf verzichten, die heiligen Stätten des Lebens und Leidens des Herrn zu besuchen, konnte es auch nicht. Jerusalem, das heilige Grab, aus dessen Todesnacht einst das Licht des ewigen Lebens hervorgebrochen war, blieb doch der höchste Gnadenort auf Erden, mit dem kein anderer, auch nicht Rom selbst, wetteifern konnte. Zwar hatten die lateinischen Christen nach einer kurzen, ihnen von Saladin gewährten Frist die heilige Stadt, wie es scheint, ganz räumen müssen. An die Stelle des lateinischen Patriarchen trat wieder ein griechischer. Aber schon 1229 siedelten sich wieder Franziskaner an und übernahmen die Sorge für die abendländischen Pilger. Der Guardian der Franziskaner war der Mittelsmann zwischen den türkischen Gewalthabern und den Pilgern. Durch ihn erlangten diese die Erlaubniß zum Eintritt in die heilige Stadt, er verschaffte ihnen ein Unterkommen und leitete die Besichtigung der heiligen Stätten und der damit verbundenen Gottesdienste. Das ganze Mittelalter hindurch haben alle Jahre Hunderte von Pilgern, geistliche und weltliche. Leute aller Stände, Fürsten, die sich aber bequemen mußten, im heiligen Lande ihre fürstliche Würde und ihren fürstlichen Namen zu verleugnen, und Arme, die sich mit den reichlich gespendeten Almosen durchschlugen, die mühevolle und entbehrungsreiche Wallfahrt unternommen, um durch die Wallfahrt selbst eine Schuld abzubüßen, um am heiligen Grabe Gnade zu suchen, eine Last, die ihnen auf dem Gewissen lag, los zu werden, oder der Erhörung eines Gebets desto gewisser zu sein, oder auch nur, um an der Stelle, wo der Mensch gewordene Gottessohn gewandelt, wo sein Kreuz gestanden, Gott näher zu treten.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zeigt sich der Einfluß der Reformation auch darin, daß die Zahl der Pilger stark abnimmt, aber niemals hat das heilige Land seine Anziehungskraft ganz verloren. Auch Protestanten finden sich unter den Pilgern, wenn auch nur in geringer Zahl. Für sie hatten ja die Beweggründe, die im Mittelalter Tausenden den Pilgerstab in die Hand drückten, ihre Kraft eingebüßt. Dazu kam, daß für sie der Zugang zu den heiligen Stätten noch besonders erschwert war. Während die Christen aller anderen Confessionen in Jerusalem Glaubensgenossen fanden, an die sie sich halten konnten und Gottesdienste nach ihrem Ritus, gab es für Protestanten nichts der Art. Sie mußten sich wie alle anderen Abendländer der Leitung des Guardians der Franziskaner anvertrauen und dessen Anordnungen fügen. Zu diesen gehörte auch, daß jeder Pilger verpflichtet war, in der heiligen Grabeskirche zu communiciren, und wenn es auch durch Bestechung möglich war, sich dem zu entziehen, immerhin brachte die ganze Pilgerfahrt so viel Versuchungen zur Verleugnung des eigenen Glaubens, daß Mancher davor zurückschreckte. Noch stärker tritt das Interesse am heiligen Lande im vorigen Jahrhundert unter dem Einfluß der Aufklärung zurück. Wohl wacht jetzt das wissenschaftliche Interesse auf. Zum Zwecke historischer und naturwissenschaftlicher Forschungen

Digitized by Google

werden Reisen nach dem gelobten Lande unternommen, das religiöse Interesse an den durch das Leben des Herrn geheiligten Stätten ist so ziemlich auf Null gesunken.

Das wird mit dem Wiedererwachen des Glaubenslebens in der evangelischen Kirche anders. Den Ausgangspunkt bilden auch hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, die Missionsbestrebungen. Im Jahre 1818 sandte die Nordamerikanische Missionsgesellschaft zwei Missionare nach Jerusalem, um dort an der Bekehrung der Juden zu arbeiten. Zwei Jahre später folgte die Londoner Missionsgesellschaft, und im Anfange der dreißiger Jahre nahm die Arbeit festere Gestalt an, regelmäßige Gottesdienste wurden gehalten, schon dachte man auch an den Bau einer Kirche. Die Ergebnisse der Arbeit waren freilich höchst unbedeutend; die Hoffnungen, die man in England hegte, Jerusalem solle die Centralstätte und der Ausgangspunkt für die Bekehrung des ganzen Volkes Israel werden, erfüllten sich in keiner Weise. Es war ein Mißgriff, da mit der Missionsarbeit einzusetzen, wo der stärkste jüdische Fanatismus ihr die schwersten Hindernisse in den Weg legte. Dennoch war die Arbeit von der größten Bedeutung. Die aus der Reformation geborenen Kirchen hatten doch in Jerusalem Fuß gefaßt, zum ersten Male gab es in der heiligen Stadt evangelische Gottesdienste. Ohne diese Anfänge wäre die jetzt eintretende günstige politische Constellation wahrscheinlich ungenutzt vorübergegangen. Die Augen der evangelischen Christenheit waren wieder auf das heilige Land hin gerichtet, und auch in Deutschland, dessen erweckte Kreise damals mit England in regster Verbindung standen, wurde das Interesse für die Verkündigung des Evangeliums im Orient rege.

Durch die Quadrupelallianz war Mehemed Ali 1840 besiegt und Syrien mit Palästina dem Sultan zurückgegeben. In der Christenheit weckten die Ereignisse etwas wie Kreuzzugsgedanken. Namentlich in Deutschland ließen sich Stimmen hören, es sei jetzt Zeit, das heilige Land der Gewalt der Mohammedaner zu entreißen und wieder unter christliche Herrschaft zu stellen. Das waren phantastische Gedanken. Daß die politische Lage benutzt wurde, um den evangelischen Christen eine gesicherte Stellung im heiligen Lande zu schaffen, ist das Verdienst des Königs Friedrich Wilhelm IV. Zwar seine Bestrebungen, durch ein Zusammenwirken der betheiligten Mächte überhaupt für die Christen im Morgenlande volle Religionsfreiheit zu gewinnen, war bei dem mangelnden Entgegenkommen der übrigen Mächte nicht durchzuführen, wohl aber fand in England der Gedanke Anklang, eine einheitliche Vertretung des Protestantismus im heiligen Lande unter dem Schutze der beiden größten protestantischen Mächte, England und Preußen, zu schaffen. Die vom Könige in die Hände Bunsens gelegten, aber durchaus von ihm selbst geleiteten Verhandlungen führten zur Errichtung des Bisthums Jerusalem als einer gemeinsamen Stiftung Englands und Preußens. Am 21. Januar 1842 hielt der erste von englischer Seite ernannte Bischof, der jüdische Convertit Alexander, seinen Einzug in Jerusalem. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. Von Dr. Wilhelm Bode. München. Verlag von J. F. Lehmann. 1896. 227 S. Preis Mk. 2,40.

Der auf dem Gebiete der Mäßigkeitsbestrebungen unermüdliche, hochverdiente Verfasser hat mit diesem Buche ein wichtiges Stück deutscher Kulturgeschichte veröffentlicht, das sich, in anregender Weise geschrieben, zur Verbreitung in weite Kreise seines vortrefflichen Inhalts halber bestens empfiehlt. „Mein Büchlein", so sagt derselbe in der Vorrede, „ist kein gelehrtes Werk, bestimmt für Männer der Wissenschaft; es wendet sich vielmehr an Alle, die über den Kampf gegen die Unmäßigkeit mitreden wollen und besonders an Alle, die an diesem Kampfe theilnehmen wollen. Hier, wie überall, wird eine geschichtliche Betrachtung vor vielen Irrthümern bewahren. Besonders wünsche ich mir als Lehrer jüngere Männer, die ein Herz haben für die socialen Aufgaben der Gegenwart und Zukunft. — Das Büchlein ist der erste Versuch, die ganze bisherige Entwickelung des Kampfes gegen den Trunk darzustellen. Deshalb wolle man seine Mängel milde beurtheilen. Ein wirklicher Historiker hätte die Aufgabe besser gelöst als der vielbeschäftigte Geschäftsführer eines großen Vereins, aber wir können auf diesen Historiker nicht noch länger warten. Daß es mir auf Lebendigkeit der Darstellung mehr ankam, als auf Vollständigkeit, erklärt sich aus meiner Absicht: die Leser einzuführen in den deutschen Kampf gegen den Trunk."

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 23. 6. Juni 1896.

Inhalt: Die Fläminger. Ein Städtebild aus dem 12. Jahrhundert. Von A. W. Ludwig (Fortsetzung). — Die Stadt Ploen. Von Max Horn. (Mit Abbildungen) (Schluß). — Johann Joachim Bellermanns Rückreise von Rußland nach Erfurt vom 6. Februar bis 13. April 1782 (Fortsetzung.) — Der Industriepalast der Berliner Gewerbeausstellung. Von Fred Hood. — Kleine Mittheilungen: Professor Reinhold Koser. (Mit Porträt.) — Das Olympia-Riesen-Theater. — Ein Wohnhaus mit Heiligenbildern. — Eine größere altgermanische Ansiedelung. — Luisen-Denkmal in Frankfurt a. M. — Büchertisch.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 24. Juni 1896. Nr. 26.

1. Guido von Stoeffer, Major z. D., Kammerherr und General-Landschafts-Repräsentant für Oberschlesien, auf Rackschütz, Kreis Neumarkt in Schlesien, Rechtsritter seit 1876, † zu Rackschütz 13. Juni 1896.
2. Dr. Alfred von Boxberg, Großherzogl. Sächsischer Geheimer Staatsrath, Ehrenritter seit 1881, † zu Weimar 14. Juni 1896.
3. Otto von Gellhorn, Bergrath a. D., Ehrenritter seit 1880, † zu Kühschmalz 16. Juni 1896.

Der Herr bauet Jerusalem!

(Ps. 147, 2.)

Eine Denkschrift über das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Ueberblickt man die Bestimmungen des zwischen England und Preußen bezüglich des Bisthums geschlossenen Vertrages, so kann man sich nicht verhehlen, daß von einer Gleichberechtigung beider Theile keine Rede sein kann, ja nicht einmal davon, daß der preußischen Landeskirche, wie es der König beabsichtigte, eine „schwesterliche Stellung“ neben der anglikanischen eingeräumt worden wäre. Zwar wird das Bisthum, dessen Dotation beide Theile je zur Hälfte übernahmen, abwechselnd von England und Preußen besetzt, aber der Ernennung durch den König von Preußen steht ein unbedingtes Vetorecht des Erzbischofs von Canterbury gegenüber, und auch der von Preußen ernannte Bischof bedarf der Ordination nach anglikanischem Ritus. Das Bisthum ist eben ganz und völlig ein Bisthum der vereinigten Kirche von England und Irland. Der Bischof von Jerusalem steht unter dem Erzbischof von Canterbury als seinem Metropoliten. Im Sprengel von Jerusalem gelten die Gesetze und Kanones der Kirche von England. Nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Erzbischofs können besondere Regeln für diesen Sprengel aufgestellt werden. Auch die der deutsch-evangelischen Gemeinde zugewiesene Stellung ist keineswegs eine schwesterliche. Zwar dürfen die deutschen Evangelischen durch eigene deutsche Geistliche versorgt werden, aber nur unter der Bedingung, daß diese Geistlichen vom Bischof reordinirt werden und ihm den Eid des Gehorsams leisten. Die Liturgie der deutschen Gemeinde unterliegt der Prüfung des Bischofs, und diesem ist auch die Confirmation der deutschen Evangelischen nach englischem Ritus vorbehalten. Nirgends wird der deutsche Protestantismus als der anglikanischen Kirche ebenbürtig angesehen und behandelt. Aber so schmerzlich man das empfindet, man wird doch zugestehen müssen, der Abschluß des Vertrages war eine That des Königs, für die ihm die deutschen evangelischen Kirchen wärmsten Dank schuldig sind. Es war Saat auf Hoffnung. Die Saat hat sich anders entwickelt als die, welche das Samenkorn legten, dachten; weder die Hoffnungen, die sich an den Abschluß des Vertrages knüpften, noch die Befürchtungen, zu denen er Anlaß gab, haben sich verwirklicht. Was geworden ist, ist etwas ganz Anderes, als was Friedrich Wilhelm IV. und sein Rathgeber Bunsen planten, aber der Grundgedanke des Königs ist doch in Erfüllung gegangen, die deutsche evangelische Kirche hat eine bleibende Stätte in Jerusalem gefunden. Die deutsch-evangelische Gemeinde hat dann, Schritt um Schritt erstarkend, das Band, das sie an die anglikanische Kirche knüpfte, gesprengt und ist selbständig geworden, aber den Dienst hat ihr das Bisthum geleistet, daß sie unter der fremdartigen Hülle heranwachsen konnte, bis sie solcher künstlichen Stützen nicht mehr bedurfte.

Zunächst hatte freilich die anglikanische Kirche die Vorhand. Angesessene evangelische Deutsche gab es in Jerusalem noch nicht, sondern nur durchreisende und zeitweilig dort sich aufhaltende. Auf englischer Seite war wenigstens eine kleine Gemeinde vorhanden, die bei der Judenmission Angestellten und die allerdings nur wenig zahlreichen Proselyten. Nicolayson, der auf diesem Arbeitsfelde treu und eifrig wirkte, hatte schon vor der Errichtung des Bisthums einen Platz für eine zu erbauende Kirche erworben. Jetzt

Digitized by Google

wurde der oft unterbrochene Bau eifrig gefördert, und im Jahre 1849 konnte die Christuskirche eingeweiht werden. An Mitteln fehlte es nicht; aus den für die Judenmission warm interessirten Kreisen in England flossen sie reichlich nach Jerusalem.

Bildete so die Judenmission den Kern, um den sich eine englische Gemeinde sammelte, so ist die deutsche evangelische Gemeinde auf einem anderen Arbeitsfelde erstarkt. Ihr Wachsthum knüpft sich an die Arbeit auf dem Gebiete der Liebesthätigkeit und der Schule. Schon König Friedrich Wilhelm IV. hatte dahin den Blick gerichtet. Die für Jerusalem gesammelte Collecte bestimmte er zur Errichtung eines Hospitals und eines Hospizes, und überaus bezeichnend ist es, daß der König den ihm gemachten Vorschlag, ein Hospiz vorzugsweise für reisende Gelehrte zu schaffen,' dahin erweiterte, daß das Hospiz auch sonstige Reisende und namentlich reisende Handwerker aufnehmen sollte. Auch die Gründung einer Schule und den Bau einer Kapelle faßte der König bereits ins Auge.

Von großer Bedeutung wurde dann das 1848 von Spittler in Jerusalem errichtete Bruderhaus. Spittlers Gedanken gingen allerdings nicht in erster Linie auf das heilige Land, sondern auf Abessynien, Jerusalem sollte nur Vorbereitungs- und Durchgangsstation für die nach Abessynien bestimmten Brüder sein. Gottes Gedanken waren andere. Der Tod des Königs Theodor von Abessynien setzte den weitgehenden Plänen Spittlers ein Ziel. Eine Reihe von Zöglingen der Krischona blieben in Jerusalem und bildeten dort den Kern einer deutsch-evangelischen Gemeinde.

Nicht minder bedeutsam war es, daß Fliedner, der Gründer des ersten Diakonissenhauses in Kaiserswerth, die Arbeit in Jerusalem in Angriff nahm. Er sandte vier Schwestern dorthin, zwei für die Krankenpflege, zwei für die Schule. Am 4. Mai 1851 begannen sie ihre reich gesegnete Arbeit. In dem Krankenhause erfuhren Leute aller Nationen, Christen und Mohammedaner, die Macht der vom Kreuze stammenden Liebe, und zu dem bald sich erweiternden Krankenhause kam nachher die Mädchenerziehungsanstalt Talitha kumi, von der auch viel Segen ausgegangen ist.

Fliedners Einfluß ging aber noch weiter. Er wurde jetzt der vorwärts treibende Factor für die Entwickelung der deutschen Gemeinde. Im Juli 1851 stellte er dem Könige die Lage vor. Die Deutschen haben keinen eigenen Gottesdienst; der Bischof Gobat predigt selten deutsch; Nicolayson ist den Deutschen unverständlich. Mit bewegten Worten bat Fliedner um die Entsendung eines deutschen Geistlichen nach Jerusalem. Bereitwillig ging der König auf den Gedanken ein. Freilich in den Behörden trug man mit Rücksicht auf den Vertrag von 1841 Bedenken, einen deutschen Geistlichen definitiv anzustellen; man scheute auch die in dem Vertrage in Aussicht genommene Reordination desselben nach englischem Ritus. So wurde 1851 Valentiner als erster deutscher Geistlicher nur provisorisch hingesandt und zwar als Geistlicher am Diakonissenhospital mit der Verpflichtung zur Seelsorge an den deutschen Evangelischen in Jerusalem.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß Bischof Gobat, der nach dem schon 1845 erfolgten Tode des Bischofs Alexander von preußischer Seite ernannte zweite Bischof von Jerusalem, dem keine Hindernisse in den Weg legte. Er bestand nicht auf Reordination, sondern erkannte Valentiners Ordination, wenn auch nur für seine Wirksamkeit unter den Deutschen, an. Gobats Wahl zum Bischof war überhaupt eine äußerst glückliche. Er war eine wahrhaft fromme, lautere, tief im Evangelium wurzelnde Persönlichkeit, ein Mann, der selbstlos und opferwillig nie das Seine, sondern nur des Herrn Jesu Ehre und die Förderung des Reiches Gottes suchte. Sein Wirken ist auch für die deutsche Gemeinde, die sich jetzt allmählich sammelte, wenn sie auch noch nicht als gesonderte Gemeinde constituirt war, von großem Segen gewesen. So viel es ihm seine Stellung als anglikanischer Bischof nur irgend gestattete, hat er sie den weitgehenden Ansprüchen der streng anglikanischen Partei gegenüber in Schutz genommen, und nur seinem Gerechtigkeitssinn und seiner Milde ist es zu danken, daß es nicht zu schlimmeren Reibungen zwischen Engländern und Deutschen oder gar zum vorzeitigen Bruch kam. Freilich die Bildung einer deutschen Gemeinde direkt zu fördern, dazu reichte Gobats Macht nicht aus. Seine Lage war eine überaus schwierige. Maßgebend war in Jerusalem nicht der Bischof, sondern der Leiter der Judenmission. Kam es doch einmal so weit, daß der englische Consul über den Bischof Stadtarrest verhängte. Daß Gobat sich durch die feindseligen Angriffe seiner Gegner nicht in seiner wohlwollenden Gesinnung gegen die deutschen Evangelischen beirren ließ, sondern überall in Geduld den Frieden zu erhalten suchte, gereicht ihm zum höchsten Ruhm.

Dagegen erwuchs der deutschen Gemeinde eine kräftige Unterstützung von der Heimath her durch die Gründung des Jerusalem-Vereins im Jahre 1852 und dadurch, daß der Johanniterorden 1858 das Hospiz in Jerusalem übernahm. Bald nachdem Friedrich Wilhelm IV. die Balley Brandenburg hergestellt und den ursprünglichen Stiftungszwecken des Ordens wieder gewidmet hatte, richtete er selbst den Blick des Ordens auf das heilige Land und sprach den Wunsch aus, der Orden möge an seiner altehrwürdigen Ursprungsstätte seine Thätigkeit wieder aufnehmen. Freudig ging der Orden darauf ein; am 1. April 1858 übernahm er die Leitung des Hospizes im Hause Kara Beirakdar, das 1863 in das Eigenthum des Ordens überging, später aber mit dem Hause Es Schuresa an der via dolorosa vertauscht wurde, wo noch jetzt das Hospiz seine gastliche Pforte den Pilgern aufthut.

Im Ordenshospiz erhielt die deutsch-evangelische

Digitized by Google

Gemeinde einen erwünschten Mittelpunkt, zumal seit Pastor Hoffmann, der Nachfolger Valentiners, angefangen hatte, dort sonntäglichen Vormittagsgottesdienst zu halten. Bis dahin hatten die Deutschen nur Nachmittags in der englischen Christuskirche ihren Gottesdienst in deutscher Sprache halten können und auch das nur Sonntag um Sonntag mit den Engländern alternirend, eine völlig ungenügende Einrichtung. Die Einrichtung der Gottesdienste im Hospiz bezeichnete den ersten Schritt der Loslösung der deutschen Gemeinde von der englischen. Hier war die deutsche Gemeinde selbständig und konnte sich als deutsch-evangelische fühlen, unbeengt durch die Schranken, die ihr durch die Verbindung mit der anglikanischen Kirche gezogen waren. Um so stärker nur mußte sich aber jetzt das Verlangen nach einem eigenen Gotteshause geltend machen. Der Gottesdienst im Saale des Hospizes war nur ein Nothbehelf.

Für ein solches eigenes Gotteshaus gab es in ganz Jerusalem keinen geeigneteren Platz als das Terrain, auf dem einst der Johanniterorden seinen Sitz gehabt hatte. Gegenwärtig war dasselbe ein mit oft 20 Fuß hohem Schutt überdeckte Trümmerstätte, aus der noch die Ruinen des Frauenconvents und die Kirche Maria major hervorragten. Als Saladin Jerusalem eroberte, hatten die dem Orden affiliirten Schwestern Jerusalem schon verlassen. Saladin machte aus ihrem Kloster ein Irrenhaus (Merestan oder Muristan, wovon der ganze Platz jetzt seinen Namen hat). Die Kirche wurde zerstört, doch nur so weit, daß die Obertheile des Langhauses und des Kreuzschiffes beseitigt wurden und die stehenbleibenden Seitenschiffe und Arkaden Schatten gaben, während eine in der Hauptapsis angelegte Fontaine das Bedürfniß der Orientalen nach Wasser befriedigte. Der so gewonnene Platz wurde dann durch eine an der Innenseite der südlichen Kirchenmauer angelegte Steintreppe mit dem oberen Stockwerk des Conventshauses verbunden. Später ging die von Saladin gegründete Anstalt ein, die Gebäude wurden verlassen, und, da sich Niemand darum kümmerte, schmolzen sie bis auf die jetzt noch stehenden Reste durch allmählichen Abbruch zusammen. Ein Theil des Platzes wurde zum Anbau von Gerste für die Pferdeweide verwendet, das Uebrige lag gänzlich unbenutzt.

Das Hospital des Ordens blieb anfangs seinem Zweck erhalten, auch nachdem die letzten Johanniter, denen Saladin noch eine Zeit lang zum Zweck der Krankenpflege den Aufenthalt in Jerusalem gestattet hatte, abgezogen waren. Noch im 14. Jahrhundert beschreibt es der Reisende Schiltberger als ein stolzes Gebäude mit 124 Säulen, in dem 1000 Pilger ein Unterkommen finden konnten. Im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts hören wir zum letzten Male davon, daß hier Pilger untergebracht wurden. Damals lag das Haus aber schon sehr wüste und verfiel dann völlig.

Während dieser westliche Theil des gesammten ehemals dem Johanniterorden gehörenden Terrains später in den Besitz des griechischen Patriarchen gekommen war, war der östliche mit den Resten des Frauenconvents und der Kirche Maria major türkisches Stiftungsgut (Vakuf) geblieben und stand unter der erblichen Verwaltung der Jerusalemitischen Familie El Alami, die sich aber um nichts kümmerte, sondern die noch vorhandenen Baulichkeiten weiter verfallen ließ.

Der Erwerbung dieses Platzes für die evangelische Kirche standen große Schwierigkeiten entgegen. Ein Ankauf war unmöglich, da nach türkischem Recht Vakufgüter gar nicht oder doch nur unter ganz besonderen Umständen verkauft werden dürfen. Nur der Sultan selbst kann darüber verfügen. Ein schon 1856 gemachter Versuch, den Platz zu erlangen, scheiterte; doch wurde wenigstens so viel erreicht, daß der Platz nicht auch in die Hände des griechischen Patriarchen kam. Da bot die im Jahre 1869 unternommene Reise des Kronprinzen, des nachherigen Kaisers Friedrich, die denkbar günstigste Gelegenheit, den Wunsch nach dem Besitz dieses Platzes, den schon Friedrich Wilhelm gehegt, zur Sprache zu bringen, und dessen Gewährung zu erlangen. In Konstantinopel kam man dem Wunsche bereitwilligst entgegen. Als Zeichen der freundschaftlichen Beziehungen, die ihn mit dem preußischen Könige verbanden, schenkte der Sultan diesem den gewünschten Platz und am 7. November 1869 konnte der Kronprinz von demselben in feierlicher Weise für die Krone Preußen Besitz ergreifen. Auch der griechische Patriarch erwies sich entgegenkommend; gegen eine Entschädigung trat er einen Theil des schon in seinem Besitze befindlichen Terrains ab und ermöglichte dadurch eine erwünschte Abrundung des Platzes. Nach einer Zwischenzeit von 700 Jahren war die Geburtsstätte des Johanniterordens wieder in christlichen Besitz übergegangen.

An einen Kirchbau war freilich für den Augenblick noch nicht zu denken. Wohl aber zeigte sich die Möglichkeit, das noch verhältnißmäßig gut erhaltene Refectorium in den Ruinen des Klosters zu einer Kapelle auszubauen. Lic. Weser, der 1870 als Pastor eingetreten war, betrieb die Sache mit großem Eifer und schon am 16. Juli 1871 konnte die 200 Sitzplätze umfassende Kapelle eingeweiht werden. Mit Rücksicht auf die englische Gemeinde, deren Gottesdienst um $^1/_2$10 Uhr begann, mußte man freilich den Anfang des Gottesdienstes auf $^1/_2$9 Uhr setzen, auch den alternirenden Nachmittagsgottesdienst in der anglikanischen Kirche beibehalten; immerhin aber war die Gewinnung eines eigenen gottesdienstlichen Lokals ein großer Fortschritt. Mit dem anglikanischen Bischofe war kaum noch ein Zusammenhang vorhanden. Gobat hat in der Kapelle nie fungirt, sein Nachfolger, der Bischof Barclay, hat sie nie betreten. Da die Kapelle nicht nach anglikanischem Ritus geweiht war, galt in den Augen des Bischofs der Gottesdienst in

Digitized by Google

derſelben gar nicht als öffentlicher Gottesdienſt. Schritt um Schritt entwuchs die deutſche evangeliſche Gemeinde der Verbindung mit dem anglikaniſchen Bisthum. Schon 1873 ſprach Paſtor Weſer es aus: „für unſere Exiſtenz wäre das Bisthum überflüſſig“.

Aber auch in Berlin war man in jenem Jahre 1871 nicht müßig geweſen. Im Auguſt erhielt der Baurath Profeſſor Adler aus Gaſtein den Befehl, im Auftrage Seiner Majeſtät des Kaiſers Wilhelm I. nach Jeruſalem zu reiſen, um das in den Beſitz der Krone Preußen übergegangene Terrain zu vermeſſen und zu nivelliren. Dies geſchah von Mitte October bis erſte Hälfte December, wobei die grundlegenden Skizzen für den Wiederaufbau der Kirche noch an Ort und Stelle aufgetragen wurden. Nach der Rückkehr und erfolgten Vorlage des gewonnenen Materials an Allerhöchſter und Höchſter Stelle erheiſchte die weitere Bearbeitung ſehr viel Zeit, weil von den verſchiedenſten Seiten Vorſchläge zur Bebauung gemacht wurden, die fortdauernd Rückfragen nothwendig machten und zu Abänderungen führten. Aus dieſen Gründen konnte dem Auswärtigen Amte erſt im März 1875 der ſpecielle Entwurf nebſt Koſtenüberſchlag für die Kirche und die generelle Entwurfsſkizze für die Bebauung des übrigen Terrains übergeben werden. Der Koſtenüberſchlag bezifferte ſich auf 510 000 Mk., eine Summe, welche gegenüber den Baukoſten der engliſchen von 1841 bis 1849 erbauten, nicht gewölbten, ſondern nur mit einer Holzdecke verſehenen Chriſtus-Kirche und der franzöſiſchen von 1861 bis 1870 wiederhergeſtellten St. Anna-Kirche, welche gewölbt iſt und durchweg auf Felſen ſteht, mit 400 000 Mk. bezw. 600 000 Mk. eher zu niedrig als zu hoch angeſehen werden darf.

Inzwiſchen war die deutſch-evangeliſche Gemeinde erheblich gewachſen. Im Jahre 1875 zählte ſie etwa 200 Seelen, eine geringe Zahl, aber mehr als jede andere europäiſche Nation. Wichtiger noch war, daß ſie innerlich erſtarkte. Weſentlich trug dazu die 1871 erfolgte Gründung einer deutſchen Schule bei, deren Beſuch ſo zunahm, daß ſchon 1874 ein zweiter Lehrer angeſtellt wurde. Zu den ſchon vorhandenen Wohlthätigkeitsanſtalten kamen neue hinzu. In erſter Linie iſt hier das von Schneller geſtiftete Syriſche Waiſenhaus zu nennen, das, aus kleinen Anfängen erwachſen, heute 150 arabiſche Zöglinge umfaßt, die in den weitläufigen vor dem Jaffathor ſich erhebenden Gebäuden chriſtlich erzogen und im Ackerbau und verſchiedenen Handwerken unterwieſen werden. Mit der Anſtalt iſt eine Ackerbaucoloaie in der fruchtbaren Ebene zwiſchen Ramleh und Lydda verbunden, die es den in der Anſtalt ausgebildeten jungen Leuten ermöglicht, mit ehrlicher Arbeit ihr Brot zu verdienen. Im Jahre 1867 ſtiftete Freifrau von Keſſenbrinck-Aſcheraden ein Haus für Ausſätzige, das ſpäter von der Brüdergemeinde übernommen wurde. Unter dem Namen Johannishülfe wurde 1887 ein eigenes Haus für die Unglücklichen gebaut, in dem ſie von drei Diakoniſſen der Brüdergemeinde verpflegt werden. Dazu kam dann noch das von dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin gegründete Kinderhoſpital „Marienſtift“. (Fortſetzung folgt.)

Das Krankenhaus der Barmherzigkeit zu Königsberg in Preußen

hat ſeinen 46. Jahresbericht veröffentlicht, aus dem wir entnehmen, daß dieſe Diakoniſſenanſtalt ſich immer mehr zu der Bedeutung einer Provinzialanſtalt für Oſtpreußen emporgeſchwungen hat, da ſie 20 Kreiskrankenhäuſer mit den nöthigen Pflegekräften verſorgt und mit einem immer dichteren Netze von Anſtalten und Gemeindepflegen die Provinz überzieht.

Die Zahl der Diakoniſſen dieſer Anſtalt hat ſchon ſeit einer Reihe von Jahren zugenommen und ſo auch im verfloſſenen Jahre. Dieſelbe trat mit 440 Schweſtern in daſſelbe ein und konnte 65 Probeſchweſtern während des Jahres 1895 aufnehmen. Da jedoch ſowohl von dieſen eine Anzahl als unbrauchbar ſich bewies, aber auch ältere Probeſchweſtern entweder entlaſſen wurden oder auch freiwillig austraten und drei Schweſtern verſtarben ſind, ſo iſt die geſammte Zahl der Schweſtern doch nur um 34 gewachſen. — Es gehören jetzt dem Verbande des Krankenhauſes der Barmherzigkeit 292 eingeſegnete Schweſtern und 182 Probeſchweſtern, im Ganzen alſo 474 Schweſtern an.

Eingeſegnet als Diakoniſſen wurden 1895 am 18. Mai 12 und am 22. October 15 Probeſchweſtern. Noch mehr als die Zahl der Diakoniſſen der Anſtalt hat im vergangenen Jahre die Zahl der Arbeitsfelder außerhalb des Mutterhauſes, d. h. der Außenſtationen, zugenommen, denn es ſind 26 Diakoniſſen in neuübernommene Arbeit ausgeſendet worden.

Es arbeiten zur Zeit in 46 Krankenhäuſern und Kliniken 155 Schweſtern, in 13 Siechenhäuſern 41, in 2 Siechenhäuſern mit Gemeindepflege 2, in einer Pflegeanſtalt für Epileptiſche 26, in einem Magdalenenſtift 5, in einem Siechenhauſe mit Kleinkinderſchule und Gemeindepflege 1, in 12 Mädchenwaiſenhäuſern 20, in 23 Kleinkinderſchulen 28, in 6 Kleinkinderſchulen mit Gemeindepflege 7, in 79 Gemeindepflegen 85, in 11 Privatpflegen 24, mithin zuſammen auf 194 Außenſtationen 394 Schweſtern.

Auf den Krankenſtationen des Mutterhauſes, dem Krankenhauſe der Barmherzigkeit in Königsberg ſelbſt wurden 1895 verpflegt 620 Männer, 493 Frauen und 112 Kinder, zuſammen alſo 1225 Perſonen an 45155 Verpflegungstagen. Als höchſter Beſtand wurden am 24. März 147 Kranke gezählt, als niedrigſter Beſtand am 2. Juni 87 Kranke. Ganz unentgeltlich wurden 134 Perſonen an 8873 Tagen verſorgt, mit bedeutender Ermäßigung 76 Perſonen an zuſammen 2860 Tagen. Es ſind ſomit durchſchnittlich 210 Perſonen entweder ganz unentgeltlich

Digitized by Google

oder mit sehr erheblichen Erlassen verpflegt worden an zusammen 11733 Tagen, so daß die Zahl der ganz oder fast unentgeltlich Verpflegten an jedem Tage des Jahres durchschnittlich 32 Kranke betrug. Das Haus besaß aber Anfang des vorigen Jahres nur 12 durch Stiftungsfonds begründete Freibetten, es hat also täglich 20 Kranke aus seinen eigenen Mitteln verpflegen müssen, was als eine sehr bedeutende Leistung anzusehen ist, da die baaren Kosten dafür auf mehr als 15000 Mk. zu berechnen sind.

Die Siechenstation des Hauses der Barmherzigkeit ist im vergangenen Jahre mit 56 Frauen besetzt gewesen, von welchen 10 erster Klasse, 16 zweiter Klasse, 27 dritter Klasse und 2 ganz umsonst verpflegt wurden. Siechentage waren 17803 zu verzeichnen. Die 1281 kranken und siechen Personen wurden somit zusammen an 62958 Verpflegungstagen versorgt. Durchschnittlich betrug die Präsenz der Kranken und Siechen 172 Personen an jedem Tage des Jahres.

Die Einnahme an Verpflegungskosten für Kranke und Sieche zusammen betrug im vergangenen Jahre 53667 Mk. 25 Pf. Das Haus hat also für jeden Verpflegungstag im Durchschnitt nur 84 Pfennige empfangen. Es ergiebt sich schon hieraus, wie sehr dasselbe der fortdauernden Unterstützung bedarf, da man für einen so geringen Betrag die Kranken zu unterhalten nicht imstande ist.

Zur Privatpflege konnten Schwestern in 68 Fällen entsendet werden und an 1554 Tagen und Nächten thätig sein.

Der dem Jahresberichte als Beilage Nr. 7 angeschlossenen Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben pro 1895, sowie der Nachweisung der dem Krankenhause der Barmherzigkeit zugehörigen Kapitalien und der Nachweisung der Schulden desselben entnehmen wir Folgendes:

Die Einnahme für 1895 betrug 305395 Mk. 71 Pf., die Ausgabe 305291 Mk. 16 Pf. Aus den Ausgaben heben wir folgende Positionen hervor: zur Kapitalisirung und Schuldentilgung 13685 Mk. 55 Pf., Verzinsung und Amortisation des Passivkapitals 8461 Mk. 6 Pf., Neubauten 70107 Mk. 14 Pf., Unterhaltung der Gebäude 2987 Mk. 79 Pf., Unterhaltung des Inventars 7840 Mk. 74 Pf., Gehälter der Schwestern 37762 Mk. 93 Pf., Unterhaltung der Schwestern-Bekleidung 9856 Mk. 71 Pf., Gehälter der Beamten 15238 Mk. 41 Pf., Beköstigung 45616 Mk. 60 Pf., Arznei, Verbandstoffe, chirurgische Instrumente 5798 Mk. 17 Pf., Erwerb von Grundeigenthum 54028 Mk. 55 Pf.

An Kapitalien von 15 Freibetten besitzt das Haus à 10000 Mk., zusammen 150000 Mk. In der Bildung begriffen sind 3 Freibetten mit zusammen 8650 Mk. 7 Pf. Kapital.

Sonstige zinstragende Kapitalien sind vorhanden in einer Stiftung mit 3000 Mk. und außerdem 8700 Mk. in zinstragenden Papieren, endlich 6 Kapitalien ohne Zinsgenuß zusammen 20208 Mk. 36 Pf.

An Schulden lasten auf dem Krankenhause der Barmherzigkeit 358000 Mk.

Eine zur Nachahmung für Anstalten und Vereine, welche zu ihrem Bestehen auf milde Gaben angewiesen sind, sehr empfehlenswerthe Praxis, übt das Krankenhaus der Barmherzigkeit andauernd in den Jahresberichten, welche sie veröffentlicht, dadurch aus, daß diesen Berichten die Namen derjenigen Wohlthäter vorgedruckt sind, welche in demselben Freibetten gestiftet bezw. durch Einzahlung größerer oder kleinerer Summen die Begründung von Freibetten begonnen haben. Dadurch wird das Gedächtniß derselben dauernd geehrt und dient zugleich für diejenigen Christenleute, welche mit irdischen Gütern gesegnet sind, als Anregung, ein Gleiches zu thun. —

In den zahlreichen, durch unsere Hände gehenden Jahresberichten milder Institutionen haben wir das vorangedeutete Verfahren bisher noch nie als permament geübt und nur hie und da vereinzelt vorgefunden.

Die Zürcher Volksheime.

Der im März 1895 auf Anregung des Pfarrers Bion zu Zürich in einer öffentlichen Versammlung zahlreicher gemeinnütziger Gesellschaften berathene Plan, in den verschiedenen Theilen der Stadt alcoholfreie Volksrestaurants, verbunden mit Lese- und Unterhaltungslocalen, zu errichten, geht seiner Verwirklichung entgegen. Statuten und Finanzvorlage für das neue gemeinnützige Unternehmen sind bereits fertig gestellt und binnen kurzem wird eine zweite öffentliche Versammlung sich mit diesem Gegenstand beschäftigen. Bei der hohen Wichtigkeit des Projekts für unser sociales Leben überhaupt dürften seine Grundgedanken und Absichten von allgemeinerem Interesse sein. Dieselben sind folgende: Eines der größten Uebel, welches die leibliche und geistige Wohlfahrt unseres Landes schwer schädigt, ist die Unmäßigkeit im Genuß alcoholischer Getränke. Dieselbe ist oft die Folge ungenügender Ernährung. Viele suchen den hungernden Magen durch Spirituosen zu betäuben, in der irrthümlichen Meinung, sich durch solche für die Arbeit zu stärken. Ebenso viele andere aber werden durch ihre gesellschaftlichen Bedürfnisse zur Trunksucht verleitet. Sie suchen im Wirthshause Unterhaltung. Restaurants, von welchen die ganze Tagesnahrung in genügender Quantität und guter Qualität zu einem billigen, dem Verdienst und Einkommen entsprechenden Preise verabreicht wird und mit denen zugleich auch Lokale zur Befriedigung geistiger und gesellschaftlicher Bedürfnisse verbunden sind, welche man besuchen kann, ohne geistige Getränke genießen zu müssen, werden ein erfolgreiches Mittel zur Bekämpfung des Alcoholismus und auch nach anderen Seiten hin eine Wohlthat für unsere Bevölkerung sein. Zur Schonung und Befestigung der Familiengemeinschaft können die

Digitized by Google

Speisen nicht nur in den Restaurants abgeholt, sondern auf Verlangen auch ins Haus gebracht werden. Diese Volksrestaurants dürfen keine Wohlthätigkeitsanstalten im engeren Sinne des Wortes sein, sondern müssen nach gesunden Geschäftsprinzipien gegründet und geleitet werden. Es soll eine größere Genossenschaft, zusammengesetzt aus allen Klassen der Bevölkerung, gebildet werden, welche verzinsliche Antheilscheine herausgibt, die aber so klein sein müssen, daß auch der Arbeiterstand, welcher zur Gründung und Leitung solcher Anstalten ebenfalls herbeizuziehen ist, sich mitbetheiligen kann und diese dann auch um so eher benutzen wird.

Ein Musterkinderheim.

Das besteingerichtete aller Armenhäuser in dem an guten Armenhäusern reichen Großbritannien, und zugleich eines der größten, ist dasjenige zu Walton-on-the-Hill. Es hat Raum für dreitausend Insassen. Als das Bemerkenswertheste an dieser ausgezeichneten Anstalt muß daß in seiner Art wohl einzig dastehende Kinderheim bezeichnet werden. Dasselbe besteht aus achtzehn Kinderwohnhäusern nach dem Familiensystem, den Wohnungen des Directors und des Pförtners, dem Krankenhause, dem Schulgebäude, der Küche, einer Schwimm- und Badeanstalt, einem Versammlungssaal, einem Vorrathslager, einem Vorbereitungsheim und verschiedenen Werkstätten. Alle Bauten dieses „Kinderdorfes" wie man es wohl schon nennen kann, sind schön und aus Steinen oder Ziegeln solid aufgeführt. Die Knabenhäuschen befinden sich auf der einen, die der Mädchen auf der anderen Seite einer breiten Allee. Jedes ist für die Beherbergung von dreißig Kindern in wahrhaft behaglicher, anheimelnder Weise eingerichtet und hat außer einem Blumengarten mit schönen Rosen einen geräumigen, für schlechtes Wetter theilweise gedeckten Spielplatz.

Was zunächst die kleinen Mädchen betrifft, so steht jedes Haus unter der Leitung einer „Hausmutter". Zu ebener Erde befindet sich ein großes Speisezimmer. Die Kochvorrichtungen sind die denkbar vollkommensten. Die Anordnungen hinsichtlich der Reinlichkeit, Gesundheit und Belehrung der Kleinen lassen schwerlich etwas zu wünschen übrig. Besonderes Gewicht legt man auf die Unterweisung im Waschen, Plätten, Nähen und in allen übrigen häuslichen Arbeiten. Die gesammte Arbeit im Hause wird von der „Mutter" und ihren Pfleglingen besorgt. Oben sind die Schlafräume untergebracht, und auch hier zeigt sich die Menschenfreundlichkeit der Armenhausverwaltung im hellen Licht. Die älteren Mädchen haben gute, schneeweiß bezogene Betten und überwachen die kleineren, die mit Wiegen versehen sind. Neben jedem Lager steht ein Kästchen für Bücher und Spielzeug.

Diese glücklichen Kinder wissen in dieser Umgebung nichts mehr von dem Elend, aus welchem sie gerettet worden sind. Sie werden auch nicht in gleichmäßige, an die Kasernen erinnernde Uniformen gesteckt, sondern so gekleidet, wie die Töchter gut gestellter Arbeiter gekleidet zu sein pflegen. Aehnliches gilt für die Knaben.

Die Knabenhäuser gleichen in Bau, Beleuchtung, Lüftung und den sonstigen Einrichtungen denen der Mädchen; in der Leitung bestehen jedoch Unterschiede. Hier steht jedes Häuschen unter der Obhut eines Ehepaares, dessen männliche Hälfte in einem Handwerk tüchtig sein und in demselben Unterricht ertheilen können muß; denn alle Knaben werden zu Handwerkern ausgebildet. Zu diesem Zweck sind geräumige Schneider-, Schuhmacher-, Zimmermanns- und andere Werkstätten vorhanden; auch an Zöglingen der Landwirthschaft und des Gartenbaus fehlt es ebensowenig wie an den einschtägigen Lehrobjekten.

Das Alter der im Waltoner Armenhaus untergebrachten Kinder schwankt zwischen anderthalb und vierzehn Jahren. Die oben flüchtig erwähnte Vorbereitungsanstalt dient zur Beherbung aller Kinder auf zwei Wochen vor ihrer Ablieferung an das eigentliche Heim; in dieser Zeit machen sie das Uebergangsstadium von ihrer beklagenswerthen Vergangenheit zu einer angenehmen Zukunft durch. (Volkswohl).

Literatur.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission. Nr. 335. XXVIII. Jahrg. Nr. 5. Mai 1896.

Inhalt: Pfingstgebet in Liedern von Julius Sturm. — Die sächsische Feldiakonie im Kriege von 1870/71 und in ihrer jetzigen Organisation. — Zur Organisation der Jünglingsvereine. — Die Alters- und Wittwen-Versorgung der sächsischen Berufsarbeiter der inneren Mission. — Ein Wort an Arbeiter. — Das elfte Gebot. — Palmzweige auf theure Gräber. — Das verfallene Kruzifix. — Vereinsnachrichten. — Neue Bücher und Schriften.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. Erstes und zweites Heft. Januar — März 1896. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung (Thomas & Oppermann) 1896.

Inhalt: I. Abhandlungen. Die Jesuitenschule zu Graudenz. Von X. Froelich. — Die Tolminkemischen Taufregister des Christian Donalitius. Von Dr. F. Tetzner. — Ernst Mayer als Gelehrter und Dichter. Oeffentlicher Vortrag, gehalten in Königsberg am 22. Februar 1870. Von Prof. Dr. Gustav Zaddach. — Hans Weinreich und die Anfänge des Buchdrucks in Königsberg. Von P. Schwenker. — Ueber die Entstehung des Flußlaufes der Deime. Von Dr. Albert Zweck, Oberlehrer am Königlichen Luisen-Gymnasium zu Memel. (Mit einer Skizze über die Abmündung der Deime bei Tapiau.) — II. Kritiken und Referate. — III. Mittheilungen und Anhang.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 1. Juli 1896. Nr. 27.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Albrecht von Preußen, Königliche Hoheit, hat den nachgenannten Ehrenrittern des Johanniter-Ordens:

dem Königlich Württembergischen Generallieutenant z. D. und General à la suite Seiner Majestät des Königs von Württemberg Ferdinand Grafen von Zeppelin,

„ Generallieutenant und Commandeur der 9. Division Hermann Freiherrn von Wilczeck,

„ Oberst a. D. Emil von Beulwitz, zu Demmin,

„ Rittmeister a. D. Gustav von Hagen, auf Langen bei Groß-Rambin in Pommern,

„ Generalmajor z. D. Hermann von Poser und Groß-Nädlitz, zu Charlottenburg,

„ Generalmajor und Commandeur der 10. Cavallerie-Brigade Hans von Hobe,

„ Major a. D. Bogislav Henning von Köller, auf Hoff bei Groß-Justin in Pommern,

„ Oberst a. D. Hugo Auer von Herrenkirchen, zu Wiesbaden,

„ Rittmeister a. D. Erich von Borcke, auf Neuendorf bei Borckenfriede in Pommern,

„ Hauptmann und Landrath a. D., Geheimen Regierungs-Rath Oswald Grafen von Rittberg, auf Balfanz bei Cröffin in Pommern,

„ Oberst und Commandeur des Dragoner-Regiments König (2. Königlich Württembergischen) Nr. 26 Eduard von Enckevort,

„ Oberst und Brigadier der 12. Gendarmerie-Brigade Robert Freiherrn von Langermann und Erlenkamp,

„ Oberst a. D. Max von Johnston, zu Görlitz,

„ Rittmeister a. D. und Landesältesten Friedrich Nickisch von Rosenegk, auf Kuchelberg bei Vorderheide, Kreis Liegnitz,

„ Generallieutenant z. D. Wilhelm von Zastrow, zu Berlin,

„ Königlich Bayerischen Kämmerer und Rittergutsbesitzer Hugo Freiherrn von und zu Aufseß, zu Augsburg,

dem Oberstlieutenant z. D. und Commandeur des Landwehr-Bezirks Liegnitz Henning von Hobe,

„ Staatsminister Ernst von Köller, zu Cammin,

„ Königlich Sächsischen Major z. D und Kammerherrn, auch Großherzoglich Sächsischen Schloßhauptmann, Klostervoigt Georg von Posern, auf Waltersdorf bei Nordmühle a. d. Elster,

„ Oberstlieutenant und etatsmäßigen Stabsoffizier im Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 Hermann von Wedel,

„ Hofmarschall Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich von Württemberg Gerhard Grafen Leutrum von Ertingen, zu Stuttgart,

„ Majoratsbesitzer Eduard Freiherrn von Pentz, auf Schloß Brandis bei Leipzig,

„ Oberst und Commandeur des Oldenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 19 Job Erie von Witzleben,

„ Oberst und Commandeur des 3. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 50 Claus Freiherrn von und zu Egloffstein,

„ Hauptmann a. D., Landrath und Rittergutsbesitzer Oscar von Haffelbach, zu Wolmirstedt,

„ Major und etatsmäßigen Stabsoffizier im 2. Westfälischen Husaren-Regiment Nr. 11 Felix Edlen von Graeve,

„ Königlich Bayerischen Kämmerer, Rittmeister à la suite der Armee und außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Heinrich Freiherrn Tucher von Simmelsdorf, zu Rom,

„ Rittmeister à la suite der Armee Fürsten Heinrich XXIV. Reuß j. L., Durchlaucht, zu Ernstbrunn bei Wien,

„ Premier-Lieutenant a. D., Kreisdeputirten und Deichhauptmann Wolfgang Edlen Herrn und Freiherrn von Plotho, auf Pennigsdorf bei Güsen, Provinz Sachsen,

„ Rittergutsbesitzer Walter von Borstell, auf Groß-Schwarzlosen bei Lüderitz i. d. Altmark,

Digitized by Google

dem Königlich Sächsischen Major z. D. Richard Freiherrn von Müller, zu Dresden,

„ Königlich Bayerischen Kämmerer, Regierungsrath und Bezirksamtmann Sigmund von Hartlieb genannt Walsporn, zu München,

„ Landrath a. D. Walter Freiherrn Vincke, auf Ostenwalde bei Melle in Hannover,

„ General der Infonlerie à la suite des Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 und des 4. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments, erblichen Mitgliede des Herrenhauses Dr. phil. hoo. Wilhelm Fürsten zu Wied, zu Neuwied,

„ Rittmeister der Reserve des 1. Garde-Ulanen-Regiments, auch Großherzoglich Sächsischen Kammerherrn Carl von Eichel, zu Weimar,

„ Rittmeister der Reserve des Königs-Ulanen-Regiments (1. Hannoverschen) Nr. 13, Erbmarschall im Herzogthum Magdeburg und Kammerherrn Franz von Veltheim, ouf Harbke, Kreis Neuhaldensleben,

„ Oberstlieutenont nnd Flügel-Adjutanten Seiner Hoheit des Herzogs von Anhalt Thilo von Trotha,

„ Major à la suite des Garde-Cüraffier-Regiments, beauftragt mit der Wahrnehmung der Geschäfte als Inspecteur des Militair-Veterinairwesens, Willibald Grafen von Schmettow,

„ Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-Rath und Chef der Reichskanzlei Kurt Freiherrn von Wilmowski,

„ Hauptmann a. D. Ludwig von Berswordt genannt von Wallrabe, auf Weitmar bei Bochum,

„ Rittergutsbesitzer Bernhard von Arnim, ouf Planitz bei Zwickau,

„ Königlich Bayerischen Kämmerer und Major a. D. Gustav Freiherrn von Gienanth, zu München,

„ Landrath a. D. Konrad von Sydow, auf Stolzenfelde bei Schönfließ i. d. Neumark,

„ Rittmeister a. D., Mitgliede des Herrenhauses und Majoratsbesitzer Heinrich Grafen von Haugwitz-Hardenberg-Reventlow, auf Rogau bei Krappitz in Schlesien,

„ Rittoeister der Reserve des Königs-Ulanen-Regiments (1. Hannoverschen) Nr. 13 und Majoratsbesitzer Hermann Thomas Freiherrn von Kap-herr, zu Lockwitz bei Niedersedlitz, Königreich Sachsen,

„ Kammerherrn und Haupt-Ritterschafts-Director Carl von Arnim, auf Zuesedom bei Pasewalk,

„ Major a. D., auch Herzoglich Braunschweigischen Kammerherrn Theodor von Hantelmann, ouf Charcic bei Szrodke in Posen,

„ Major a. D. und Herrschaftsbesitzer Rudolf von Mollard, anf Góra, Kreis Pleschen,

dem Geheimen Bergrath und vortragenden Rath im Ministerium für Handel und Gewerbe Siegfried von Ammon, zu Berlin,

„ Herzoglich Braunschweigischen Kammerherrn Edgard Freiherrn von Stromberg, auf Welsesholz bei Hettstedt, Prooinz Sachsen,

„ Landrath und Geheimen Regierungsrath Adolf von Richter, zu Weißenfels,

„ Geheimen Regierungs-Rath Emil Freiherrn von Lauer-Münchhofen, zu Frankfurt a. d. Oder,

„ Hofmarschall Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin von Sachsen-Weimar Dr. phil. Max Grafen von Zeppelin, zu Stuttgart,

„ Rittmeister a. D., auch Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn Conrad Grafen von Kanitz, auf Melkof bei Brahltorf in Mecklenburg,

„ Herzoglich Anhaltischen Hofjägermeister und Kammerherrn August Grafen zu Münster, zu Ballenstedt,

„ Premier-Lieutenont o. D. Otto von Zitzewitz zu Bad Oeynhausen,

„ Oberstlieutenant und Commandeur des 2. Großherzoglich Mecklenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 18 Curt Ulrich von Byern,

„ Gesandten, Geheimen Legationsrath und vortragenden Rath im Auswärtigen Amte Friedrich Grafen von Pourtalès, zu Berlin,

„ Major aggr. dem Oldenburgischen Dragoner-Regiment Nr. 19 und Adjutanten beim Stabe der III. Armee-Inspection Friedrich Christian von Blumenthal,

„ Königlich Württembergischen Erbkämmerer, Kammerherrn und Landgerichts-Director Wilhelm Freiherrn von Gültlingen, zu Stuttgart,

„ Königlich Württembergischen Oberstlieutenant z. D. Alfred Freiherrn von Crailsheim, auf Schloß Morstein in Württemberg,

„ Oberstlieutenant und Chef des Generalstabes XIII. (Königlich Württembergischen) Armee-Corps Julius von Groß genannt von Schwarzhoff,

„ Landeshauptmann der Provinz Posen Dr. jur. Sigismund von Dziembowki, zu Posen,

„ Großherzoglich Sächsischen Kammerherrn August von Goeben, zu Weimar,

„ Grundherrn Wilhelm Freiherrn von Saint-André, auf Schloß Königsbach, Großherzogthum Baden,

„ Premier-Lieutenant a. D., Ritterschafts-Deputirten und Mitgliede des Herrenhauses Georg von Klitzing, auf Charlottenhof bei Vietz a. d. Ostbahn,

„ Rittmeister a. D. Friedrich von Armin, auf Felchow bei Angermünde,

Digitized by Google

dem Major à la suite des 2. Niederschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 47, im Nebenetat des großen Generalstabes Victor von Scheffer,
„ Hauptmann a. D. und Fideicommißbesitzer Otto von Jagow, auf Pollitz i. d. Altmark,
„ Premier-Lieutenant der Reserve des Cüraffier-Regiments Königin (Pommerschen) Nr. 2 und Majoratsbesitzer Ernst von Scheve, auf Canzow bei Woldegk in Mecklenburg,
„ Major a. D. Oscar von Westernhagen, zu Berlin,
„ Rittmeister a. D. Wilhelm von Quast, auf Radensleben bei Herzberg i. d. Mark,
„ Oberstlieutenant und Commandeur des Regiments der Gardes du Corps Alfred von Mitzlaff,
„ Rittmeister a. D. und Stiftshauptmann Wedigo Gans Edlen Herrn zu Putlitz, auf Wolfshagen bei Groß Pankow, Kreis Westprignitz,
„ Landrath und Kammerjunker Christian Grafen zu Rantzau, auf Rastorf bei Preetz,
„ Rittmeister a. D. Felix von Wedel-Parlow, auf Polssen bei Gramzow i. d. Uckermark,
„ Generalmajor z. D. Alexander von Oppen, zu Frankfurt a. d. Oder,
„ Contre-Admiral à la suite der Marine und Hofmarschall Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen Albert Freiherrrn von Seckendorff,
„ Rittmeister der Reserve des 1. Brandenburgischen Dragoner-Regiments Nr. 2 und Landrath Günther von Hertzberg, zu Wernigerode,
„ Oberst z. D. und Hofchef Seiner Durchlaucht des Erbprinzen von Hohenzollern Kurt von Bachmayr, zu Potsdam,
„ Rittmeister der Garde-Landwehr-Cavallerie Hofmarschall a. D. Maximilian Grafen von Pückler Freiherrn von Groditz, auf Marxdorf bei Ströbel in Schlesien,
„ Landstallmeister Hans von Götzen, zu Beberbeck bei Hofgeismar in Hessen,
„ Wirklichen Geheimen Rath und Staatssecretair des Reichsschatzamts Dr. jur. Arthur Grafen von Posadowsky-Wehner, zu Berlin,
„ Oberst und Commandeur der 33. Cavallerie-Brigade Leonhard Freiherrn von und zu Egloffstein,
„ Großherzoglich Badischen Amtsrichter und Kammerjunker Dr. jur. Udo Freiherrn von La Roche Edlen Herrn von Starkenfels genannt von Bultée, zu Oberkirch,
„ Kammerherrn, Geheimen Ober-Regierungs-Rath und vortragenden Rath im Ministerium für Landwirthschaft, Domainen und Forsten, Günther Freiherrn von Seherr-Thoß, zu Berlin,
„ Major und Bataillons-Commandeur im Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiment Nr. 3 Helmhart Auer von Herrenkirchen,
dem Königlich Bayrischen Major à la suite der Armee Franz Prinzen zu Sayn-Wittgenstein-Berlebnrg, zu Egern bei Rottach am Tegernsee,
„ Generalmajor und Commandeur der Garde-Feld-Artillerie-Brigade Otto von Saldern-Ahlimb,
„ Hauptmann a. D. Georg Freiherrn von Rechenberg, zu Dresden,
„ Königlich Bayerischen Regierungs-Director Friedrich Edlen von Braun, zu Augsburg,
„ Oeselschen Landrath Alexander Freiherrn von Buxhoewden, auf Kuiwast, Insel Moon in Livland,
„ Kaiserlich Russischen Staatsrath Woldemar Freiherrn von Maydell, auf Martzen bei Stockmanshof in Livland,
„ Major z. D. und Inspicienten bei der Ober-Militair-Examinations-Commission Erich von Drigalski,
„ Königlich Bayerischen Rittmeister a. D. Felix Freiherrn von Bursian, zu München,
„ Königlich Bayerischen Kämmerer und Rittmeister der Reserve des 6. Chevaulegers-Regiments Hans Carl Freiherrn von Thüngen, zu Thüngen in Bayern,
„ Grafen Albrecht zu Pappenheim, zu München,
„ Director der Bayerischen Handelsbank Wilhelm Freiherr von Pechmann, zu München,
„ Oberst à la suite der Armee Alexis Fürsten zu Bentheim und Steinfurt. zu Bentheim in Hannover,

am 24. Juni c. in der Johanniter-Ordens-Kirche zu Sonnenburg den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Der Ritterschlag des Johanniter-Ordens in Sonnenburg am 24. Juni 1896.

Zum fünfundzwanzigstenmale seit der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens am 15. October 1852 und der Zurückführung der Thätigkeit derselben auf die ursprünglichen Stiftungszwecke des Ordens durch weiland Seine Majestät den König Friedrich Wilhelm IV., fand am 24. v. Mts. in der alten Johanniter-Kirche zu Sonnenburg wiederum, wie dies seit 1860 alle zwei Jahre der Fall ist, die Aufnahme von Ehrenrittern zu Rechtsrittern der evangelischen Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens durch Ritterschlag und Investitur statt.

Ist auch das bekannte, oft beschriebene Ceremoniel bei dieser Feierlichkeit stets dasselbe, so liegt doch ein recht großer Unterschied zwischen dem ersten Ritterschlage, verbunden mit der Installation weiland Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preußen als Herrenmeister der Balley am 17. Mai 1853 in der Capelle des Königlichen Schlosses zu Charlottenburg und diesem letzten Ritterschlage vor.

Digitized by Google

An jenem Tage vor 43 Jahren: Einsenkung eines Saamenkorns in die Erde, jetzt: ein großer, reichen Segen spendender Baum, der seine Zweige breitet über die deutschen Lande! — Damals im Aufblick zu Gott und in Hoffnung gepflanzt, jetzt reiche Früchte tragend, zum Wohle vieler tausend von Kranken und Siechen. Der Anfang gleich — Nichts, jetzt 47 Kranken- und Siechenanstalten, in denen im verflossenen Jahre 12414 Personen in zusammen 500000 Tagen verpflegt worden sind.

Doch wir wollen hier keinen Abriß der Thätigkeit des Ordens während dieser 43 Jahre in Krieg und Frieden geben, die, und das ist ein großer Segen Gottes, vorbildlich bis in die weitesten Kreise gewirkt hat. Wir beschränken uns vielmehr auf diese kurzen Andeutungen.

Wie hat sich seit dem 17. Mai 1853 im Orden so vieles geändert! — Alle bei der Feierlichkeit an diesem Tage unmittelbar betheiligten Personen sind inzwischen aus diesem Leben in die ewige Heimath abberufen worden. Der letzte von ihnen war der Commendator und Ordens-Senior: Landhofmeister im Königreich Preußen Burggraf und Graf Richard zu Dohna-Schlobitten, der am 12. Juli 1894 gestorben ist. — Der Orden hat sich in fast allen seinen Gliedern seitdem erneut, aber festhaltend an den ihm zugewiesenen Aufgaben, sucht er sie nach Maßgabe der ihm zur Verfügung stehenden Mittel, nach Kräften unter der weisen und zielbewußten Leitung seines Durchlauchtigsten Herrenmeisters und getragen von dem Allergnädigsten Wohlwollen seines hohen Protectors: Seiner Majestät des Kaisers und Königs, zu erfüllen.

Darum lasse man dem Orden seine altehrwürdigen, aus seiner größten Blüthezeit übernommenen Formen, erfüllt er doch, soweit er es immer kann, was St. Paulus (Corinther 13, 1 und 13) ausspricht:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz, oder eine klingende Schelle."

„Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber die Liebe ist die größeste unter ihnen."

H.

Rede

bei der Feier des Ritterschlags in der Johanniter-Ordenskirche zu Sonnenburg am 24. Juni 1896, gehalten vom Oberpfarrer und Superintendenten Klingebeil.

Ev. Matthäi 20, 25—28.

So spricht der, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und der, obwohl er in göttlicher Gestalt war, Knechtsgestalt annahm, dessen Leben ein Dienen, ein Sichhingeben war zur Erlösung für Viele.

Einen scharfen Unterschied macht er zwischen den weltlichen Fürsten, die da herrschen, den Oberherren, die Gewalt haben und den Seinigen, denen er sagt: „So jemand unter euch will gewaltig sein, der sei euer Diener." Will er damit den status politicus der alten Kirche, die von Gott geordnete Obrigkeit herabsetzen und den Geist der Auflehnung oder der Anarchie wecken? Keiner verurtheilt diesen Geist schärfer als er, dessen Beispiel und Lehre das Unterthansein gegen alle Obrigkeit fordert, selbst gegen die christusfeindliche der damaligen Zeit.

Daher denn auch jeder in den ritterlichen Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem Aufzunehmende das Gelübde ablegt, Sr. Königlichen Majestät von Preußen, dem hohen Patron der Balley, getreu, gewärtig und gehorsam sein zu wollen. Man kann ein treuer Christ und dabei vornehm in Gesinnung und That als wahrhaft Adeliger sein, und der Rangordnung zwischen Höheren und Niedrigeren widerspricht das Christenthum nirgends. Wohl aber stellt der Herr nicht eine Rangordnung, sondern eine Reichsordnung auf, nach der man in seinem Reiche um so höher steigt, je tiefer man sich erniedrigt im Dienst der Brüder. Sie lautet: „Wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht." Nicht Menschenliebe im Allgemeinen, sondern dienende Liebe fordert er. Und diese dienende Liebe, geübt von den an das Befehlen Gewöhnten, hat den Orden an der Stätte ins Leben gerufen, wo des Menschen Sohn sich erniedrigt hat zum Tode am Kreuz, ihr Geist erfüllt ihn noch heute. So daß er nicht eine nach äußerer Gewalt abgestufte, sondern eine Geistes- und Gesinnungsgemeinschaft der dienenden Liebe bildet.

Diese Liebe hat ihr Vorbild in dem, der da nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er sein Leben gebe zu einer Erlösung für Viele. Er, der Lastträger aller Welt, dient Andern, und wie er sie geliebt hat von Anfang, so liebt er sie bis ans Ende. Daß er seinen Jüngern die Füße wusch, war seine letzte That vor seinem Tode.

Wie wenig steht doch damit die von Rom geübte Priesterherrschaft im Einklang, die auf die Macht mehr giebt als auf die Wahrheit, auf die Autorität mehr als auf die Liebe.

Wer nun das Kreuz Christi als das Zeichen seiner Erlösung nicht bloß auf der Brust, sondern in dankbarem Herzen trägt, der hat die Kraft diesem Vorbild nachzufolgen und in seine Reichsordnung einzutreten. Auf der einen Seite das Evangelium von Jesu Christo wider alle Angriffe des Unglaubens muthig und ritterlich zu vertheidigen, auf der anderen Seite ihm zu dienen an den Kranken und Elenden, mit Darangabe nicht bloß des Geldes, sondern auch der eigenen Person. Diese Kraft haben jene Ordensglieder bewiesen, die in schweren Kämpfen mit Rittergut und Ritterblut für Christi Reich eingetreten sind, daneben aber in Christi Dienst die Waffenrüstung mit der Schürze des Wärters, das Feldlager mit dem Hospital vertauscht haben. Die Liebe Christi dränget uns also, konnten sie mit dem

Digitized by Google

Apostel sagen, und die ist noch heute die Quelle und der Trieb für die dienende Liebe.

Um sie zu üben, den Schwachen und Elenden zu helfen, drängen sich in unserer Zeit Viele herzu, nicht in Christi Geist und Sinn, sondern im eignen Geist, nicht ihm, sondern sich selbst zu dienen, nicht als die Führer, sondern als die Verführer, nicht um zu heilen, sondern um zu vergiften, was etwa noch gesund ist. Darum in Christi Dienst keine Gemeinschaft mit denen, die das Feuer des Neides und der Begehrlichkeit schüren, anstatt es zu löschen. Das ist nicht das Feuer, das Christus anzuzünden gekommen ist. Nicht das Haben und Genießen als den Zweck des Lebens und das höchste Glück hinstellen, nicht Mißstände an das Licht ziehen, die man nicht bessern kann und will, nicht herabsetzen und leugnen, was die christliche Liebe zu ihrer Besserung gethan hat und noch thut. Sondern „wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht." In jeder Gabe die Aufgabe, in dem Besitz die Verpflichtung erkennen, aus dem du bist, das du sollst heraushören und gedenken an das Wort: „Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Das ist das Dienen in der Liebe, die herabsteigt von den Höhen in die Tiefen des Lebens und sich ein höheres Ziel setzt als das glücklich sein, das heißt glücklich machen, die wie der Thau ist, der auf Rosen wie auf Nesseln fällt, in der Barmherzigkeit selig. Wenn die Pflicht gebietet, Jedem das Seine, so gebietet die Liebe, Jedem das Deine. Dienen sollst du und du kannst es, wenn dein Herz Christo, dem Heiland der Mühseligen und Beladenen angehört. Hier mit vereinter Kraft in einer diesen Zweck verfolgenden Gemeinschaft, von der das Wort gilt, immer strebe zum Ganzen, und kannst du ein Ganzes nicht werden, dann als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an.

So wird der Erfolg nicht fehlen, wie er bisher nicht gefehlt hat. Wir erkennen ihn in äußeren Dingen und haben an den kriegerischen Erinnerungstagen an die Zeit vor 25 Jahren wieder daran zu denken gehabt, was für eine Macht in dem Dienen und sich Unterordnen liegt. Denn die Subordination, das dem eigenen Willen entsagende, Sich ergeben in einen höheren Willen, ist der Grundstein und die Bedingung des Erfolgs.

Mehr als die glühendste Vaterlandsliebe, die unerschrockenste Tapferkeit und geschickteste Führung trägt die unbedingte Unterordnung Tausender unter einen Willen zum Siege bei.

Daß wir das auch in der Heeresfolge Christi bedächten und uns unter den stellten, der weniger Schweres verlangt und reicher als ein irdischer Herrscher lohnt. Wir feiern heute den 25. Ritterschlag seit der Wiederbelebung des Ordens vor 43 Jahren. Ohne Reichthümer, mit einer ein halbes Tausend Thaler wenig übersteigenden Collekte, aber mit zu dienender Liebe bereiten Herzen und Händen begann der in Gott ruhende Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, mit einer kleinen Schaar von Rittern das Werk.

Noch galt es, die erste Stätte zu gründen, wo es geübt werden sollte. Und heute, bei der 25. Feier zeugen 47 Krankenhäuser und zahlreiche Schlachtfelder mit ihren Lazarethen von dem, was die Liebe vermag, die dienen will, anstatt zu herrschen. Der Geist dieser Liebe, die Christus gebracht hat, kann allein die von der Selbstsucht erfüllte Welt besiegen. Er ist die Wehr und Waffe der Gemeinde Jesu Christi auf Erden. Kein anderer Glaube ist der rechte, als der, aus dem die aufopfernde, demüthige Liebe fließt. Nur von diesem Glauben ist es gesagt, daß er die Welt überwindet und die nur, in welchen der Geist dieser Liebe lebt, werden Christo nachschreiten zur Herrlichkeit. Darum, „wer da will der Vornehmste sein, der sei euer Knecht."

Amen.

Unter denen, die also gedient und seit der vorigen Feier ihren irdischen Lauf beschlossen haben, nennen wir zum ehrenden Gedächtniß:

Den Kommendator und Ordensfenior, Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlobitten, Landhofmeister im Königreich Preußen, in weiblicher Linie dem Geschlecht des berühmten Großmeisters Raymond du Puy entstammend.

Die Rechtsritter:

1. Kammerherr von dem Borne auf Berneuchen.
2. General der Infanterie von Winterfeldt.
3. Wirklicher Geheimer Rath von Brandenstein.
4. Generallieutenant Herwarth von Bittenfeld.
5. Mecklenburgisch-Schwerinscher Oberlanddrost von Brisberg.
6. General der Infanterie Freiherr von Buddenbrock.
7. Kammerherr Freiherr von Buddenbrock-Ottlau.
8. Ceremonienmeister von Rothenow.
9. Hauptritterschaftsdirector von Risselmann.
10. Oberstlieutenant Job von Witzleben.
11. Geheimer und Oberregierungsroth Freiherr von Herzberg.
12. Oberst von Gontard.
13. Geheimer Regierungsroth von Gellhorn.
14. Kammerherr von Dovier.
15. Freiherr von Sinner-Wattenwyl.
16. Ober-Stoatsanwalt von Luck.
17. Generol der Infanterie von Stümer.
18. Geheimer Regierungsrath von Kalckreuth.
19. Mecklenburgisch-Schwerinscher Hofmarschall Graf von Schwerin-Göhren.
20. Braunschweigischer Oberkammerherr Freiherr von Beltheim.
21. Kammerherr von Krieger.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

Der Herr bauet Jerusalem!

(Ps. 147, 2.)

Eine Denkschrift über das Werk der evangelischen Kirchen in Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Hatte der Jerusalem-Verein bei den ungenügenden Mitteln, über die er verfügte, sich anfangs darauf beschränken müssen, die von dem Bischof in verschiedenen Orten des heiligen Landes gegründeten Schulen sowie Spittlers Pilgermission zu unterstützen und für die Kaiserswerther Diakonissen einen Zuschuß zu leisten, so griff er seit 1861 selbstthätig die Arbeit im heiligen Lande an. In dem gedachten Jahr übernahm er die von der Church-missionary-society gegründete Missionsstation Bethlehem, 1869 auch die dortige Schule. In Beit Djala, eine Viertelstunde von Bethlehem, richtete der Verein 1870 selbst eine Schule ein. Später wurde in Bethlehem ein eigener Pastor angestellt, und 1893 gelang es nach manchen Verzögerungen und erst, nachdem Ihre Majestät die Kaiserin vom Sultan die Erlaubniß zum Bau erbeten und erlangt hatte, eine schmucke Kirche an der Geburtsstätte unseres Herrn zu vollenden und einzuweihen.

Einen großen Zuwachs erhielt das deutsche Element durch die Uebersiedelung der württembergischen Templer in den Jahren 1868 und 1869. Ueber tausend Mitglieder des Tempels bildeten vier blühende Gemeinden in Jaffa, in Sarona bei Jaffa, in Haifa am Karmel und in der Ebene bei Jerusalem. So lange ihr Führer Chr. Hoffmann lebte, hielten sie sich freilich ganz abgeschlossen und von der Kirche getrennt für sich. Als aber Hoffmann 1877 gestorben war, brachen Streitigkeiten aus. Ein Theil der Templer gerieth in immer weiter gehende rationalistische Verflachung, ein Theil wandte sich wieder der Kirche zu und wurde vom Jerusalem-Verein kirchlich versorgt. In Haifa und Jaffa entstanden evangelische Gemeinden, deren erstere 1893 einen eigenen Geistlichen erhielt, während die letztere von Jerusalem aus versorgt wurde.

Je mehr so die deutsche evangelische Kirche erstarkt war, desto unnatürlicher wurde die auf dem Vertrage von 1841 ruhende Verbindung mit dem anglikanischen Bisthum. Innerlich war sie eigentlich schon gelöst. Der Bischof hatte auf die deutsche Gemeinde keinen Einfluß mehr. Hatte doch Pastor Reinicke auch den alternirenden Nachmittagsgottesdienst in der Christuskirche aufgegeben, der im Grunde noch das letzte Stück von Gemeinschaft beider Kirchen darstellte, ohne daß von englischer Seite Einsprache geschehen wäre. Was das öffentliche Zutagetreten des Bruchs noch verhinderte und die wirklich schon vorhandene Trennung noch verdeckte, war die Persönlichkeit Gobats, der doch immer noch als Deutscher fühlte und, so wenig er für sie thun konnte, doch der deutschen Gemeinde in Liebe zugethan war. Da ging Gobat am 11. Mai 1879 heim.

Sein Nachfolger war der von englischer Seite ernannte Bischof Barclay, der am 3. Februar 1880 seinen Einzug in Jerusalem hielt. Das Verhältniß desselben zur deutschen evangelischen Gemeinde schien sich anfangs wenig günstig zu gestalten. Der Bischof stellte sich gegen den deutschen Pastor fremd. Obwohl dieser sich an seiner Einholung betheiligt hatte, machte ihm der Bischof keinen Besuch. Einer der anglikanischen Geistlichen erklärte, der Bischof betrachte sich als anglikanischer Bischof der griechischen Kirche verwandter, als der deutschen evangelischen, der „am wenigsten kirchlichen aller Kirchen“. In der That verlangte er, daß in der evangelischen Kirche Confirmirte noch einmal nach englischem Ritus confirmirt werden sollten, während er die in der griechischen Kirche vollzogene Confirmation als rite vollzogen anerkannte. Nachher wurde das allerdings auf von Berlin aus in England gemachte Vorstellungen besser, aber Bischof Barclay bewegte sich doch ganz in den Grenzen bloß amtlicher Beziehung, während Gobats Verhalten den Charakter persönlicher Liebe trug. Damit war auch das Letzte verloren, was an der Verbindung der deutschen evangelischen Gemeinde mit dem Bisthum noch von Werth gewesen war.

Barclay hat den bischöflichen Stuhl nur etwa ein und dreiviertel Jahr inne gehabt, er starb schon am 22. October 1881. Damit war die Reihe, den Bischof zu ernennen, wieder bei Preußen und der günstige Augenblick gekommen, über eine Abänderung oder eventuell die Auflösung des Vertrages von 1841 zu verhandeln. Die Hoffnungen, die Friedrich Wilhelm IV. bei Abschluß des Vertrages gehegt, darüber war keine Täuschung möglich, hatten sich nicht erfüllt. Die „schwesterliche Stellung“, die er im Sinne hatte, war der deutsch-evangelischen Kirche nie zugestanden. Das mochte man tragen, so lange die deutsche Gemeinde im heiligen Lande einer solchen Stütze, wie sie ihr der König durch die Verbindung mit der englischen zu schaffen beabsichtigte, bedurfte. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Auch abgesehen davon, daß Deutschland jetzt eine ganz andere Stellung in der Welt einnahm, als in den vierziger Jahren, die deutsche Gemeinde in Jerusalem selbst war der englischen Bevormundung entwachsen und hatte die englische Gemeinde, sowohl der Zahl als der Bedeutung nach, längst überflügelt. Zwei Bestimmungen des Vertrages waren es vor Allem, die jetzt als nicht länger zu tragende Demüthigungen empfunden wurden, einmal das Veto, welches dem Erzbischof von Canterbury bei der Wahl des Bischofs durch Preußen zustand, und dann die Forderung, daß der von Preußen erwählte Bischof die 39 Artikel unterschreiben und sich vor Erlangung der Consecration als Bischof nach anglikanischem Ritus ordiniren oder, falls er schon ordinirt wäre, reordiniren lassen müsse. Diese Forderung machte in der That die Ernennung des Bischofs durch den König von Preußen

Digitized by Google

nahezu illuſoriſch. Bei der erſten von preußiſcher Seite erfolgten Wahl waren die Schwierigkeiten deshalb nicht hervorgetreten, weil Gobat als Miſſionar ſchon angtikaniſch ordinirt war, aber woher ſollte jetzt ein geeigneter Candidat für den Biſchofsſitz gewonnen werden? Daß ſich kein ordinirter deutſcher Geiſtlicher bereit finden laſſen werde, auf jene Forderungen einzugehen, durfte man beſtimmt vorausſetzen. Die Wahl wäre auf Engländer beſchränkt geweſen und damit die Parität zwiſchen der anglikaniſchen und der deutſchen evangeliſchen Kirche vollends zerſtört.

Die 1882 auf Befehl des Kaiſers Wilhelm I. mit der engliſchen Regierung und dem Erzbiſchofe von Canterbury zugelegten Verhandlungen bewegten ſich denn auch im Weſentlichen um die beiden oben hervorgehobenen Punkte. Bezüglich des Veto war der Erzbiſchof geneigt, ſo weit nachzugeben, daß er verſprach, von ſeinem Rechte nur in dem Falle Gebrauch zu machen, daß bei dem Gewählten kanoniſche Defecte vorliegen. An der Nothwendigkeit einer Reordination nach angtikaniſchem Ritus hielt er dagegen unverrückt feſt. So blieb nichts Anderes übrig, als den Vertrag von 1841 überhaupt fallen zu laſſen. Am 19. Februar 1886 erklärten ſich die Truſtees des Bisthums mit der Aufhebung des Vertrages einverſtanden und unter dem 3. November 1886 wurde die Aufhebung durch Kaiſer Wilhelm vollzogen.

Die Lostöſung vom anglikaniſchen Bisthum brachte die Nothwendigkeit mit ſich, das Kirchenweſen in Jeruſalem neu zu regeln. Es geſchah dieſes durch die Errichtung der Jeruſalem-Stiftung, deren Statut am 22. Juni 1889 vom Kaiſer und Könige Wilhelm II. vollzogen wurde. Derſelben wurde ſowohl das Dotationscapital des Bisthums als der Collectenfonds, und ebenſo der in den Jahren 1869 bis 1888 durch Kirchencollecten in den evangeliſchen deutſchen Landeskirchen geſammelte Kirchenbaufonds überwieſen, und als ihr Zweck beſtimmt die Erhaltung der beſtehenden, ſowie die Schaffung neuer evangeliſch-kirchlicher Einrichtungen und Anſtalten in Jeruſalem, insbeſondere der Kirche und Schule.

Nachdem durch dieſe Stiftung die deutſche Evangeliſationsarbeit einen feſten Stützpunkt gewonnen hatte und damit der den früheren Schritten zu Grunde liegende Gedanke, daß die Arbeit im heiligen Lande eine gemeinſame Arbeit aller deutſchen evangeliſchen Landeskirchen ſein ſolle, noch deutlicher zum Ausdruck gelangt war, konnte auch der Bau der evangeliſchen Kirche in Jeruſalem mit Zubehörungen nachdrücklich in Angriff genommen werden. Nach Allerhöchſter Beſtimmung Seiner Majeſtät des Kaiſers und Königs ſoll, wie es ſchon von dem hochſeligen Kaiſer Friedrich in Ausſicht genommen war, zunächſt die alte Kirche St. Maria major in thuntichſtem Anſchluß an die früheren Bauformen und Mitverwendung der noch vorhandenen Ueberreſte wieder hergeſtellt werden.

(Schluß folgt.)

Wie die Kornthaler und Wilhelmsdorfer Anſtalten entſtanden ſind.

Darüber erzählt Direktor Ziegler in Wilhelmsdorf im 2 Band ſeiner „Grünen Blätter“, die Jung und Alt aufs beſte empfohlen werden können, Folgendes: Im Jahre 1821 fuhr ein Herr aus Stuttgart nach Kornthal und kehrte im Gaſthaus ein. Hoffmann, der bekannte Gründer und erſte Vorſteher der Gemeinde Kornthal, ſaß bei ihm in der Stube des Gaſthauſes; hinten an einem andern Tiſch hatte der Kutſcher Platz genommen. Da geht die Thüre auf, und ein achtjähriger Knabe kommt herein und bittet um ein Almoſen. Hoffmann ſchaut dem Knaben in die Augen, giebt ihm etwas und ſagt zu dem Herrn aus Stuttgart: „Haben Sie auch die klaren und unſchuldigen Augen des Knaben geſehen. In einem Jahre werden ſie nicht mehr ſo hell und rein, ſondern von der Sünde entſtellt ſein. O daß wir die Mittel hätten, eine Anſtalt zu errichten, in der ſolche arme Kinder gerettet werden könnten!“ Der Kutſcher hatte ſchon lange dem Geſpräch aufmerkſam zugehört. Jetzt hob er den Kopf und ſenkte ihn wieder. Man ſah, er kämpfte mit einem Entſchluß. Endlich griff er muthig in die Taſche, zog einen Geldbeutel heraus, knüpfte ihn auf, nahm ein Geldſtück, ſchnürte den Beutel wieder zu und ſteckte ihn dann wieder in die Taſche. Er faßte abermals einen Entſchluß, erhob ſich, ging an den vordern Tiſch, wo Hoffmann mit ſeinem Herrn ſaß und ſagte, indem er ein Geldſtück vor Hoffmann auf den Tiſch legte: „Hier haben Sie einen Sechsbätzner (etwas weniger als eine Mark) zu einer ſolchen Anſtalt,“ und ohne den Dank abzuwarten, begab er ſich, ſchneller als er gekommen war, wieder an ſeinen Tiſch zurück. Hoffmann betrachtete den Sechsbätzner als ein Anlehen von dem Herrn für eine Rettungsanſtatt für verwahrloſte Kinder und errichtete ſchon im nächſten Jahre die erſte Rettungsanſtalt in Württemberg. Daß eine ſolche Anſtalt zeitgemäß und höchſt nothwendig war, beweiſt der Umſtand, daß nach dieſem Vorgang nunmehr in Württemberg allein mehr als anderthalb Dutzend ſolcher Anſtatten entſtanden ſind. Kornthal ſollte überhaupt eine Stadt auf dem Berge, eine große Rettungsanſtalt werden, nicht nur für die, die ſich dort anſäßig gemacht hatten, ſondeern für alle, die ſich retten laſſen wollen, ob reich oder arm, ſatt oder bedürftig. Es fanden deshalb im Laufe der Zeit folgende Gründungen ſtatt: 1. Im Jahre 1819 wurde die Gemeinde Kornthal ſelbſt gegründet und 2. 1820 die Erziehungsanſtalt für Knaben, die jetzige Lateinſchule daſelbſt. 3. Im Jahre 1821 gründete er das höhere Töchterinſtitut, aus welchem 4. die ſogenannte Mittelanſtalt, eine Stätte zur Bildung von Töchtern fürs bürgerliche Haushaltungsleben hervorging. 5. 1822 wurde in Kornthal die Rettungsanſtalt für verwahrloſte Kinder gegründet. 6. Im Jahre 1824 wurde

Digitized by Google

die Tochtergemeinde Wilhelmsdorf gegründet und damit sein Liebes- und Glaubensleben auf die schwerste Probe gestellt. 7. Im Jahre 1829 erfolgte die Errichtung der Rettungsanstalt für Kinder vom 3.—7. Lebensjahr auf der Schlotwiese bei Kornthal, mit der zugleich Seidenzucht verbunden wurde. 8. Im Jahr 1830 wurde die Rettungsanstalt für 30 Knaben in Wilhelmsdorf, 9. 1832 das Wittwenhaus in Kornthal, 10. 1835 die Rettungsanstalt für 30 Mädchen in Wilhelmsdorf, 11. 1837 die Anstalt für Säuglinge (Krippe) bis zum Alter von drei Jahren in Wilhelmsdorf, 12. 1837 die Taubstummenanstalt in Wilhelmsdorf und 13. die Besserungsanstalt für entlassene weibliche Strafgefangene auf dem Lindenhof bei Wilhelmsdorf errichtet. Da unser Knabeninstitut in Wilhelmsdorf aus der Taubstummenanstalt hervorging, so ist es auch noch als eine Segensfrucht auf Hoffmann zurückzuführen. Von diesen Anstalten stehen bis auf zwei alle noch in segensreicher Wirksamkeit und sind im Lauf der Zeit vielen Tausenden zum zeitlichen und ewigen Segen geworden. Allein die Krippe in Wilhelmsdorf und die Besserungsanstalt auf dem Lindenhof mußten aufgegeben werden. Wie richtig aber Hoffmann dachte, beweist, daß nach Jahrzehnten sein Gedanke wieder aufgegriffen und jetzt überall Krippen und Anstalten für entlassene weibliche Strafgefangene errichtet werden. Wie viel Glaubensmuth und Gottvertrauen, Energie, Arbeitskraft, Organisationstalent, Menschenliebe und Heilandsliebe gehörte zu all diesen Gründungen! Und erst in damaliger Zeit! Bei den meisten hatte er keinen Vorgang, und mußte deßhalb erst die Bahn gebrochen werden. Er konnte ja nicht allen Anstalten vorstehen; aber den Platz und auf demselben den rechten Mann und die rechte Mutter und für beide die rechte Wegweisung für eine solche Neugründung zu haben, das war sicherlich nicht leicht. Aber der Herr war mit ihm. Das erklärt alles. (Blätter für das Armenwesen.)

Die Kranken-Pflegerinnenschulen in den Vereinigten Staaten.

Die Krankenpflege ist auch in den Vereinigten Staaten ein von zahlreichen Mädchen und Frauen mit großem Eifer und großer Pflichttreue bestelltes Gebiet. In einem von den Verhältnissen der Frau dort handelnden Aufsatz einer französischen Zeitschrift wird die Zahl der Ausbildungs-Anstalten für Krankenpflegerinnen auf 35 angegeben, in denen 1350 Pflegerinnen thätig sind. Die letztere Zahl erscheint nicht eben sehr hoch, indessen ist nicht ersichtlich, ob sie sich nicht nur auf den Norden bezieht. Die Schulen sind mit einem der großen Hospitäler verbunden, die in Baltimore z. B. mit dem von dem reichen Kaufmann Hopkins begründeten Hospital, das in der Anlage wie in der Einrichtung als mustergiltig geschildert wird: es ist hoch gelegen, in einen sehr gesunden Viertel, die Räume für die Kranken den neuesten Ergebnissen der hygienischen Forschung entsprechend eingerichtet, die Zimmer für die Pflegerinnen in hohem Maße wohnlich. Die Vorsteherin der Pflegerinnen leitet auch die Lehr-Anstalt, die einen zweijährigen Kursus hat. Der Unterricht wird von hervorragenden Professoren ertheilt. Die Pflegerinnen sind ganz weiß gekleidet. Baltimore besitzt zahlreiche Bevölkerungskreise, deren Angehörige zu den Sklavenhaltern gehörten, die durch den Krieg 1861—65 ihr Vermögen ganz oder zum größten Theil verloren haben. Grade aus diesen Kreisen ergänzen sich vorzugsweise die Pflegerinnen. Die Verfasserin jenes Artikels schildert uns in lebhafter Weise, wie liebevoll und sorgfältig diese Pflegerinnen trotz der Stammes-Antipathien sich die Fürsorge für die erkrankten Neger und Negerinnen angelegen sein lassen. Diese Vernichtung des Rassenvorurtheils, das gerade die ehemaligen Sklavenhalter gegen die Schwarzen erfüllt, durch die Barmherzigkeit ist ohne Zweifel eine schöne und ergreifende Erscheinung. Aber noch eine andere Erscheinung verdient volle Würdigung. Nicht mit Unrecht wird in jenem Artikel hervorgehoben, daß die Menschenfreundlichkeit im Norden, dessen Bevölkerung überwiegend der englischen Kirche angehört, mehr systematisch und methodisch betrieben wird, die mehr katholische Bevölkerung in den Südstaaten ursprünglicher ist, im Norden aber wie im Süden eine Toleranz der Konfessionen auf dem Gebiet der Nächstenliebe herrscht, die höchste Anerkennung verdient. In dem bereits erwähnten Hopkins-Hospital in Baltimore sind Geistliche jeder Konfession zugelassen. Es begreift sich, daß diese Toleranz, wie sie auch in deutschen großen Hospitälern selbstverständlich ist, für einen Franzosen besonders auffällig ist, da in seinem Vaterlande die Intoleranz der Freidenker jeden Geistlichen, jedes kirchliche Element am liebsten von den Wohlthätigkeitsanstalten ferne hält. Aber noch mehr. „Ich habe nicht aufgehört während meines Aufenthalts in Amerika," sagt unser Gewährsmann, „mich zu entzücken an dem harmonischen Zusammenwirken des geistlichen und des Laien-Elements. Die Worte, die man da oft bei uns hört: dazu sind die Priester, sind die Klosterschwestern da, werden hier niemals vernommen. Unermüdlich sind die Privatleute in ihren Bemühungen und die Kirchen nehmen niemals Anstoß daran; sie lassen sich alle Mitarbeiter gefallen und weder von der einen noch von der andern Seite macht sich ein Verlangen nach Herrschaft bemerklich." Im Hopkins-Hospital zu Baltimore arbeiten gemeinsam protestantische und katholische und völlige Laien-Pflegerinnen, „Mit Bedauern haben wir gehört," sagte eine dieser Pflegerinnen zu unserm Gewährsmann, „daß Frankreich sich des Dienstes der Ordensschwestern in den Hospitälern beraubt hat. Es ist doch so leicht, sie gleichzeitig mit den Laien-Pflegerinnen zu behalten. Warum nicht nebeneinander arbeiten, wie dies bei uns geschieht. Die Aufgabe wird dann um so besser gelöst." Und diese Toleranz ist nicht etwa den Protestanten allein eigen. In der Charitee zu Neu-Orleans arbeiten Schwestern vom Orden St. Vincent de Paula mit protestantischen Pflegerinnen gemeinschaftlich. „Nichts ist rührender," setzt unser Gewährsmann hinzu „als diese Gemeinsamkeit der Erfahrung und des Wissens, die trotz der Verschiedenheit des Dogmas, durch die Religion der Humanität gebildet wird, und" setzt er hinzu, „die Barmherzigkeit ausgeübt von den Frauen bleibt die beste auf der Welt. Die Hauptsache ist, daß sie ausgeübt wird, wie in den Vereinigten Staaten, auf eine Weise, die Reich und Arm in unmittelbare Berührung mit einander bringt, und indem die Rechte der kirchlichen Genossenschaften, wo diese bestehen, respektirt werden, niemandem aber ein Monopol der Pflichten zuerkannt wird, die das Evangelium allen zugewiesen hat." (Deutscher Frauen-Verband.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 8. Juli 1896. Nr. 28.

Adolf von Schönfeldt, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1871, † zu Eisenach 18. Juni 1896.

Der Herr bauet Jerusalem!

(Ps. 147, 2.)

(Schluß.)

Der vom Geheimen Ober-Baurath Adler entworfene Plan für den Kirchenbau, zu welchem des Kaisers und Königs Majestät den Thurm mit eigener Hand zu entwerfen und zu zeichnen die Gnade gehabt haben, fand die Allerhöchste Genehmigung, und am 31. October 1893 konnte der Grundstein der Kirche gelegt werden. Kaiser Wilhelm selbst hatte diesen Tag dazu ausgewählt. An demselben Tage, der als der Geburtstag der evangelischen Kirche gefeiert wird, an demselben Tage, an dem im Jahre vorher die restaurirte Schloßkirche in Wittenberg unter der Theilnahme des Kaisers und der evangelischen Fürsten Deutschlands eingeweiht war, sollte der Bau beginnen.

An der Südseite des Bauplatzes war ein schmuckes Zelt errichtet und in der Mittelapsis der Kirchenruinen der Platz für den Grundstein hergerichtet. Bei der Ausschachtung der Stelle für den letzteren war man auf die alte Jerusalemer Stadtmauer gestoßen und der Grundstein, über welchem demnächst der Altar sich erheben wird, konnte und mußte genau auf die Stadtmauer gelegt werden, welche zur Zeit des Herrn die Stadt Jerusalem umschloß. Die evangelische Gemeinde war vollzählig versammelt, und aus den benachbarten evangelischen Gemeinden Bethlehem, Beit Djala, Jaffa, Sarona und Haifa waren zahlreiche Gemeindeglieder erschienen. Außer dem Gouverneur von Jerusalem und anderen türkischen Regierungs- und Municipalbeamten nahmen die Vertreter der deutschen Botschaft in Konstantinopel, die bauleitenden Architekten, die deutschen Consuln von Jerusalem, Jaffa und Haifa an der Feierlichkeit Theil. Acht deutsche evangelische Geistliche waren anwesend, von der englischen Geistlichkeit der Bischof Blyth aus Jerusalem und fünf andere Geistliche. Im Ganzen waren 800 bis 1000 Personen im Innern des Festplatzes zugegen, welcher infolge der Mischung der Rassen und Trachten ein interessantes, malerisches Bild bot. Einen erhebenden Eindruck gewährte es, als unter Begleitung eines aus Mitgliedern der evangelischen Gemeinde und Zöglingen des syrischen Waisenhauses gebildeten Posaunenchors der erste deutsche Choral aus den der Verjüngung entgegenharrenden Kirchentrümmern erscholl. Nach der Predigt des ersten Geistlichen der evangelischen Gemeinde Jerusalem, Pastor Schlicht, und den Klängen des Luthertiedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" richtete der Abgesandte des Kaisers und Königs eine Ansprache an die Versammlung, welche mit der Verlesung der in den Grundstein zu versenkenden Urkunde über die Stiftung der Kirche schloß. Wir lassen die Urkunde im vollen Wortlaute folgen:

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen.

Von Alters her schon wandten sich die Blicke der evangelischen Christenheit Deutschlands mit frommer Andacht zu den geweihten Stätten, wo einst der Fuß unseres Herrn und Heilandes gewandelt.

Lange schon bestand auch der Wunsch, da, wo die große Erlösungsthat des Menschengeschlechts vollbracht worden, ein Gotteshaus erstehen zu lassen, in welchem die Botschaft von der seligmachenden Gnade Gottes in Christo Jesu rein und lauter verkündet würde.

Mit verdoppeltem Gewicht trat dieser Wunsch hervor, seit die Zahl der dem evangelischen Bekenntnisse angehörigen Deutschen im heiligen Lande sich mehrte und seit durch fromme Opferwilligkeit der Evangelischen Deutschlands umfangreiche und in Segen wirkende Anstalten barmherziger Liebe in größerer Zahl in Jerusalem gegründet wurden. Meine erhabenen Vorfahren auf Preußens Thron haben mit ihrem Volk den Zeitpunkt herbeigesehnt, in welchem es möglich werden würde, ein Gotteshaus zur Verkündung des evangelischen Christenglaubens zu errichten.

Digitized by Google

Der Fürsorge Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters, des Kaisers und Königs Wilhelm I. Majestät, gelang es, den Platz zu erwerben, auf welchem die deutsche evangelische Kirche gebaut werden soll.

Mit dankenswerther Munificenz schenkte Se. Majestät der Kaiser der Osmanen den Platz, auf welchem einst das Mutterhaus und die jetzt in Ruinen liegende Hauptkirche des Johanniterordens, die Kirche St. Maria, sich erhoben.

Am 7. November 1869 ergriff Mein in Gott ruhender Herr Vater, der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm, spätere Deutsche Kaiser und König Friedrich III., von dem Platze Besitz. In der Nähe der heiligen Grabeskirche gelegen, ist die Stätte zugleich geweiht durch große geschichtliche Erinnerungen an einen Orden, der, neu erstanden, in Werken der christlichen Liebe seine alte Bestimmung erfüllt.

Die Ausführung des Baues, welchem Meine von Gott heimgerufenen Vorfahren auf dem Throne lebendiges Interesse zuwandten, ist Allerhöchstdenselben nicht vergönnt gewesen, und erst gegenwärtig kann das Werk in Angriff genommen werden.

Nachdem durch die opferwillige Handreichung der evangelischen Gemeinden Deutschlands die Mittel zum Bau gewonnen sind, habe Ich befohlen, den auf der Grundlage der alten Kirche St. Maria aufzuführenden Bau zu beginnen und den Grundstein am 31. October dieses Jahres zu legen. An demselben Tage, an welchem Ich vor einem Jahre durch Gottes Gnade die Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg im Verein mit den evangelischen Fürsten Deutschlands festlich begehen durfte, soll der Grundstein dieser Kirche gelegt werden, um damit kund zu thun, daß auch sie dastehen soll als ein Denkmal des Glaubens an den Mensch gewordenen Gottessohn, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland, als ein Bekenntniß zu dem seligmachenden Evangelium von der Gnade Gottes, wie es durch den Dienst der Reformatoren für die evangelische Christenheit wieder erschlossen ist, als ein sichtbares Zeugniß der Glaubensgemeinschaft, in welcher die evangelischen Kirchen in Deutschland und darüber hinaus miteinander verbunden sind. Gott dem Herrn sage Ich Dank, daß Er es Mir verliehen hat auch in diesem Stücke die Gedanken Meiner erhabenen Vorfahren zu verwirklichen. Zu Ihm flehe Ich und bitte, Er wolle Gnade geben, daß an der Stätte, von wo die frohe Botschaft des Heils ausgegangen ist in alle Welt, das Evangelium allezeit lauter und rein verkündet werde und da, wo der Herr für uns gelitten hat, Er auch in deutscher Zunge gepriesen werde als der einige Heiland und Erlöser, hochgelobet in Ewigkeit.

Das walte Gott! Amen!"

Nach der Verlesung der Urkunde schritt man zur Legung des Grundsteins, in welchem außer einem Exemplar der Lutherschen Bibelübersetzung die Urkunde selbst, ein Exemplar von Luthers Thesen, eine Predigt über Psalm 122, Münzen mit den Bildnissen der hochseligen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich, sowie des jetzt regierenden Kaisers Wilhelm II. Majestät und andere Gegenstände, der Uebtichkeit entsprechend, niedergelegt wurden. Die ersten Hammerschläge geschahen im Namen Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Ihrer Majestät der Kaiserin von dem Beauftragten Allerhöchstderselben, worauf die Vertreter der deutschen Behörden, die Baumeister, die Geistlichen, die Aeltesten der deutschen evangelischen Gemeinde und die Werkleute folgten. Mit Gebet, Segen und dem Choral: „Nun danket Alle Gott" schloß die bedeutsame Feier.

Die Kirche trägt das echte Gepräge der Kreuzfahrerbauten im heiligen Lande bis nach Syrien hin (Sebaste, Nablus, Abu-Gosch, Neby-Samuel, Tyrus u. A.), welche alle in mäßiger Größe, aber stets in Stein und mit gewölbten Decken ausgeführt sind, so daß die Mauern durch Strebepfeiler verstärkt werden mußten. Die Formensprache ist überaus einfach, weil der Schwerpunkt auf die feuersicheren und kühlhaltenden Constructionen gelegt wurde. Am nächsten verwandt ist ihr in Jerusalem die Anna-Kirche, denn beide sind dreischiffige gewölbte kreuzförmige Pfeilerbasiliken mit drei Apsiden und achteckigen Tambourkuppeln über den Vierungen. Doch besaß St. Maria einen quadratischen Thurm über dem Südwestjoche, welcher der Anna-Kirche fehlte. Dafür hat diese wieder eine zur Krypta eingerichtete Felsgrotte und zeigt eine reichlichere Verwendung von Spitzbogen als die Marien-Kirche. Die letztere ist dagegen durch ein stattliches lonnenüberwölbtes Portal an der Nordseite ausgezeichnet, weil an dessen Stirnbogenfeile die 12 Monate in interessanten Reliefs dargestellt sind. Der hier — aber auch an den gepaarten Fenstern — unverkennbare französische Einfluß erklärt sich durch die Heimath des Großmeisters, unter dessen Herrschaft der Bau zu Stande kam: es war Raimond du Puy (1118 bis 1159). Mit der Kirche verbunden sind ein einfach aber anmuthig gestalteter Kreuzgang in zwei Geschossen, und an ihn schließen sich viele Säle und Zimmer, Kammern und Treppen. Unter den meisten Räumen des Erdgeschosses erstrecken sich colossale Cisternen aus der Zeit des Königs Herodes. Dieses Ruinenfeld — einst ein Gast- und Krankenhaus für Pilgerinnen — ist ein werthvoller Besitz und kann ohne große Veränderungen zu einem stattlichen, den Verhältnissen des Orients genügenden Hospize umgebaut werden.

Seit der Grundsteinlegung sind die Bauarbeiten in vollem Gange. Leider haben sie dadurch eine unliebsame Störung erfahren, daß der größte Theil der Fundamente erneuert werden mußte. Der Johanniter-

Digitized by Google

orden hat seiner Zeit entweder aus Sparsamkeit oder aus Gründen der Eilbedürftigkeit die Kirche nicht so solid fundamentirt, wie es des ungünstigen Bodens halber unbedingt nöthig gewesen wäre. Unter der Kirche und dem Nordtheile des Kreuzganges befindet sich ein verlassener Steinbruch, mit Trümmern, Splittern und Sandmassen angefüllt, der wahrscheinlich aus Constantinischer Zeit stammt. Sämmtliche Bautheile — mit Ausnahme eines Pfeilers — sind um 1120 auf jenem wenig tragfähigen Untergrunde errichtet worden und zwar mit so schwachen Tiefen und Stärken, daß die schweren Beschädigungen, welche Kirche und Kreuzgang erlitten haben, auf jene unverantwortlich flüchtige Bauweise zurückzuführen sind. Selbstverständlich erheischen solche Zustände eine energische und dauernd wirksame Abhilfe. Eine solche war nur möglich, wenn man die schlechten Unterbauten unter den Freipfeilern, die große Lasten tragen müssen, vollständig beseitigte und an jeder Stelle bis auf den anstehenden Felsen hinabging. In ähnlicher Weise mußten die tragenden Hauptbautheile an den Umfassungsmauern neue, auf dem Felsen aufruhende Grundpfeiler erhalten, welche, durch starke Bogen miteinander verbunden, die erhaltenen und stark ausgebesserten Obermauern zu tragen bestimmt sind. Da hierbei auf beschränktem Raum Tiefen von 10 bis 14 m erreicht werden mußten, so waren nicht allein die sorgfältigsten Schutzmaßregeln für die Arbeiter erforderlich, sondern auch fortwährende Abstützungen sich senkender Bautheile, ja selbst eines benachbarten Türkenhauses, nothwendig, welches gar keine Fundamente besitzt. Diese unerläßlichen Sicherungs- und Verbesserungsarbeiten haben sehr viel Zeit — über anderthalb Jahre — beansprucht und die größten Anforderungen im physischen wie psychischen Sinne an die Architekten gestellt.

Da aber während dieser Zeit die Steinhauerarbeiten in der Bauhütte nie geruht haben, sondern ein sehr großer Vorrath von fertigen Quadern bereit liegt, um versetzt zu werden, so darf jetzt auf ein rasches Fortschreiten des ganzen Oberbaues gerechnet werden.

Durch die oben etwas näher angedeuteten langen, ebenso mühevollen wie mit steter Verantwortlichkeit verbundenen Wiederherstellungs- bezw. Neubau-Arbeiten wird der Kostenbedarf voraussichtlich um rund 300 000 Mk. vermehrt werden, wobei allerdings die nicht unbeträchtlichen Ausgaben für die Sicherung des Kreuzganges und die gründliche Wiederherstellung der großen Cisternen miteingeschlossen sind.

Gleichwohl darf erhofft werden, daß der Bau so bald seiner Vollendung entgegengeführt werden kann, daß die Einweihung der Kirche im Jahre 1897 würde geschehen können.

Mit dem Bau der Kirche ist die bedeutsamste Aufgabe in baulicher Beziehung erledigt. Immerhin bleiben noch verschiedene bauliche Bedürfnisse zu erfüllen. Schon oben wurde des Ruinenfeldes auf dem Muristan über den gewaltigen Cisternenbauten gedacht und erwähnt, daß dieselben sich zur Errichtung eines Hospizes besonders eignen würden. In der That wird sich schwerlich eine andere ähnlich geeignete Stelle in der Stadt Jerusalem dazu ausfindig machen lassen. In der Mitte der Innenstadt, nahe den interessantesten Punkten der Stadt belegen, hat der Platz den großen Vorzug, daß er bei seiner großen Ausdehnung genügend Raum bietet, um eine freie Lage der Wohnzimmer zu ermöglichen, und dieselben dem wüsten Geschrei und Getöse, welches den Europäern in orientalischen Städten zur entsetzlichen Plage werden kann, zu entziehen; er liegt zudem so hoch, daß das Gebäude in seiner oberen Etage und auf dem Dache vollen Ausblick auf die meisten Theile der Stadt und auf den Oelberg gewähren wird. Das Bedürfniß eines solchen Hospizes für Evangelische ist seit Langem erkannt. Das vortrefflich verwaltete Johanniter-Hospiz ist längst nicht ausreichend, um die zahlreichen dort verkehrenden evangelischen Pilger deutscher Zunge aufzunehmen. Die Meisten derselben sind genöthigt, die Gastfreundschaft lateinischer oder griechischer Klöster, welche zwar in liebenswürdiger Weise auch den Andersgläubigen gern gewährt wird, aber das Verweilen in einer evangelischen Hausgemeinschaft doch nicht ersetzen kann, in Anspruch zu nehmen. Neuerdings mehrt sich aber die Zahl der evangelischen Besucher des heiligen Landes in solchem Grade, daß die Errichtung eines evangelischen Hospizes ernst ins Auge gefaßt werden muß.

Neben diesem Bau macht endlich der Bau eines Pfarrhauses, sowie einer Schule mit Lehrerwohnung mit immer größerer Dringlichkeit sich geltend. Als Pfarrwohnung war ursprünglich ein Gebäude im Innern der Stadt angekauft worden. Die Unzulänglichkeit desselben ließ es rathsam erscheinen, das Haus zu veräußern. Der Pfarrer hat seitdem in einem gemietheten Hause Wohnung genommen. Auch die Schule der evangelischen Gemeinde ist in einem gemietheten Locale untergebracht. Als sich aber vor einigen Jahren Gelegenheit bot, ein größeres angemessen belegenes Grundstück vor dem Jaffathore preiswerth zu erstehen, auf welchem Pfarrhaus und Schule untergebracht werden konnten, ist dasselbe seitens der Evangelischen Jerusalem-Stiftung käuflich erworben. Dasselbe hat eine solche räumliche Ausdehnung, daß, wenn auch den Bedürfnissen vollauf entsprechende Gebäude für den Pfarrer, die Lehrer und die Schule hergestellt sein werden, doch noch ein beträchtlicher Theil übrig bleibt, um evangelischen Handwerkern, welche sich in Jerusalem niederlassen wollen, in geeigneten Parcellen käuflich oder in Erbpacht überlassen zu werden. Es ist zu erwarten, daß es möglich werden wird, demnächst dadurch einen nicht unwesentlichen Theil der Baukosten für Pfarr- und Schulgebäude zu decken.

Auch nach der Fertigstellung der Kirche fehlt es

Digitized by Google

der evangelischen Christenheit daher nicht an zahlreichen Aufgaben, die auf äußerem Gebiete liegen. Bedeutsamer noch sind die Aufgaben, welche auf dem Gebiete der christlichen Liebesthätigkeit von der evangelischen Christenheit in Jerusalem zu lösen sind. Sieben Anstalten entfalten dort bereits ihre Thätigkeit. Die Waisen- und Erziehungsanstalten, in denen Hunderte von Waisenkindern in evangelischem Sinne zu häuslicher und handwerklicher Thätigkeit erzogen werden, die Krankenhäuser, in denen alljährlich Hunderte von Eingeborenen gepflegt und geheilt werden, die deutsche Schule, welche den Kindern der in Jerusalem wohnenden Evangelischen Ausbildung gewährt, das Asyl für Aussätzige, denen weibliche Geduld und Milde bis zum letzten Seufzer tröstend und helfend zur Seite steht, das gastliche Hospiz des Johanniterordens, in dem zahlreiche Pilger gastliche Aufnahme finden, sie Alle bedürfen, um in Segen fortwirken zu können, der thatkräftigen Hilfe der evangelischen Christenheit. Das Wort des Psalmisten: „Jerusalem ist die Stadt, da man zusammenkommen soll," giebt uns die Hoffnung, daß überall, wo die Predigt des seligmachenden Evangeliums erschallt von der Gnade Gottes, wie es durch den Dienst der Reformatoren für die evangelische Kirche wieder erschlossen ist, sich auch die Hände regen werden, um mitzuhelfen an dem Werke, welches der Welt zeigen soll, daß, wenn auch die evangelische Kirche eine organische Verbindung und eine äußere Machtstellung, wie die Römische weder besitzt noch begehrt, doch ein einigendes Band vorhanden ist, welches die aus der Reformation geborenen Kirchen aller Länder zu gemeinsamem Glaubensleben, zur gemeinsamen Bethätigung christlicher Liebesthätigkeit umschlingt, mitzuhelfen an dem Werke, durch welches die Heilsthat unseres Herrn und Heilands gepriesen, Sein Name verherrlicht werden soll.

Und aus dem Worte des Psalmisten: „Wünschet Jerusalem Glück, es möge wohlgehen denen, die dich lieben," entnehmen wir die Verheißung, daß aus dem im Glauben begonnenen Werke reiche Segensströme zurückfließen werden in die gesammte evangelische Christenheit.

Aus dem Bericht über das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin für das Jahr 1895.

Den Bericht über das Ergehen unseres Hauses im Jahre 1895 beginnen wir mit der Erwähnung eines Ereignisses, dessen schließliches Eintreten freilich erst dem Anfang des Jahres 1896 angehört, dessen stetiges und gewisses Näherkommen uns jedoch während des ganzen Vorjahres innerlich beschäftigt und in steigender, schmerzlicher Spannung erhalten hat. Es ist der Tod unserer um unser Haus so hochverdienten, unvergeßlichen früheren Oberin Luise Kirsch geb. v. Gerlach. Sie starb am 22. Februar 1896 zu Vinzelberg in der Altmark, im Hause ihrer Nichte Bertha von Kröcher, woselbst sie bereits im Sommer 1894 ihren Aufenthalt genommen hatte. Der schon im vorjährigen Berichte erwähnte Stillstand in ihrer Krankheit hielt, von wenigen Unterbrechungen abgesehen, das ganze Jahr hindurch, ja bis in's neue Jahr hinein an; nur in den letzten Wochen vor ihrem Tode hatte sie schwer zu leiden. Wie treulich sie die ihr noch vergönnte gute Zeit ausgekauft hat, um zu wirken, so lange es Tag war, soll auch an dieser Stelle dankbaren Herzens erwähnt sein. Die letzte Frucht ihres nimmermüden, rastlosen Arbeitsdranges ist ein Büchlein mit den Lebensläufen unserer entschlafenen 89 Schwestern. Es füllt eine oft empfundene Lücke aus und es ist zugleich, sowohl in seiner ungeschminkten, jedweder Schönfärberei völlig abholden Wahrhaftigkeit, als auch in seiner warmherzigen, rückhaltlosen Anerkennung alles Löblichen und Guten, ein schönes Denkmal der Verfasserin und ihrer bis in den Tod getreuen Liebe zu Bethanien und zu seinen Schwestern. Was wir ihr zu verdanken haben, wissen wir Alle; es hier darzulegen ist dieser Jahresbericht nicht der Ort. Giebt Gott Gnade, daß zu dem im nächsten Jahre zu feiernden 50 jährigen Jubiläum des Hauses die übliche Festschrift erscheinen kann, so wird dadurch Gelegenheit geboten sein, ihr Bild als Oberin und Mutter des Hauses genauer zu zeichnen. Einstweilen sei auf ein kleines Heft, das ihre kurze Lebensskizze, sowie die ihr gehaltene Gedächtnißpredigt enthält, verwiesen. Es steht den Freunden des Hauses, die es zu haben wünschen, zur Verfügung.

Daß unser zeitliches Leben ein Weg durch's dunkle Thal, in welchem doch das helle Licht Jesu leuchtet, und ein getröstetes Elend ist, das haben wir auch im vorigen Jahre auf mannigfaltige Weise erfahren. Wir haben mancherlei durchgemacht. Auch die Krankheitsnöthe in unserer Schwesternschaft und die sich daraus ergebenden Verlegenheiten hielten an; die Nothwendigkeit, dringende Bitten um Uebernahme neuer Arbeitsfelder oder um Verstärkung der Arbeitskräfte auf den alten Stationen abschläglich bescheiden zu müssen, war eine weitere, schmerzliche Folge. Es ist ein Jammer: Alles ruft nach Schwestern, ist unzufrieden, wenn man keine senden kann — und dabei wollen hunderte von gesunden und rüstigen Jungfrauen, die es werden könnten und sollten, es doch nicht werden, sondern gehen vielleicht ohne rechten Beruf dahin und wundern sich dann, daß sie auf ihrem Wege nicht die rechte Befriedigung finden, die eben doch allein in einem das Leben ausfüllenden Beruf und in der treuen, hingebenden Arbeit für den HErrn zu finden wäre, der Er sie als einen gewissen Lohn verheißen hat. Sie lassen die Andern sich mühen, bewundern sie auch aus der Ferne, was gar nicht nöthig wäre, und warten für sich auf ein Glück, das vielleicht doch nicht kommt, das aber in vollem Maße kommen würde, wenn sie sich entschließen könnten mitzuhelfen, dem schreienden Elend in der Welt zu steuern. Fern sei es, über den Einzelnen abzurtheilen; dazu gehört

Digitized by Google

eine Kenntniß seiner besonderen Verhältnisse, die wir nicht haben und nicht zu haben begehren. Dennoch möchten wir glauben, daß manche Jungfrau den Ruf des HErrn zur Arbeit in Seinem Weinberg hören würde, wenn sie ihn hören wollte, und so gehe auch dieser Ruf hinaus, so weit er dringen soll und mag, als ein lautes: „Kommt herüber und helft uns!" Die Nothwendigkeit, vor Allem das eigne Haus mit den nöthigen Arbeitskräften zu versorgen, hat uns gezwungen, mit der Aussendung von Schwestern auf Außenstationen an uns zu halten. So sind wir denn im Laufe des Jahres mit Gottes Hilfe wenigstens soweit gekommen, daß wir die Kräfte unserer Schwestern im Mutterhause nicht über daß Maaß anzustrengen brauchen und einige wünschenswerthe neue Einrichtungen, namentlich hinsichtlich des Unterrichtes unserer Probepflegerinnen, haben treffen können. Hoffentlich gelingt es uns, es dabei zu erhalten.

Die nachfolgende Uebersicht zeigt die Bewegung unserer Schwesternschaft. Wir hatten Anfang 1895

	Diakonissen	Novizen	Probepflegerinnen	Sa
1895:	221	46	25	292
Dazu kamen:	15	19	36	70
Sa.	236	65	61	362
Abgang:	3	18	40	61
Mithin bleiben:	233	47	21	301

Unsere Zahl ist also gegen den Anfang des Vorjahres nur um 9 gewachsen, obwohl 36 Probepflegerinnen zu uns gekommen waren. Es ergiebt sich daraus, daß schließlich nur etwa ein knappes Drittel der Eintretenden bleiben kann oder bleibt, ein Resultat, das der langjährigen Erfahrung anderer Diakonissenhäuser und auch der der römischen „barmherzigen Schwestern" entspricht. Man möchte es wohl anders wünschen, aber man muß schließlich doch in dieser Frage das Interesse der Arbeit und die innere und äußere Tüchtigkeit allein entscheidend sein lassen. Den Zuwachs von 15 Diakonissen erhielten wir durch zwei Einsegnungen, deren eine in der Exaudiwoche am 29. Mai, die andere am Jahresfeste, 10. October, stattfand. Mit der ersteren war wieder eine Communionfeier verbunden, an der auch viele, zu mehrtägigen Conferenzverhandlungen im Mutterhause anwesende auswärtige Schwestern theilnahmen. Von den drei in Abgang gestellten Diakonissen verließ uns die eine freiwillig, zwei rief ihr HErr aus der Arbeit.

Den Zuwachs von 19 Novizen erhielten wir durch sechs Einführungen. Der demselben gegenüberstehende Abgang von 18 Novizen führt sich auf die obenerwähnte Einsegnung von 15 Schwestern zum Diakonissenamt und auf drei Verluste zurück. Von den 40 in Abgang stehenden Probepflegerinnen sind 19 eingeführt, 21 theils freiwillig, theils unfreiwillig gegangen.

Diakonissenjubiläen durften wir zwei feiern.

Unsere Martha-Mariaschule hat sich recht erfreulich entwickelt. Wir gingen mit 6 Schülerinnen in das neue Jahr. Hierzu kamen im Januar 2, im Frühjahr 5, im Herbst 2, zusammen also 9 neue, 3 verließen die Schule, und zwar 2 als Probeschwestern, 1 um nach Hause zurückzukehren. Wir traten mithin mit 12 Schülerinnen in das neue Jahr.

Recht wünschenswerth wäre es, wenn die Liebe unserer Freunde uns durch Stiftung von Freistellen oder Darreichung größerer Beiträge für die Vorschule in den Stand setzte, unbemittelte, begabte Mädchen in größerer Zahl in die Schule aufnehmen zu können. Möchte diese, wie so manche andere im Jahresbericht ausgesprochene Bitte nicht ungehört verhallen!

Die Krankenbewegung im Hause erhellt aus folgenden Tabellen:

	männl.	weibl.	Sa.
Krankenbestand 31. December 1894	119	125	224
Zugang 1895	1223	1145	2368
Summa	1342	1270	2612

Abgang 1895:

	geheilt	ungeheilt	gestorben			
männlich	885	68	236	1189		
weiblich	916	45	181		1142	
Summa	1801	113	417			2331
Bestand 31. December 1895:				153	128	281

Die Zahl der Verpflegungstage betrug 95 050.
Hiervon kamen auf die

I. Klasse		956
II. Klasse		3598
III. Klasse		
a) zahlende	71661	
b) Abonnenten	5702	
c) freie	13130	
		90496
Summa		95050

Der Verpflegungstag kostete für den Kopf 260 ½ Pfennig. Da der Verpflegungssatz nur 2 Mark beträgt und wir nicht höher gehen können, so erklärt sich schon hieraus das leider noch immer steigende Defizit, mit dem wir noch immer zu kämpfen haben. Es kommt hinzu, daß sich die Reinerträge des Dienstbotenabonnements sowie der Collecte in einem beständigen Rückgang befinden. Unsere Rechnung für 1895 schließt daher mit einem Fehlbetrage von rund 37 000 Mark ab, und er ist gegen das Vorjahr um ca. 13 000 Mark gestiegen. Wie schmerzlich wäre es, wenn wir mit dieser Last auf dem Herzen unser Jubiläum im Jahre 1897 feiern müßten! Und doch sehen wir uns auch bei der äußersten Sparsamkeit außer Stande, sie abzuschütteln, denn wir können weder unsere Kranken, noch unsere Schwestern und andere Hausgenossen Noth leiden lassen. Wir gelten für reich, besitzen ja auch unser schönes Grundstück und unser aus Stiftungskapitalien zusammengebrachtes Baarvermögen. Allein wenn wir erst anfangen wollen, es anzugreifen oder unser Grundstück mit Hypothekenschulden zu belasten, so würden wir den Nothstand nur vergrößern, dieser Weg ist also ungangbar. Vielleicht öffnet diese Bitte dem einen oder andern unserer vermögenden Freunde Herz und Hand für uns! Auch können wir

Digitized by Google

uns nicht denken, daß die Zeit vorüber sein sollte, wo Bethanien dann und wann mit einem Vermächtniß bedacht wurde. Reich ist wahrlich nicht, wer viel hat, wenn ihm noch größere Verpflichtungen aufliegen. Aber arm ist, wer weniger hat, als er braucht, wenn er auch vermögend ist, und so geht es uns.

Vielleicht ist es unsern Freunden von Interesse, einmal zu hören, welche Quantitäten von Speise und Trank eine so große Anstalt, die täglich gegen fünfte-halbhundert Menschen satt zu machen hat, das Jahr über verbraucht. Die gesammten Verpflegungskosten belaufen sich auf rund 112000 Mark. Davon kommen über 42000 Mark auf Fleisch, über 14000 Mark auf Milch, gegen 10000 Mark auf Butter, gegen 4000 Mark auf über 1350 Schock Eier, über 3700 Mark auf Kartoffeln, 627 Mark auf Salz. Welche Rolle in der Krankendiät neuerdings der Wein spielt, ist bekannt, und so sind an unsere Kranke über 9500 Flaschen Rothwein, Weißwein, Portwein und Champagner verabfolgt worden, die 8000 Mark gekostet haben. Die Ausgaben für Brot, Semmel und Zwieback betrugen fast 12000 Mark. Das sind allerdings die Hauptposten. Der Milchertrag kommt zum weitaus größten Theil von unserm eigenen Viehhof. Die Gesammtausgaben Bethaniens belaufen sich nach dem Voranschlage für 1896 auf 364578 Mark, denen eine voraussichtliche Mindereinnahme von 44000 Mark gegenübersteht. Also das Defizit wird wachsen. An Gehältern und Löhnen verausgabt die Anstalt 47457 Mark für ihre 8 Aerzte, 3 Kirchenbeamten, 3 Verwaltungsbeamten, 1 Maschinenmeister, 21 Boten, Krankenwärter und Handwerker, 8 Hausdiener und 28 Dienstmädchen; 11000 Mark für Verbandstoffe und Arzeneien, für welche wir laut Königl. Privilegiums eine sehr bedeutende Vergünstigung genießen, fast 17000 Mark für Feuerung, fast 7000 Mark für Beleuchtung, 20000 Mark für Erhaltung der Gebäude, 4400 Mark für Wasser und 1000 Mark für Eis. Das sind so einige Hauptposten der großen Rechnung, deren Beläge alljährlich mehrere Bände umfassen.

Dem Johanniterorden, welcher uns am 1. October 1894 und 1. April 1895 10 Lehrpflegerinnen gesandt hatte, bildeten wir deren 8 zu dienenden Schwestern aus, 2 mußten krankheitshalber zurücktreten. Außer ihnen halfen vorübergehend 20 dienende Schwestern des Ordens aus, und zwar 9 nur im Hause, 8 auf den Stationen, 3 theils im Hause, theils draußen. Mit den 3 ständig in Altdöbern arbeitenden Johanniterinnen haben uns also 23 Ordensschwestern Hilfe geleistet. Auch 2 Pensionärinnen gewährten wir, besonderer Umstände halber, zu ihrer Ausbildung längeren Aufenthalt im Hause.

Ueber unsere Arbeit in Heringsdorf ist ein besonderer Bericht erschienen, der von uns bezogen werden kann. Es mag jedoch auch hier erwähnt werden, daß unser dortiges Asyl im vorigen Jahre auf 2 Seiten mit starken Bohlen hat verschalt werden müssen, was bedeutende Kosten verursacht hat. Die Gesammtausgaben betrugen 4160 Mark.

Was die Arbeit auf den Außenstationen anlangt, so sind wir dankbar gewesen, daß wir sie bei unserem drückenden Schwesternmangel in ihrem bisherigen Umfange weiterführen, ja gegen Ende des Jahres auf einigen der größeren älteren Stationen haben erweitern können; neue Stationen konnten wir nicht übernehmen. Die Zahl der Schwestern ist im Krankenhause zu Oschersleben von 3 auf 4, in der Zufluchtsstätte für gefallene und gefährdete Mädchen hier von 1 auf 2 erhöht worden. Auch ist der Kinderhort in Spandau und die Spielschule zu St. Thomas hier je einer Schwester übergeben worden. Nach Görlitz entsandten wir, langjährigen und sehr geduldigen Bitten entsprechend, endlich eine Schwester zur Familienpflege für dringende Nothfälle, besetzten aber dafür die eine der dortigen 4 Spielschulen durch eine Helferin, so daß sich die Zahl der Schwestern dort nicht erhöht hat. Aus der Eisenhardtschen Heilanstalt in Potsdam, deren Krankenziffer heruntergeht, und aus der Augusta-Viktoria-Krippe ebendaselbst erhielten wir je eine Schwester zurück, so daß sich die Zahl unserer draußen stationirten Schwestern im Ganzen nur um zwei vermehrt hat. Ihre Zahl beläuft sich mithin jetzt auf 211. Man kann auch daraus abnehmen, durch welche Nöthe und Mühsale wir hier im Hause in den Vorjahren gegangen sind, da von den 9 Schwestern, um welche wir gewachsen sind, jetzt doch 7 mehr als früher im Hause arbeiten; hoffentlich wird es aber im neuen Jahre möglich sein, sich auch nach außen wieder etwas auszudehnen, wozu so manche Bitten und Anträge vorliegen. Uebrigens soll noch erwähnt werden, daß im Krankenhause zu Altdöbern nach wie vor 3, zeitweilig mehr Johanniterinnen nach den Ordnungen unseres Hauses arbeiten, und daß außer ihnen 9 Helferinnen in unseren Spielschulen angestellt sind. Das Nähere ist aus den nachfolgenden Uebersichten zu entnehmen. In Görlitz hat die Arbeit durch Errichtung einer Siechenstation für Frauen besserer Stände eine Erweiterung erfahren, wo hingegen die ohnedies geringfügige Arbeit im Hospiz noch mehr zurücktrat, so daß eine besondere Arbeitskraft nicht erforderlich war. Die meist unbenutzten, schönen Hospizräume des stattlichen neuen Hauses luden dazu ein, und es ist nicht zu leugnen, daß die Zahl der alleinstehenden, pflegebedürftigen Damen, die nicht wissen wohin, recht groß ist. Die Gemeindepflege zu St. Thomas in Berlin erhielt unweit des Pfarrhauses und der Kirche ein eigenes Heim, in welchem alle Arbeiten der Station, auch Krippe und Spielschule, vereinigt wurden. Wir durften am Einweihungstage des stattlichen, mit großen Opfern erworbenen Hauses an der Freude des Vorstandes theilnehmen. Von den ausgesandten 211 Schwestern arbeiten 87 in 21 Krankenhäusern, 23 in 8 Siechenpflege-Anstalten oder Stationen, 4 in 3 Alten- und Armenhäusern, 65 in 19 Gemeindepflegen, 29 nebst 9 Helferinnen in 20 Spielschulen, 12 Kinderhorten und Waisenhäusern, 3 Krippen und 2 Mägdebildungsanstalten, 3 in der Magdalenenpflege.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 15. Juli 1896. **Nr. 29.**

1. Alfred Graf von Schlabrendorf und Seppau, Erb-Ober-Landesbaudirector im Herzogthum Schlesien und Mitglied des Herrenhauses, auf Seppau bei Quaritz in Schlesien, Rechtsritter seit 1867, † zu Seppau 3. Juli 1896.
2. Hans von Westernhagen, Oberstlieutenant à la suite des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1 und Platzmajor von Berlin, Ehrenritter seit 1884, † zu Neinstedt am Harz 1. Juli 1896.

Jahres-Bericht

des Evangelischen Kirchenbau-Vereins für Berlin für das Jahr 1895/96.

erstattet bei der Generalversammlung am 1. Mai 1896 im Landeshause der Provinz Brandenburg, Matthäikirchstr. 20/21, durch den Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach.

Meine verehrten Herren und Freunde!

Wenn ich heute Ihre Zeit länger als sonst in Anspruch nehme, so liegt dies daran, daß sich in dem vergangenen Jahre bis vor Kurzem die Oeffentlichkeit und in Folge davon der verwirrende Parteihader und die ausgiebigste Legendenbildung in solchem Maße mit unsern beiden Vereinen, dem Kirchenbau-Verein und unserm Begründer, dem Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein, bis zu deren ersten Anfängen hin, beschäftigt hat, daß es nöthig ist, Klarheit und Wahrheit in dieses Chaos zu bringen, zumal eine große Zahl von uns beiden Vereinen angehört. Ich muß deshalb mehr von dem sprechen, was wir nicht gethan haben, als von dem, was wir gethan haben. Mein Vortrag wird zuerst auf die Entstehung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins und die dabei gegen ihn gerichteten heftigen Angriffe eingehen. Ich werde zeigen, wie schon in diesen ersten Arbeiten und Stürmen der Gedanke, Kirchen zu bauen, maßgebend hervortrat, wie sich daraus der Kirchenbau und aus ihm der Kirchenbau-Verein entwickelte. Es folgen kurz die Kirchenbauten selbst und dann die heftigen Angriffe, welchen auch unser Verein, gleich unserm Begründer, über sich hat ergehen lassen müssen, und zum Schlusse die Aussichten und Pläne für die weitere Arbeit.

Mit dem Höhepunkte der Feiern des Erinnerungs-Jahres 1895 verband sich am 1. September auch der Höhepunkt, oder jedenfalls der Glanzpunkt der Arbeiten unseres Vereins. An dem Sedan-Tage, wo vor 25 Jahren die vereinten deutschen Stämme einen unvergleichlichen Sieg über den tapferen, mächtigen Gegner erfochten hatten, an dem Tage, wo der sagenumwobene Barbarossa dem Grabe entstieg, und das, was man Jahrhunderte schwärmerisch geträumt und sehnsüchtig gehofft hatte, in ungeahnter Herrlichkeit zur Wirklichkeit wurde und auf den blutgetränkten rauchenden Schlachtgefilden der alte deutsche Kaiser-Aar verjüngt mit neuer Kraft sich erhob, wo sich alle Deutschen von den schneebedeckten Gipfeln der Alpen bis an das Meer und über die Welten-Meere hinaus, wie mit einem Zauberschlage begeistert unter unserem sieggekrönten Helden Barbarossa zu einem großen einigen Volk die Hand reichten, an diesem Tage glorreichster vaterländischer Erinnerungen weihten wir dem hehren Kaiser, welchem das Große durch Gottes Gnade zu vollbringen beschieden war, die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, das sinnreiche Denkmal, welches des greisen Helden geliebte Tochter als das schönste bezeichnete, welches ihrem theuren Vater errichtet worden sei.

Das Jahr 1895 war für die Berliner Kirchenbauten besonders bedeutungsvoll. In seinen Anfang fiel an dem einst umjubelten 22. März die Einweihung der Gnadenkirche, erbaut durch den Begründer unseres Vereins, den Engeren Ausschuß des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins, zum Gedächtniß der Hohen Frau und Kaiserin, welche in treuer Arbeit bemüht war, im Frieden Noth und Elend zu lindern, im Kriege Wunden zu verbinden und zu heilen. Das Jahr wurde beschlossen am 21. October, in wehmüthiger Nachfeier des 18., und in fröhlicher Vorfeier

Digitized by Google

des Geburtstages unserer theuren Protectorin, mit der Einweihung der Gedächtnißkirche für den ritterlichen Fürsten, der ein siegreicher Held im Streite, aber ein noch gtorreicherer Kämpfer und Ueberwinder im Leide war. Diese unvergeßlichen Feiern bilden einen gewissen Abschluß in unserer Arbeit. Da ist ein Rückblick natürtich, ja er ist geboten durch das Hineinziehen der Arbeiten unserer beiden Vereine in die oon Parteileidenschaft sieberhaft erregte Oeffentlichkeit, und deshalb ist es für mich eine Pflicht gegen Sie, meine Herren, sowie gegen unsere Vereine, das seit der Entstehung derselben oietfach verdunkelte Bitd in seiner ursprünglichen Klarheit und Einfachheit Ihnen oor Augen zu führen, um so mehr, als ich oielleicht allein hierzu in der Lage bin, in Folge der mir aus meiner Stellung erwachsenen Pflichten und Arbeiten.

Entstehung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins und Angriffe gegen denselben.

Der Ursprung unserer Vereine geht in eine traurige, prüfungsschwere Zeit zurück. Es war Ende October und Anfang Nooember 1887, als die ernsten Nachrichten über das Befinden des damatigen Kronprinzen Sorge und Bestürzung heroorriefen. Ein großes Reiterfest, welches seit Monaten mit Genehmigung der alten Majestäten und der Kronprinzlichen Herrschasten unter dem Protectorate des Prinzen Wilhelm zum Besten der Berliner Stadtmission in Aussicht genommen war, wurde aufgegeben, und man wandte sich an die Prinzessin Wilhelm mit der Bitte, wie schon früher wieder einen Bazar zu veranstatten. Die Prinzessin lehnte dies ab, einmal, weil sie in der ernsten Zeit nichts unternehmen wollte, was doch mehr oder weniger einen fröhtich-festtichen Charakter an sich getragen hätte, dann aber, weil sie bei den in Bertin bestehenden kirchtichen und kirchenpolitischen Gegensätzen jede Schonung und Rücksicht beobachtete, wetche ihr das Gefüht der Liebe und Verehrung zu dem ihr besonders nahestehenden, schwer kranken Schwiegervater auferlegte. Das hohe Alter der Majestäten, die lange schmerztiche Abwesenheit des kronprinztichen Paares brachten es mit sich, daß schon seit längerer Zeit an den Hof des Prinzen Wilhelm und namentlich der jungen Prinzessin zahlreiche Gesuche aus allen Landestheiten kamen, um die Unterstützung des jungen fürstlichen Paares für kirchliche und humane Bestrebungen zu erbitten; und es wurde an dem prinzlichen Hofe vielfach überlegt, wie man diesen Wünschen gerecht werden köune.

Am Todtensonntag, den 20. Nooember 1887, nach einer ergreifenden Predigt in der Friedenskirche zu Potsdam, bestellten Prinz und Prinzessin mich nach dem Marmor-Patais und theilten mir mit, daß es ihr Wunsch sei, dem kranken Kronprinzen eine Freude zu bereiten durch Veranstaltung einer allgemeinen Sammlung, nicht allein für die Berliner Stadtmission, sondern für die kirchlichen Nothstände im ganzen Lande zum Wohle der unteren und arbeitenden Klassen. Dabei sprach der Prinz die Ansicht aus, daß sich mit der Zeit vielleicht ein Verein zu einer dauernden derartigen Thätigkeit bilden könne. Schließlich beauftragte er mich, in Bertin, wo Reichstag und Landtag gerade vereinigt waren, einflußreiche Leute des Landes zu einer Versammlung einzuladen, an welcher er und die Prinzessin theilnehmen wollten. Noch an demselben Tage fuhr ich hierher, um die Vorbereitungen zu treffen. In erster Linie waren diejenigen aufzufordern, deren Hilfe ich auf dem kirchlichen und Wohlthätigkeitsgebiete schon seit Jahren im Auftrage der Prinzessin in Anspruch genommen hatte. Auf Rath des Ministers oon Puttkamer und des Vorsitzenden der Berliner Stadtmission, des Hofpredigers Stöcker, wurde eine größere Anzahl Herren aus dem Landtage und Reichstage bestimmt, um die Vertretung der Prooinzen und der oerschiedenen Parteien zum Ausdruck zu bringen und dadurch der Versammlung einen parteilosen und allgemeinen Charakter zu geben. Ich selbst war damals an die mir unbekannten kirchtich- und politisch-liberalen Kreise mit Widerstreben herangetreten. Aber daß ich den treuen und edlen Männern, welche ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte, später Treue und Vertrauen mit Freuden bewahrte, hat mir von mancher Seite Mißtrauen und harte Beurtheilung eingetragen. Die Einladung zu der Versammlung fertigte ich im Auftrage des Prinzen und der Prinzessin aus. Die Versammlung hatte ursprüngtich im Schlosse stattfinden sollen. Da aber dort die Heizung nicht in Ordnung war, rieth mir der Oberhofmarschall, den Herrn v. Puttkamer um den Saal in seinem Ministerium zu bitten. Wegen Erkrankung der Frau v. Puttkamer schlug mir der Minister den Saal im Generalstabsgebäude vor, und so fand die Versammlnng am 28. Nooember 1887 Nachmittags 3 Uhr bei dem Generat Grafen Walderfee statt.

Was sind an diesen einfachen Hergang, welcher durch die schtecht functionirende Heizung im Schtoß herbeigeführt wurde, für ungtaubtiche politische Combinationen geknüpft worden!

Die Versammtung, an welcher einige oierzig Herren der verschiedenen kirchlichen und politischen Richtungen theilnahmen, verlief in schöner und ergreifender Weise. Der Prinz sprach über die kirchtichen Nothstände, namentlich in den großen Städten und bei den Arbeitermassen, er beklagte, daß speciell in Bertin die Arbeit der christtichen Liebesthätigkeit sich zersplittere und nicht planmäßig organisirt sei, und schtoß mit der Hoffnung, daß ein gemeinsames Vorgehen im ganzen Lande zur Wiedergewinnung der Massen für die Kirche von großem Segen sein würde; dabei überraschte er uns mit dem Wunsche, zu diesem Zweck sofort einen Verein zu bitden, und bat die Minister von Puttkamer und von Goßler

Digitized by Google

und den General Grafen Waldersee die vorbereitenden Schritte sogleich einzuleiten, und fügte hinzu, daß, wenn er auch persönlich sich dauernd einer solchen Vereinsarbeit nicht widmen könne, er dies mit Freuden in die Hände seiner Gemahlin lege und sein Interesse stets bekunden werde. Die Anwesenden waren von den schönen und edlen Absichten begeistert, und Viele gaben ihrer Freude Ausdruck, daß ein Gebiet betreten sei, auf welchem sich zahlreiche gute, sonst vielfach getrennte Elemente zu gemeinsamer Arbeit an den Armen und Verlassenen die Hand reichen könnten, und Gott war Zeuge, daß es sich um eine heilige, reine Sache handelte, welche mit dem Parteitreiben der Welt nichts zu thun hatte.

Da trat eine sonderbare Erscheinung ein: die Versammlung war kaum einige Stunden auseinandergegangen, als über sie ein Sturm von der sogenannten officiösen, der liberalen und der freisinnigen Presse losbrach. Die Versammlung sollte ein Deckmantel gewesen sein, hinter welchem sich eine politisch-reactionäre, kirchliche-orthodoxe Verschwörung gebildet habe, um sich des jungen Prinzen und der Prinzessin zu bemächtigen. Zum Beweise dafür mußten die theuren, verehrungswürdigen Namen Puttkamer, Kleist-Retzow, Waldersee, Kögel, Braun, Hegel dienen. Vor Allem wurde die anfangs nicht einmal beabsichtigte Anwesenheit in der Versammlung des um die Stadtmission hochverdienten Hofpredigers Stöcker, sowie seine Rede, welche allerdings gegen die Verabredung war, sich aber nur auf Stadtmissionsarbeiten bezog, in gewissenloser Weise benutzt, um die unerhörtesten Verdächtigungen auszustreuen. So wurde ein gewaltiges Mißtrauen wachgerufen und wochenlang im Lande alle Künste und Hetzmittel der Presse gegen uns in Bewegung gesetzt; nur in der Rheinprovinz, wohin ich an demselben Tage abberufen worden war, und in kleinen Versammlungen Gelegenheit hatte, die einfache, schlichte Wahrheit zu erzählen, ließ sich die gesammte Presse nicht dupiren. Dagegen feierte die Berliner Presse einen wahren Hexen-Sabbath und der Argwohn selbst in ruhigen Kreisen stieg so, daß es schließlich auch die alten Majestäten besorgt machte. Man arbeitete mit den Mitteln, von denen man sich den meisten Erfolg versprach. Bei der Kaiserin klagte man sogar, daß sich die Prinzessin durch ihr zu offenes Eintreten im Interesse der evangelischen Kirche für die Zukunft ihre Stellung bei den katholischen Unterthanen verderben würde. Das Betrübendste aber war, daß die Dinge in ihrer entstellten Form an den schwerkranken Kronprinzen herangebracht wurden und ihn, welchem gerade der Prinz und die Prinzessin eine Freude hatten bereiten wollen, schmerzten und bekümmerten. Die Erregung nahm im ganzen Lande so zu, daß es fast zu einer Interpellation im Reichstage kam; und schließlich wurde mir von fast allen Seiten, auch von denen, welche das Werk bis dahin gefördert hatten, dringend gerathen, den Prinzen und die Prinzessin zu bitten, im allgemeinen Interesse die ganze Sache fallen zu lassen, um dadurch den Sturm zu beschwichtigen. Das war eine wichtige, folgenschwere Entscheidungsstunde. Ob das kaum begonnene Werk etwas würde leisten können, lag damals im Dunkel der Zukunft verborgen. Jetzt, wo die zahlreichen Kirchen, die über ganz Berlin in Segen wirkenden Diakonissen-Stationen, Gemeinde-Häuser, Pfarrhäuser, viele gemeinnützige Anstalten und Liebeswerke im ganzen Lande die Leistungen verkünden, jetzt übersieht man, welcher Segen damals im Keim erstickt worden wäre, wenn der Prinz und die Prinzessin den von Vielen gewiß wohlgemeinten Rath in jener Entscheidungsstunde befolgt hätten. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, den Rath zu geben, ein Werk, welches aus dem Herzen der jungen Prinzessin, aus Liebe zu unserem Volke und im Hinblick auf die schwere Krankheit ihres geliebten Schwiegervaters entsprungen war, wegen des Tobens der Menge Preis zu geben. Ich hätte es vor Gott nicht verantworten können. Auch waren die Waffen, welche die Gegner und die vielen Irregeführten zum Kampfe gebrauchten, ausnahmslos so schlecht, daß man mit Gottvertrauen nur still zu halten und abzuwarten brauchte, — aber nicht weichen durfte. Briefe, Berichte, Unterhandlungen, Versammlungen folgten sich in großer Zahl; Gott aber hielt schirmend seine Hand über das, was in seinem Namen begonnen war.

Treue Männer, welche die Wahrheit kannten und kennen lernten, erhoben sich überall; unter ihnen denke ich besonders an Wilmowski und Kögel, und auch in kirchlich- und politisch-liberalen Kreisen erstanden uns Freunde. Noch Mitte Januar 1888 tobte der Sturm. Seine Blitze und Donnerschläge, seine Hagelschauer waren wie in der Regel das Zeichen, daß er, so plötzlich, wie er hereingebrochen war, ebenso plötzlich auch vorübergehen würde. Mit einem Male wölbte sich über uns der blaue Himmel, und friedlich strahlte die Sonne. Durch Gott hatte die Wahrheit gesiegt. Wer Gott vertraut, wird nicht zu Schanden.

Das ehrwürdige Kaiserpaar trat mit einer großen Gabe an die Spitze unseres Werkes; am 30. Januar 1888 erging ein Aufruf durchs ganze Land, in welchem mit seinen fast tausend Unterschriften aus Berlin und den Provinzen alle Stände und Parteien durch hervorragende Namen vertreten waren. In wenigen Wochen kamen fast 100000 Mark zusammen — für damalige Zeiten eine ungewöhnlich große Summe —, jetzt sind wir verwöhnter. So begann das Werk zur Abhilfe der kirchlichen Nothstände in Berlin und in den Provinzen. Die officiöse und die andere Presse, welche uns verfolgt hatte, fing an, sich von dem guten Zweck des Vereins zu überzeugen, gebrauchte aber leider den abgenutzten Zeitungskniff, daß sie

Digitized by Google

das Gute, was sie nunmehr unserm Werke zuerkannte, so hinstellte, als ob es nur ihrem energischen Eingreifen zu verdanken sei. Man könnte sagen, warum ist dies Alles nicht damals zur Sprache gebracht und dadurch große Verwirrung vermieden worden? Das ist geschehen in Zeitungen, in Versammlungen wiederholentlich, aber es ist von den Gegnern niedergeschrieen worden.

In der Welt geht es oft so, daß die Menschen, wenn Gott ihnen aus Kämpfen und Nöthen herrlich hindurchgeholfen hat, glauben, daß die Zeit der Ruhe und des sorgenlosen Genießens gekommen sei. Das ist grundfalsch. Gott will zu unserm Besten, daß wir weiter ringen und kämpfen, beten und arbeiten, um seine Segensgüter zu erhalten und zu mehren. Das galt auch von dem neu begonnenen Werke. Es gab viel Arbeit, auch die Vorurtheile und die Folgen des ausgestreuten Mißtrauens mußten überwunden werden. Das Schwierigste war, eine Einigung der im ganzen Land aufgeregten und gegen einander mißtrauisch gewordenen kirchlichen Parteien herbeizuführen. Im Februar 1888 begannen deshalb ausgedehnte Correspondenzen und Unterhandlungen, an welchen die Generalsuperintendenten Kögel und Brückner, der Propst von der Goltz, die Professoren Beyschlag und Christlieb und später noch Professor Weiß maßgebenden Antheil nahmen. In den ersten Tagen des März bildete die Prinzessin Wilhelm in Berlin ein leitendes Comité, an dessen Spitze auf ihre Bitte Landesdirector von Levetzow und Graf Zieten-Schwerin und als Mitglieder Hofprediger Bayer, Propst von der Goltz, Dr. Töche, Generalconsul Schmidt und ich, sowie wenige Tage später Oberconsistorialrath Professor Weiß eintraten. Im Auftrage des Prinzen und der Prinzessin richtete ich an alle Generalsuperintendenten des Landes und viele angesehene Männer der verschiedenen kirchlichen Parteien in den Provinzen die Aufforderung, die Bildung von Hilfs-Comités anzuregen. In diesen Tagen trat am 9. März der Tod des alten Kaisers ein, und es schien eine kurze Zeit, als ob es abermals von Neuem gelingen sollte, dem jungen Werke ernste Schwierigkeiten zu bereiten. Aber in Stille und Fleiß begann das leitende Comité seine Arbeit. Der Zweck des zu bildenden Vereins wurde geklärt und festgesetzt und demgemäß nach langem Ueberlegen aus den Vorschlägen von Beyschlag, Brückner, Weiß und Christlieb der Name „Evangelisch-Kirchlicher Hilfsverein" festgesetzt. Der meisterhafte Entwurf der Satzungen wurde im Laufe des März und des April vom Professor Weiß zusammengestellt, und bis Mitte Mai hatten sich in allen Provinzen provisorische Hilfs-Comités gebildet.

Alle Blicke und Gedanken waren damals auf das tödtliche Leiden des Kaisers Friedrich gerichtet, und es war ungemein schwer, den sterbenden Kaiser, welche seine letzten Kräfte seinem Volke zu widmen versuchte, mit Dingen zu befassen, die ihn nach den traurigen Vorgängen des Winters schmerzlich hätten erregen können. Und doch galt es, vor seinem Hinscheiden ein Mißverständniß wegzuräumen, welches zwischen ihn und seine Kinder gelegt worden war. Deshalb ließ Prinzessin Wilhelm wiederholt ausführliche Berichte an die Kaiserin Friedrich senden. Nachdem sich die Kaiserin von der Grundlosigkeit der früheren Verdächtigungen hatte überzeugen lassen, richtete die Prinzessin am 18. April 1888 ein eigenhändiges Schreiben an dieselbe und ersuchte sie, dem Kaiser, wenn es seine Kräfte gestatteten, sowohl über den in der Bildung begriffenen Evangelisch-Kirchlichen Hilfsverein vorzutragen, als auch um die Erfüllung ihres Wunsches zu bitten, daß sie das Protectorat über den Verein übernehmen dürfe. Die Kaiserin vermittelte die Genehmigung dieser Bitten und dafür gebührt ihr tiefster Dank von Allen, welche das Schwere und Ernste, das auf uns lastete, mit gefühlt und mit durchgekämpft haben. Die Genehmigung erfolgte bald, und eine innige und wehmüthige Freude bereitete es, als der Kaiser am 4. Mai 1888 eigenhändig sogar noch die Cabinets-Ordre mit fester Hand unterzeichnete, in welcher er aussprach, daß er dem Wunsche der Prinzessin wegen Uebernahme des Protectorats gern entspreche und die Erlaubniß dazu ertheile. Ein schwerer Stein ward uns vom Herzen genommen. Mit frischer Freude und Hoffnung ging man an die Arbeit. Trotzdem das Ende des Kaisers nahe bevorzustehen schien, lag es uns daran, das von ihm genehmigte und gutgeheißene Werk noch bei seinen Lebzeiten endgültig zu gestalten. So wurde auf Wunsch und im Auftrage der Kronprinzessin zum 28. Mai die große Versammlung aus dem ganzen Lande berufen, zu welcher über 300 Männer der verschiedenen Kreise und Stände sich vereinigten, in deren Herz der von der Kronprinzessin an den Vorsitzenden Herrn von Levetzow persönlich geschriebene Brief, welcher die Grundlage zu allen späteren Arbeiten, auch zu unserm Kirchenbau-Verein gab, begeisterten Wiederhall fand. Der Brief lautete:

Berlin, den 26. Mai 1888.

Sehr geehrter Herr von Levetzow!

Ich bitte Sie in des Kronprinzen und meinem Namen, die erste General-Versammlung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins zu eröffnen und die erschienenen Mitglieder mit unserem herzlichen Danke willkommen zu heißen.

Es sind seit mehreren Jahren aus allen Landestheilen von verschiedenen Seiten Wünsche an uns herangetreten, um Bestrebungen zu unterstützen, welche die wachsenden religiös-sittlichen Nothstände, namentlich in den Massengemeinden größerer Städte, zu heilen suchen. In der Absicht, möglichst vielen dieser Wünsche gerecht zu werden und in der Meinung, daß dazu die Kräfte der organisirten Kirche allein vorläufig nicht ausreichen, glaubten wir, daß eine

Digitized by Google

gemeinsame Liebesarbeit Aller, denen das Wohl unserer evangelischen Kirche und die geistliche Noth der Massen am Herzen liegt, im ganzen Lande ins Leben gerufen werden müsse. Die schweren inneren und äußeren Sorgen und Trübsale der letzten Monate fordern im doppelten Maße zu vereinter, treuer Arbeit auf, um dem Volke das zu erhalten, von wo allein Hilfe, Trost und Errettung kommt.

Es ist mir eine tiefempfundene Freude, daß Seine Majestät der Kaiser, mein innigstgeliebter Schwiegervater, mir allergnädigst gestattet hat, das Protectorat über den heute zusammentretenden Verein zu übernehmen, und daß mir Ihre Majestät die Kaiserin, sowie Ihre Majestät die Kaiserin-Mutter in freundlicher Weise ihre Zustimmung ausgesprochen haben.

Der Verein ist berufen, auf dem Boden des Evangeliums und im engen Anschlusse an die Kirche für eine schöne, ernste und verantwortungsvolle Aufgabe mitzuarbeiten. Er wird die bereits bestehenden Bestrebungen verwandter Art unterstützen und fördern, neue nothwendig werdende Arbeiten anzuregen suchen, sowie durch planmäßige Organisationen auf diesem Gebiete der inneren Mission die Nachtheile der Zersplitterung beseitigen helfen.

An Sie, geehrter Herr v. Levetzow, und an Alle, die dem Volke mit dem Evangelium helfen wollen, richte ich die mir aus tiefstem Herzen kommende Bitte: lassen Sie uns bei diesem Werke, welches wir in Gottes Namen und mit der Bitte um Gottes Segen beginnen, den Frieden und die Versöhnung, welche der Heiland der Welt gebracht und gelassen hat, in Allem unsern Leitstern sein, und legen wir unsere Wünsche, Sorgen und Hoffnungen mehr an Gottes Vaterherz, als daß wir uns auf menschlichen Rath und Kraft verlassen. Nur durch die Einigkeit im Geiste werden wir den der Kirche Entfremdeten die Religion wieder näher bringen und erhalten.

Lassen Sie uns bauen auf dem Grunde, von dem es heißt: „Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus."

Ihre dankbar ergebene
Victoria, Kronprinzessin.

(Fortsetzung folgt.)

Ländliche Wohlfahrtspflege.

In der Schriftensammlung der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen ist soeben eine Arbeit von Heinrich Sohurey*), einem Sohne des Solinger Waldes, erschienen, die in Beispielen aus dem practischen Leben die bisherigen Bestrebungen zur Wohlfahrtspflege auf dem Lande schildert und zu einer Erweiterung und Vertiefung dieser Bestrebungen anregen will. Der Zug vom Lande nach den großen Städten, der Verfall des Bauernstandes und die Abnahme des ländlichen Arbeiterstammes sind nicht so ausschließlich, wie vielfach vorausgesetzt wird, durch äußere Umstände und schlechtere Lebensbedingungen auf dem Lande begründet, die Ursachen liegen zum Theil im Verfalle des gesunden Volksthums auf dem Lande. Das geistige und gemüthliche Gemeinschaftsleben hat dort in der neueren Zeit manchen Stoß erlitten; das Pflichtbewußtsein der Besitzenden und Gebildeten, die sich der Aermeren in Liebe anzunehmen haben, ist gelockert, und ein neuer und keineswegs immer guter Geist dringt von den Städten in die stillen Dorfgemeinden und zerstört manche gute alte bäuerliche Sitte. Freilich schreitet die Zeit voran, und es ist nicht möglich und auch keineswegs wünschenswerth, alles Alte zu erhalten, das vielleicht schon abgestorben ist. Das will auch Sohurey nicht. Er will das, was in der alten Volkssitte an Fürsorge für die Armen und Bedürftigen, für Dienstboten und Tagelöhner lag und was dem ländlichen Leben ursprüngliche Frische und Kraft gab, in zeitgemäßer Weise wieder aufbauen, soweit dieses alles eben ohne inneren Grund verfallen ist; er will an die Stelle des Verfallenen neue volksthümliche Einrichtungen setzen. Er hat bei seinem Werke zahlreiche Mitarbeiter durch seine Halbmonatsschrift „Das Land" gefunden; Gutsbesitzer, Geistliche, Lehrer, Landräthe, Ortsvorsteher, Aerzte ꝛc. reichen ihm die Hand, und er hofft, indem er jetzt der Oeffentlichkeit ein klares Bild von jenen ländlichen Wohlfahrtsbestrebungen giebt, auch noch in weiteren Volkskreisen neue Freunde für sein Unternehmen zu gewinnen.

Es fehlt leider der Raum, um auf die Einzelheiten des vortrefflichen Buches einzugehen; es muß genügen, in großen Zügen den reichhaltigen Inhalt zu skizziren. Wie das für einen Mann mit klarem Blick selbstverständlich ist, mißt der Verfasser dem ländlichen Genossenschaftswesen eine sehr hohe wirthschaftliche und erzieherische Wirkung bei, und er giebt alten Practikern gern in ausführlicher Weise das Wort, damit sie schildern, wie Raiffeisen-Vereine zu gründen und zu verwalten sind, und wie Genossenschaften zur besseren Verwerthung des Getreides, „Butteroereine", „Ziegenzuchtvereine", Viehversicherungskassen, wodurch ein hübscher Spargroschen erzielt wird, mit Aussicht auf Erfolg ins Leben gerufen werden können. Der Landwirthschaftsbetrieb bringt es mit sich, daß im Winter stille Zeit eintritt, und es mangelt dann, besonders seit die Dreschmaschinen fast überall im Betriebe sind, vielfach an Beschäftigung und Erwerbsgelegenheit. Da haben nun Geistliche und andere um das ländliche Volkswohl besorgte Männer versucht, Ersatz zu schaffen, indem sie den Flachsbau wieder belebten und Korbweidencultur, Holzschnitzerei, Glas- und Drahtarbeiten und für das weibliche Geschlecht Filetstricken, Teppichknüpfen und Anderes in die Dorfgemeinden einführten. Auch

*) Die Wohlfahrtspflege auf dem Lande. Carl Heymanns Verlag, Berlin 1896. Preis 4 Mk.

Digitized by Google

hier liegen, wie das im Einzelnen nachgewiesen wird, bedeutende Erfolge vor. Mit Sparkassen aller Art, durch Rechtsbelehrung und Aufklärung, mit gut functionirenden Lebensbedarfsanstalten kann weiterhin bewirkt werden, daß der Bauer und ländliche Arbeiter das sauer und ehrlich Erworbene behält und sich der Wohlstand in den ländlichen Gemeinden mehrt. Wie viel verkommt noch heute in der ländlichen Wirthschaft, wie Vieles läßt sich nicht in Keller, Küche und Garten nutzbringender verwerthen, als es jetzt geschieht? Da können gute Einrichtungen zur hauswirthschaftlichen Unterweisung von Frauen und Mädchen, Unterricht im Kochen, Gartenbau, Obstverwerthung und vieles Andere helfen.

Wer ferner weiß, wie mangelhaft es in den meisten Dörfern mit der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege aussieht, wie es jammervoll mit der Krankenpflege bestellt ist, wo Aberglauben und Vorurtheile gar häufig von der Schwierigkeit, ärztliche Hilfe rasch zur Hand zu haben, nur allzu wirksam unterstützt werden, der muß es als einen Fortschritt begrüßen, wenn Gemeinde-Samariterdienst und Gemeinde-Diakonie ins Leben gerufen, wenn Frauen und Mädchen zur ärztlichen Hilfeleistung angehalten werden und wenn Vereine zur Aufklärung des Volkes in der Gesundheits- und Krankenpflege errichtet werden. Kinderbewahranstalten, Knabenhandarbeitsunterricht, Bekämpfung der Trunksucht, freundliches und gesundes Heimwesen für den Landarbeiter, das sind ferner Fragen, die die Sohnrey'sche Schrift mit Sachkenntniß anregend behandelt. In einem zweiten Theil will der Verfasser der ideellen und sittlichen Bestrebungen, besonders auch der Förderung und Veredelung des geselligen Gemeinschaftslebens auf dem Lande gedenken.

Was alle diese humanitären Bestrebungen, die Sohnrey darstellt, besonders empfiehlt, ist neben ihrer erprobten practischen Brauchbarkeit und leichten Durchführbarkeit noch der Umstand, daß sie fast gar keine oder nur sehr geringe Ansprüche an den Geldbeutel des Einzelnen stellen. Was hierzu Noth thut, ist nur, daß in jeder Dorfgemeinde ein paar practische tüchtige Leute die Herzen und Augen öffnen, selbst zufassen und die mancherlei Maßnahmen zum Nutz und Frommen der bedrängten und hilfsbedürftigen Bevölkerung auf dem Lande ins Leben rufen und durchführen. In den meisten Fällen, wo bis jetzt nichts geschehen ist, fehlt es nur am nöthigen Beispiel und an der erforderlichen Aufmunterung. Da ist es nun von besonderem Werthe, daß demnächst unter Leitung von Sohnrey in Berlin eine Art von Mittelpunkt für alle derartige Bestrebungen geschaffen werden wird, wo alle Anregungen aus dem ganzen Reiche zusammengetragen und von wo aus Belehrung und Anleitung in die deutschen Dorfgemeinden gebracht werden soll. Es wird in nächster Zeit der Plan verwirklicht werden, neben der bestehenden Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen, die im Wesentlichen nur die städtischen und industriellen Bedürfnisse befriedigt, auch eine Centralstelle für ländliche Wohlfahrtspflege zu errichten. Das Bedürfniß ist hierfür nicht minder groß, und da ja eine geeignete Persönlichkeit zur Leitung der Anstalt vorhanden ist, so wird sie gewiß segensreich für unsere Landbevölkerung und damit für den gesammten Staat wirken. (Hannov. Courier.)

Evangelische Anstalt für Gemüthsleidende im Rheinland.

Im April dieses Jahres wird im Rheinland eine große evangelische Anstalt für Gemüthsleidende — der Tannenhof — eröffnet werden. Sie ist ein Werk der Innern Mission, die schon manche wohlthätige und gesegnete Anstalt ins Leben gerufen hat. Zu gemeinsamer Verwaltung der Anstalt sind berufen ein erfahrener Theologe als geistlicher Vorsteher und ein psychiatrisch gebildeter Mediciner als leitender Arzt. Die Anstalt, im Pavillonstil erbaut und mit allen Erfordernissen der Heilkunde ausgestattet, liegt in schöner, friedlicher, gesunder Waldlandschaft — der Anstaltspark hat 30 Morgen Tannen- und Eichenwald — bei der Eisenbahnstation Lüttringhausen, nicht weit von Lennep und Remscheid, 1½ Stunden von Elberfeld und Barmen entfernt. Zunächst können 300 Kranke aller Stände aufgenommen werden. Die Anstalt Tannenhof stellt ein christliches Gemeinwesen dar, darinnen die geistliche seelsorgerliche Pflege der Kranken und des Personals in ausgiebiger Weise geschehen kann. Sie soll eine Schule und Uebungsstätte werden der evangelischen Krankenpflege an Gemüthsleidenden, ein Brüder- und Schwesternhaus, das in größerem Maßstabe fortsetzt, was in Kaiserswerth und Bielefeld so segensreich begonnen worden. Evangelische Familien sollen mehr als bisher die Möglichkeit haben, ihre Angehörigen in Häusern unterzubringen, die evangelisch-christliche Hausordnung haben und in evangelisch-christlichem Geiste geleitet werden. Die Innere Mission im Rheinland glaubt durch ihr Werk zugleich der evangelischen Kirche einen Dienst zu erweisen, indem sie der evangelischen Krankenpflege eine neue Anregung und in ausgedehnterem Maße als bisher Gelegenheit giebt, auf dem so großen und wichtigen Gebiet der Gemüthsleidenden sich zu bethätigen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44 Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. **Berlin, den 22. Juli 1896.** **Nr. 30.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der am 1. Juli 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Juni 1896.	Zahl der darin verbliebenen Kranken.
1.	**Soldau:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	61			
	Zugang pro . .	39			
		100			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	71	71	2 008	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	85			
	Zugang pro . .	71			
		156			
	Abgang . . .	53			
	Bleibt Bestand	103	103	2 895	90
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	169			
	Zugang pro . .	7			
		176			
	Abgang . . .	76			
	Bleibt Bestand	100	100	4 977	140
4.	**Sterkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.)				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	51			
	Zugang pro . .	47			
		98			
	Abgang . . .	46			
	Bleibt Bestand	52	52	1 582	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	20			
	Zugang pro . .	18			
		38			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	21	21	657	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	40			
	Zugang pro . .	30			
		70			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	45	45	1 392	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	14			
	Zugang pro . .	14			
		28			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	15	15	475	50
	zu übertragen		407	13 986	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der am 1. Juli 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankenverpflegungstage pro Juni 1896.	Zahl der darin verbliebenen Kranken.
	Uebertrag		407	13 986	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	29			
	Zugang pro . .	44			
		73			
	Abgang . . .	38			
	Bleibt Bestand	35	35	1 116	43
9.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	19			
	Zugang pro . .	17			
		36			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	18	18	615	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	57			
	Zugang pro . .	28			
		85			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	62	62	1 764	60
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	44			
	Zugang pro . .	31			
		75			
	Abgang . . .	37			
	Bleibt Bestand	38	38	1 006	60
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	25			
	Zugang pro . .	17			
		42			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	20	20	637	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	28			
	Zugang pro . .	30			
		58			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	38	38	1 036	46
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	47			
	Zugang pro . .	54			
		101			
	Abgang . . .	58			
	Bleibt Bestand	43	43	1 251	60
	zu übertragen		661	21 411	861

Digitized by Google

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankentagespflegetage pro Juni 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankenbetten.
	Uebertrag		661	21 411	861
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	36			
	Zugang pro . .	19			
		55			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	24	24	876	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	16			
	Zugang pro . .	18			
		34			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	18	18	628	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	26			
	Zugang pro . .	16			
		42			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	23	23	734	55
18	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	54			
	Zugang pro . .	53			
		107			
	Abgang . . .	42			
	Bleibt Bestand	65	65	1 872	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	22			
	Zugang pro . .	25			
		47			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	25	25	640	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	28			
	Zugang pro . .	1			
		29			
	Abgang . . .	4			
	Bleibt Bestand	25	25	800	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	43			
	Zugang pro . .	12			
		55			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	40	40	1 314	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	14			
	Zugang pro . .	18			
		32			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	15	15	453	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	29			
	Zugang pro . .	29			
		58			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	26	26	810	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	21			
	Zugang pro . .	14			
		35			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	19	19	646	41
	zu übertragen		941	30 184	1 376

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Krankentagespflegetage pro Juni 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankenbetten.
	Uebertrag		941	30 184	1 376
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	29			
	Zugang pro . .	21			
		50			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	33	33	828	52
26.	**Sanau:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	10			
	Zugang pro . .	15			
		25			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	15	15	391	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	360	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	7			
	Zugang pro . .	12			
		19			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	12	12	302	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	17			
	Zugang pro . .	23			
		40			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	25	25	559	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	13			
	Zugang pro . .	32			
		45			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	23	23	625	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	2			
	Zugang pro . .	8			
		10			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	7	7	210	15
32.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	21			
	Zugang pro . .	23			
		44			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	18	18	569	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	30	30	900	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	14			
	Zugang pro . .	30			
		44			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	23	23	537	30
	zu übertragen		1 139	35 465	1 653

Digitized by Google

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juli 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		1 139	35 465	1 653
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	14			
	Zugang pro . .	15			
		29			
	Abgang . . .	15			
	Bleibt Bestand	14	14	443	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	6			
	Zugang pro . .	18			
		24			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	12	12	200	29
37.	**Tannenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	35			
	Zugang pro . .	23			
		58			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	33	33	1 028	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	23			
	Zugang pro . .	5			
		28			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	23	23	765	50
39.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	98			
	Zugang pro . .	99			
		197			
	Abgang . . .	100			
	Bleibt Bestand	97	97	2 905	104
40.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	42			
	Zugang pro . .	52			
		94			
	Abgang . . .	45			
	Bleibt Bestand	49	49	1 447	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	36			
	Zugang pro . .	17			
		53			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	43	43	1 160	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	7			
	Zugang pro . .	13			
		20			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	8	8	314	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	11			
	Zugang pro . .	11			
		22			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	19	19	391	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	37			
	Zugaag pro . .	24			
		61			
	Abgang . . .	24			
	Bleibt Bestand	37	37	1 104	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	15			
	Zugang pro . .	20			
		35			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	22	22	610	40
	zu übertragen		1 496	45 832	2 122

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Juli 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1896.	Zahl der darin verpflegten Kranken.
	Uebertrag		1 496	45 832	2 122
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juni 1896 .	24			
	Zugang pro . .	25			
		49			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	30	30	792	36
	Zusammen		1 526	46 624	2 158

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1896 beträgt 1093, davon sind gestorben 73
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 221
geheilt 799
wie oben 1093.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 83 Betten:
Bestand am **1. Mai 1896** . . . . . 55 Kranke.
Zugang pro **Mai 1896** . . . . . 39 „
94 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 1 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 16 „
geheilt . . . . . 26 „
43 „

Bleibt Bestand am **1. Juni 1896**: . . . . 51 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 4 Europäer, 21 orientalische Christen, 8 Muhamedaner, 2 Deusen und 4 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1896 beträgt: 1652.

Poliklinisch wurden 950 Personen behandelt.

Eberhard Wolfgang von Byern, Hauptmann a. D., Ehrenritter seit 1893, † zu Goslar 14. Juli 1896.

Nachruf!

Am 3. Juli dieses Jahres, Nachmittags 1¾ Uhr, verstarb nach langen Leiden auf Schloß Seppau in Niederschlesien, der Rechtsritter des Johanniter-Ordens: Seine Excellenz der Graf Alfred von Schlabrendorf und Seppau, Erb-Ober-Landesbaudirector im Herzogthum Schlesien und Mitglied des Herrenhauses.

Ein treuer Diener seines Königs, ein wahrhaft gläubiger Christ, ein Edelmann in des Wortes wahrster Bedeutung, hat der Entschlafene in den glorreichen Feldzügen von 1866 und 1870/71 mit selbstlosester Aufopferung seine Kräfte in den Dienst des Johanniter-Ordens gestellt und mit treuester Pflichterfüllung der Freiwilligen Krankenpflege gewidmet.

Bei der schweren Cholera-Epidemie, welche im Verlaufe des Feldzuges von 1866 in Böhmen ausbrach, hat sich derselbe in ganz besonderer Weise

Digitized by Google

durch aufopfernde Pflege der von dieser heimtückischen Krankheit ergriffenen Krieger hervorgethan und sich im Jahre 1870/71 durch selbstlosseste Führung des Cölner Nothhelfer-Corps dauernde Verdienste erworben.

Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm I. ehrte die treue Pflichterfüllung dieses aufopfernden Mannes durch Verleihung mehrerer Orden, unter anderen des Eisernen Kreuzes.

Ehre sei dem Andenken dieses Johanniter-Ritters und Edelmannes!

Jahres-Bericht

des Evangelischen Kirchenbau-Vereins für Berlin für das Jahr 1895/96.

(Fortsetzung.)

Die Anfänge des Kirchbaues und Gründung des Kirchenbau-Vereins.

Bei den der Constituirung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins vorausgegangenen Besprechungen in den Monaten Februar bis April 1888 über die Gebiete, auf welche der Verein seine Thätigkeit erstrecken sollte, war auch wiederholt von dem Kirchenbau die Rede gewesen. Aber die Ansicht, namentlich auch bei den kirchlichen Behörden und den erfahrenen Männern, war allgemein die, daß eine Kirchbau-Thätigkeit so gewaltige Geldmittel erfordere, daß sie die Kraft eines Vereins überhaupt nicht leisten könne und daß, selbst wenn ein Versuch gemacht würde, dieselbe die Thätigkeit, welche der Hilfsverein auf Seelsorge, Diakonie u. s. w. richten wolle, lahm lege und dann weder für das Eine, noch für das Andere etwas geleistet werden könne. Nur der alte Generalsuperintendent Büchsel trat mit großer Entschiedenheit gegen die Vermehrung der Stadtmissionare in Berlin auf, weil eine zu große Zahl derselben einer Gemeindebildung eher hinderlich als förderlich sei, und erklärte, daß, wenn man Berlin wahrhaft helfen wolle, man alle Kräfte nur für ein einziges Ziel, für Kirchenbau und Gemeindebildung, anspannen und verwenden dürfe. Auch in Westfalen und in der Rheinprovinz hatte der Gedanke des Kirchenbauens anfänglich Anklang gefunden, aber bei der allgemeinen Unlust in den Provinzen, für Berlin etwas zu geben, wurde sich der Vorstand darüber klar, daß er bald in Verlegenheit gerathen würde, wenn er seinen Hauptzweck, für die ganze Monarchie zu wirken, hintanstellte und die Gelder der Provinzen hauptsächlich für Kirchenbauten in Berlin verwendete. Wie richtig diese Annahme war, beweist, daß noch heutigen Tages — wenn auch aus Unwissenheit — in den Provinzen geklagt wird, daß der Vorstand des Hilfsvereins zu viel Gelder für Kirchenbauten verwende und für die Provinzen zu wenig geschähe. Deshalb war bei den für den Verein festzusetzenden Aufgaben vom Kirchenbau Abstand genommen worden. Das war der Prinzessin Wilhelm ein großer Schmerz, und trotz aller Bedenken, welche ich ihr wiederholt vortrug, sagte sie mir im Monat März 1888 bei einem Gange durch das Königliche Schloß, daß es ihr größter Wunsch sei, daß man doch wenigstens einmal einen Versuch mit einem Kirchenbau in dem kirchenarmen Berlin machen solle. Das ging mir tief zu Herzen; dieser Wunsch durfte nicht vergessen werden. Er fiel in aller Stille bald als Samenkorn auf fruchtbaren Boden.

Am 15. Juni 1888, also bald nach der Begründung des Hilfsvereins, starb Kaiser Friedrich. In stiller Arbeit verging das Trauerjahr, in welchem auch der Tod meines theuren alten Vaters mich auf den Ernst und die Arbeit des Lebens besonders hinwies. Am 22. Mai 1889 überbrachten die Freunde der Rheinprovinz der jungen Kaiserin zur ersten Jahresversammlung des Hilfsvereins eine Gabe von 20000 Mark zu einem Kirchenbau in einer Berliner Vorstadt, und am 15. Juni 1889, dem Todestage des Kaisers Friedrich, bestimmte die Kaiserin dazu, auf die Bitte des Consistorial-Präsidenten Hegel und des General-Superintendenten Braun, den Vorort Rummelsburg und übertrug am Weihnachtstage die Bauherrschaft in Ihrem Namen dem Engeren Ausschuß des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins, aber mit der ausdrücklichen Weisung, daß keine Mittel des Hilfsvereins zu Kirchenbauten verwendet werden dürften. Das Königshaus, einzelne wohlhabende Freunde aus Berlin und aus den Provinzen spendeten große Gaben. Am 22. October sandte die Matthäus-Gemeinde der Kaiserin nach Athen einen Geburtstagsglückwunsch mit der Nachricht, daß ihre Körperschaften 100000 Mark für den Kirchenbau in Rummelsburg bewilligt hätten. Die Stadt Berlin schenkte kurze Zeit danach den vier Morgen großen Bauplatz. Die Gaben flossen so reichlich, daß bald der Bau einer zweiten Kirche beschlossen werden konnte, zu welcher die Stadt den schönen Platz im Humboldthain hergab; und als im Januar 1890, gleich nach dem Tode der alten Kaiserin, der jetzige Kaiser für eine Kirche zu ihrem Andenken 100000 Mark schenkte, war die dritte Kirche begonnen. So waren aus diesem ersten Versuche drei Kirchen hervorgegangen: Die Erlöserkirche, die Himmelfahrtkirche und die Gnadenkirche.

Der Engere Ausschuß hatte aus mehreren seiner Mitglieder eine Kirchenbau-Commission eingesetzt. Die allgemeine Theilnahme wuchs so, daß sich diese Commission schon in wenigen Monaten durch Freunde der Sache bedeutend vergrößerte und unter Leitung des Herrn R. v. Hardt am 2. Mai 1890, zu dem Kirchenbau-Verein unter dem Protectorate der Kaiserin sich constituirte. Zwei Tage später, am 4. Mai 1890, dem Tage, wo zwei Jahre vorher Kaiser Friedrich die Cabinetsordre zur Begründung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins unterzeichnet hatte, erfolgte die erste Grundsteinlegung zur Erlöserkirche in Rummelsburg — und am 4. Mai dieses Jahres finden abermals

Digitized by Google

zwei Grundsteinlegungen statt für Kirchbauten unter dem Protectorate unserer Kaiserin, für eine Kirche in Potsdam und eine Kirche in Erkner.

Die Kirchenbauten.

So werden wir morgen sechs Jahre alt. An unserem Geburtstage spannten wir, wie es schien, unsere Hoffnungen sehr hoch, indem wir rechneten, in 6 bis 10 Jahren vielleicht eine Million zu sammeln und die Anderen zur Nacheiferung anzuregen. Wie aber hat sich Berlin in diesen sechs Jahren durch das Vorangehen des Königshauses, durch die Hilfe der Behörden, der Stadtsynode, des Magistrates, der Kirchengemeinden und durch die Arbeiten unserer beiden Vereine, sowie auch des Kapellen-Vereins verändert! In Berlin, seinen Vororten, dann in Potsdam und Luckenwalde sind 30 Kirchen vollendet: Friedens-, Lazarus-, Erlöser-, Segens-, Gethsemane-, Nazareth-, Himmelfahrt-Kirche, Kapelle der Meierei Bolle, Emmaus-, Immanuel-Kirche, Kirche zum guten Hirten, Predigtsaal der Stadtmission, Christus-, Luther-, Heilands-, Versöhnungs-, Samariter-Kirche, Kapelle des Elisabeth-Kinderhospitals, Apostel Paulus-, Gnaden-, Auferstehungs-, Kaiser Wilhelm-Gedächtniß-Kirche, Advent-Kapelle, Kaiser Friedrich-Gedächtniß-Kirche; St. Petri- und St. Jacobi-Kirche in Luckenwalde; Pfingstkapelle in Potsdam; die Kirchen in Friedrichsfelde, Rangsdorf und Alt Glienicke; und außerdem eine Garnisonkirche in Berlin; — 5 im Bau: St. Simeon-, St. Georg-Kirche, die Kirchen für Wilmersdorf, für die Brandenburger Vorstadt zu Potsdam und für Erkner; — 4 werden noch binnen Kurzem begonnen: St. Johannis Evangelist, in der Heilig Kreuz- und Nazareth-Gemeinde und in Adlershof. Der Bau der 35 Kirchen mit ihrer inneren Einrichtung und einigen Pfarr- und Gemeindehäusern erforderte einen Kostenaufwand von rund 15 Millionen. Der Werth der glücklicherweise größtentheils geschenkten oder unentgeltlich überwiesenen Plätze beträgt, einschließlich der theilweise kostspieligen Anlagen, rund 6 Millionen, sodaß sich die Gesammtleistung für Kirchenbauten in den sechs Jahren auf 21 Millionen beziffert. Hierzu treten außerdem noch die großen Ausgaben der Gemeinden für die Erhaltung der neu entstandenen Parochien, welche je nach ihrer Größe für jede einzelne jährlich zwischen 10- und 30000 Mark schwanken.

Diese 21 Millionen setzen sich zusammen:

1.	Gnaden-Geschenke Seiner Majestät des Kaisers einschließlich der überwiesenen Plätze	2970000 Mark,
2.	Gaben des Königshauses .	666000 „
3.	Von der Stadtsynode . .	1772000 „
4.	Vom Fiscus und Oberkirchenrath	541200 „
5.	Von der Stadt Berlin einschließlich der Plätze . . .	2472000 „
6.	Außerdem von der Stadt Berlin und der Nicolai- und Marien-Gemeinde zur Wiederherstellung und Freilegung der Marienkirche	659500 Mark,
7.	Von der Stadt Charlottenburg einschließlich der Plätze	500000 „
8.	Von der Stadt Potsdam einschließlich der Plätze . . .	105000 „
9.	Von Friedenau einschließlich der Plätze	126000 „
10.	Von Schöneberg einschließlich der Plätze	150000 „
11.	Von Wilmersdorf (für Friedenau und Wilmersdorf) einschließlich der Plätze . . .	274000 „
12.	Von Geschenken wohlhabender Gemeinden einschließlich der Plätze	4307000 „
13.	Von Sammlungen, freiwilligen Spenden ꝛc. einzelner Geber	6731200 „
	Summa . .	21273900 Mark.

Zu 18 Kirchen hat Seine Majestät der Kaiser Gnadengeschenke gegeben. Unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin standen 21 Kirchen: Erlöser-, Segens-, Nazareth-, Himmelfahrt-, Immanuelkirche, Kirche zum guten Hirten, Christus-, Versöhnungs-, Samariterkirche, Kapelle des Elisabeth-Kinderhospitals, Apostel Paulus-, Gnaden-, Kaiser Wilhelm-Gedächtniß-, Kaiser Friedrich-Gedächtniß-, Simeonkirche; St. Petri- und St. Jacobikirche in Luckenwalde; Pfingstkapelle und Kirche in der Brandenburger Vorstadt zu Potsdam; die Kirchen für Erkner und Adlershof.

Der Engere Ausschuß des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins hat im Auftrage der Kaiserin drei Kirchen selbstständig erbaut: die Erlöserkirche mit Pfarr- und Gemeindehaus und der Pfarrdotation, die Himmelfahrtkirche und Gnadenkirche mit einem Kostenaufwande von 2061500 Mark für die Bauten und 820000 Mark Werth der Plätze. Außerdem hat der Engere Ausschuß noch den Bau drei weiterer Kirchen und später noch den Bau der Kaiser Friedrich-Gedächtnißkirche eingeleitet.

Unser Kirchenbau-Verein hat drei Kirchen selbstständig gebaut: die Segenskirche, die Samariterkirche und Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, mit einem Kostenaufwand von 3850000 Mark für die Bauten und 761000 Mark Werth der Plätze. Außerdem hat unser Verein noch auf sieben Kirchen seine Thätigkeit und Mitwirkung ausgedehnt: Immanuel-, Versöhnungskirche, Kirche zum guten Hirten, Apostel Paulus-, Auferstehungs- und St. Simeonkirche. Bei diesen Kirchen betragen die Kosten für die Bauten 2730500 M. und der Werth der Plätze 1585000 M. Der Friedenskirche ist durch Vermittelung unseres

Digitized by Google

Vereins die Pfarrdotation zugewendet worden. Von Ihren Majestäten dem Kaiser und der Kaiserin und von Mitgliedern unserer beiden Vereine sind ferner erbaut: die Petrikirche in Luckenwalde und die Pfingstkapelle mit Pfarrhaus und Erziehungshaus in Potsdam. Hierbei betrugen die Kosten für die Bauten 203000 Mark und der Werth der Plätze 51000 Mark, zu welchen Summen noch eine Dotation von 70000 M. zur Erhaltung der Pfingstkapelle tritt. Ebenso haben Ihre Majestäten und Mitglieder beider Vereine 14000 Mark zur Erbauung der Auguste Victoria-Krippe in Potsdam, 40000 Mark zum Bau des Victoria-Luisenhofes in Potsdam, 40000 Mark zum Bau eines Gemeindehauses in der Nicolai-Gemeinde zu Potsdam gespendet. Schließlich ist es noch der St. Petri-Gemeinde in Berlin durch die Hilfe Ihrer Majestäten gelungen, ein herrliches großes Gemeindehaus in einem Werthe von 330000 Mark zu erwerben.

Nur in einer einzigen Gemeinde, in Heiligkreuz, wo wir von Anfang an mit gutem Erfolge die Arbeit begannen, wo die Stadt uns zwei Plätze anbot, ein Gnadengeschenk des Kaisers und eine große Gabe der Stadtsynode in sicherer Aussicht stand, ist Alles an der Unlust des Gemeinde-Kirchenrathes bis jetzt gescheitert.

Die Gesammtleistungen der Arbeiten des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins in Berlin und den Provinzen beträgt jährlich im Durchschnitt 300000 Mark, wobei allein der Berliner Local-Verein und seine Frauenhilfe durch die Arbeiten für die Diakonissenstationen zur unentgeltlichen Armen-Krankenpflege mit etwa 100000 Mark betheiligt ist.

Erfreulich hat es sich bewährt, daß unsere Berliner noch Herz und Sinn für die Kirche haben. Alte und neue Kirchen sind sonntäglich gut besucht, und besonders üben die schönen Kirchen mit ihrer erhebenden Musik eine gewaltige Anziehungskraft. Der noch immer nicht ganz verstummende Vorwurf, daß vielfach zu schön und kostspielig gebaut worden sei, ist glänzend widerlegt durch den großartigen Erfolg. Auch müssen die zahlreichen Versuche und Projecte, einen modernen, rein protestantischen Baustyl auszubilden und von den alten herrlichen Mustern des romanischen und des gothischen Baustyls abzuweichen, vorläufig als mißlungen, unkünstlerisch und unschön angesehen werden, da sie ebenso entnüchternd und abstoßend wirken würden, als unsere jetzigen neuen Kirchen anziehend wirken. Kunstsinn und Schönheitsgefühl haben, wenn irgendwo so sicher, bei dem Kirchbau ihre nicht zu unterschätzende Berechtigung. Nur müssen sich die Berliner Gemeinden noch mehr daran gewöhnen und geringe Opfer bringen, um ihre schönen Kirchen zu kurzen Abendgottesdiensten an Wochentagen, zu musikalischen Andachten und zu geistlichen Orgelkonzerten häufiger zu öffnen. Gerade hier wird für sehr Viele, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, die Kirche das stille Gebetskämmerlein sein, in welches sie sich aus der Arbeit, dem Treiben und der Zerstreuung der Welt, aus der Noth und Unruhe und dem Ringen um das tägliche Leben, ungestört zurückziehen und sammeln können. Diese Gelegenheiten zu stiller Selbstbetrachtung in der Kirche, mit kurzen Schriftverlesungen, Orgelspiel oder Gesang sind unserer Kirche zu sehr abhanden gekommen und können oft sehr viel erhebender, trostreicher und wirksamer sein, als lange Predigten und Abhandlungen zu junger oder zu wenig redebegabter Geistlichen. In mehreren wohlhabenden Gemeinden finden diese zeitweisen oder täglichen kurzen Abendandachten in der Woche bereits statt; für die ärmeren Gemeinden stellt der Berliner Localverein des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins für diesen Zweck Mittel zur Verfügung, und es haben davon bis jetzt 8 Gemeinden mit gutem Erfolge Gebrauch gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Meyers Conversations-Lexikon, fünfte Auflage. Band XII ist soeben erschienen. Derselbe trägt das Gepräge seiner Vorgänger und wird wie diese zum Beweis für das auf Vervollkommnung und Modernisirung des Werkes unablässig gerichtete und bethätige Streben. Durchweg verspürt man die volle Sachkunde in der Bearbeitung der einzelnen Artikel.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein Herold in Berlin. 27. Jahrgang, Nr. 6 vom Juni 1896.

Inhalt: Bericht über die 538. Sitzung vom 21. April 1896. — Bericht über die 539. Sitzung vom 5. Mai 1896. — Stift Leoern. — Wappenreliefs in der Sammlung Hamburgischer Alterthümer. (Mit einer Tafel.) — Bücherschau. — Vermischtes. — Anfragen ꝛc.

†

Es hat dem Herrn der Kirche gefallen, seinen treuen Knecht, den Vorsteher unseres Werkes und geistlichen Vater unsrer Schwesternschaft

Herrn Pastor Julius Disselhoff D. theol.

während er fern von der Heimat Kraft zu neuer Arbeit suchte, aus der streitenden Kirche in die triumphierende heimzuholen.

Er starb nach längerem Leiden, aber unerwartet, am 14. Juli, dem 31. Jahrestage der Einführung in sein Amt als Nachfolger des Diakonissenvaters.

Seine reichen Gaben und die große Treue, mit welcher er sich im Dienste seines Gottes verzehrte, hat der Herr sichtbar geeignet zur Förderung der weiblichen Diakonie in der evangelischen Kirche.

Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.

Kaiserswerth a. Rhein, den 15. Juli 1896.

Das Diakonissen-Mutterhaus.

Diakonissin **Mina Fliedner**, Vorsteherin. **G. Fliedner, P.** II. Inspector.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 29. Juli 1896. Nr. 31.

1. Hilmar von Mansberg, Rittergutsbesitzer, auf Schloß Meinbrexen bei Lauenvoerde im Herzogthum Braunschweig, Rechtsritter seit 1884, † zu Schloß Meinbrexen 15. Juli 1896.
2. Cai von Ahlefeldt, Königlich Dänischer Hofjägermeister, Ehrenritter seit 1865, † zu Potsdam 17. Juli 1896.
3. Julius von Kriegsheim, Oberst z. D., Ehrenritter seit 1863, † zu Wernigerode 21. Juli 1896.

Jahres-Bericht
des Evangelischen Kirchenbau-Vereins für Berlin für das Jahr 1895/96.

(Fortsetzung.)

Die Angriffe gegen den Kirchenbau-Verein.

Wie ich im Anfange sagte, sind auch unserem Kirchenbau-Verein heftige Angriffe nicht erspart geblieben. Gleich bei seinem Entstehen wurden sie gegen ihn gerichtet, genau so wie früher bei dem Hilfsverein. Wenn ich auf diese betrübenden Dinge näher eingehe, so geschieht dies, um der Generalversammlung, den Mitgliedern und Freunden unseres Vereins Rechenschaft zu geben über das, was Ende des vergangenen Jahres durch die Oeffentlichkeit ging, womit die Gemüther in besonderem Maße aus Anlaß der Einweihung der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche erregt wurden, und was dazu führte, daß ich ein hiesiges Blatt, den „Vorwärts“, verklagte, weil er mit Verdächtigungen und Schmähungen gegen unseren Verein und gegen mich das Andenken des alten Kaisers und die Erinnerung an die große Zeit vor 25 Jahren in den Staub zog. Während früher in Berlin die liberale und die freisinnige Presse häufig den kirchlichen Bestrebungen unfreundlich und mit scharfer Kritik entgegentrat und namentlich im Kampfe gegen einzelne Persönlichkeiten jedes erlaubte Maß überschritt, hat sich dies durch das versöhnliche Vorgehen unserer Vereine, an denen sich alle Kreise und Parteien gern betheiligten, seit dem Jahre 1889/1890 in erfreulicher Weise zu ändern begonnen. Aber gerade das erregte das Mißfallen eines Theiles jener kleinen kirchlichen und namentlich politisch extremen Partei, welche sich mit Vorliebe als Vorkämpfer des Christenthums und der Monarchie hinstellt und deren Schroffheit in politischen, von ihr so oft in die Kirche hineingetragenen Streitfragen in Berlin dem kirchlichen Frieden nicht günstig war. Dieser kleine Kreis, welcher im Winter 1887/88 die Angriffe und Verdächtigungen gegen den damaligen Prinzen und die Prinzessin Wilhelm und gegen uns mit Entrüstung zurückgewiesen hatte, trat, weil wir uns still von ihm zurückzogen, immer heftiger gegen uns auf und bekämpfte uns schließlich mit Mitteln, welche früher in jenen Kreisen unbekannt waren und hinter welchen die Mittel, welche unsere Gegner angewendet hatten, und welche dieser Kreis selbst als verwerflich bezeichnet hatte, weit zurückstanden. Dieses Auftreten war um so auffälliger, als dieser selbe Kreis, welcher uns, weil wir alle Parteien zu praktischer Liebesthätigkeit vereinigen wollen, bekämpfte, später dieselbe Vereinigung theorethisch in dem christlich-socialen Congreß anzustreben suchte. So brach ein neuer Sturm von entgegengesetzter Seite über uns los, und man muß nur wieder warten, bis er ausgetobt hat. Es zeigte sich aber stets von Neuem, wie allgemeine Preßfreiheit, ebenso wie das allgemeine Stimmrecht, gleichbedeutend ist mit allgemeiner Zuchtlosigkeit; und so sehen wir, daß sich das Organ unserer neuen Gegner, die christliche soziale Zeitung „Das Volk“ schließlich zu unserer Bekämpfung mit dem Hauptblatte der Socialdemokratie, dem „Vorwärts“, vereinigte. So sonderbar dies auch scheinen mag, so ist die erste eigentliche Ursache dazu nicht schwer zu finden, wenn man erwägt, daß die Angriffe unmittelbar an die Verabschiedung des Hofpredigers Stöcker sich anknüpften, welche im Januar 1891 erfolgte. Ich hebe aber hier gleich ausdrücklich hervor, daß der Hofprediger Stöcker mir wiederholt hat sagen lassen und

Digitized by Google

selbst gesagt hat, daß er den gehässigen und persönlichen Angriffen fern steht und sie tief beklagt. Das ganze Verhalten aber jener Presse kennzeichnet sich deutlich als ein Racheakt für die Verabschiedung des Hofpredigers, welchem selbst damit der denkbar schlechteste Dienst erwiesen worden ist. Seine Verabschiedung war auf ein von ihm selbst eingereichtes Gesuch erfolgt und genehmigt worden, weil er trotz wiederholter Aufforderungen von maßgebendster Stelle seine für einen Hofprediger zu exponirte politische Thätigkeit nicht aufgeben zu dürfen glaubte. Dieser klare, einfache Thatbestand wurde sofort in Wort und Schrift bis auf den heutigen Tag als ein durch jüdischen Einfluß bei Hofe über die Kirche errungener Sieg hingestellt und in diesem Sinne als Kampfmittel benutzt. Noch weiter ging man in dieser Weise, als Herr Stöcker in der Generalsynode desselben Jahres, November und December 1891, nicht in den Vorstand gewählt wurde. Der herrliche Verlauf der Synode, welcher, der evangelischen Kirche zum Segen und zur Ehre, aller Welt, namentlich der katholischen Kirche Achtung eingeflößt haben würde, wurde durch einen monatelangen, durch jene kleine kirchliche Partei angezettelten Kampf vollständig verdunkelt. Als erster auf dem Kampfplatze erschien die Zeitung „Das Volk", welches verkündigte, daß die Wahl Stöcker's durch höfische Intriguen, an denen hochstehende Männer der Kirche sich betheiligt hätten, verhindert worden sei, als Dank für die Juden, welche ihre Gelder für Kirchenbauten hergäben. Diese und ähnliche Erfindungen in großer Zahl, wie namentlich die, daß der Hof verschuldet und Juden verpflichtet sei, und daß dies Einfluß sogar auf Bestätigung und Nichtbestätigung von Börsengesetzen ausübe, haben in einzelnen kirchlich gutgesinnten und patriotischen Kreisen mehr Verwirrung und Mißtrauen angerichtet, als Fernerstehende es im Allgemeinen annehmen. Eine leidenschaftliche Presse hat mit dem: Calumniare audacter, semper aliquid haeret leider stets Erfolg.

Unsere Arbeit wurde auf Schritt und Tritt geschmäht. Als im Frühjahre 1890 die ersten Grundsteine zu Kirchen, und zwar mehrere in wenigen Wochen hintereinander, gelegt wurden, einmal, um für das begonnene Werk auf den durch seinen Umfang schwerfälligen Instanzenapparat einen Druck zu üben, dann aber vor Allem, um die Feiern in die Zeit der Anwesenheit der Majestäten zu legen, spottete man, daß sich in Berlin ein Verein mit Kirchenbauten abquäle, aber nur dazu gelange, einen Grundstein nach dem andern in den Sand zu legen und im Sande liegen zu lassen, und vergeblich auf Andere wartete, welche den Bau ausführten. Die Schlagworte: „Byzantinismus und Judengeld" wurden die zwei Punkte, um welche sich bei allen Angriffen immer und immer wieder Alles drehte. Wir alle und besonders auch früher unsere jetzigen Gegner haben es stets mit Freuden und Dankbarkeit begrüßt, ja es als eine heilige Pflicht bezeichnet, wenn sich das Herrscherhaus persönlich an die Spitze alles Edlen und Guten stellte. Auch ist es wahrlich ein schönes Zeichen des patriotischen und des monarchischen Gefühles unseres Volkes, wenn es gern folgt, wo sein Königshaus vorangeht — und das ist in ungeahnter, herrlicher Weise bei unseren Kirchenbauten geschehen. Es wird aber die königstreue Gesinnung unseres Volkes untergraben und das Band zwischen Thron und Volk gewissenlos gelockert, wenn man Jahre hindurch von jener Seite ein solches Zusammengehen als ein Zeichen von Byzantinismus und Egoismus, als ein unwürdiges, charakterloses Schmeicheln nach Oben hinstellt. Sogar die sonst wohlgesinnte reformirte Kirchenzeitung veröffentlichte ihr aus Berlin zugesandte uns tief verletzende Berichte, nach welchen unsere Arbeit eine Gefahr für die evangelische Kirche würde, das Meiste nur aus kläglichem Byzantinismus geschähe und wir in wahrem Sinne des Wortes einen Tanz um das goldene Kalb aufführten und dergleichen mehr. Die Redaction, welche sich in Erlangen befindet und über unsere Arbeiten nicht orientirt war, sowie auch der beim Erscheinen jener Berichte gerade abwesende Verleger der Zeitung, haben diese Kränkung später lebhaft bedauert. Ich übergehe die unwürdigen Ausdrücke, mit denen unser Verein, unsere Freunde und ich persönlich andauernd belegt wurden, ich übergehe die Angriffe gegen die Kirchen- und Staatsbehörden, welche ebenfalls des Byzantinismus und der Schmeichelei geziehen wurden, weil sie von Anfang an mit regster Theilnahme und energischer Unterstützung unsere Werke gefördert haben, aber ich muß es aussprechen und ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Presse und die Leute, welche in diesen Ton verfallen sind, es so weit gebracht haben, daß man in kirchlichen und patriotischen Kreisen schon Zögern und Angst findet, sich den Bestrebungen und Arbeiten, bei welchen das Königshaus an der Spitze steht, anzuschließen aus Sorge, für Byzantiner und Hofdiener erklärt und öffentlich geschmäht zu werden. Daß in dem Vorstande des Kirchenbau-Vereins und in dem großen Comité für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche die ersten Würdenträger des Staates, der Kirche, der Armee und die vornehmsten und geachtetsten Männer aller Stände und Kreise vertreten sind, war für jene Presse kein Grund zur Rücksichtnahme und Achtung, sondern ein Grund zu um so zügelloseren Schmähungen. Wenn eine kirchlich gesinnte Zeitung dieses Treiben nicht mitmachte oder nur schüchtern dagegen auftrat, wurde auch sie sofort des Byzantinismus und der Charakterlosigkeit bezichtigt. Täglich müssen wir es mit Schmerz hören und lesen, wie es auch wieder kirchliche Kreise sind, welche die Massen dadurch gewinnen oder bekehren wollen, daß sie in einseitiger, erfahrungsloser, schwärmerischer, aber zügelloser Einbildung, ja Verblendung Alles, was hoch steht, herabziehen, Alles, was reich ist, an-

Digitized by Google

greifen und verdächtigen, Alles, wo noch Zucht und Strenge geübt wird, als ungerechte Härte gegen die niederen Classen verwerfen. Auch dadurch, daß man Fehler und Vergehen in den höheren besitzenden Classen im Uebermaß an die Oeffentlichkeit zieht und wegen einzelner Auswüchse fanatisch über diese ganzen Kreise aburtheilt, während man dasselbe und Schlimmeres bei den unteren Classen entschuldigt und dort die vielfach schon in das Maßlose gehenden Ansprüche unterstützt, dadurch wird man die Classengegensätze nicht beseitigen, sondern verschärfen, — oder glaubt man wirklich, daß die Beseitigung derselben in dieser Welt sich erreichen ließe? Das verständige Maßhalten kommt unserer Zeit allgemein immer mehr abhanden. Alles schwankt in Extremen auf und ab.

Die betrübendste und schmerzlichste Kritik wurde an unserem Haupt- und Liedlingswerke, der Kaiser Wilhelms-Gedächtnißkirche, geübt, wobei sich jene und die ihr sinnesverwandte Presse mit der socialdemokratischen, vor Allem dem „Vorwärts", vereinigte und in ihre Kreise hineinriefen, daß zur Schande der evangelischen Kirche und zur Entehrung des alten Kaisers das meiste Geld für die Kirche bei Juden gesammelt, und daß es in Berlin ein offenkundiges Geheimniß sei, daß der eigentliche Erbauer der Kirche, welcher fast alles Geld allein gegeben habe, ein Jude sei; ich selbst hätte unsere Sammler instruirt, wie sie bei Juden sammeln und Versprechungen für große Gaben machen sollten. Das Gegentheil von Allem war wahr. Ich hatte sogar den Beschluß unseres Berliner Comités, allgemein hier zu sammeln, in eine Collecte bei nur Evangelischen umgewandelt. Aber die Zeitung „Das Volk", welche wie der „Vorwärts" überall seine Kundschafter hatte, entstellte meine in einer geschlossenen Versammlung gethanen Aussagen, wo ich über die Schwierigkeiten sprach, wie man bei den Sammlungen in den großen Berliner Häusern die Evangelischen und Nichtevangelischen feststellen könnte. Jene Presse gab sich aber den Anschein, als ob sie die unwürdigsten Dinge und die niedrigsten Machenschaften unseres Vereins bei jenen Collecten aufgedeckt hätte. Freudig verkündeten sie, daß wir in Berlin trotz der raffinirtesten Anstrengungen mit unserer Sammlung im Frühjahr 1893 eine große Niederlage erlitten und nur etwas über 50000 Mark aufgebracht hätten. Diese Summe war bei einer unserer Sammelstellen eingegangen und von dieser Presse ausgekundschaftet und für das Gesammtergebniß gehalten worden; aber diese Presse schwieg, als unser Berliner Comitée gleich darauf die öffentliche Danksagung für die in wenigen Wochen eingegangenen 700000 Mark erließ. Drei Jahre lang hat sie den Beschluß unseres Vorstandes und des großen Comités, daß für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche einzelne Gaben auch von patriotischen Katholiken und Juden angenommen werden sollten, zu ihren Zwecken ausgebeutet und gethan, als ob sie einen von uns gewissermaßen geheim gehaltenen Beschluß, dessen wir uns schämten, ans Tageslicht gezogen hätte. Und doch lagen unsere Jahresberichte und öffentliche Bekanntmachungen in großer Zahl vor, aus welchen Jeder sich genau über Alles informiren und sehen konnte, daß alle jene uns verletzenden Nachrichten entweder auf böswilligen Erfindungen oder tendenziösen Entstellungen beruhten, und daß die Gaben, welche wir aus patriotischen Rücksichten für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche auch von Nicht-Evangelischen angenommen hatten, sich damals nur auf einige fünfzig, bis heute auf einige sechszigtausend Mark beliefen, eine Summe, welche bei dem Gesammtbetrage von vielen Millionen kaum von Bedeutung ist. Aber unsere actenmäßigen Beweise waren für jene Presse natürlich Unwahrheiten. Und dieselben Leute, welche die wenigen freiwilligen Gaben einzelner Juden als eine Schmach für die evangelische Kirche bezeichneten und sagten, daß unsere Kirche noch nicht soweit herabgekommen sei, um bei Juden betteln zu müssen, diese selben Leute traten mit noch größerer Heftigkeit dafür ein, daß man die Juden für den Bau evangelischer Kirchen und Pfarrhäuser besteuern solle. Weil ich aber davor warnte und rieth, statt sich auf Grund eines alten, vergilbten Scheines vom Jahre 1573 in langwierige, den kirchlichen Frieden gefährdende Prozesse mit der Stadt zu verwickeln, sich zu vergleichen, dafür wurde mir unter Unterschiebung unlauterer Motive vorgeworfen, daß ich wichtige Rechte der Kirche preisgeben wollte. (Fortsetzung folgt.)

Die Evangelisch-lutherische Diakonissenanstalt Bethanien zu Breslau.

Aus dem uns vor kurzem zugegangenen 46. Jahresberichte des Vorstandes dieser in großem Segen wirkenden Anstalt und deren auswärtigen Stationen, den Zeitraum vom 1. Januar bis 31. December 1895 umfassend, ersehen wir, daß das Jahr 1895 zu den schweren Jahren gehört, die Bethanien bis jetzt zu bestehen gehabt hat.

Die Schwesternschaft hat vor allem den großen Schmerz gehabt, ihre noch in der Fülle ihrer Kraft stehende, reich begabte und sich ihrem Amte mit Begeisterung in Demuth und Selbstverleugnung hingebende Oberin Hannah Stolzmann am 10. Juni durch einen unerwartet schnellen Tod zu verlieren. Auch noch vier andere Schwestern sind im vergangenen Jahre aus diesem Leben abberufen worden.

Die Frequenz der Schwesternschaft Bethaniens stellte sich im verflossenen Jahre wie folgt: Mit 331 Schwestern trat dieselbe in das Jahr 1895 ein. Hierzu wurden im Laufe desselben 47 Probeschwestern und eine bereits früher der Schwesternschaft angehörig gewesene eingesegnete Schwester abermals, also im ganzen 48 Schwestern aufgenommen. Die Schwe-

Digitized by Google

sternschaft müßte demnach 379 Schwestern zählen. Allein da 5 eingesegnete Schwestern gestorben, ferner 3 eingesegnete Schwestern, 7 Bei- und 14 Probeschwestern theils selbst ausgeschieden, theils aus verschiedenen Gründen entlassen worden sind, so kommen 29 Schwestern in Abgang und der Bestand am Schlusse des Jahres belief sich auf 222 eingesegnete, 79 Bei- und 49 Probeschwestern. Summa 350 Schwestern.

An Stelle der verstorbenen Oberin ist Schwester Emmy Lücke, seit 10. October 1893 der Schwesternschaft angehörend, am 31. Juli v. J. getreten. —

Acht junge Damen, welche vom Johanniter-Orden behufs Erlernung der Krankenpflege der Anstalt überwiesen worden waren, haben einen sechsmonatlichen Lehrcursus zu Ende gebracht, während am Schlusse des Jahres in der Absolvirung eines solchen ihrer vier noch begriffen und für das Jahr 1896 bereits vier angemeldet waren.

In die durch die Beurlaubung von Schwestern entstandenen Lücken ist eine ganze Reihe von „dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens“ ebenso bereitwillig als tapfer eingetreten. Dieselben haben es ermöglicht, die überall reichlich vorliegende Arbeit zu bewältigen.

Die Arbeit welche die Schwestern Bethaniens ausrichten, liegt theils in den verschiedenen Anstalten des Mutterhauses, theils auf den von dem Anstattsvorstande übernommenen, schon recht verschiedenartigen und daher mancherlei Gaben und Fähigkeiten erfordernden Arbeitsfeldern. Die dem Berichte beigefügte Uebersicht giebt dies zu erkennen, zu welcher vorher noch bemerkt werden mag, daß Bethaniens Arbeitsgebiet sich auch im Laufe des vergangenen Jahres mehrfach erweitert hat und zwar theils durch Uebernahme einiger neuer, theils durch Erweiterung der bisherigen Arbeitsfelder. — Ein neues Arbeitsgebiet bot sich zunächst im hiesigen Mutterhause selbst dar in dem am 22. October v. Js., als am Geburtstage Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Auguste Viktoria durch den Kgl. Wirklichen Oberconsistorialrath, General-Superintendenten Herrn Professor D. Erdmann feierlich eingeweihten neu erbauten zweiten Siechenhause. Zum Unterschiede von dem bereits vorhandenen älteren, fortan „Salem“ genannten, ist dieses mit dem symbolischen Namen „Elim“ bezeichnet worden. Ueber die Einweihung und Einrichtung dieses Hauses haben seinerzeit schon die öffentlichen Blätter eingehendere Berichte gebracht, so daß hier von einem solchen Abstand genommen werden darf. Bemerkt sei nur, daß in diesem Hause am Schluß des Jahres bereits 12 Schwestern beschäftigt gewesen sind. Ferner wurde neu übernommen am 2. Januar die Kleinkinderbewahr-Anstalt des Kinderbewahr-Vereins zu Brieg; am 1. Februar die Abtheilung für männliche Augenkranke in der Schlesischen Augenheilanstalt zu Breslau mit 1 Schwester; am 25. April die XIII. Diakonissenpflegestation des Berliner Lokalvereins des Ev.-kirchl. Hilfsvereins zu Schöneberg mit 4 Schwestern, zu denen noch eine fünfte nachgeschickt wurde; am 28. April die in Verbindung mit der ev. Gemeinde von dem Curatorium des von Lestwitz'schen adeligen Fräuleinstiftes zu Tschirnau, Kreis Guhrau, eingerichtete Gemeindepflege und Kleinkinderschule mit zusammen zwei Schwestern; am 15. September das neu erbaute Kreiskrankenhaus zu Lauban mit 4 Schwestern und am 17. November die von Herrn Fabrikbesitzer Rößler zu Schosdorf bei Greiffenberg i. Schl. eingerichtete Gemeindepflege mit 2 Schwestern. Verstärkt wurde dagegen nur die Gemeindepflege in der hiesigen St. Bernhardie Gemeinde durch eine Schwester. Es kamen mithin 16 Schwestern neu zur Verwendung.

In der Krankenheilanstalt Bethanien hierselbst wurden 1942 (425 männliche und 1517 weibliche) Kranke verpflegt. Von denselben konnten 1371 (70,6%) als geheilt und 234 (12%) als erleichtert entlassen werden, während 100 (5%) ungeheilt in andere Pflege übergingen, 128 (6,5%) starben und 109 (38 männliche und 71 weibliche) Kranke am Schlusse des Jahres als Bestand blieben. Die Zahl der Nachtwachen betrug 1541. — Sämmtliche Kranke erforderten 52 920 Verpflegungstage, so daß jeden Tag durchschnittlich 147 Pfleglinge in der Heilanstalt sich befanden und ein Pflegling durchschnittlich 27,2 Verpflegungstage genossen hat. 1536 gehörten der evangelischen Landeskirche, 7 der altlutherischen Gemeinde und 399 der römisch-katholischen Kirche an.

In den Siechenhäusern „Salem“ und „Elim“ haben zusammen 77 Pfleglinge in 16 547 Verpflegungstagen Verpflegung gefunden. Während in beiden Häusern durchschnittlich täglich 46 Pfleglinge sich aufhielten, entfielen auf je einen Pflegling 215 Verpflegungstage. Nachtwachen waren 445 nöthig. 11 Pfleglinge sind im Laufe des Jahres zur ewigen Ruhe eingegangen.

Die Poliklinik ist von 3660 Personen in Anspruch genommen worden. In 179 Fällen waren chirurgische Eingriffe nöthig, die sämmtlich einen günstigen Erfolg gehabt haben. — Die ärztliche Leitung der Poliklinik, sowie der beiden Siechenhäuser, führt Herr Stabsarzt a. D. Dr. Heinr. Körner. Derselbe ist in der Anstalt täglich von 9—11 Uhr vormittags anwesend.

Privatpflege wurde in 54 Fällen, und zwar theils in Breslau, theils in der Provinz, mit 541 Nachtwachen geübt.

Die Zahl der auswärtigen Stationen hat sich um 7, d. h. bis auf 107, vermehrt. In denselben waren 263 Schwestern thätig, die zusammen 27 271 Pfleglinge versehen und 12 453 Nachtwachen gehabt haben.

Werden zu diesen Summen noch die Pfleglinge in den Breslauer Anstalten gerechnet, so hat sich die Zahl derselben um 3258, d. h. von 29 746 im Jahre 1894 auf 30 004 im Jahre 1895 vermehrt.

Digitized by Google

Daneben haben jedoch die Schwestern sowohl im Mutterhause als auch auf den auswärtigen Stationen noch fleißig gewirkt in Sonntagsschulen (d. h. Kindergottesdiensten nach dem Gruppensystem, von denen die im Mutterhause durchschnittlich von 600 bis 700 Kindern besucht wurden); in Strick- und Flickschulen (die im Mutterhause zählte 200 Mädchen); in Jungfrauen-, Dienst- und Fabrikmädchen-Vereinen u. dgl. m.

Die Kassenverhältnisse Bethaniens in Breslau betreffend, so ist die Anstaltskasse im vergangenen Jahre nicht bloß in Folge des gewachsenen Anstaltspersonals, sondern vornehmtich auch durch die Vollendung und Ausstattung des zweiten Siechenhauses „Elim", sowie durch die unumgängliche Erweiterung der Anstaltswaschküche außergewöhnlich in Anspruch genommen worden. Die zum täglichen Lebensunterhalt der auf durchschnittlich täglich 360 Köpfe sich belaufenden Anstaltsbewohner hal außer einem aus dem Anstaltsfonds sich ergebenden Zinsenertrage von 25205,35 Mk. die christliche Liebe dargeboten. Die zu den vorstehend erwähnten Neu-, bezw. Erweilerungsbauten erforderlichen Geldmittel wurden zum größeren Theile durch zwei Capitalszahlungen gedeckt, welche die am 30. October v. J. verstorbene verwittwete Frau Agathe Neue, geborene Liedemann, im Betrage von 70 000 Mark und der bereits am 29. Juli 1893 verstorbene Particulier Herr Carl Gundermann im Belrage von 60 000 Mk. unter der Bedingung, daß seiner Ehegattin und seinem Adoptivsohn eine Leibrente von je 3000 Mk. auf Lebenszeit aus der Anstaltskasse gezahlt werden, mit dem Wunsche zur Verfügung gestellt hatten, daß diese Geldmittel zu der Erbauung eines zweiten Siechenhauses verwendet werden möchlen. Da jedoch zur Bestreitung sämmtlicher Baukosten noch etwa 30 000 Mk. erforderlich waren, so sind dieselben durch eine gekündigte Hypothek von gleichem Betrage vorläufig in der festen Zuoersicht gedeckt worden, daß die hierdurch in dem Fonds entstandene Lücke durch andere freundtiche Zuwendungen gewiß recht bald wieder werde ausgefüllt werden, da die Zinsen dieser Hypothek zum Unterhalte von Stiftungsbetten zur Verwendung kommen müssen.

Dem Berichte ist ein Verzeichniß der sowohl in der Krankenanstalt als in den zwei Siechenhäusern Bethaniens vorhandenen fundirten Freibetten wie der noch nicht vollständig fundirten Betten, unter Angabe der Stiftungssummen, sowie der Namen der Stifter und des Jahres in dem die Stiftung gemacht worden, beigefügt.

Danach besitzt Bethanien:

1. vollständig fundirte 38 Krankenbetten und zwar 37 mit 6000 Mk. und 1 mit 9000 Mk.
2. noch nicht vollständig dotirte 9 Krankenbetten,
3. vollständig dotirte 26 Siechenbetten, davon 21 mit 7500 Mk., 1 mit 9000 Mk.
4. noch nicht vollständig dotirte 9 Siechenbetten.

Die Einnahmen für 1895 stellen sich im Ordinarium auf 134 701 Mk. 82 Pf., die Ausgaben auf 135033 Mk. 26 Pf. Im Extraordinarium auf 91 705 Mark 12 Pf. die Einnahmen und die Ausgaben auf 87 773 Mk. 36 Pf.

Die Volksheilstätte des Rothen Kreuzes am Grabow-See bei Oranienburg.

Die Anfangs Mai dem Betrieb übergebene, vom Volksheilstättenverein des Rothen Kreuzes in Berlin gegründete Heilstätte für Lungenleidende liegt etwa 6 km nordöstlich von Oranienburg, das zur Zeit die Bahnstalion für dieselbe bildet und noch zum Vorortverkehr gehört. Ein regelmäßiger Omnibusbetrieb sichert die Verbindung zwischen Bahnhof und Anstalt für diejenigen, welche es nicht vorziehen, den durch Waldungen von Oranienburg dahin führenden Weg zu Fuß zurückzulegen. Später hofft man eine noch näher gelegene Bahnstalion bei Fichtengrund ober Schmachtenhagen, ebenfalls noch im Bereich des Vorortverkehrs, eröffnet zu sehen. Die Anstall selbst wird Posthilfsstelle; die Einrichtung einer Telegraphen- und Telephonoerbindung mil derselben ist eine Frage kürzester Zeit.

Das pachtweise von der Forstverwaltung überlassene, 10 ha große Anstaltsgrundstück, das durch die Güte des Herrn Schatzmeisters kostenfrei mit einem Drahtzaun nach außen abgeschlossen ist, befindet sich inmitten ausgedehnter, hochstämmiger Kiefernwaldungen dicht am Grabow-See, der seine westliche Grenze bildet.

Auf dem gesunden Untergrund reinen märkischen Sandes errichtet, ziehen sich die 25 Krankenbaracken mil je 8 Betten von dem Massiobau des Wirthschaftsgebäudes in zwei, einen spitzen Winkel bildenden Hauptlheilen nach dem Ufer des Sees hin, das etwas erhöht über diesem liegl und mit einem Kranz von Laubholz umsäumt ist.

Zwischen diesen beiden Schenkeln der Barackenstätte befindet sich ein für gärtnerische Anlagen bestimmter, baumbestandener Platz, seitwärts von ihnen werden Zelte und Kioske als Liegehallen für Liegekuren, als Ruheplätze für die kurgemäß Promenirenden errichtet. Außerhalb des Anstaltsterrains grenzt unmittelbar an dasselbe ein welliges, waldbestandenes Hügetland, das für die kräftigeren und genesenden Kranken das Uebungsfeld für Lungengymnastik bilden wird.

Fern von allem störenden Betriebe und menschlichen Ansiedelungen und doch nahe genug, um bequem erreichl zu werden, in der reinsten, staubfreien, kräftigenden Luft weiter Kiefernwaldungen, bietet die Anstalt besonders jetzt, mitten in Vogelsang und aufkeimendem, sprossendem Frühlingsleben der Natur ein Waldidyll, in dem die aus staubigen Arbeitsstätten hier zusammenströmenden Kranken seelische Erquickung und Aufrichtung finden werden, und in dem

Digitized by Google

alles gethan ist, daß sie aus Krankheitsnoth, die sie hier zusammenführt, auch körperlich zu neuem, schaffenskräftigen Leben gesunden können.

Dem sei noch einiges aus den Ordnungen und Aufnahmebedingungen der Heilstätte angefügt.

„Das durch die reichen Erfolge in Sanatorien für Lungenkranke erprobte Heilverfahren ist das hygienisch-diätetische. Es beruht im wesentlichen auf dem ständigen Aufenthalt des Kranken in reiner, staubfreier Luft bei angemessener körperlicher Bewegung, geistiger und körperlicher Beschäftigung, sowie auf einer reichlichen, dem Krankheitszustand angepaßten Ernährung. Es wird, soweit erforderlich, unterstützt durch medicamentöse Behandlung.

Aufnahme in die Volksheilstätte des Rothen Kreuzes finden männliche Lungenkranke, deren Leiden Aussicht auf Wiederherstellung oder erhebliche Besserung der Erwerbsfähigkeit bietet, und welche nicht mit einer anderen ansteckenden oder einer ekelerregenden Krankheit behaftet sind.

Die Bewerber haben einen behördlichen (Ortsbehörde, Krankenkasse, Versicherungsanstalt u. s. w.) Ausweis über ihre Person, sowie eine ärztliche Bescheinigung über ihren Krankheitszustand, insbesondere die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer wesentlichen Besserung der Erwerbsfähigkeit beizubringen und den Nachweis über die Sicherstellung der Pflegekosten zu führen.

Die Bewerber haben sich, soweit nicht besondere Vereinbarungen getroffen sind, einer endgültigen Feststellung der Aufnahmefähigkeit zu unterziehen und zwar nach ihrer Wahl entweder in der Poliklinik der Geheimrath Gerhardt'schen Klinik in der Königlichen Charité zu Berlin oder durch den leitenden Arzt der Heilstätte am Grabow-See zu jeder Zeit.

Die für Unterkunft, ärztliche Behandlung und Verpflegung in der Heilstätte zu entrichtenden Gesammtkosten betragen für jeden Kranken täglich 3 Mk. Hierin sind auch die Kosten für außergewöhnliche Verpflegungs- und Stärkungsmittel einbegriffen. Kassen, Anstalten, Behörden u. s. w., welche Kranke überweisen, rechnen allmonatlich postnumerando mit der Anstalt ab. Kranke, welche auf eigene Kosten oder auf Kosten anderer Personen in die Anstalt aufgenommen werden, entrichten den Betrag für 10 Tage im voraus. Scheidet der Kranke vor Ablauf der Zeit, für welche bereits Zahlung geleistet ist, aus, so erfolgt die Rückerstattung des verauslagten Betrages vom Tage nach dem Ausscheiden aus der Anstalt ab."

Die Deutsche Lutherstiftung.

Der unter dem Protectorate Seiner Majestät des Kaisers stehende „Central-Verein der Deutschen Lutherstiftung" bringt soeben seinen ersten Jahresbericht zur Versendung.

Danach haben die 19 Hauptvereine einen Zuwachs von sechs Zweigvereinen erhalten, sodaß die Zahl der Letzteren jetzt 179 beträgt. An Unterstützungen wurde im abgelaufenen Verwaltungsjahre die Summe von rund 39 000 Mk. gewährt, an welcher 190 Pfarr- und 408 Lehrer-Familien participiren. Seit seinem Bestehen hat der Verein zusammen ca. 375 000 Mk. Unterstützungen gezahlt. Die Einnahmen bezifferten sich auf ca. 10 500 Mk., die Verwaltungskosten auf 1000 Mk. das Capital-Vermögen der Lutherstiftung betrug beim letzten Kassenabschluß 331 000 Mk. Dem Vorschlage eines Zweigvereins, die Luthertage (Reformationsfest und Luther's Geburtstag) für die Stiftung nutzbar zu machen, soll durch Veranstaltung von geselligen Familien- und Gemeinde-Abenden stattgegeben werden. Dem aus 31 Mitgliedern bestehenden Central-Vorstande gehören die Herren Propst Freiherr v. d. Goltz (Vorsitzender), Oberbürgermeister Zelle (stellvertretender Vorsitzender) und Banquier Ludwig Delbrück (Schatzmeister) an.

Literatur.

Der Armen- und Kranken-Freund, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche, namentlich für die Armen-, Kranken-, Kinder- und Gefangenen-Pflege, zugleich ein Organ für den Rheinisch-Westfälischen Diakonissen-Verein. Herausgegeben von Georg Fliedner, Pastor in der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth. Verlag der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rhein. Mai-Juni-Heft 1896.

Inhalt: Vier heimgegangene Diakonissen. — Wie es mit dem Rettungswerk an den armenischen Waisen zugegangen ist. — Nachrichten aus Armenien III. — Gaben für die armenischen Waisen. — Die Fürsorge für die einwandernden Mädchen. — Pastor Dr. F. W. Merens †. — Anstalts-Chronik. — Gaben ungenannter Freunde.

Mittheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins. Herausgegeben im Auftrage des Vereins von Dr. O. Seesemann. Leipzig, in Commission bei K. Baedeker. 1896. Nr. 3.

Inhalt: I. Mittheilungen: Eine Fußtour in das Ostjordanland. Von F. Frank. — Bemerkungen und Nachträge. I. Von Professor L. Gautier. II. Von Clermont-Ganneau. III. Von Professor Nestle in Ulm. — Kurze Mittheilungen. — Israel auf einer altägyptischen Inschrift. Von Professor G. Steindorff. — Aus Zeitschriften. — II. Nachrichten.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Nr. 7 vom Juli 1896.

Inhalt. Bericht über die 540. Sitzung vom 19. Mai 1896. — Bericht über die 541. Sitzung vom 2. Juni 1896. — Form und Wirkung der Adelsentsagung nach den in Preußen geltenden Bestimmungen. — Jüdisches noch einmal. — Genealogische Miscellen. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Anfragen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 5. August 1896. **Nr. 32.**

Rudolf von Oppen-Schilden, Königlich Dänischer Kammerherr und Hofjägermeister, auf Haseldorf bei Uetersen in Holstein, Rechtsritter seit 1886, † zu Haseldorf 21. Juli 1896.

Jahres-Bericht
des Evangelischen Kirchenbau-Vereins für Berlin für das Jahr 1895/96.

(Fortsetzung.)

Daß zum Bau und zur Erhaltung der schönen alten und neuen Dome, zahlreicher Votiv-Kirchen, sowohl bei uns, als in anderen Ländern alle Confessionen beitragen — ich erinnere nur an den Kölner Dom und an die über 30 Millionen kostende Votivkirche in Wien für den noch regierenden Kaiser von Oesterreich — und daß für solche Kirchen allgemeine Lotterien veranstaltet werden, ist etwas, worin auch jene Presse nie etwas gefunden hat. Aber bei der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche mußte von ihr Alles, auch das Natürlichste und Geringste verdächtigt werden; sogar die Schönheit der Kirche, welche sonst überall Freude und Begeisterung erregt, wird gegen uns ins Feld geführt, als ob sie gegen den schlichten und bescheidenen Sinn des alten Kaisers verstöße. Ja wir sagen, gerade, weil der alte Kaiser in seiner Schlichtheit und Bescheidenheit so groß war, gerade deshalb haben wir ihm ein schönes Denkmal errichtet, und doch, wie einfach ist es noch im Vergleich zu anderen Votivkirchen. Selbst der großartige, patriotische Einweihungstag, der herrliche 1. September, hielt jene Leute nicht davon ab, abermals vereint mit dem socialdemokratischen „Vorwärts“ alle Schleusen des Unwillens und des Uebelwollens gegen uns zu öffnen, und da sie Neues nicht vorzubringen hatten, so mußte das Alte noch einmal in etwas anderer und gehässigerer Form herhalten. Ganz besonders aber schien ihnen dazu geeignet, eine — wenn auch schon seit zwei Jahren erledigte Begebenheit, eine Besprechung zwischen mir und dem socialdemokratischen Abgeordneten Singer. Da diese Sache im October vorigen Jahres bei meiner Klage gegen den „Vorwärts“ auch gerichtlich zur Sprache kam, so halte ich es für angemessen, Ihnen über den Hergang zu berichten. — Wie Sie wissen, hatte die Stadt Berlin wegen des vom Reiche für Kaiser Wilhelm projectirten Denkmals ein städtisches Denkmal aufgegeben. Deshalb unterhandelte unser Berliner Comité vertraulich durch mich schon vor Jahren mit dem Magistrat, in dem Wunsche, daß sich derselbe an der Erbauung der Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche betheiligen möchte. Die Anfangs günstigen Unterhandlungen geriethen wegen des Proeesses zwischen Stadt und Stadtsynode ins Stocken. Da aber diese Kirche in die Streitfrage nicht hineingezogen war, hofften wir, daß das Erinnerungsjahr 1895 zu einer günstigen Lösung führen könnte. Um einen Erfolg nach Möglichkeit zu sichern, wurde ich von unserem Comité, sowie auch von dem Comité der Kaiser Friedrich-Gedächtnißkirche beauftragt, von Neuem mit den städtischen Körperschaften vertraulich zu unterhandeln. Bei dem patriotischen Entgegenkommen des Magistrats war es uns der unsicheren Stimmung der Stadtverordneten gegenüber doppelt wichtig, eine Entscheidung im gegenseitigen Vertrauen und ohne peinliche Auseinandersetzungen herbeizuführen. Ich entschloß mich deshalb, mit vielen Stadtverordneten, vor Allem mit den Führern der einzelnen Gruppen, persönlich in Verbindung zu treten. Da Herr Singer Führer einer bedeutenden Gruppe ist, so mußte ich consequenter und ehrlicher Weise auch ihn aufsuchen, um nicht den Magistrat dem eventuellen Vorwurfe von Seiten dieser Gruppe auszusetzen, daß hinter ihrem Rücken die Verhandlungen geführt worden seien. Aus diesem Grunde ging ich im Jahre 1894 zu Herrn Singer. Nun sagten die Einen, ich hätte das aus Angst vor den Socialdemokraten gethan. Hätte ich mich aber vor Menschen und menschlichem Urtheile gefürchtet, dann wäre ich sicher nicht hingegangen. Andere sagten, ich hätte bei Singer und den Socialdemokraten um die Geldbewilli-

Digitized by Google

gung gebettelt. Dazu aber hätte ein so kindliches Vertrauen gehört, wie ich es leider nicht mehr besaß. Die Zeitung „Das Volk" sah es als ein Vergehen und etwas Unwürdiges an, überhaupt mit Stadtverordneten zu unterhandeln. Ich habe unter ihnen eine große Zahl würdiger, patriotischer Männer kennen gelernt, von denen die Zeitung „Das Volk" Treue und Achtung gegen Thron und Obrigkeit lernen könnte. Was ich bei Singer in unserem Interesse und im Interesse des Magistrats, vor Allem aber mit Rücksicht auf das Andenken des alten Kaisers erbat, war das, daß er unsere Wünsche von unserem Standpunkte aus anerkennen, daß er die von seiner Partei in der Stadtverordneten-Versammlung zu erwartende Opposition in sachlichen Grenzen halten, wenn möglich, eine Discussion verhindern möchte. Das hat Herr Singer versprochen und gehalten, und deshalb reut mich dieser Besuch nicht. Unser Berliner Comité war es dem Magistrate schuldig, Alles zu thun, um zu verhindern, daß das Andenken des großen Kaisers im Berliner Rathhause öffentlich herabgesetzt wurde. Vom Standpunkte des Christen aus, der auch den Feinden gegenüber kein Mittel der Versöhnung unversucht lassen soll, schien mir dieser Besuch noch weniger ein Unrecht zu sein. Wenn Leute jener Kreise, welche mich deshalb so scharf verurtheilt und solche Unwahrheiten damit verbunden haben, zu Socialdemokraten gehen und mit ihnen unterhandeln, dann werden sie wegen ihres Muthes, wie Daniel, der in die Löwengrube hinabsteigt, gepriesen und gefeiert. Ich verzichte hierauf gern, frage nur, warum man mir in einem solchen Falle nur Feigheit und schlechte Motive unterschiebt und mich als einen Verräther an der Kirche hinstellt.

Als ich im Gerichtssaale von Moabit den 25jährigen Erinnerungstag meiner Verwundung einsam verbrachte, hatte ich Zeit, über das eigenthümliche Geschick nachzudenken, welches über meinen kirchenbaulichen Bestrebungen schwebt und um deretwillen sich auch schon vor 25 Jahren die Schalen des Zornes über mich ergossen hatten. Die schwere Verwundung war eine Folge meines ersten Kirchenbauprojectes, als ich einen zu hohen Kirchthurm vor Paris zu verkleinern versuchte, weil von demselben aus die Franzosen ihren schweren Festungsgeschützen in St. Denis, welche uns jetzt allerdings vielfach friedlich als Glocken begrüßen, Signale gaben, um gegen unsere Vorposten, Tod und Verderben bringend zu donnern. Später, nachdem die Garde-Truppen St. Denis besetzt hatten, wurde mir in meiner Eigenschaft als Platzcommandant und als Souspräfect des Departements die ehrwürdige alte Kathedrale zur Ueberwachung anvertraut. Die Franzosen hatten die Gewölbe derselben als Pulvermagazin benutzt und die zahlreichen werthvollen Grab- und Kunstdenkmäler mit Gerüsten und Sandsäcken zum Schutze gegen Granaten haushoch eingedeckt. Bei meinem damals schon großen Interesse für kirchliche Baukunst schloß ich mich begeistert dem berühmtesten Kirchen-Architekten unserer Zeit, dem kunstsinnigen, liebenswürdigen alten Violet le Duc an und unterstützte ihn eifrigst bei dem Aufräumen, der Herrichtung und Instandsetzung, sowie vor Allem bei der Beaufsichtigung des unvergleichlich schönen Bauwerkes, wofür er und die würdigen alten Domherren mir mündlich und schriftlich wiederholt ihren herzlichsten Dank ausdrückten. Ueber vier Monate lang leitete ich die Angelegenheiten der Kirche und hütete sie wie meinen Augapfel. Orgelspiel und Chorgesang erhoben oft unsere des Krieges müden und nach der Heimath sehnsüchtigen Herzen. Aber einer der Aebte, Testory, der Bischofstrang hatte, tobte in blindem Hasse und, wie ich öfters feststellte, in Trunksucht gegen die Preußen und richtete gegen die Garde und gegen mich, wegen meiner Thätigkeit in der Kirche, die schmählichsten und beschimpfendsten Artikel. Er bediente sich dazu unter Anderem auch der Zeitung „Das Volk", d. h. des französischen „Le Peuple", und der „La Vérité". Als ich als Souspräfect ihn ernst zur Verantwortung zog, versprach er Widerruf, veröffentlichte aber statt dessen noch schändlichere Lügen, welche er an auswärtige Redacteure versandte, dabei aber entlarvt, von mir durch zwei handfeste Grenadiere in der Kathedrale arretirt, in einem der Forts mit acht Tagen strengen Arrests internirt und dann aus St. Denis ausgewiesen wurde. Da schrieb er, und das liest man noch jetzt in der in der Kathedrale zum Kauf ausgebotenen interessanten Beschreibung der Kirche, daß der Baron von Mirbach, ein adliger Trunkenbold nach preußischem Muster, in angetrunkenem Zustand in die Kirche eingedrungen sei und mit gezogenem Säbel seinem protestantischen Fanatismus durch Zerschlagen und Schändung der Königsgräber Luft gemacht habe. Weil er gegen diese Verwüstungen aufgetreten sei, wäre er von den Stufen des Altars seiner Kirche von mir erst in hartes Gefängniß geschleppt worden und hätte dann flüchten müssen. So bin ich von Jugend an in Kirchenbausachen an eine harte Beurtheilung gewöhnt. Testory hatte doch aber wenigstens noch einen Grund, sich über mich beschwert zu fühlen.

Die Zeitung „Das Volk" eifert gewaltig gegen die Socialdemokraten; aber jede Schmähung, jede Verdächtigung, welche der „Vorwärts" gegen uns brachte, war für die Zeitung „Das Volk" ein Evangelium.

Ich habe vor Gericht die verschiedenen Thatsachen und meine Ansichten klar und deutlich bekundet, ich habe den Angriffen des „Volkes" gegenüber darauf hingewiesen, daß es unseres Vereins und meiner nicht würdig sei, darauf irgendwie zu reagiren. Die Antwort des „Volkes" und ähnlicher Blätter, natürlich auch des „Vorwärts", war bezeichnend: sie benutzten, natürlich in einer Form, für welche sie ge-

Digitized by Google

richtlich schwer zu belangen waren, eine ungenaue, aber vollständig belanglose Angabe der Zeitungen über das Datum meines Besuches bei Singer, um meine eidlichen Aussagen in Zweifel zu ziehen und mir gewissermaßen einen fahrlässigen Meineid anzuhängen. Die genauen richtigen Angaben über meine Aussagen, welche fast alle Zeitungen brachten, verschwiegen sie natürlich. Mit der öffentlichen Hetze gegen unsern Verein und gegen mich ging Hand in Hand eine heimliche Hetze mit Drohungen und Anzettelungen aller Art, auch unter schlauer Beeinflussung einiger Preßorgane, und das wurde selbst bis in hohe Kreise hineingetragen. Wohin ein solches Treiben geführt hat, das beweist ein Artikel eines Blattes, welches Christenthum und Monarchie als Aushängeschild gewählt hat und in einem gemein und verächtlich gehaltenen, gegen den Kaiserlichen Hof gerichteten Aufsatz erzählte, daß jetzt sogar schon die Frauen der großen Geldjuden Berlins zu einem evangelischen Missionskränzchen hätten zusammentreten müssen und daß die Kaiserin mit ihren Damen sich an dem Kränzchen betheilige. Das ist das erste Mal — was selbst die gehässigsten socialdemokratischen Blätter noch nicht gewagt haben, daß man unsere theure, hohe Protectorin derartig behandelt. Um aber diese freche, boshafte Verlogenheit glaubhaft erscheinen zu lassen, waren in den Bericht überall bekannte Namen hineingebracht.

Das sind die Folgen jener ungerechten, von einer kirchlichen Presse ausgegangenen Angriffe und Verdächtigungen, an welchen sich eine Zeit lang sogar Blätter, wie die Kreuzzeitung, betheiligten. Wie aber die Gemüther verwirrt wurden, das zeigt ein erst kürzlich von einem Geistlichen geschriebener Zeitungsartikel, worin er sagt, man möchte doch aufhören, mich öffentlich anzugreifen, da unsere Arbeit doch wohl Gutes bezweckt habe, man möchte mich nur privatim warnen und mahnen! Wer Wind säet, erntet Sturm; und Manchem mögen jetzt endlich die Augen aufgehen. Niemals seit Jahren fand man auf jener Seite je auch nur die geringste Unterstützung, niemals ein Wort des Dankes oder der Anerkennung für die segensreichen großartigen Erfolge, welche unsere beiden Vereine durch die Hilfe des Königshauses errungen haben. Aber zur Ehre fast der gesammten übrigen Presse Berlins sei es gesagt, daß sich dieselbe stets objectiv und wohlwollend verhalten und uns häufig unterstützt hat. Ich bin persönlich mit den meisten Redacteuren schon seit Jahren in Verbindung getreten und spreche es mit Dank aus, daß ich bei ihnen für Wahrheit und Sachlichkeit stets ein offenes Ohr gefunden habe. Aber selbst dies war für unsere Gegner ein Grund zu Verdächtigungen. Sie können sich denken, wie die Angriffe gegen den Hof, unsere Vereine und hochstehende Persönlichkeiten in kleinen schlechten Provinzialblättern, dann aber auch in der katholisch-ultramontanen und in der französischen Presse mit Behagen und Raffinement besprochen und breitgetreten worden sind.

Die Frage liegt nahe: Was sollen wir gegen diese Dinge thun? Die Antwort ist einfach: Nichts. Die Zeit, für Gutes zu arbeiten, ist zu kostbar, um sie mit der Abwehr solcher Angriffe zu vergeuden. Klagen vor Gericht sind nicht nur äußerst zeitraubend und peinlich, sondern auch bei dem Stande unserer Gesetzgebung nachtheilig eigentlich nur für den Beleidigten. Unsere mit den mangelhaften gesetzlichen Bestimmungen meist recht bewanderten Gegner wissen genau, daß sie sowohl in ihrer Presse als noch mehr vor Gericht für einige zwanzig Mark nach Herzenslust schmähen und beleidigen können. Deshalb würden gerichtliche Klagen von unserer Seite ihnen nur äußerst willkommen und Wasser auf ihre Mühlen gewesen sein. Ein Kampf in der Presse ist wie ein Sprung in eine unergründliche Moorgrube. Wenn ich im September gegen den „Vorwärts geklagt habe, so geschah dies nicht, um unsern Verein oder mich zu schützen, sondern weil die Angriffe gegen den geliebten alten Kaiser und gegen die ihm von uns errichtete Kirche so maßlos waren, daß man eine Bestrafung erlangen mußte. Ein wahres und warnendes Wort an dieser Stelle sind wir unsern Vereinen und Freunden, aber auch denen schuldig, welche durch die Anschuldigungen gegen uns irre geführt und verwirrt worden sind.

Mit einem Worte muß ich noch der Menge derer gedenken, welche zwar nicht gar zu gefährlich, aber um so zahlreicher sind; es sind diejenigen Wohlhabenden, welche von uns um Gaben angegangen wurden, aber sehr wenig oder nichts gegeben haben, dafür aber um so freigebiger mit ihrer abfälligen Kritik sind. Unter diesen können und müssen wir uns noch viele Freunde gewinnen, und da darf man nicht ermüden und verzagen, denn man hat sie gewonnen, sobald es erst einmal gelungen ist, ihnen eine recht große Gabe abzunöthigen.

(Schluß folgt.)

Der Bettlerquell.

Nicht weit von Mailand, in einem herrlichen, von dunklen Cypressen und Oliven beschatteten und mit tausend rothleuchtenden Kamelien durchgeblühten Garten springt ein munter plätschernder Quell aus dem Marmorgeröll hervor, und gerade über der Stelle, wo es sich bequem aus ihm schöpfen läßt, steht in Stein gehauen die Gestalt eines Bettlers. Der Quell heißt weit und breit der Bettlerquell. Seine Geschichte erzählte uns die freundliche Signora, die Bewohnerin der herrlichen Villa, die zu dem Garten gehörte, als sie uns einen kühlen Trunk aus dem frischen Bächlein schöpfen sah. „Einst war es nicht so," sagte sie lächelnd, „daß ein Durstender hier sich erquicken durfte. Wenn es wahr ist, was man von meinem Ahnherrn erzählt,

Digitized by Google

der hier vor Zeiten gelebt, so war er ein stolzer, selbstsüchtiger Mensch, der seinen ganzen Reichthum für sich behalten und nichts abgeben wollte, nicht einmal einen Tropfen dieses Wässerleins, das doch ganz ohne sein Verdienst hier aus dem Felsen hervorquoll und so gerne Arme und Reiche erquickt hätte. Aber als er merkte, daß in der ganzen Umgegend kein solch frischer Trunk zu finden war, und daß hie und da ein Wanderer hier haltgemacht hatte, stellte er einen Wächter daneben, und wer kam, ward hart und ohne Erbarmen fortgewiesen. Nun geschah es eines Tages, daß die Engel im Himmel sich davon erzählten, daß auf Erden solch ein hartherziger Mensch wohne, der den Armen nicht einmal einen Becher kalten Wassers gönne, und eine der hellen Lichtgestalten konnte nicht glauben, daß dies wahr sei. Ich will hinabgehen zur Erde," sagte er, „und den Mann bitten, mich aus dem Quell trinken zu lassen." Und so legte der Engel ein Bettlergewand an, und verbarg seine goldenen Locken unter einer dunklen Kappe und näherte sich bittend eines Tages dem reichen Manne, als er gerade neben der Quelle stand. „Ich komme weit her," flehte er, „und bin fast verdurstet. Laß mich nur ein wenig von dem klaren Wässerlein dort schöpfen." Aber der Mann sah den Bettler verächtlich an. „Drunten im Dorfe ist Wasser genug," erwiederte er, „dies ist keine Quelle für Bettler." Der Engel bat noch einmal. „Der Weg ist noch weit, Herr habt Erbarmen. Wie könnt Ihr mir ein Tröpflein Wasser verwehren, da Ihr doch so reich seid!" Zornig wandte sich der Herr zu seinem Diener. „Werft den elenden Bettler aus meinem Garten hinaus," rief er, „das Wasser ist mein, und kein anderer soll davon trinken." Da plötzlich fiel das Bettlergewand ab, und die goldigen Locken kamen zum Vorschein. Zwei lichte Flügel entfalteten sich, und mit einem Gesicht, so traurig, daß der reiche Mann die Augen davor niederschlagen mußte, schwebte die Engelsgestalt hinauf zu dem blauen Himmel. Der Diener fiel erschrocken zu Boden. Ueber seinen Herrn aber kam ein Zittern, denn er wußte plötzlich, daß er einem Engel einen Trunk Wasser verweigert, und sein Gewissen begann sich zu regen. In diesem Augenblick fühlte er einen brennenden Durst, den nichts zu löschen vermochte. Er trank den kostbarsten Wein aus seinem Keller, aber der Durst wich nicht. Er beugte sich herab zur Quelle, die er hatte für sich allein haben wollen, der Durst blieb derselbe. Er, der nie sich einen Wunsch versagt, vermochte nun nicht einmal, seinen Durst zu löschen. Er wollte gut machen, was er begangen. Reiche Almosen wurden an seiner Pforte ausgetheilt; der Quell wurde nicht mehr bewacht, ja, ein Becher hing daneben und lud die Vorübergehenden zum Schöpfen ein. Aber der Fluch wich nicht von ihm. Der Mann, der jung war, als ihn der Engel um Wasser bat, wurde alt und grau — der quälende Durst blieb derselbe —, und als Greis von achtzig Jahren saß er gebrochen und traurig am Quell, und eine Thräne nach der anderen rann aus seinen Augen. Da nahte sich eine Bettlerin in braunem Pilgerkleide und barfuß dem Bächlein. „Ich komme von weit her," flehte sie schüchtern, „und bin sehr durstig. Darf ich trinken?" „In Gottes Namen, liebe Frau," lautete die Antwort. „Niemand verwehrt es Euch. Einst habe ich einem Engel einen Trunk abgeschlagen, — doch das ist lange her. Trinkt, so viel es Euch gefällt, und dann betet für einen armen Verdursteten." Und er reichte ihr den Becher. Die Bettlerin kniete nieder und füllte ihn mit dem kühlen Naß. Anstatt aber selbst zu trinken, hielt sie ihn dem Greis an die Lippen „Trink," sagte sie leise „und dürste nie wieder." Und der alte Mann trank und trank, — er fühlte den brennenden Schmerz in seinem Halse schwinden; zum ersten mal seit vielen Jahren war es ein wirklicher Labetrunk, den er genoß. Er faltete die Hände, und wie er die Augen hob, sah er wie damals das Bettlergewand zur Erde fallen und eine lichte Engelsgestalt mit freundlichem Lächeln gen Himmel schweben. Vor seinem Tode ließ mein Ahnherr noch die Quelle in diese Marmorschale fassen," schloß die Signora, „und zum ewigen Andenken die Gestalt eines Bettlers hier errichten. Seitdem heißt der Quell der Bettlerquell, und nie ist Jemandem ein Trunk daraus verwehrt worden." Verstehst du diese Geschichte? Weil du dir und allen, sowohl Gott als Menschen, die schuldige Liebe versagst, darum kann nichts dich befriedigen, du leidest Qual in deiner alles Bessere versengenden Eigenliebe. Hast du aus dem dich umgebenden Elend noch nie die Stimme gehört: „Gieb mir zu trinken?" Und hast du nie erwogen, wer es ist, der dich in dem armen nothleidenden Bruder bittet? Wahrlich, wenn du erkenntest die Gabe Gottes und wer es ist, der zu dir saget: Gieb mir zu trinken, du bätest ihn, und er gäbe dir lebendiges Wasser. Auch aus dem Nothschrei so vieler christlicher Werke redet dein Herr recht deutlich wie einst zu dem samaritischen Weibe zu dir: „Gieb mir zu trinken." Möchtest du da auch manchmal bedenken, wer es ist, der dich bittet, auf daß du ihn bätest und er dir reich und überreich von dem lebendigen Wasser gäbe, das auch ins ewige Leben quillet. (St. Michaelsbote.)

Mäßigkeitstag in Kiel.

Früher galt die Mäßigkeitssache als sehr unpopulär; daß sie das nicht ist oder wenigstens jetzt nicht mehr ist, beweisen die deutschen Mäßigkeitstage, wie wir die jährlichen Versammlungen des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke kurz nennen wollen. Voriges Jahr tagte man in der großen Biermetropole München mit merkwürdig gutem Erfolge; diesmal war Kiel ausersehen, und nicht weniger als 4 Versammlungen fanden dort vom 6. bis 8. Juli gute Aufnahme. Am 6. Juli traten die Mäßig-

Digitized by Google

keitsfreunde der Prooinz Schleswig-Holstein zusammen und hörten von Präsident von Rosen aus Schleswig und Propst Kier aus Tondern interessante Berichte über die bisherige Arbeit. Daß das Trunksuchts-Uebel in der Provinz groß ist, und was man dagegen nach vielen Richtungen thun kann, war ganz vortrefflich ausgeführt in einer Festschrift, die der Kieler Ortsverein dem allgemeinen deutschen Mäßigkeits-Verein überreichte; dreißig Fachmänner hatten eine provinziale Socialstatistik und eine Schilderung lokaler und provinzialer Mäßigkeits-Thätigkeit darin zusammengetragen.

Am 7. Juli hielt der deutsche Hauptverein seine Vorstandssitzung. Daraus wollen wir nur hervorheben, daß der Verein agitiren will für Anbringung von zahlreichen Wasser-Trinkstellen in Städten und Dörfern, auf Promenaden, Gebirgswegen, Arbeitsplätzen u. s. w. und daß eine gemeinnützige Actien-Gesellschaft geplant wird, die sich die Verbreitung der alkoholfreien und alkoholschwachen Getränke und Einrichtung guter Wirthschaften und Cantinen zur Aufgabe stellen soll. Wichtig war auch die Zuwahl von Fräulein Ottilie Hoffmann aus Bremen in den Vorstand des Vereins, der bisher noch keine Dame besaß; man erkannte damit die großen Verdienste an die Frl. Hoffmann in Bremen und außerhalb sich um die Beförderung der Mäßigkeit erworben hat.

Am Abend fand große öffentliche Versammlung in Wriedt's Saale statt. Fünf Redner und eine Rednerin (eben Frl. Hoffmann) sprachen; Geh. Medizinal-Rath Bockendahl war Präsident. Der Vorsitzende des Vereins, Oberbürgermeister Struckmann aus Hildesheim, widerlegte die Vorwürfe der Gegner, Exc. v. Keudell, der bekannte frühere Botschafter, führte aus, warum er mitarbeite, Missionsinspector Dr. Zahn aus Bremen beantwortet die Frage: „Dürfen christliche Völker nichtchristliche zum Trunke verführen?„ mit einem kräftigen „Nein!“ Professor Otto Kamp aus Frankfurt a. M. wies auf Obst und Obsterzeugnisse als gute Hilfsmittel im Kampfe gegen den Trunk hin; Frl. Ottilie Hoffmann schilderte die Mitarbeit der Frau und Dr. Brendel aus München warnte vor dem bayrischen Bier. So konnte jeder Theilnehmer lernen und sich für neue gemeinnützige Gedanken erwärmen.

Am 8. Juli war die Hauptversammlung des Vereins. Er zählt jetzt gegen 9000 Mitglieder und erfüllt seine Aufgaben: Verbesserung der Anschauungen, Sitten, Einrichtungen und Gesetze in immer besserer, wenn auch immer noch recht unzulänglicher Weise, unzulänglich, weil seine Kräfte einem solchen Uebel noch längst nicht gewachsen sind. Er kann jetzt nur streben, möglichst viele unserer Landsleute vor der Unmäßigkeit zu behüten, und das gelingt durch das eine oder andere seiner vielen directen und indirecten Mittel doch in hohen Maße. Seine gemeinnützige Thätigkeit findet denn auch viele Anerkennung. Es waren unter den Gästen Vertreter des Oberpräsidiums und anderer hoher Behörden; sehr freundlich begrüßte den Verein Oberbürgermeister Fuß und Vizeadmiral Thomsen, Chef der Marinestation der Ostsee. Er erklärte: „der Alkohol ist nicht ein Feind, sondern der Feind der deutschen Nation.“ Auch verwandte Vereine waren vertreten, ebenso besonders die akademische Welt.

Die Referate beschäftigten sich alle mit dem Ersatz für schlechte Getränke und schlechte Wirthschaften und mit Bibliotheken. Herr Dr. Nörrenberg aus Kiel forderte öffentliche Bücher- und Lesehallen, Schriftsetzer Meyer aus Kiel die Einführung von Wasser-Trinkstellen auf allen Arbeitsplätzen, während Professor Kamp aus Frankfurt a. M. das Obst gegen den Alkohol verwandt wissen wollte und über die in Frankfurt kürzlich begründete Obstverwerthungs-Gesellschaft berichtete. Dann folgte eine Reihe von Berichten über gute Wirthschaften: Frl. Mathilde Lammers, Schwester des bekannten früheren Geschäftsführers August Lammers, begann mit England; Prof. Petersen folgte mit Schleswig-Holstein, Amtsrichter Dr. Leverkühn mit Lübeck, Dr. Brendel sprach über Hamburg, Frl. Hoffmann über Bremen, Professor Victor Böhmert über die Dresdener Volksheime, Dr. Möller berichtete über Bielefeld und Bürgermeister Klöffler über Kassel. In einer Pause, die dann eintritt, prüfte die Versammlung die vorzüglichen Fruchtsäfte („Fradas“) und das neue alkoholfreie Bier, was Dr. Nägeli aus Mombach bei Mainz kredenzen ließ. Danach wurden frühere Vorstandsbeschlüsse gutgeheißen, worin die Forderungen des Vereins zum Conzessionswesen formulirt sind. Der Verein beharrt übrigens bei seinem Verlangen nach einem großen Trunksuchtgesetze. Die letzten Verhandlungen bezogen sich auf innere Angelegenheiten des sichtbar erstarkenden Vereins, der übrigens zum Schluß auch noch von 500 dänischen Gesinnungsgenossen telegraphisch begrüßt wurde.

Wie viel Bier und Wein darf man trinken?

In neuester Zeit haben zwei deutsche Gelehrte eine wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage versucht, während man früher allgemein sagte: das hängt ganz von den Personen und Umständen ab. Die frühere Ansicht ist gewiß richtig, aber sie läßt doch noch die Frage zu: wieviel darf denn der gesunde, normale Mensch trinken? Beide Gelehrte, an die wir denken: Professor Moritz in München und Professor Ziehen in Jena, kommen ganz unabhängig von einander zu demselben Ergebniß. Der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke in Hildesheim hat ihre Abhandlungen veröffentlicht und versendet das Heft von Moritz gegen 10 Pfg., das von Ziehen gegen 20 Pfg., um diesen werthvollen und gemeinverständlichen Studien zur verdienten Verbreitung zu verhelfen.

Professor Ziehen sucht die Frage als Nervenarzt

Digitized by Google

zu beantworten, und schon dadurch gewinnt seine Schrift in unserem nervösen Zeitalter besonderes Interesse. Er schildert lehrreiche Experimente, die die Einwirkung des Alkohols auf das Nervensystem aufhellen und zieht dann seine Schlüsse. Den Genuß von Branntwein und Likören verwirft er gänzlich, weil sie neben dem minder schädlichen Aethyl-Alkohol so gut wie stets auch andere Alkohole, sog. Fuselöle, enthalten, die ganz schwere Nervengifte sind. Den Genuß von Wein und Bier hält er für erlaubt, denn warum sollten wir die eine Zeit lang erregende Wirkung des Aethyl-Alkohols nicht zur Belebung unserer Geselligkeit, zur Verbesserung unserer Stimmung verwenden? Dieser Wirkung im ersten Stadium verdankt der Alkohol größtentheils seine allgemeine Verbreitung, ihr gelten die Preisungen des Dichters. Umgekehrt ist die verlangsamende, lähmende Wikung des Alkohols bei weiterem Trinken offenbar direct schädlich und bietet keinen Vortheil als Ausgleich. Daraus folgt, daß für den gesunden, erwachsenen Menschen die äußerste Grenze des erlaubten Alkoholgenusses jedenfalls bei der Alkoholdosis liegt, welche das 1. Stadium eben noch zu voller Geltung bringt. Jede weitere Steigerung würde das 1. Stadium abkürzen und den Eintritt des 2. Stadiums im Gegensatz zu dem verfolgten Zweck und zum directen Nachtheil des Neroensystems beschleunigen. Diese Dosis liegt für den gesunden erwachsenen Mann bei 30—40 Gramm Alkohol. „Selbstverständlich gilt diese Dosis nur für den gesunden Erwachsenen. Das kindliche und das kranke Neroensystem sind für die nachtheiligen Wirkungen des Alkohols unendlich viel empfänglicher. Kinder bis zum 15. Lebensjahre sollten überhaupt keinen Alkohol in keiner Form und bei keiner Gelegenheit erhalten. Es ist geradezu ein Verbrechen — ich kann den Ausdruck nicht mildern —, wenn Kindern täglich ein bestimmtes Alkoholquantum verabfolgt wird. Es muthet den Sachverständigen geradezu lächerlich an, wenn er beobachtet, wie dieselben Eltern, welche über eine Cigarre im Munde eines 12-jährigen Jungen in die größte Entrüstung gerathen, demselben Jungen täglich sein Theil Bier vorsetzen. Ich will gewiß nicht das Rauchen der Kinder befürworten, aber ich möchte Sie nur daran erinnern, daß das kindliche Nervensystem unter dem gewohnheitsmäßigen Genuß selbst kleiner Alkoholdosen jedenfalls ganz ebenso sehr, wenn nicht noch viel mehr leidet. Wenn unserm Verein nur das Eine gelänge, dem gewohnheitsmäßigen Alkoholgenuß der Kinder zu steuern, so hätte er sich schon damit ein großes nationales Verdienst erworben.

In mancher Beziehung ähnlich wie das kindliche Nervensystem verhält sich gegenüber dem Alkohol auch das kranke oder durch erbliche Belastung zu Krankheiten prädisponirte Nervensystem. Es leidet gleichfalls ganz unverhältnißmäßig bereits unter kleinen Alkoholdosen. Deßhalb ist auch für den Nervenkranken oder zu Nervenkrankheiten Veranlagten völlige Alkoholenthaltung angezeigt.

Sehr interessant gestaltet sich der Einfluß des Alkohols auch nach stärkerer geistiger oder körperlicher Ermüdung. Er wirkt in solchen Fällen nämlich ungewöhnlich nachhaltig und intensiv. Es empfiehlt sich daher nach ermüdenden körperlichen oder geistigen Anstrengungen nicht bis zu der oben festgestellten höchsten Dosis den Alkoholgenuß auszudehnen.

Daß endlich der Einfluß des Alkohols von der Gewöhnung abhängt, ist allerdings unzweifelhaft, aber es ist durchaus und in jeder Beziehung irrig, anzunehmen, daß derjenige, welcher an den täglichen Genuß eines größeren Alkoholquantums gewöhnt ist und daher größere Quantitäten, wie man sich ausdrückt, vertragen kann, unter dem fortgesetzten Gebrauch solcher Quantitäten weniger leide. Es ist das Unglück vieler Leute, daß sie so viel vertragen können. Wie das Morphium gehört der Alkohol zu den Giften, an welche Angewöhnung eintritt; das bedeutet, daß bei fortgesetzten Gebrauch allmählich immer höhere Dosen nothwendig werden, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Je mehr und je öfter der Trinker trinkt, um so mehr verträgt er, d. h. um so höhere Dosen sind nothwendig eine bestimmte Wirkung, z. B. einen Rausch, zu erzielen. Daraus ergiebt sich die große Gefahr einer wachsenden Steigerung der Dosen. Ich halte es daher für besonders gefährlich, wenn ohne Ausnahme täglich ein relatio hohes Alkoholquantum genossen wird. Ein gelegentliches leichtes Ueberschreiten unserer höchsten Dosis erscheint mir daher weit weniger bedenklich als der tägliche Genuß dieser höchsten Dosis selbst. Man soll nicht durch Gewohnheit zum Sklaven eines Genußmittels werden. Schon um den Hirnganglienzellen zwischen den einzelnen Intoxikationen Zeit zur völligen Erholung zu lassen, sollte man gelegentlich Fasttage einschieben. Mein Rath würde also dahin gehen, auch bis zu der oben festgestellten höchsten Dosis nicht täglich hinaufzugehen, sondern öfters erheblich darunter zu bleiben.

Was bedeuten aber 30—40 Gr. Alkohol? Es bedeutet $^3/_{10}$—$^4/_{10}$ Liter eines gewöhnlichen Weißweins von 10 Procent Alkoholgehalt oder es bedeutet ein Liter Lagerbier von 3,5 Procent Alkohol. „Wer sich an diesen Maßstab nicht halten will, wird kein Hinderniß für seine Ueberschreitungen finden. Er soll nur die Gefahren kennen, welche er läuft, und es müßte ein Thor sein, der diese Gefahr ignoriren wollte."

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 12. August 1896. Nr. 33.

Wilhelm Freiherr von Keffenbrinck-Ascheraden, Rittmeister a. D., auf Keffenbrinck bei Tribsees in Pommern, Rechtsritter seit 1880, † zu München 27. Juli 1896.

Jahres-Bericht

des Evangelischen Kirchenbau-Vereins für Berlin für das Jahr 1895/96.

(Schluß.)

Unsere weitere Arbeit.

So ist das Werk unserer beiden Vereine in Stürmen und Wettern, wie eine echte deutsche Eiche festgewurzelt und zu einer Größe und Schönheit gediehen, wie sie keiner von uns heute vor acht Jahren bei Gründung des Evangelisch-Kirchlichen Hilfsvereins und heute vor sechs Jahren bei Gründung des Kirchenbau-Vereins erwarten konnte. Wort Gottes und Nächstenliebe leuchtet darüber als Ehrenkrone, in schöner Weise versinnbildlicht durch die himmelanstrebende Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche, welche mit ihren gewaltigen Glocken- und Orgeltönen Tausende und Abertausende zu ernster und froher Andacht ruft, und durch die 16 Dialonissen-Stationen, bei welchen über 100 Schwestern und 5000 Frauen und Jungfrauen Berlins unter ihrer Kaiserin Tag und Nacht in stiller, hingebender Arbeit für die Armen, Kranken und Verlassenen wirken und sorgen. Unbeirrt, fleißig und hilfbereit muß weiter gearbeitet werden. Zunächst gilt es, das noch Fehlende für die Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche sicherzustellen und allmählich die Mittel zu einem Gemeinde- und Pfarrhause zu schaffen. Wir hoffen, daß hierzu die neue Gemeinde, aus deren Mitte verhältnißmäßig noch äußerst wenig geschehen ist, thatkräftige Unterstützung leisten wird. Die schönste und vornehmste Kirche Berlins bedarf bei den theuren Miethen in jener Gegend einer würdigen Wohnung, wenigstens für den ersten Pfarrer, den Küster und einen Kirchendiener, sowie einiger Räume für Diakonissen und sonstige Gemeindezwecke. Wegen billigen Erwerbes eines passenden Baulandes sind Unterhandlungen bereits eingeleitet. Im Interesse der Kirche ist von unserem Vorstande beschlossen, daß der Verein so lange Besitzer der Kirche bleibt, bis dieselbe vollendet ist. Es ist ferner, ebenso wie bei der Gnadenkirche, Fürsorge getroffen, daß, wenn die Kirche in den Besitz der Gemeinde übergeht, die künstlerische Ueberwachung und Instandhaltung und weitere Ausschmückung in der Hand einer kunstverständigen Kommission bleibt, welche aber nicht etwa über Mittel der Gemeinde verfügen darf. Die drei Geistlichen sind auf einstimmigen Beschluß der Gemeindekörperschaften der zuständigen Luisenkirche Charlottenburgs von Seiner Majestät dem Kaiser ernannt worden und Dank der einstimmigen Beschlüsse der Stadtsynode vom 1. April an angestellt. Küster, Glöckner, mehrere Kirchendiener sind nach Vereinbarung zwischen unserem Vorstande und den genannten Körperschaften interimistisch eingesetzt, und seit dem 1. September vorigen Jahres hat die regelmäßige Benutzung der Kirche zu Gottesdiensten und kirchlichen Handlungen stattgefunden. Durch Kirchenconcerte ist unsere herrliche kirchliche Musik auf den ihr gebührenden Platz gestellt und ihre tiefe Bedeutung durch den begeisterten Beifall, welchen sie gefunden hat, täglich mehr zur Geltung gebracht worden. So werden die demnächst zu wählenden Gemeindeorgane, soweit es sich von unserer Seite machen ließ, für Alles einen guten und geregelten Betrieb vorfinden.

Bei den unserem Vereine noch obliegenden Pflichten wird er zunächst davon Abstand nehmen müssen, noch weiter selbstständig oder mit großen Zuschüssen Kirchen zu bauen. Nur für eine — wenn ich so sagen darf — Art von Votiv-Kirche zur Erinnerung an die Kirchbauzeit ist schon ein kleiner Stammfonds gesammelt. Es fehlen in Berlin allerdings, um, wenn auch nicht normale, so doch der Großstadt entsprechende Gemeindeverhältnisse herbeizuführen, etwa 15 Kirchen. Die großen Parochien sind getheilt; die größte St. Marcus, welche vor vier Jahren nur eine Kirche besaß, hat jetzt fünf Kirchen. Der jährliche Zuzug, welcher bei Begründung unseres Vereins noch auf

Digitized by Google

jährlich 50000 Evangelische geschätzt wurde, hat zum Glück bedeutend nachgelassen. Im Innern der Stadt fangen zwei bis drei Gemeinden an auszusterben. Ihre Gotteshäuser lassen sich gut zu anderweitig wünschenswerthen kirchlichen und gottesdienstlichen Zwecken verwenden. Es ist daher eine zeitgemäße Erwägung, wie man mehrere der zu klein gewordenen Gemeinden des Centrums miteinander verschmilzt und die freiwerdenden großen Vermögen nach der kirchenarmen Peripherie der Stadt verpflanzt. Es steht zu hoffen, daß die Stadtsynode sich bald in die Lage bringen wird, die noch vorhandene Kirchennoth zu beseitigen. Durch den Hinzutritt von Charlottenburg in den Verband der Stadtsynode, was dem opferbereiten Vorgehen der kirchlichen Organe Charlottenburgs zu danken ist, werden die kirchlichen Einnahmen Berlins nicht unbedeutend vergrößert. Vor Allem aber ist es mit aufrichtiger Freude zu begrüßen, daß es scheint, als ob der Conflict zwischen Stadtsynode und Magistrat durch einen Vergleich sich beseitigen lassen werde und dadurch der kirchliche Friede in Berlin auf einem wichtigen Gebiete hergestellt wird. Möchten die Betheiligten sich diese ernste Sache als eine Pflicht aus tiefstem und versöhnlichem Herzen angelegen sein lassen. In allen kirchlichen Parteien wird die Nothwendigkeit einer geringen Erhöhung der Kirchensteuer anerkannt. Eine solche Erhöhung von 10 pCt. z. B. auf 15 pCt. bedeutet für die betreffenden Steuerzahler unendlich wenig, aber für das Wohl der Kirche unendlich viel und ist im Vergleich zu den Steuern zahlloser Gemeinden, welche zwischen 20 und 200 pCt. betragen, noch immer eine sehr geringe Kirchensteuer. Würden sich die kirchlichen Parteien hierzu entschließen, so wäre in wenigen Jahren die Kirchennoth Berlins beseitigt. Unser Verein kann dabei zum Segen der Gemeinden energisch mithelfen, indem er das Verständniß für die kirchliche Noth in immer weiteren Kreisen weckt, indem er sich wie bisher bemüht, billig oder unentgeltlich Bauplätze zu beschaffen, und, wie dies im vorigen Jahre hier betont wurde, den Bau von Gemeinde- und Pfarrhäusern anregt und unterstützt.

Die alte Klage über Beseitigung und Veränderung der complicirten, schwerfälligen, Zeit und Kosten in Anspruch nehmenden, die Opferwilligkeit lähmenden Baubestimmungen, welche namentlich da in Anwendung kommen, wo ein Königliches Gnadengeschenk bewilligt ist, müssen wir immer wieder von Neuem erheben und den betreffenden Behörden zur Berücksichtigung ans Herz legen. Die zur Behandlung dieser Fragen fast gleichzeitig mit der Begründung unseres Vereins auf Anregung Seiner Majestät des Kaisers berufene Commission scheint mit dem schnell dahineilenden Strome der Zeit auch in den Strom der Vergessenheit herabgesegelt zu sein. Aber trotzdem müssen wir es mit herzlichem Dank gegen die Behörden bekennen, daß unsere bezüglichen Wünsche immer volle Berücksichtigung und Unterstützung gefunden haben, die Praxis fast immer über die Theorie gesiegt hat und die antiquirten Bestimmungen in jedem einzelnen Falle durch Ausnahmebestimmungen verbessert oder ersetzt worden sind. Aber zu beklagen wäre es, wenn die reichen praktischen Erfahrungen aus der regen Kirchbauzeit, wie sie vielleicht niemals wiederkehrt, unverwerthet für die Zukunft blieben und als Ausnahmen den Registern der dunkeln Actenkammern zum Verstauben und Vergessen überantwortet würden.

So blicken wir zurück mit Dank gegen Gott, der unsere Arbeit sichtlich gesegnet hat, und mit Dank gegen viele treue Freunde und Helfer, abermals bereichert um die schöne Erfahrung, daß Versöhnlichkeit, gegenseitige Achtung, Duldung und Vertrauen das Gute fördert und mehrt, und daß Mißtrauen, Mißachtung und Kämpfe gegen anders Denkende und Fernstehende den Parteihader stets von Neuem anfacht und schürt und das Böse fördert und mehrt. Gegner werden wir ja trotzdem immer haben, namentlich, wenn wir weiter Etwas leisten. Das hat sein Gutes; Augen, Herz und Verstand werden wach gehalten; auch das Gold bedarf der Läuterung durch's Feuer. Aus den Kämpfen erkennen wir mit zunehmender Klarheit, wie in allen Parteien das Gute und das Böse hin und her wogt und miteinander ringt, wie deshalb die überlebten Parteien auseinander fallen und sich die guten Elemente in ihnen einander zu nähern suchen. Wer, wie wir bei unserer Arbeit, bestrebt ist, diese guten Elemente zu sammeln und zu verwerthen, der ist auf rechtem Wege und wird Gutes leisten können. Dazu aber gehört mehr denn je treue mit Opfern verbundene Arbeit, und die ernste Klage und Anklage tritt uns entgegen, daß das zur Bekämpfung der bösen Mächte wirksamste und segensreichste Mittel, die opferbereite hingebende Liebe, am wenigsten angewendet wird. Mit größerem, heiligerem Ernste sollen wir uns täglich vorhalten, daß mit schönen Worten und guten Absichten nicht geholfen wird, sondern daß es ganz besonders von uns Wohlhabenderen gilt, wenn wir wirklich unserem Volke Segen schaffen wollen, zu beten und zu arbeiten, Schätze zu sammeln für den Himmel, dadurch, daß wir von den irdischen Gaben und Schätzen als gute Haushalter gern und reichlich opfern, daß wir das Böse nicht mit Bösem, sondern mit Gutem überwinden. „Denn so wir nur die lieben," sagt das Wort Gottes, „die uns lieben, so thun wir nicht mehr als die Heiden." Wie weit wir aber davon ab sind, unsere Pflichten als Christen zu erfüllen, das fühlen wir bei dem Gebet: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. In diesem Sinne wollen wir wirken, wir wollen festhalten an dem, was von Anfang an bis heute unsern Verein geschützt und gesegnet, sich in schönster Weise an ihm erfüllt hat, an dem Trost

Digitized by Google

und Kraftworte: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet," und an der verheißungsvollen Zusage: „Den Aufrichtigen läßt es der Herr gelingen."

Die deutschen Friedhöfe Roms.

Zwischen der Porta S. Paola und dem Monte Testaccio, zu den Füßen der Cestius-Pyramide und an der aurelianischen Stadtmauer entlang, die seine südliche Grenze bildet, liegt ein stiller, poetischer Platz, der dem deutschen Herzen besonders theuer ist: der protestantische Friedhof. Hier ruhen im Schatten mächtiger Pinien und eines dichten Cypressenwaldes viele Künstler, Gelehrte und andere hervorragende Männer germanischen Stammes, deren irdische Pilgerfahrt in der ewigen Stadt ihr Ende fand. Neben Deutschen und Schweizern liegen auch zahlreiche Skandinavier, Russen und Amerikaner, namentlich aber Engländer dort unter immer grünendem Laubdach und duftenden Blüthen gebettet; aber der Boden ist reichsdeutsch, die Verwaltung des Gottesackers, der durch sorgsame Anpflanzung und bedeutsame Umgebung wohl einer der schönsten der Erde ist, liegt in den Händen der deutschen Botschaft zu Rom. Neuerdings hat der Cimitero dei Tedeschi, wie ihn der Römer nennt, eine Erweiterung erfahren, die auch eine erhebliche Verschönerung desselben zur Folge haben wird. Seit fünfzehn Jahren hat die deutsche Botschaft mit der Gemeinde Rom um die Vergrößerung verhandelt. Die Stadt Rom hatte, um eine Straße zwischen dem ältesten, hart an der Cestiuspyramide gelegenen und dem gegenwärtig im Gebrauch befindlichen Theil des Friedhofes durchführen zu können, ursprünglich jenen denkwürdigen, ältesten Theil für sich in Anspruch genommen und ein entsprechendes Grundstück auf der anderen Seite gegen den Testaccio (dem seltsamen Scherbenberge) hin dafür in Tausch geben wollen. Da die Anlage neuer Straßen aber nunmehr wieder in weiter Ferne liegt, so hat die Stadt endlich in ein anderes Abkommen gewilligt, das den ältesten seit 1765 benutzten Theil einstweilen noch schont. Die deutsche Botschaft hat an der anderen Seite längst der antiken Stadtmauer ein neues Terrain von 4300 Quadratmetern der Stadt abgekauft und den älteren Theil vorläufig behalten, nur mit der Einschränkung, daß sie diesen dreißig Jahre lang der Stadt zum gleichen Preise, 5 Lire den Quadratmeter, zur Verfügung halten muß, für den Fall, daß die Stadt inzwischen ihre Straßenpläne ausführen will. Dann werden die dort befindlichen Gräber auf den neuen Friedhof übertragen werden müssen; für die nächste Zeit aber ist nun doch der älteste Theil mit seinen theueren Erinnerungen in seiner poetisch weihevollen Gesammtheit gerettet. Die Cestiuspyramide, die den klassischen Hintergrund bildet und zu deren Füßen sich das Gräberfeld ausbreitet, ist weniger imponirend, als wir sie uns bei einer Höhe von hundertdreizehn Fuß vorgestellt hatten. Aber sie liegt auch über sechszehn Fuß tief unter dem heutigen römischen Boden und dann schwächt die geringe Breite der Grundflächen (von neunundsechszig Fuß) und der dadurch entstehende, etwas spitze Winkel, unter dem die Seitenflächen oben zusammentreffen, den Eindruck der Gesammtmasse. Ein Künstler, der Aegypten bereist hat, bemerkte uns, daß die ägyptischen Pyramiden an der Spitze fast in einen rechten Winkel auslaufen. Diese Pyramide ist beiläufig das einzige antike Grabdenkmal, welches durch neurömische Barbarei unzerstört geblieben ist und seine prächtige Bekleidung von weißem Marmor behalten hat. — Vor derselben stehen in hohem Gras und Akanthusgebüsch gewaltige Pinien, zierliche Akazien und schlanke Lorbeerbäume. In ihrem Schatten ruhen zwei Kinder Wilhelm v. Humboldt's, des preußischen Gesandten beim päpstlichen Stuhl, Wilhelm, n. zu Jena, 5. Mai 1794, † zu Ariccia, 15. Aug. 1803; Gustav, n. zu Rom, 7. Januar 1806, † daselbst 12. Nov. 1807; nicht weit davon zwei in Albano verstorbene Kinder seines Nachfolgers Baron Chr. Karl v. Bunsen und Asmus Jacob Carstens, der hier 1798, erst vierundvierzig Jahr alt, fern von der Schleswig'schen Heimath, starb.*) Nahe dem Eingange bemerkt man noch das Doppelgrab des englischen Malers und Consuls Joseph Severn und seines in der Jugendblüthe verstorbenen Freundes, des Dichters John Keats, der sich selbst die sinnreiche Grabschrift schrieb: „Here lies one whose name was writtea in water!"

Der gegenwärtige Friedhof, der seit 1825 im Gebrauch ist, zieht sich gleich nebenan nach der Stadtmauer hinauf und bietet mit seinem üppigen Wachsthum und dem Hintergrunde der antiken Mauer einen unvergleichlich malerischen Anblick. Er ist vortrefflich gehalten, von Rosengängen durchschnitten, mit Cypressen, Lorbeeren- und Myrthengebüschen bepflanzt, durch deren Grün die weißen Marmordenkmäler schimmern, mit denen Liebe und Stolz so viele Hügel geschmückt haben. Unter den Monumenten fast lauter englische Namen von Lords, Baronets, Squires mit ihren Frauen und Kindern. Man sieht recht, welch' eine Bedeutung die englische Colonie in Rom gewonnen hat. Auch Shelley's Asche, der 1822 an der Riviera ertrank, liegt dort unter einer weißen Marmorplatte, die ihm sein Freund Byron setzen ließ. In wohlerhaltenen Zügen steht darauf die Inschrift:

Percy Bysshe Shelley
Cor Cordium
Natus iv Aug. MDCCXCII
Obiit VIII Jul. MDCCCXXII

Nothing of him that doth fade
But doth suffer a sea-change
Into something rich and strange.

Wohlgepflegte blühende Rosen umschirmen noch immer des Dichters Grab. Auf dem Denkmal der

*) Geb. d. 10. Mai 1754 zu Sl. Jürgen bei Schleswig.

Digitized by Google

unglücklichen Rosa Bathurst, Tochter des auf unbegreifliche Weise bei einer Reise von Wien nach Hamburg in den napoleonischen Kriegszeiten verschwundenen Lord Bathurst, welche als Krone der Schönheit in Rom bewundert, bei einem Spazierritt mit ihrem scheugewordenen Pferde in die Tiber stürzte und ertrank, stehen am Schluß der langen Inschrift die Verse:

Early, bright, transient, chaste as morning dew
She sparkled, was exhaled and went to heaven.

Unter den übrigen englischen Gräbern ist eines der jüngsten das des 1893 verstorbenen Botschafters Lord Vivian.

Es sei hier nur noch der bemerkenswertheften deutschen Gräber gedacht. Da erinnert eine Säule mit Medaillonbildniß und der Inschrift:

Goethe filius patri antevertens obiit anno XL.

an den einzigen Sohn unseres größten Dichters. Die Züge des Reliefs zeigen sichtbare Aehnlichkeit mit der erhabenen Gesichtsbildung des Vaters. Nicht weit davon hat der im selben Jahre verschiedene schwäbische Dichter W. Fr. Waiblinger seine letzte Ruhestätte gefunden. Auch der Sohn von Goethe's Lotte, der Hannoversche Ministerresident August Kestner, gestorben 1853, schläft hier den ewigen Schlaf. Von Diplomaten sind noch General von Willisen, von Busch, und Legationsrath Bartholdy zu nennen, unter den Gelehrten die Archäologen Emil Braun und der 1887 verstorbene Professor Henzen, Leiter des deutschen archäologischen Instituts, dessen treffliche Büste der Bildhauer Kopf angefertigt hat. Der deutschen Künstler, die hier ruhen, sind gar viele, vor allen der alte J. Chr. Reinhart, der poesievolle Darsteller italienischer Landschaft, dann der 1883 in Blindheit gestorbene Maler August Riedel, sowie Dreber, Schußler, Elsaßer, die Architekten Gottfried Semper, † 1879 und Paul Laspeyres, † 1881, der das Gebäude des deutschen archäologischen Instituts ausführte, und zahlreiche andere. Der deutsche Romreisende, der ihre Ruhestätten besucht, empfindet ein Gefühl lebhafter Befriedigung, wenn er sieht, wie sorgsam alles gepflegt und gehalten ist, welcher Reichthum von duftenden Blumen aus ihren Gräbern sprießt. Der Inspector des Friedhofes, dessen Vater und Großvater bereits an dieser Stelle schalteten und walteten, darf stolz auf sein Werk sein. Er erzählt den deutschen Reisenden gern, daß er die Blumen alle aus Erfurt kommen läßt und daß er jetzt eine neue Rosenart, Kaiserin Auguste Victoria, von dort bestellt hat, da die sonstigen beliebten Rosen nur französische Namen haben. Er kann sich aber auch rühmen, daß unter seiner Verwaltung die hygienischen Verhältnisse des Friedhofes stets musterhaft waren, und daß finanziell sehr weise gewirthschaftet worden ist.

Es läßt sich darüber streiten, was in erster Linie den heidnischen Eindruck hervorruft, den dieser christliche Kirchhof trotz seiner Kreuze und Sprüche noch heute macht. Ob die feierlichen Cypressenriesen daran schuld sind, deren Umrisse so sehr an das Boecklinsche Bild gemahnt, daß man glauben möchte, der große Meister habe nach dieser Gruppe seine Todteninsel skizzirt und nur statt der grünen, römischen Erde das Weltmeer sie umrahmen lassen — oder ob es die Pyramide ist, die ihren heidnischen Ursprung der Umgebung unauslöschlich aufprägt — oder der Goethe'sche Elegievers, der hier jedem unwillkürlich im Ohr klingt:

„Und Hermes führe mich später, Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab . . ."

Tiefe Schwermuth lagert über diesem unergründlichen Cypressendunkel. Die Hecken blühender Camelien, die in südlicher Ueppigkeit an den Mauern ranken, verschwinden darin, wie in einem feierlichen Geheimniß. Es hat etwas Beklemmendes, das Wandern unter diesen finsteren Riesenbäumen, deren ebenmäßig dunkte Färbung kaum von einem Sonnenstrahl beleuchtet wird. Wenn der Wind in den Zweigen rauscht und Wetterwolken sich thürmen, so glaubt man ein Requiem zu hören, ja man ist fast erleichtert, wenn das weiße Thor sich hinter einem schließt und man wieder in die Sonne hinaus tritt, die kaum Einlaß findet in das Schattendunkel dieser Bäume.

Nur einen einzigen Friedhof giebt es in Rom, der gesichert ist gegen die Umgestaltungen der Neuzeit, denen sich der eben beschriebene protestantische Friedhof nur durch einen Compromiß auf unbestimmte Zeit zu entziehen wußte, das ist der „Cimitero dei Tedeschi" — ein kleines Fleckchen Erde, an dem die meisten Besucher der ewigen Stadt achtlos vorübergehen, dem aber Sanct Peter's gewaltige Nähe seinen heiligen Schutz gewährt. Im Schatten der Weltkirche, der Sacristei gegenüber, liegt der grüne Garten friedlich am Wege, von Cypressen und Eukalyptus freigiebig beschattet, nur selten von Wanderern besucht, — am meisten noch von den deutschen Pilgern, die in der nahen Pilgerherberge zu Unserer Lieben Frauen in Campo santo Obdach fanden. Und doch ist seine Geschichte eben so alt wie die von St. Peter selbst, geht doch der Ursprung desselben auf die Longobardenschole (Scuola lombardo) zurück, deren Gründung gleich die der Angelsachsen, Franken und Friesen ins achte Jahrhundert fällt*) und unangetastet, unzerstört

*) Diese Peregrinschoten lagen alle vier bei der Peters-Kirche. Die der Sachsen wird auf das erste Drittel des 8. Jahrhunderts und den König Ina von Wessex zurückgeführt, während König Offa von Mercien die Stiftung erweiterte. Die ursprüngliche Kirche war der Maria gewidmet; aus dem mit ihr verbundenen Hospiz wurde unter Innocenz III. das Spital von Sta. Spirito, und der Name Sassia blieb der ganzen bis an die neuere Mauer und Bastei beim Thore Sto. Spirito der Posterula Saxonum des Mittelalters reichenden Region des Borgo. Daher heißt die in demselben Bezirk liegende Kirche San Michele in Sassia, die jedoch den Friesen gehörte und deren Ursprung gleich dem ihrer Schole am wahrscheinlichsten der Zeit Carl's des Großen angehört. Ungewiß ist die Zeit der Gründung der Frankenschole als deren Kirche man San Salvatore in Torrioni, so genannt nach den Thürmen der leoninischen Befestigungen, annimmt.

Digitized by Google

liegt er heute wie damals an derselben Stelle, ob auch Kampf und Vernichtung hundertmal an ihm vorüberbrausten, gerade, als hätte die heilige Erde vom Calvarienberge den kleinen Campo santo zu beschützen vermocht. Anno 1779 wurde er zur Bestattung von Deutschen und Niederländern bestimmt, wie die Inschrift am Eingangsthor meldet, durch Pius VI., jenem unglücklichen Papst aus dem Hause Braschi, denselben, den ein tragisches Geschick in's Exil wandern und dort sterben ließ.

Er hat dem kleinen Kirchhof eine schöne Gestalt gegeben und die deutschen Todten, die hier Ruhe fanden, haben wahrlich das wunderbarste und friedvollste Asyl, täglich umläutet von den Glocken des Petersdomes.

Der Friedhof hat Anfang der Siebziger Jahre neue Leidenstationsbilder nach den Zeichnungen Overbeck's erhalten und wenn man aus der Mitte des Gartens den Blick erhebt zu der lichten Bläue des Himmels, so haftet er gerade an dem wundervollen Rund der Peterskuppel, jenem vollendeten Meisterwerk Michel Angelo's, das nie ein Auge anzuschauen müde wird.

Zur Fürsorge für die weibliche Jugend in den großen Städten.

Diese ebenso wichtige als schwierige Arbeit ist erst neuerdings wirksam organisirt worden; ein vielversprechender Anfang dazu ist in Berlin gemacht worden, von wo aus man die Organisation nun über ganz Deutschland auszudehnen versucht. Zu diesem Zweck sucht der Centralausschuß für Innere Mission in Berlin alle mit ihm in Verbindung stehenden Vereine und Persönlichkeiten für die Sache zu interessiren und zur Mitarbeit daran zu gewinnen in einem Umschreiben vom 31. März d. J.

Zwar hat es bisher in den großen Städten an Veranstaltungen zur Sammlung und Bewahrung der weiblichen Jugend nicht ganz gefehlt; Jungfrauenvereine, Sonntagsvereine, Marthavereine, oder welche Namen sie tragen mögen, sind schon weit verbreitet; Marthahäuser, Mädchenheime u. s. w. öffnen gerne ihre Thore der heimathlosen weiblichen Jugend; aber die Mittel, die weibliche Jugend mit allen diesen nützlichen Einrichtungen bekannt zu machen und in Verbindung zu bringen, waren bisher ganz unzureichend; es blieb mehr oder weniger dem Zufall überlassen, ob ein Mädchen von diesen Einrichtungen Kenntniß erhielt und den Weg dahin fand; durch alle Plakate in Bahnhöfen u. s. w., durch Veröffentlichungen in der Presse, durch Belehrung seitens der Geistlichen und Lehrer konnten immer nur einzelne wenige erreicht werden, die große Masse der einwandernden weiblichen Jugend blieb davon unberührt. Auch der „Verein der Freundinnen junger Mädchen", dessen weitverzweigte und segensreiche Thätigkeit gewiß nicht unterschätzt werden soll, kann eben nur einzelne wenige in seine Fürsorge nehmen. Es ist also eine weitergehende Fürsorge nothwendig, und zwar auf dem Wege persönlicher Beeinflussung der zuziehenden weiblichen Jugend, der sogenannten Bahnhofsmission, über welche unsere Blätter in Nr. 20 des vorigen Jahrganges eine kurze Mittheilung gebracht haben, und welche im letzten Jahre nicht nur in Berlin, sondern auch in einer Reihe anderer großer Städte, z. B. Hamburg, Königsberg, Leipzig, Frankfurt a. M. sich in sehr erfreulicher Weise weiter entwickelt hat. Wie groß das Bedürfniß einer solchen Fürsorge ist, dürfte schon daraus erhellen, daß im Jahr 1894 allein nach Berlin 68 623 selbstthätige weibliche Personen gezogen sind, darunter 39 648 Dienstmädchen. Der stärkste Zuzug von Dienstmädchen nach Berlin findet in den Monaten April (5767) und October (7652) statt, in diese Monate fällt darum auch die Hauptthätigkeit der Bahnhofsmission, für welche eine berufsmäßige und 70 freiwillige Helferinnen zur Verfügung stehen. So leicht aber die weibliche Jugend es nimmt, in eine große Stadt zu ziehen, so groß sind die Schwierigkeiten und Gefahren, die dort gleich bei der Ankunft sie erwarten. So heißt es in einem Bericht über die Bahnhofsmission in Berlin: „Wer gleich uns es beobachtet hat, wie die unerfahrenen, arglosen Mädchen ohne Ziel und Halt, von dem Trubel verwirrt sind, der versteht, daß es vielfach keiner großen Ueberredungskünste bedarf, sie dazu zu bringen, daß sie willenlos einem folgen. Sehen Sie hier die Frau, wie sie einfach an dem Reisekorb des Mädchens anfaßt, um ihn ihr tragen zu helfen, während der Mund überfließt von Anpreisung der schönen Stellen, die sie zu vergeben hat. Oder dort die andere: sie geht auf ein äußerlich ansehnliches Mädchen freundlich zu, nimmt ihr das Miethsbuch, wie um zufällig einen Blick hineinzuthun, aus der Hand, läßt es aber schleunigst in die eigene Kleidertasche gleiten, indeß sie dem ängstlich fragenden Mädchen, welches vom Stettiner Bahnhof zu ihrer in der Gartenstraße wohnenden Tante will (kaum 10 Minuten weit), beschwichtigend entgegnet: der Weg dahin sei für den Nachmittag zu weit; sie möge nur ruhig bei ihr bleiben. Eine dritte, deren freundliche Worte, Versprechungen u. s. w. bei dem ihr gegenüber stehenden Mädchen kein Gehör gefunden, schickt sich an, da es nicht willig folgen will, Gewalt zu gebrauchen — sie packt das Mädchen am Kleide, schlägt und stößt es, bis die Bahnbeamten der lärmenden Scene durch Entfernung der Frau ein Ende machen. Konnten wir in diesen und ähnlichen Fällen verhältnißmäßig thatkräftig eingreifen, sei es um die Mädchen zu warnen oder ihnen durch die Polizei zur Wiedererlangung ihrer Bücher zu verhelfen, so waren wir andrerseits den nachstehend geschilderten Zuständen gegenüber völlig machtlos. Häufig wurden die Mädchen von abholenden „Bekannten" an ihren Körben weiter gezerrt, um uns ja nicht anzuhören. Instinktiv fühlen erstere, daß sich ihnen eine liebevolle, selbstlose Hand darbietet, aber

Digitized by Google

oft ließ man ihnen absichtlich nicht Zeit noch Ruhe, um auch nur ihre künftige Adresse nennen zu können. — Ebenso wurden Mädchen beobachtet, deren sich die Miethsfrauen als Zugmittel bedienten, um andere heranzulocken. Ist es ein Wunder, wenn sich auf die Versicherung solcher Abgesandten, daß bei Frau X. lauter gute Stellen für sie bereit seien, die Mädchen in ganzen Schaaren einfangen lassen? Noch betrübender war der Anblick der unter Bedeckung und Führung von Männern und Frauen ankommenden Mädchen, deren Transport in der That an „Menschenhandel" erinnert. Unter Lobpreisungen von der Herrlichkeit Berlins, den hohen dort gezahlten Löhnen u. s. w., werden die unerfahrenen, leichtgläubigen Mädchen von Agenten oder Agentinnen in den Provinzen angeworben, damit kein weiteres Besinnen möglich ihnen sofort die Miethsbücher abgenommen und sie endlich — absoluter Sicherheit halber — sogar herbegleitet. In vielen Fällen erlauben diese „Schlepper" nicht einmal die Annahme unserer Blätter oder schnitten Annäherungsversuche unsererseits mit dem Bemerken ab: die Mädchen hätten alle bereits ihre bestimmten Stellen. Eine Miethsfrau verscheuchte mich von der durch sie in Empfang genommenen 13köpfigen Schaar mit den Worten: „Alles meine Mädchen, kosten mich mein schweres Geld." (Reisegeld wird den Mädchen durch die Agenten bereits eingehändigt, nebst vollständigem Reiseplan.) Nicht zufrieden mit der bereits in den Provinzen gemachten Beute, suchen die mit Mädchen von auswärts kommenden Agentinnen, welche hiesigen Miethsbureaus „Material" zuführen, noch während der Eisenbahnfahrt ihre Fangnetze auszuwerfen. Wie wir es erlebten, waren Mädchen, die von hier wohnenden Verwandten abgeholt wurden, in solche unfreiwillige Obhut gerathen, aus deren Fesseln sie erst mit Hilfe der Polizei befreit werden konnten.

Daß angesichts solcher Zustände die Fürsorge, wie sie seitens der Bahnhofsmission der zuziehenden weiblichen Jugend zu Theil wird, höchst nothwendig und von unberechenbarem Segen ist, liegt auf der Hand. Man wird nur sagen müssen: es ist noch viel zu wenig, was geschieht; es sind bis jetzt nur einzelne wenige Städte, wo solche Fürsorgethätigkeit organisirt ist, und es ist in den Gemeinden, aus welchen der Zuzug nach den großen Städten stattfindet, noch viel zu wenig bekannt, daß solche Einrichtungen bestehen. Denn das kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Fürsorge dann erst in wirksamer Weise ausgeübt werden kann, wenn schon vor dem Zuzug nach der großen Stadt die Fürsorge eingeleitet ist. Dazu gehört mindestens rechtzeitige Anmeldung von Tag und Stunde der Ankunft, welche die Abholung auf dem betreffenden Bahnhof ermöglicht, noch besser freilich wäre eine vorherige Erkundigung über eine angebotene Stelle, ehe der Eintritt zugesagt wird, und zwar nicht bei den Vermittlungsbureaus, sondern bei denen, die in christlicher Liebe die Fürsorge für die zuziehende weibliche Jugend in den großen Städten übernommen haben; die Adressen derselben müßten nicht nur allen Geistlichen und Lehrern zugänglich gemacht, sondern überhaupt durch die Presse und auf jedem Wege unter der Landbevölkerung möglichst verbreitet werden. Die sogenannte vorangehende Fürsorge ist wichtiger und erfolgreicher als die „mitgehende" und „nachgehende." Als eine werthvolle Ergänzung und Förderung der Berliner Bahnhofsmission ist es daher anzusehen, daß neuerdings auch auf je einer größeren Station der nach Berlin führenden Eisenbahnlinien der Aufenthalt der Züge seitens der Helferinnen der dortigen Zweigvereine dazu benützt wird, um die durchreisenden Dienstmädchen anzusprechen, mit der Thätigkeit der Berliner Bahnhofsmission bekannt zu machen und auf die letztere vorzubereiten, auch ihnen Adressen und christliche Blätter in die Hand zu geben. Ueber diese Art der Fürsorge wird z. B. aus Bitterfeld berichtet: „Es waren bei der Bahnhofsmission in Bitterfeld am 1., 2. und 3. October betheiligt 2 Vorstands-Damen und 5 Mädchen des hiesigen Jungfrauenvereins. Dieselben waren je 2 zu 12 Zügen auf dem Bahnhof und haben 156 Blätter und die uns übersandten Mädchenzeitungen vertheilt. Die meisten der durchreisenden Mädchen nahmen unsern Liebesdienst sehr erfreut und dankbar auf; auch das mitreisende Publikum begrüßte die Einrichtung sehr freundlich, insonderheit diejenigen Personen, welche die den nach Berlin ziehenden Mädchen drohenden Gefahren kannten. Nur ein nach Berlin reisendes „Fräulein" lehnte kalt unser Anerbieten ab, und ein „Mädchen" wollte von dem „Mumpitz" nichts wissen. Manche Mädchen, z. B. eines aus Saarbrücken und ein anderes aus Naumburg a. S., gaben sich als Mitglieder von Jungfrauenvereinen zu erkennen und erklärten, daß sie die Jungfrauenvereine in Berlin aufsuchen und sich denselben anschließen würden. Ein anderes Mädchen, das mit den Berliner Verhältnissen bekannt war, sprach ihr Bedauern darüber aus, daß viele Herrschaften den Mädchen die Theilnahme an den Jungfrauenvereinen untersagten. Ein Schaffner hielt eine der Damen, weil sie so eifrig mit den durchreisenden Mädchen verhandelte, für eine Vermietherin, wurde aber durch Einsichtnahme der Legitimationskarte eines besseren belehrt und sprach seine Freude darüber aus, daß man dem Unwesen auf diese Weise steure."

Es ist eine unscheinbare Arbeit, die damit an unserer so sehr gefährdeten weiblichen Jugend getrieben wird im Dienste der erbarmenden Liebe; aber es gilt gewiß auch hier das Wort: Verachte und verdirb es nicht, es ist ein Segen drin.

(„Blätter für das Armenwesen.")

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 41. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 19. August 1896. Nr. 34.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankheitsfälle.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	71			
	Zugang pro . .	40			
		111			
	Abgang . . .	42			
	Bleibt Bestand	69	69	2 121	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	103			
	Zugang pro . .	71			
		174			
	Abgang . . .	85			
	Bleibt Bestand	89	89	2 938	90
3.	**Graß-Lichterfelde** (Siechen- und Altersversorgungshaus):				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	100			
	Zugang pro . .	113			
		213			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	202	202	6 024	140
4.	**Sternberg** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.)				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	52			
	Zugang pro . .	44			
		96			
	Abgang . . .	46			
	Bleibt Bestand	50	50	1 721	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	21			
	Zugang pro . .	31			
		52			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	25	25	811	50
6.	**Werbauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	45			
	Zugang pro . .	31			
		76			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	47	47	1 458	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	14			
	Zugang pro . .	19			
		33			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	13	13	500	50
	zu übertragen		495	15 573	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankheitsfälle.
	Uebertrag		495	15 573	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	35			
	Zugang pro . .	52			
		87			
	Abgang . . .	45			
	Bleibt Bestand	42	42	1 104	43
9.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	18			
	Zugang pro . .	20			
		38			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	20	20	631	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	62			
	Zugang pro . .	28			
		90			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	57	57	1 773	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	38			
	Zugang pro . .	34			
		72			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	41	41	1 212	60
12.	**Jüterbog**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	20			
	Zugang pro . .	27			
		47			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	25	25	752	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	38			
	Zugang pro . .	25			
		63			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	35	35	1 152	46
14.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	43			
	Zugang pro . .	37			
		80			
	Abgang . . .	44			
	Bleibt Bestand	36	36	1 247	60
	zu übertragen		751	23 444	861

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896.	Zahl der darin verhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		751	23 444	861
15.	**Prigwalk:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	24			
	Zugang pro . .	23			
		47			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	21	21	812	45
16.	**Zällichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	18			
	Zugang pro . .	16			
		34			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	15	15	555	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	23			
	Zugang pro . .	16			
		39			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	23	23	638	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	65			
	Zugang pro . .	59			
		124			
	Abgang . . .	49			
	Bleibt Bestand	75	75	2 171	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	25			
	Zugang pro . .	25			
		50			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	17	17	744	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	25			
	Zugang pro . .	1			
		26			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	25	25	796	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	40			
	Zugang pro . .	21			
		61			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	39	39	1 342	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	15			
	Zugang pro . .	18			
		33			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	14	14	538	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	26			
	Zugang pro . .	20			
		46			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	24	24	760	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	19			
	Zugang pro . .	13			
		32			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	16	16	534	41
	zu übertragen		1 020	32 334	1 376

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Januar 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896.	Zahl der darin verhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 020	32 334	1 376
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. Juli 1898 .	33			
	Zugang pro . .	41			
		74			
	Abgang . . .	47			
	Bleibt Bestand	27	27	1 143	52
26.	**Saaran:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	15			
	Zugang pro . .	16			
		31			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	13	13	506	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	12			
	Zugang pro . .	—			
		12			
	Abgang . . .	1			
	Bleibt Bestand	11	11	341	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	12			
	Zugang pro . .	5			
		17			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	10	10	328	20
29.	**Piane:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	25			
	Zugang pro . .	16			
		41			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	22	22	653	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	23			
	Zugang pro . .	27			
		50			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	20	20	564	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	7			
	Zugang pro . .	7			
		14			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	238	15
32.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. Juli 1896	18			
	Zugang pro . .	23			
		41			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	18	18	574	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus).				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	30			
	Zugang pro . .	—			
		30			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	30	30	930	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	23			
	Zugang pro . .	22			
		45			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	18	18	714	30
	zu übertragen		1 197	38 325	1 653

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankentage.
	Uebertrag		1 197	38 325	1 653
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	14			
	Zugang pro . .	3			
		17			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	9	9	340	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	7			
	Zugang pro . .	23			
		30			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	23	23	680	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	33			
	Zugang pro . .	41			
		74			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	40	40	1 129	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	23			
	Zugang pro . .	6			
		29			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	23	23	727	50
39.	**Otzenhausen:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	97			
	Zugang pro . .	82			
		179			
	Abgang . . .	80			
	Bleibt Bestand	99	99	3 123	104
40.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	49			
	Zugang pro . .	48			
		97			
	Abgang . . .	55			
	Bleibt Bestand	42	42	1 563	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	43			
	Zugang pro . .	17			
		60			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	39	39	1 279	45
42.	**Pfullingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	8			
	Zugang pro . .	8			
		16			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	7	7	271	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	19			
	Zugang pro . .	7			
		26			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	13	13	488	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	37			
	Zugang pro . .	24			
		61			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	43	43	1 241	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	22			
	Zugang pro . .	27			
		49			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	28	28	740	40
	zu übertragen		1 563	49 906	2 122

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. August 1896 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankentage.
	Uebertrag		1 563	49 906	2 122
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. Juli 1896 .	30			
	Zugang pro . .	16			
		46			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	20	20	794	36
	Zusammen		1 583	50 700	2 158

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1896 beträgt 1177, davon sind gestorben 82
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 139
geheilt 956
wie vor 1177.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Juni 1896** . . . . . 51 Kranke.
Zugang pro **Juni 1896** . . . . . 49 „
100 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 4 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 10 „
geheilt . . . . . 33 „
47 „

Bleibt Bestand am **1. Juli 1896**: . . . . 53 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 24 orientalische Christen, 18 Muhamedaner, 3 Drusen und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1896 beträgt: 1590.

Poliklinisch wurden 1285 Personen behandelt.

1. Emerich von Iványka de Dráskóz und Jordánsöld, K. und K. Oesterreichischer Wirklicher Geheimer Rath, Rechtsritter seit 1888, † zu Besnyö bei Gödöllö 26. Juli 1896.
2. Albrecht Freiherr von Hollen, Rittergutsbesitzer, auf Hohenwalde bei Eisenberg in Ostpreußen, Rechtsritter seit 1890, † zu Hohenwalde 6. August 1896.

Zur Thätigkeit des Johanniter-Ordens im Kriege 1870/71.

Vortrag, gehalten auf dem Rittertage der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu Breslau am 12. Mai 1896, vom Kammerherrn Freiherrn von Türcke, Rechtsritter des Johanniter-Ordens.

Meine Herren!

Unser verehrter Commendator hatte mich aufgefordert, für den heutigen Rittertag einen Vortrag über die Thätigkeit des Johanniter-Ordens im französischen Kriege 1870/71 zu übernehmen.

Er wird mir bezeugen können, daß ich mich redlich gesträubt habe, seinem Wunsche nachzukommen; ich hoffte, er würde einen Besseren finden.

Digitized by Google

Seit jener großen Zeit sind 25 Jahre verflossen; ich habe damals kein Tagebuch geführt, und war nur auf alte Briefe und unser Johanniter-Wochenblatt, sowie einen Bericht aus der Centralstelle des Königlichen Commissars angewiesen.

Je mehr ich mich in die Sache einarbeitete, desto mehr wuchs das Thema. Denken Sie nur an die große Ausbreitung des Kriegsschauplatzes — über die Hälfte von ganz Frankreich —, wo überall unsere Ritter gearbeitet haben; da wurde es mir immer klarer, daß es ein schwieriges Unternehmen ist, ein auch nur annähernd erschöpfendes Bild der Thätigkeit unseres Ordens in diesem Kriege zu geben, und ich muß Sie um Ihre große Nachsicht bitten. —

Wie Ihnen allen, meine Herren, wohl bekannt sein dürfte, ist in dem französischen Kriege der Orden nicht selbstständig aufgetreten. Die Johanniter arbeiteten, als ein allerdings hervorragender Theil der freiwilligen Krankenpflege, neben und mit den Maltesern, dem Central-Comitee zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger und anderen Vereinen, aber nur unter einer Leitung, und zwar unter der des Königlichen Commissars und Militär-Inspecteurs der freiwilligen Krankenpflege.

Dieses Amt hatte Seine Majestät der König bereits vor dem österreichischen Kriege creirt und unter dem 31. Mai 1866 unseren damaligen Ordenskanzler, Grafen Eberhard zu Stolberg, zu diesem neuen Amte berufen. Schon damals waren alle wichtigeren Posten der freiwilligen Krankenpflege durch Johanniter-Ritter besetzt.

Der Krieg von 1866 war eine große Schule für die freiwillige Krankenpflege und für unseren Orden.

In der darauf folgenden Friedensperiode wurde unter der Initiative und dem Protectorate Ihrer Majestäten des Königs und der Königin stetig weiter gearbeitet.

Am 29. April 1869 wurde durch Allerhöchste Cabinets-Ordre die, noch heutige giltige, Instruction über das Sanitätswesen der Armee im Felde genehmigt. Da hierdurch auch die Thätigkeit des Johanniter-Ordens im Felde betroffen, resp. geregelt wurde, muß ich etwas ausführlicher darauf eingehen.

In § 64 dieser Instruction heißt es: „Die leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege ist der jedesmalige Königliche Commissar und Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege. Seine Aufgabe ist es, die Thätigkeit der Vereine und einzelnen Opferwilligen zu concentriren und jeder, dem Interesse der gemeinsamen Sache schädlichen Zersplitterung vorzubeugen."

Die freiwillige Krankenpflege durfte nicht selbstständig neben der amtlichen arbeiten, sie mußte vielmehr, um nicht hemmend und verwirrend auf das ganze Pflegewesen einzuwirken, dem staatlichen Organismus eingegliedert, von Staatsbehörden geleitet werden.

Es war Vereinen und Privatpersonen, mithin auch dem Johanniter-Orden, nicht freigelassen, auf selbstgewählten Wegen, nach eigenem Ermessen, ihre Hilfe den Verwundeten und Kranken der Armee zu bringen, es durfte dies nur in Genehmigung, resp. unter Leitung des Militär-Inspecteurs, im engsten Anschluß an die staatlichen Einrichtungen geschehen.

Lediglich diese Einfügung der freiwilligen Krankenpflege in den amtlichen Organismus hat auch den freiwilligen Helfern, Johannitern, Maltesern u. s. w. die Neutralität gesichert, die bekanntlich durch die internationale Genfer Convention vom 22. August 1864 nur dem amtlichen Sanitätspersonal gewährt worden ist.

Deshalb bestimmt die Instruction, „daß das Personal der freiwilligen Krankenpflege die Neutralitätszeichen zu führen hat", das ist die weiße Binde mit rothem Kreuz um den linken Arm, die unsere an sich schon trübselig aussehende Johanniter-Feld-Uniform nicht gerade verschönerte.

Die Instruction gedachte aber unseres Ordens in der ehrenvollsten Weise; es heißt darin, „der Königliche Commissar und Militär-Inspecteur ist ermächtigt, sich Organe zu bestellen. Diese Delegirten soll derselbe vorzugsweise aus der Zahl der Johanniter- und Malteser-Ritter wählen."

Als Aufgaben der freiwilligen Krankenpflege bezeichnet die Instruction:

1. Sammlung der freiwilligen Gaben in Depots, und Zuführung und Vertheilung derselben an die Feld-Lazarethe;
2. Gestellung des Begleitpersonals an Pflegern für die Transporte der Verwundeten und Kranken aus den Feld- und stehenden Kriegslazarethen nach den Reserve-Lazarethen;
3. Einrichtung von Verband- und Erfrischungsstationen auf den Bahnhöfen;
4. Bereithaltung von ausgebildeten Krankenpflegern und Pflegerinnen für die Feld- und stehenden Lazarethe;
5. Unterstützung der Reserve-Lazarethe durch Anlage von Vereins-Lazarethen, durch Uebernahme einzelner Zweige der Verwaltung in den staatlichen Lazarethen und durch Aufnahme von Reconvalescenten;
6. Vermittelung von Nachrichten an die Angehörigen verwundeter oder erkrankter Krieger durch Correspondenz, und Einrichtung eines Central-Nachweise-Bureaus in Berlin.

Unser Orden hat treu an allen diesen Aufgaben mitgearbeitet, stets unter der obersten Leitung des Königlichen Commissars, als welcher, zu größter Genugthuung und Freude der Schlesischen Johanniter, ein Mitglied unseres Convents, Se. Durchlaucht Fürst Pleß, durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 20. Juli 1870 ernannt wurde.

Zwei Tage später, am 22. Juli, erfolgte durch den Staatsanzeiger eine Bekanntmachung des Kriegsministers von Roon, in der es unter Anderem heißt:

„Der Allerhöchst ernannte Commissar ist die leitende Spitze der freiwilligen Krankenpflege. Bei Lö-

Digitized by Google

sung seiner vielen Aufgaben wird sich der Königliche Commissar der schon bestehenden Genossenschaften, des Johanniter- und Malteser-Ordens und des Central-Comitees des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger, als bereites Organ bedienen können."

Daß Fürst Pleß die vielen schweren Aufgaben in glänzender Weise gelöst hat, wird jeder gern bezeugen, der die Ehre gehabt hat, im französischen Feldzug unter ihm zu dienen.

Wenn ich nun zu der Organisation, nicht unseres Ordens, der, wie schon erwähnt nur einen Theil des Ganzen bildete, sondern zu der Organisation der gesammten freiwilligen Pflege übergehen darf, so nannte ich soeben bereits den Fürsten Pleß als den obersten Leiter, während Se. Durchlaucht der Herzog von Ujest durch Allerhöchste Ordre zum stellvertretenden Commissar und Militär-Inspecteur ernannt war, und Graf Maltzahn-Militsch zunächst Leiter der Centralstelle in Berlin wurde. In der zweiten Hälfte des August folgte Graf Maltzahn mit einem Theil des Personals nach Frankreich, um zunächst in Pont-à-Mousson, wo der spätere Minister Friedenthal stationirt wurde, in der zweiten Hälfte des October auch in Versailles, Centralstellen der freiwilligen Krankenpflege zu errichten.

Die Organisation der Landes-, Provinzial- und Bezirks-Delegirten übergehe ich, weil sie mit dem Johanniter-Orden weniger in Beziehung stand; ich nenne nur, als für uns Schlesier interessant, unsern damaligen Ober-Präsidenten und Commendator, den Grafen Eberhard zu Stolberg, als Provinzial-Delegirten von Schlesien; sein Stellvertreter war der Stadtrath Korn in Breslau.

Die freiwillige Krankenpflege bei der Armee im Felde war von Anfang an in der Weise organisirt worden, daß jede der 3 großen Armeen: 1 Armee-Delegirten — diese Herren mußten wenigstens Stabsoffiziers-Rang haben —, 1 General-Etappen-Delegirten und 1 Colonnenführer bekam. Nur die dritte Armee hatte 2 Armee-Delegirte. Für diese Posten wurden 7 Johanniter- und 3 Malteser-Ritter ernannt.

Es waren dies:

bei der 1. Armee:
- der Malteser Graf Boos-Waldeck als Armee-Delegirter,
- der Johanniter Freiherr von Zedlitz-Pischkowitz als General-Etappen-Delegirter,
- der Malteser Graf Stolberg-Brustawe als Colonnenführer;

bei der 2. Armee:
- Graf Theodor Stolberg als Armee-Delegirter,
- Durchlaucht Prinz Heinrich IX. Reuß als General-Etappen-Delegirter,
- Graf Theodor Solms-Sonnenwalde als Colonnenführer;

bei der 3. Armee:
- Graf Frankenberg-Tillowitz und Durchlaucht Fürst Putbus als Armee-Delegirte,
- Graf Görtz-Schlitz als General-Etappen-Delegirter,
- Freiherr von dem Knesebeck-Karwe als Colonnenführer.

Schon gleich nach den großen Schlachten im August mußte diese Organisation zum ersten Male geändert werden, da die Truppen nun in die Armee vor Metz, die 3. Armee und die Maaß-Armee eingetheilt wurden.

Bei der großen Armee vor Metz blieben als Armee-Delegirter Graf Theodor Stolberg, als General-Etappen-Delegirter Freiherr von Zedlitz-Pischkowitz und als Colonnenführer Graf Theodor Solms-Sonnenwalde, während der Armee noch 1 Malteser-Colonne unter Herrn von Witowski-Zawitz zugetheilt wurde. Die 3. Armee erhielt noch eine zweite Johanniter-Colonne unter Herrn von Frankenberg-Proschlitz. Bei der Maaß-Armee übernahm Prinz Reuß IX. das Amt des Armee-Delegirten, Graf Solms-Baruth-Golßen wurde General-Etappen-Delegirter und der Corps-Delegirte des 12. Sächsischen Armeecorps, Herr von Lüttichau, führte die Johanniter-Colonne.

Nach dem Falle von Metz und der Bildung neuer Armeen mußte Fürst Pleß auch diese 2. Organisation, wenigstens theilweise, wieder verändern.

Ich würde aber fürchten, Sie zu langweilen, meine Herren, wenn ich Ihnen nochmals alle die Armee-Delegirten, General-Etappen-Delegirten und Colonnenführer der nun gebildeten 6 Armeen aufzählen wollte; ich gehe daher nur in wenigen Worten zu dem letzten Theil der Organisation über.

Jedem unserer 13 Armeecorps, dem Großherzoglich Hessischen, den Großherzoglich Mecklenburgischen Truppen, der 1. Reserve-Division (v. Tresckow), der 4. Reserve-Division (v. Schmeling), den Königlich Württembergischen, den Großherzoglich Badenschen Truppen und den beiden Bayerischen Armee-Corps waren Armee-Corps- und Armee-Corps-Etappen-Delegirte zugetheilt worden, von denen ich Ihnen nur die Schlesischen Johanniter von Studnitz-Schönwald, Grafen Seherr-Weigelsdorf, Freiherrn von Gaffron-Haltauf und Herrn von Kardorff-Wadnitz nennen möchte.

Fast alle übrigen Johanniter-Ritter waren als Suddelegirte, Evacuations- oder Lazareth-Delegirte den General-Etappen-Delegirten zugetheilt worden.

Graf Eberhard Stolberg inspicirte vom 21. September bis 18. October persönlich auf dem Kriegsschauplatze seine Ritter, und war es ihm, wie er mir in Corny bemerkte, eine große Genugthuung, daß er seine Ordensritter sämmtlich in voller angestrengter Thätigkeit und die meisten in leitenden Stellungen vorgefunden hätte. Dies letztere hatte nicht etwa darin seinen Grund, daß wir Johanniter tüchtiger gewesen wären, als die anderen freiwilligen Helfer. Die freiwilligen Sanitäts-Corps, Nothhelfer-Colonnen,

Digitized by Google

Duisburger und Wichernsche Diakonie, Studenten-Corps ꝛc. hatten viele herrliche Männer, die mit aufopfernster Liebe gearbeitet haben; aber doch baten die meisten dieser Colonnen um einen Johanniter als Führer; denn zweierlei hatten wir vor ihnen voraus, unsere Uniform, die wenn auch, wie gesagt, nicht prunkend, uns doch den Franzosen gegenüber etwas in Respekt setzte; und dann waren wir durch unsere Lebensstellung als Officiere oder Gutsbesitzer mehr an Leiten und Commandiren gewöhnt, als die meist noch jungen Leute der Hilfscorps.

Die Malteser, die nur ausnahmsweise Uniform trugen, führten meist nur ihre eigenen Colonnen und beaufsichtigten ihre barmherzigen Schwestern, die sie nur höchst ungern unserer Leitung überließen. Einige Schlesische Malteser, wie Herr von Zawadzky-Jurtsch, als Adlatus des Fürsten Pleß, die Herren Graf Friedrich Stolberg und von Witowsky als tapfere Colonnenführer in manchem Granatfeuer, möchte ich aber doch hier namentlich aufführen.

Sollte es Sie, meine Herren, interessiren, die Namen der Schlesischen Johanniter zu hören, die im französischen Feldzug längere Zeit ihrer dienenden Ritterpflicht genügt haben, so will ich Ihnen gern die Namen, soweit als es mir gelungen ist, dieselben festzustellen, vorlesen.

Die meisten derselben weilen freilich, jetzt nach 25 Jahren, nicht mehr unter uns. Es waren, den den Buchstaben nach, die Herren:

von Beöczy-Schmograu, Graf Bethusy-Bankau, Freiherr von Buddenbrock-Planitz, Graf Carmer-Panzlau, von Debschütz-Koschperndorf, von Frankenberg-Proschlitz, Freiherr von Gaffron-Kunern-Haltauf, Freiherr von Gersdorf-Ostrichen, Freiherr von Gregory-Schlaupp, von Gregory-Kadlau, Assessor von Holstein-Breslau, v. Kardorff-Wabnitz, Oberstlieutenant Keck v. Schwarzbach, Freiherr von Kessel-Raake, von Kessel-Zöbelwitz, Oberforstmeister von Kleist-Liegnitz, von Köckritz-Thiergarten, von Köckritz-Mondschütz, Freiherr von Koltwitz-Langheinersdorf, von Lieres-Gallowitz, Graf Maltzahn-Militsch, Graf Pfeil-Kreisewitz, Durchlaucht Fürst Pleß, Pförtner v. d. Hölle-Steinborn, von Prittwitz-Henversdorf, von Prittwitz-Teschenau, General-Landschafts-Director Graf Pückler, Freiherr von der Recke-Gaffron, von Reinersdorf-Ober-Stradam, Durchlaucht Prinz Heinrich IX. Reuß, Freiherr von Richthofen-Randowshof, Freiherr von Richthofen-Carlowitz, Freiherr von Richthofen-Bogschütz, Graf Rittberg-Modlau, von Salisch-Kratzkau, von Sanden-Görlitz, von Scheliha-Zeffel, Graf Schladrendorf-Seppau, Freiherr von Seherr-Bischwitz, Freiherr von Seherr-Schollwitz, Graf Seherr-Dobrau, Graf Seherr-Weigelsdorf, Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, von Studnitz-Schönwald, von Teichmann-Pontwitz, Freiherr von Tschammer-Brunzelwaldau, Freiherr von Türcke-Schweinitz, von Woyrsch-Pilsnitz, von Wrochem-Brzesnitz, von Unruh-Woidnikowo, von Zastrow-Friedeberg, Freiherr von Zedlitz-Neukirch-Pischkowitz, Freiherr von Zedlitz-Neukirch-Kynau.

Ein Theil der Schlesischen Johanniter diente während des Krieges activ in der Armee oder wurde bei der Mobilmachung eingezogen, so unser jetziger Commendator, der eben auf seinen Gütern Lazarethe eingerichtet hatte, und mit einer Colonne von Diakonen und Krankenwärtern sich auf dem Wege nach Frankreich befand, als er telegraphisch als Adjutant des stellvertretenden Chefs des großen Generalstabs nach Berlin einberufen wurde. Mehrere Schlesier, die im Jahre 1870 noch nicht Johanniter waren, haben in Frankreich in hervorragender Weise mit uns Ritterdienste geleistet, wie unser jetziges Conventsmitglied Herr von Röder-Elguth und Präsident von Kunowsky. Auch unseres vorigen Landeshauptmannes, Herrn von Klitzing, möchte ich hier gedenken, der es mit seinem seltenen Humor verstand, in den Krankensälen auch den am schwersten Leidenden eine Zeit lang ihre Schmerzen vergessen zu lassen.

Der Dienst im Feld-Lazareth ist nicht leicht, und nicht Jedem war es gegeben, immer freundlich und geduldig zu bleiben, wenn manche Verwundeten immerfort klagten und jammerten, und man konnte doch nicht helfen!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Im Verlage von Schall & Grund, Berlin W. 62, erschien soeben: „Die Ehre und das Duell" von Boguslawski, Generallieutenant z. D. Umfang etwa 100 Seiten — 8° Format — Preis: Mk. 2.

Der in Militärkreisen wie außerhalb derselben wohlbekannte Verfasser vertritt in der vorliegenden Schrift — besonders im Hinblick auf die letzten Reichstagsdebatten — die Berechtigung ja die Nothwendigkeit des Duells. Er erläutert seine Ansicht durch eine eingehende Abhandlung über „Allgemeinen Ehrbegriff und Standesehre" durch einen geschichtlichen Abriß des gerichtlichen Zweikampfes und der mittelalterlichen Fehde, bis zum Zweikampf während der französischen Revolution; daran knüpft sich die Entwickelung des modernen Duells bis zur Gegenwart. In den Schlußkapiteln werden die das Duell betreffenden Gesetze, Ehrengerichte wie überhaupt der jetzige Stand der Dinge behandelt. Wir empfehlen die Broschüre eingehender Beachtung, da sie dazu beitragen dürfte, bisher vielfach verbreitete irrige Ansichten klar zu stellen.

Die Verlagsbuchhandlung von Schall & Grund, Berlin W. 26, Kurfürstenstr. 128, sowie jede andere Buchhandlung nehmen Bestellungen auf das Werk an.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 26. August 1896. **Nr. 35.**

1. Georg Gottlob von Nostitz und Jänkendorf, Königlich Sächsischer Ober-Finanzrath a. D., Ehrenritter seit 1886, † zu Dresden 10. August 1896.
2. Kurt von Hake, Oberst a. D. und Erbschenk in der Kurmark Brandenburg, Ehrenritter seit 1883, † zu Fürstenwalde 15. August 1896.
3. Curt Freiherr von Zedtwitz, Gesandter a. D., Ehrenritter seit 1883, † zu Southsea 18. August 1896.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

den Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 45 Hoimar von Ditfurth,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Manstein (Schleswigschen) Nr. 84 Tassilo von Schouler,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Graf Roon (Ostpreußischen) Nr. 33 Bruno von Zelewski-Hackebeck,

„ Gestüt-Director Werner Freiherrn von Senden, zu Zirke,

„ Rittmeister a. D. und Kammerjunker Hans von Muellern, auf Sossnow in Westpreußen,

„ Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland Clemens Freiherrn von Zedlitz und Neukirch, zu Berlin.

„ Major und Compagnie-Chef im Brandenburgischen Train-Bataillon Nr. 3 Bernhard von Branconi,

„ Rittmeister und Escadron-Chef im Husaren-Regiment von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3 Carl von Pachelbl-Gehag,

„ Hauptmann im Garde-Pionier-Bataillon, commandirt zur Dienstleistung beim großen Generalstabe Ludwig von Boehn,

den Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Garde-Ulanen-Regiment Vollrath Grafen zu Stolberg-Roßla,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 Georg Freiherrn von Bock,

„ Major und Bataillons-Commandeur im Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgischen) Nr. 8 von Paczensky und Tenczin,

„ Rittergutsbesitzer Bernhard von Wolden, zu Rauden bei Damen in Pommern,

„ Landrath Werner von Weiher zu Rummelsburg in Pommern,

„ Oberstlieutenant und Commandeur des 2. Leib-Husaren-Regiments Kaiserin Nr. 2 Carl Grafen von Sponeck,

„ Kammerjunker Heinrich von Heydebrand und der Lasa, auf Schloß Storchnest, Kreis Lissa,

„ Major und Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment von Winterfeld (2. Oberschlesischen) Nr. 23 von Busse,

„ den Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Ernst Grafen von Seherr-Thoß, auf Steinseiffersdorf bei Reichenbach in Schlesien,

„ Major im Infanterie-Regiment von Wittich (3. Hessischen) Nr. 83 und Adjutanten beim General-Commando XI. Armee-Corps Hinko Freiherrn von Lüttwitz,

„ Majoratsbesitzer Adolf von Seidlitz, auf Habendorf in Schlesien,

„ Regierungs-Assessor August Grafen von Pückler, zu Breslau,

„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11 Victor von Kuczkowski,

„ Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Walther von Carnap, auf Klein-Muritsch bei Obernigk in Schlesien,

„ den Oberlandesgerichts-Rath und Rittmeister der Landwehr-Kavallerie Dr. juris Adolf von Staff, zu Breslau,

Digitized by Google

den Grafen Hermann zu Waldeck und Pyrmont, auf Kriegstedt bei Lauchstädt, Kreis Merseburg,
„ Premier-Lieutenant a. D. Albrecht von Alvensleben, zu Erxleben, Kreis Neuhaldensleben,
„ Premier-Lieutenant a. D. Conrad von Levetzow, zu Weimar,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen (2. Magdeburgischen) Nr. 27 Wilkin Grafen von Bredow,
„ Rittmeister und Flügel-Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen Wilhelm Carl Grafen von Bylandt Baron zu Rheydt,
„ Hauptmann und Batterie-Chef im Magdeburgischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 4 Georg von Geldern-Crispendorf,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Magdeburgischen Füsilier-Regiment Nr. 36 Magnus von Reinhard,
„ Major und Escadron-Chef im Magdeburgischen Husaren-Regiment Nr. 10, Friedrich von Hertell,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Graf Bose (1. Thüringischen) Nr. 31 von Minckwitz,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Herzog von Holstein (Holsteinischen) Nr. 85 von Diringshofen,
„ Premier-Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Hessischen) Nr. 14 und Rittergutsbesitzer Wilhelm Freiherrn Grote, auf Bedesbüttel bei Meine in Hannover,
„ Rittergutsbesitzer A. von Pape, auf Hevensen, Kreis Northeim in Hannover,
„ Rittmeister der Reserve des Regiments der Gardes du Corps Alexander Grafen zu Münster, zu Derneburg in Hannover,
„ Major à la suite der Armee Gustav Fürsten zu Bentheim-Tecklenburg, zu Rheda in Westfalen,
„ Landrath Wilhelm Freiherrn von Lebebur, zu Lübbecke,
„ Hauptmann à la suite des Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1, Gouverneur des Erbprinzen und des Prinzen Moritz zu Schaumburg-Lippe, Durchlauchten, Friedrich von Viebahn,
„ den Major und Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment Nr. 131 Nowina von Arx,
„ Oberstlieutenant z. D. und Commandeur des Landwehr-Bezirks Karlsruhe Egenolf Freiherrn Roeder von Diersburg,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109 Friedrich von Woyna,
den Freiherrn Victor von Maydell zu Stuttgart,
„ Königlich Württembergischen Geheimen Legationssecretär Dr. juris Franz Freiherrn von Koenig-Fachsenfeld, zu Stuttgart,
„ Herrn Max von Stutterheim, zu Lichtenthal bei Baden-Baden,
„ Rittergutspächter Max von Blücher, zu Groß-Varchow in Mecklenburg,
„ Generallieutenant z. D. von Haeseler, zu Schwerin in Mecklenburg,
„ Lieutenant a. D. von Nüts, zu Schwerin in Mecklenburg,
„ Hauptmann im 1. Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 81 und Adjutanten der 42. Infanterie-Brigade Burkhard von Linsingen,
„ Lieutenant der Reserve des Infanterie-Regiments von Wittich (3. Hessischen) Nr. 83 Ernst Freiherrn von Buttlar-Ziegenberg, zu Witzenhausen, Regierungs-Bezirk Cassel,
„ Hauptmann a. D. von Buttlar, zu Hanau am Main,
„ Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101, Kaiser Wilhelm, König von Preußen Traugott Grafen von Pfeil und Klein-Ellguth,
„ Königlich Sächsischen Geheimen Regierungsrath Richard von Schlieben, zu Dresden,
„ Königlich Bayerischen Bezirksamts-Assessor Ernst Freiherrn von und zu Aufseß, zu Forchheim in Bayern,
„ Stabs-Capitain im Kaiserlich Russischen Leib-Garde-Semenowschen Regiment Freiherrn Roman von Maydell, zu St. Petersburg,
„ Oberförster Hans Friedrich Grafen von Mütinen, zu Bern,

nach Prüfung derselben durch das Capitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Prinzen Albrecht von Preußen, Königlicher Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Pommersche Genossenschaft.

Auf dem am 14. Juni d. J. zu Züllchow stattgehabten Rittertage der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in der Provinz Pommern, ist der Beschluß gefaßt worden, den zweiten Absatz des § 8 der Statuten derselben vom 1. Februar 1885, welcher wie folgt lautet:

„Die bestimmten Jahresbeiträge werden im Mindestbetrage auf „sechzig Mark“ festgesetzt und sind dieselben im Januar jeden Jahres für das laufende Kalenderjahr an den Schatzmeister der Genossenschaft abzuführen“,

dahin abzuändern, daß dieser Absatz folgende Fassung erhalten soll:

„Die bestimmten Jahresbeiträge werden im „Mindestbetrage auf „„fünf und siebenzig

Digitized by Google

„Mark“ festgesetzt und sind dieselben im Ja„nuar jeden Jahres für das laufende Kalender„jahr an den Schatzmeister der Genossenschaft „abzuführen.“

Nachdem das Capitel der Balley Brandenburg des Johaniter-Ordens in seiner Sitzung vom 23. Juni d. J. sich mit dieser Abänderung des § 8 der in Rede stehenden Statuten einverstanden erklärt hat, wird dieselbe von Mir hierdurch genehmigt.

Camenz, den 31. Juli 1896.

Der Herrenmeister
der Balley Brandenburg des Johaniter-Ordens
(L. S.) Albrecht Prinz von Preußen.

Bayerische Genossenschaft.

Auf dem am 4. Mai d. J. zu München stattgehabten Rittertage der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern, ist der Beschluß gefaßt worden, den § 4 der von Mir unter dem 4. Juli 1891 bestätigten Statuten dieser Genossenschaft, beziehungsweise der, gemäß des Beschlusses des Rittertages vom 10. April 1893, von Mir unter dem 1. Juli 1893 genehmigten Abänderung dieses Paragraphen, welcher danach wie folgt lautet:

„§ 4.

„An der Spitze der Genossenschaft steht der nach § 12 der Statuten der Balley Brandenburg und dem Allerhöchsten Orts bestätigten Capitelsbeschlusse vom 28. Januar 1874, zu präsentirende und zu ernennende Commendator und unter ihm fünf von den auf dem Rittertage (§ 10) anwesenden Mitgliedern der Genossenschaft zu wählende Ritter (§ 8), nämlich:

1. der Schatzmeister,
2. der Werkmeister und
3. drei Beisitzer.

Der Commendator und diese fünf Ritter bilden den Convent der Genossenschaft, der die inneren und äußeren Angelegenheiten derselben zu regeln und zu verwalten hat.

Er faßt seine Beschüsse nach Stimmenmehrheit; bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des Commendators den Ausschlag.

Der Convent ist bei Anwesenheit des Commendators und zweier Mitglieder beschlußfähig“,

auf's Neue dahin abzuändern, daß derselbe nunmehr den nachstehenden Wortlaut haben soll:

„§ 4.

„An der Spitze der Genossenschaft steht der, „nach § 12 der Statuten der Balley Brandenburg „und dem Allerhöchsten Orts bestätigten Capitels„beschlusse vom 28. Januar 1874, zu präsentirende „und zu ernennende Commendator und unter ihm „sieben von den auf dem Rittertage (§ 10) „anwesenden Mitgliedern der Genossenschaft zu „wählende Ritter (§ 8), nämlich:

„1. der Schatzmeister,
„2. der Werkmeister und
„3. fünf Beisitzer.

„Der Commendator und diese sieben Mitglieder „bilden den Convent der Genossenschaft, der die „inneren und äußeren Angelegenheiten derselben „zu regeln und zu verwalten hat.

„Er faßt seine Beschlüsse nach Stimmenmehrheit; „bei Stimmengleichheit giebt die Stimme des „Commendators den Ausschlag.

„Der Convent ist bei Anwesenheit des Commen„dators und zweier Mitglieder beschlußfähig.

„Unter den Mitgliedern des Convents soll „sich womöglich eins befinden, welches dem activen „Militairstande angehört.

„Sollte das Conventmitglied, welches als activer „Militair in den Convent gewählt wurde, aus „dem activen Dienste ausscheiden, so scheidet er „auch als Conventsmitglied aus und ist an seiner „Stelle ein anderer activer Militair der Genossen„schaft in den Convent zu wählen.“

Nachdem das Capitel der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in seiner Sitzung am 23. Juni d. J. sich mit dieser Abänderung des § 4 der Statuten der Genossenschaft der Ritter der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in Bayern einverstanden erklärt hat, wird dieselbe von Mir hierdurch mit der Maßgabe genehmigt, daß das militairische Conventsmitglied auch aus der Zahl der zur Disposition gestellten Officiere gewählt werden kann.

Camenz, den 31. Juli 1896.

Der Herrenmeister
der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens
(L. S.) Albrecht Prinz von Preußen.

Aus dem Protokolle über das am 23. Juni d. J. stattgehabte Capitel des Johanniter-Ordens

theilen wir das Nachstehende mit:

Die revidirten und abgenommenen Jahresrechnungen der Balley-Kasse und der Kasse der Spott-Oschekauschen Deutschen Krankenhäuser-Stiftung für 1895 wurden vorgelegt und da Erinnerungen gegen diese Rechnungen nicht zu machen gewesen sind, erklärte das Capitel sich damit einverstanden, daß dieselben durch Vollziehung des am Schlusse befindlichen Vermerks Seitens des Durchlauchtigsten Herrenmeisters dechargirt werden. —

Die Auszüge aus den revidirten und dechargirten Jahresrechnungen der 15 Genossenschaften pro 1895 wurden vorgelegt und Seitens des Ordens-Schatzmeisters Mittheilungen aus denselben über die Kassenbestände, sowie über die Einnahmen und Ausgaben gemacht.

Der Posenschen Genossenschaft bewilligte das Capitel für das von derselben eigenthümlich zu übernehmende Krankenhaus zu Schwerin an der Warthe, das Seitens des Kreises Schwerin mit einem Kosten-

Digitized by Google

aufwande von 68 000 Mk. erbaut und vorerst mit 20 Krankenbetten ausgestattet worden ist, als Beihilfe zu den laufenden Unterhaltungskosten desselben einen jährlichen Zuschuß von 1 400 Mk., da die Mittel der verhältnißmäßig nur kleinen Genossenschaft durch die fünf Krankenhäuser welche dieselbe bereits besitzt, völlig in Anspruch genommen werden. —

Der Schlesischen Genossenschaft des Ordens bewilligte das Capitel als Beihilfe für Reparaturbauten in dem derselben gehörigen Krankenhause zu Falkenberg 2 500 Mk. —

Aus dem Berichte der Commendatoren über die Thätigkeit ihrer Genossenschaften seit dem letzten Capitel, sofern dieselbe neue Thatsachen anzuführen haben, sei hier mitgetheilt, daß das neue Siechenhaus der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft in der alten Lutherstadt Mansfeld bereits im Mai d. J. soweit vollendet gewesen ist, daß die Siechen aus dem alten Hause, das noch aus der Zeit der Grafen von Mansfeld herrührt und jetzt abgebrochen wird, in ersteres haben überführt werden können und der Rest des Neubaues in Kürze fertig gestellt werden wird. —

Der Commendator der Schlesischen Genossenschaft Graf von Rothkirch und Trach berichtete, daß der Curator des der Genossenschaft gehörigen Krankenhauses in Saarau, Rechtsritter von Kulmiz daselbst, der Genossenschaft 10 000 Mk. zum Baue einer Baracke bei dem genannten Hause geschenkt habe. —

Commendator Freiherr von Maltzahn theilt mit, daß auf dem letzten Rittertage der Pommerschen Genossenschaft der jährliche statutenmäßige Beitrag der Mitglieder derselben von 60 Mk. auf 75 Mk. erhöht worden sei, nachdem die durch Beschluß des Rittertages vom Jahre 1891 auf die Dauer von fünf Jahren beschlossene Erhöhung des jährlichen Beitrags auf 100 Mk. nunmehr zu Ende gehe. Diesem Beschlusse lag damals die Absicht zu Grunde, die vorhandenen Schulden im Betrage von 30 600 Mk. zu tilgen, außerdem aber auch ein Capital zu sammeln, welches für außerordentliche Ausgaben, namentlich im Kriegsfalle, verwendbar sei und dessen Zinsen die Deckung drr regelmäßigen jährlichen Ausgaben erleichtern. Dieses Ziel sei jetzt erreicht. —

Commendator Freiherr von Wilamonnitz-Möllendorff sprach seinen Dank für die Gewährung der jährlichen Beihilfe von 1 400 Mk. zur Uebernahme des Krankenhauses in Schwerin an der Warthe Seitens der Posenschen Genossenschaft aus und bemerkt, daß dies Haus voraussichtlich noch in diesem Jahre eingeweiht werden würde.

Er bat den Durchlauchtigsten Herrenmeister, dieser Feier beiwohnen zu wollen.

Höchstderselbe sagte dies zu. —

Commendator Freiherr von Plettenberg-Mehrum berichtete, daß im Krankenhause der Rheinischen Genossenschaft zu Dierdorf demnächst eine neue Entwässerungsanlage nothwendig werden wird.

Die 5 000 Mk., welche der Durchlauchtigste Herrenmeister für das Diakonissenheim zu Erbach im Rheingau ats Beihilfe zur Erbauung eines eigenen Hauses aus Höchstseinem persönlichen Johanniter-Dispositionsfonds ausnahmsweise in Betracht der vorliegenden Verhältnisse, als ein unverzinsliches Darlehn bewilligt habe, haben im Grundbuche um deshalb noch nicht eingetragen werden können, weil formelle Schwierigkeiten vorlägen, die jedoch binnen kurzem beseitigt werden würden. —

Der Ordens-Werkmeister, Ehren-Commendator Graf von Zieten-Schwerin berichtete über die Entwickelung des Instituts der dienenden Schwestern des Ordens, daß dieselbe eine fortschreitende und sehr erfreuliche sei.

Nicht nur, daß diese Schwestern den Diakonissenhäusern werthvolle Dienste dadurch leisten, daß sie aushilfsweise während der Beurlaubung von Diakonissen für diese eintreten und oft monatelang die Arbeiten derselben versehen, sondern es haben auch dienende Schwestern die Pflege in den von dem Kreise Teltow erbauten zwei großen Krankenhäuseen in Britz und in Zossen dauernd übeenommen. —

Den in Gallneukirchen in Oberösterreich befindlichen evangelischen Diakonissenhause, dem einzigen in der Oesterreich-Ungarischen Monarchie, das andauernd mit materiellen Sorgen zu kämpfen hat, bewilligte Seine Königliche Hoheit der Herrenmeister aus Seinem persönlichen Johanniter-Dispositionsfonds als Beihilfe zum Baue eines Krankenhauses 3000 Mk.

Zur Thätigkeit des Johanniter-Ordens im Kriege 1870/71.

(Fortsetzung.)

Mit am schwersten war wohl der Lazarethdienst bei der Armee, die Metz ceenirte, und bei Sedan, weil dort so viele Tausende von Verwundeten lagen, und dazu Ruhr und Typhus ausgebrochen waren. Rund um Metz herum hatten wir in jener Zeit an ca. 30000 Kranke liegen. Das kam natürlich nicht in die Zeitungen! Dabei sollten Tausende von Verwundeten evacuirt werden, die möglichst vor Ansteckung geschützt werden mußten. Auf das Stroh, auf dem Ruhr- oder Typhuskranke gelegen, durften wir die Verwundeten nicht betten, die Wagen auf Wagen an die Hauptevaeuationspunkte Ars sur Moselle und Novcant gebracht wurden, und die, bis wieder ein Bahnzug parat war, manchmal über 24 Stunden auf dem durch den wochenlangen Regen aufgeweichten Felde und unter einer Decke lageen mußten. Es war herzzerreißend, wenn diese armen Menschen große Strohhaufen neben sich sahen, und wir sie, trotz ihres Flehens, nicht auf das inficirte Stroh legen durften.

In dieser schweren Zeit ist von den Aerzten wie von der freiwilligen Krankenpflege wirklich Großes geleistet worden, und ich möchte an dieser Stelle ganz besonders einen Schlesischen Ritter hervorheben, un-

Digitized by Google

seren vorigen Commendator, Baron Zedlitz-Pischkowitz, der als Haupt-Etappen-Delegirter der ganzen Armee vor Metz mit seltener Energie und Umsicht und in unerschütterlicher Ruhe diese großartige Krankenpflege und Evacuations-Arbeit geleitet hat. Seine, 1 Jahr nach dem Kriege erfolgte Wahl zum Commendator unserer Genossenschaft, giebt wohl Zeugniß davon, wie sehr die Ritter, die unter ihm gedient haben, seine Thätigkeit anerkannten und den Mann verehrten, dessen größter Stolz war, Johanniter-Ritter zu sein.

Auch Seine Majestät der Kaiser Wilhem I. ehrte unseren General-Etappen-Delegirten hoch durch Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Classe, von welchem, wenn ich nicht irre, an Nichtcombattanten im französischen Kriege überhaupt nur 5, 3 davon an Schlesische Ritter, Fürst Pleß, Graf Maltzahn und Freiherrn von Zedlitz gegeben worden sind.

Nicht ganz entsprechend der anstrengenden, schweren Arbeit waren oft Unterkommen und Verpflegung der Johanniter, besonders während der Belagerung von Metz. Es interessirt Sie vielleicht, meine Herren, zu hören, wie es zu jener Zeit in unserem Hauptqartier Corny aussah.

Die in anderen kleinen Orten um Metz stationirten Ritter mögen es zum Theil noch weniger gut gehabt haben.

Ich hatte damals den Vorzug mit Graf Schimmelmann, bis zu dessen Erkrankung an der Ruhr, und Herrn von Holstein den Stab des Haupt-Etappen-Delegirten Baron Zedlitz zu bilden. Wir wohnten eine neue Villa trocken, die ein junges französisches Paar sich eben sehr elegant im Rococo-Styl eingerichtet hatte; Tapeten und Möbelüberzüge von demselben hellgeblümten Stoffe — ganz passend zu unsern, bei dem ewigen Regen, stets schmutzigen langen Stiefeln.

Betten besaßen wir nicht, da wir die vorgefundenen in das Schloß Corny, wo Prinz Friedrich Carl sein Hauptquartier aufgeschlagen, abgegeben hatten. Das Parterre hatte der Commandant unseres Hauptdepots, Dr. Porsch, mit seinen massenhaften Kisten und Ballen in Beschlag genommen; im ersten Stock hausten wir Ritter in ein paar kleinen Stuben, der elegante Salon war Wohn-, Eß-, Schreibzimmer in einer Person, die salle à manger, die mir mit einigen Depotmatratzen zum Gastzimmer eingerichtet hatten, drei mit Seegras gefüllte Kissen bildeten eine Lagerstätte, wurde fast jede Nacht benutzt von Rittern und Freiwilligen, die sich ihre Ordres vom General-Etappen-Detegirten holten, oder über die Ausführung früherer Ordres berichteten, gar oft aber auch von schwarzgekleideten Müttern und Wittwen, die die Gräber ihrer Lieben suchten und unsere Hilfe dazu erbaten. Da haben wir manche herzbewegliche Stunde erlebt, und wie glücklich waren wir, wenn wir ab und zu sagen durften „er lebt noch!“

Es wechselten aber auch heitere Episoden mit den ernsten Stunden. So erschienen eines Nachmittags, ganz unangemeldet, 14 junge Dame direct aus Ostpreußen; „da wären sie glücklich angelangt, bäten, ihnen ihre Zimmer zu zeigen, damit sie Toilette machen könnten, und ihnen dann ihre Functionen zuzuweisen.“

Nie werde ich den Ausdruck der komischen Verzweiflung vergessen, mit dem Baron Zedlitz sich hilfesuchend im Kreise umsah. Wir öffneten den Damen die Thüre in die „salle à manger“ mit ihren drei Depotmatratzen und zwei Waschbecken, baten sie, sich hier, so gut es ginge, einzurichten, morgen würden wir für das Weitere sorgen.

Unser Koch, von Profession Schuster, braute den Damen Kaffee, natürlich schwarz, da es ja nie Milch gab, und es wurde nun Kriegsrath gehalten, wie wir diese feine, für unsere schwere Pflege gänzlich unbrauchbare Gesellschaft am schnellsten wieder los werden könnten. Unser Colonnenführer, Graf Solms-Sonnenwalde, dem der Humor auch in der schwierigsten Situation nie ausging, machte den Vorschlag, den Aeltesten von uns, als den unverfänglichsten, mit der Rückwärtsdirigirung der 14 jungen Damen zu betrauen. Der Aelteste war der einzige Schweizer Johanniter-Ritter, ein würdiger weißbärtiger Herr von Hottinger, der uns später erzählte, es wäre sein schwerstes Commissorium im Kriege gewesen, die, in Patriotismus erglühenden, jungen Damen rückwärts zu befördern.

Ich erzähle Ihnen diese Episode nur, meine Herren, als Beweis in welche Lagen ein Johanniter im Felde kommen kann, und gehe weiter in der Beschreibung unseres Hauptquartiers.

Die Mansardenräume unserer Villa waren mit unseren Dienern belegt, von denen einige an Ruhr und Typhus erkrankt waren. Wir desinficirten permanent, jeder Bissen schmeckte nach Carbol, die beste Havannah roch nach Carbol. In dem Garten unserer Villa graste, ohne Schutz gegen Wind und Wetter, eine uns für die Etappe überwiesene Heerde einst fett gewesener Hammel, von denen unser Pseudo-Koch täglich einen schlachtete und uns und unseren Depotmannschaften und Dienern mit halbkranken Kartoffeln und gelben Rüben servirte. Mit den Conserven und der Erbswurst aus unserem Depot gingen wir sehr sparsam um, um unsere Kranken und Verwundeten nicht zu berauben. Die eigenen Pferde, sowie die unserer beiden Colonnen und der vier Trierer Droschkenkutscher, die Baron Zedlitz für die Dauer des Krieges gemiethet hatte, und die uns große Dienste geleistet haben, waren in Schuppen untergebracht, da fast alle massiven Ställe in den Dörfern um Metz, ebenso wie die Häuser, Scheunen, Schulen und sogar die Kirchen mit Kranken belegt waren.

Wenn es auch ganz unmöglich ist, meine Herren, in dem engen Rahmen eines Vortrages, ein nur annähernd erschöpfendes Bild der Thätigkeit des Ordens zu geben, so muß ich doch

Digitized by Google

einen Theil der freiwilligen Krankenpflege besonders hervorheben, weil er fast ausnahmslos unter der Leitung unserer Ritter gearbeitet hat, und das mit großer Treue und Ausdauer: es ist das die Felddiakonie.

Ich greife als Beispiel die von Dr. Wichern ziemlich militärisch organisirten, von tüchtigen Männern geführten 15 Colonnen heraus. 360 Mann, fast alle den gebildeten Ständen angehörig, Aerzte, Professoren, junge Theologen, Gutsbesitzer, Kaufleute, Künstler u. s. w. hatte Dr. Wichern aus den ca. 1500 Meldungen für diese 15 Colonnen ausgewählt. Umfang und Bestimmung dieser Colonnen stellte der Königliche Commissar fest, Ausrüstung und Verpflegung hatte größtentheils der Johanniter-Orden übernommen, dessen General-Etappen-Delegirten, resp. Colonnenführern diese Diakonen-Colonnen auch unterstellt wurden. Diese Colonnen haben in keinem Augenblick gewankt, niemals dem leitenden Ritter den Gehorsam verweigert; während der Gefechte trugen sie aus dem heftigsten Granat- und Gewehrfeuer die Verwundeten auf die Verbandplätze, halfen nach der Schlacht oft die ganze Nacht über verbinden und trugen stundenlang den halbverschmachteten Verwundeten Wasser zu. Im grauenden Morgen nach der Schlacht von Gravelotte hatte die zweite Colonne bereits in St. Privat eine Feldküche eingerichtet und trug in Feldkesseln über 300 Portionen Suppen und Fleisch nach dem Dörfchen St. Marie, um sie bei Laternenschein unter die dort massenhaft liegenden Verwundeten zu vertheilen.

Diese 2. Colonne stand von Spichern an bis nach der Uebergabe von Metz unter dem Befehl des Johanniter-Ritters Grafen Solms-Sonnenwalde; später, bei Beaume la Rolande, Artenay, Orléans und le Mans unter Johanniter-Ritter von Holstein.

Die 1. Colonne machte unter Johanniter-Ritter Freiherrn v. d. Knesebeck Weißenburg, Wörth, Sedan und Paris mit, trat dann unter den Befehl des Johanniter-Ritters von Franlenberg-Proschlitz, und folgte der Armee des Großherzogs von Mecklenburg vom 10. November ab, ging bis Orleans und kehrte erst Anfang Januar nach angestrengter, rühmlichster Thätigkeit nach Versailles zurück. Aber auch hier konnte die Colonne sich von den monatelangen Strapazen nicht ausruhen.

Am 5. Januar begann das Bombardement von Paris und forderte von der Colonne, von da ab unter Führung des Johanniter-Ritters Freiherrn von Kottwitz-Langheinersdorf neue Anstrengungen. Außer den Evaeuationen aus den nächst Paris liegenden Lazarethen nach den entfernteren, wozu unsere Johanniter-Wagen immer gern in Anspruch genommen wurden, hatten die Mannschaften und Fahrzeuge der Colonne die doppelte Aufgabe zu erfüllen, einmal den Batterie-Mannschaften und in die Verbandstationen täglich Erfrischungen und Verbandgegenstände zu überbringen, sodann die Verwundeten aus den Batterien auf Tragbahren und von den Verbandplätzen mittelst unserer Colonnen-Wagen in die Versailler Lazarethe zu befördern. 14 Tage lang leistete die Colonne diesen Dienst der von den feindlichen Geschützen in furchtbarster Weise beschossenen 1. Batterie.

An einem der schlimmsten Tage wurden in einer Stunde 117 Granaten gezählt, welche in die Batterie selbst oder in die nächste Umgebung einschlugen.

Bei diesen täglichen Wegen war Baron Kottwitz mit seinen braoen Felddialonen den französischen Geschossen in vollstem Maße ausgesetzt.

Ich will Sie, meine Herren, nicht ermüden mit Aufzählen aller dieser 15 Colonnen, deren Thätigkeit ja annähernd dieselbe war; gestatten Sie mir nur noch, die dritte Wichern'sche Colonne zu erwähnen, die unter der außerordentlich umsichtigen Führung eines Schlesiers, des Prinzen Georg zu Schönaich-Carolath, zunächst dem Johanaiter-Ritter von Tettau, später dem Baron Richthofen unterstellt, am 4. August Berlin verließ, und bis in den März 1871, unter oft widrigen, sehr schwierigen Verhältnissen, in großer Treue gearbeitet hat. Gleich nach der Schlacht von Sedan hatte diese 3. Colonne, mit 50 Mann eine der stärksten, das Unglück, ihren bewährten Führer zu verlieren; Prinz Carolath erlitt durch ein stürzendes Pferd eiaen gefährlichen Beinbruch, der ihn für Monate auf das Krankenlager warf. Von einem seiner Diakonen wurde er über Belgien nach Cöln transportirt.

(Schluß folgt.)

Literatur.

In dem Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh ist eine von dem Superintendenten A. Niemann ia Kyritz verfaßte Schrift:

„Friedrich Wilhelm IV. und die innere Mission,
ein Gedenkstein zum 15. October 1895"

erschienen. Der Reinertrag ist zum Bauscherstein für ein Gemeindehaus in Kyritz bestimmt.

Der Verfasser sucht durch diese 42 Seiten umfassende Schrift eine Dankesschuld seitens der kirchlichen Kreise abzutragea und dem hochseligen Könige zum 100jährigen Geburtstage einen kirchlichen Gedenkstein zu errichten, indem er das vorbauende uad fürsorgende Wirken König Friedrich Wilhelm IV. auf dem Gebiete christlicher Liebesarbeit in warmempfundenen Worten eingehend dargelegt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 2. September 1896. Nr. 36.

1. Adolf Lucas von Cranach, Regierungs-Präsident a. D., Rechtsritter seit 1886, † zu Berlin 19. August 1896.
2. Ludwig von Wissmann, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1880, † zu Wiesbaden 19. August 1896.

Zur Thätigkeit des Johanniter-Ordens im Kriege 1870/71.

(Schluß.)

Der Transport resp. die Evacuation Kranker und Verwundeter durch ein neutrales Land ist während eines Krieges bekanntlich eigentlich nicht zulässig. Fürst Bismarck hatte unsern hohen Chef gebeten, die Evacuation durch das Belgische Gebiet von Seiten der freiwilligen Krankenpflege zu versuchen resp. zu erbitten. Es war natürlich Alles vorher unter der Hand durch unsern Gesandten mit der Belgischen Regierung verabredet worden, officiell sollte aber nur die freiwillige Krankenpflege verhandeln.

Fürst Pleß, bei dem ich mich gerade im Königlichen Hauptquartier in Donchéry zu melden hatte, geruhte, mich als Delegirten nach Brüssel zu senden, und befahl mir, sofort abzureisen. Von Sedan über die Ardennen bis an die nächste belgische Bahnstation zu gelangen, war leichter gesagt als gethan. Von Metz nach Sedan war ich mit einem unserer 4 Trierer Fiaker gefahren; die Gäule konnten aber nicht weiter. Nach unsäglicher Mühe und Lauferei gelang es mir endlich, unter persönlicher Garantie, von dem Sous-präfecten von Sedan einen arabischen Vollbluthengst zu erhalten; ein anderer Herr lieh Gig und Geschirr dazu, und ein versoffener Kneipier, dessen Haus während der Schlacht in Brand geschossen war, erklärte sich schließlich bereit, mich gegen 200 Frcs. bis Libramont zu begleiten und dort das Pferd bis zu meiner Rückkehr zu pflegen. So fuhren wir Abends 6 Uhr im strömenden Regen ab, über die vor Jahrhunderten mit berühmten Buchenwäldern bestandenen, jetzt kahlen oder nur mit Ginster bedeckten Ardennen und langten nach Mitternacht in Bouillon an. Die Fahrt bei dunkler Nacht mit dem difficilen Hengst, neben mir den auf die maudits Prussiens schimpfenden Franzosen, war nicht gerade gemüthlich. In Bouillon hielten wir vor einem hell erleuchteten Gasthofe; aus dem Gastzimmer tönten laute, lachende Stimmen; ein alter Bekannter, Hofmarschall von Löwenfeld aus Coburg kam mir entgegen und führte mich in die Gesellschaft ein, eine der wunderbarsten, die ich je gesehen. An einer langen Tafel saßen 30 bis 40 Herren und Damen aus aller Herren Ländeen, die reine internationale Kriegsbummler-Gesellschaft. Nach amerikanischer Sitte standen die großen Schüsseln auf dem Tisch und die Damen legten vor.

Als frisch vom Kriegsschauplatz anlangender Chevalier de St. Jean war ich natürlich ein höchst interessantes Object; eine Amerikanerin und eine Spanierin machten mir zwischen sich Platz und bedienten mich unermüdlich. Alles war in heiterster Sectstimmung. Der Contrast zwischen dem Hunger und Elend bei Sedan und dieser schwelgenden, lachenden, den Krieg als angenehmen Sport betrachtenden Tafelrunde war schreiend! Ich war froh, als ich mich mit Herrn von Löwenfeld, der die Leiche seines einzigen, bei Sedan gebliebenen Sohnes suchen wollte, zurückziehen konnte.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit meinem Hengst bis Libramont und langte Abends in Brüssel an, von unserm Gesandten, Herrn von Balan, auf das Liebenswürdigste empfangen. Ebenso zuvorkommend war der Belgische Minister des Aeußern; die Evacuation wurde der freiwilligen Krankenpflege gern zugestanden, und war bei meiner Rückkehr bereits in vollem Gange, da der Johanniter-Ritter Freiherr von Stein, Sachsen-Meiningenscher Oberhofmarschall, der bald darauf eine Präfectur übernehmen mußte, in ganz kurzer Zeit mit großem Geschick eine Haupt-Evacuationsstelle in Libramont eingerichtet hatte.

Hier fand ich auch meinen Hengst glücklich wieder vor, lohnte meinen Franzosen ab, dem die Fußpro-

Digitized by Google

menade über die Ardennen wenig verlockend erschien. Aber ein liebenswürdiger Feldjägeroffizier, der als Courier in das Königliche Hauptquartier eilte und kein Fuhrwerk hatte auftreiben können, war mir als Reisegefährte heimischer, besonders, da ich etwa 40000 Frcs. in Gold, von Deutschen in England für unsere freiwillige Pflege gesammelt, bei mir führte.

Sechs Wochen später, nach dem Falle von Metz, wo wir über 20000 Verwundete und Kranke vorfanden, wurde ich zum zweiten Male nach Brüssel delegirt. Die französischen Schwestern und Nonnen, meist dem Sacré coeur in Paris zugehörig, die in Metz gepflegt hatten, wollten unter unserer Leitung nicht weiter arbeiten, wenn sie nicht von dem Erzbischof in Brüssel den Befehl dazu erhielten. So wurde ich denn zu dem hohen Herrn geschickt.

Gleichzeitig hatte ich den Auftrag, in Brüssel einen Fuhrpark für unsere Colonnen vor Paris zusammenzustellen und nach Versailles zu dirigiren. Ich wandte mich zu diesem Zweck an das Belgische Hilfs-Comité, das mich mit großer Höflichkeit zu seinen Sitzungen einlud, in denen ich aber, wie schon bei meinem ersten Aufenthalt in Brüssel, das Gefühl hatte, in Feindesland zu sein, mehr wie in Frankreich selbst.

Nach langen Verhandlungen kam ein Vertrag zu Stande, wonach, allerdings zu horrendem Preise, 12 zweispännige als Krankenwagen einzurichtende Omnibusse, mit je 1 Kutscher und 1 Conducteur, gestellt werden sollten. Der Vorsitzende des Belgischen Hilfs-Comites, General-Lieutenant Plétinx, und ich, als Vertreter des Johanniter-Ordens, sollten den Contract unterschreiben.

Ich bat um nochmalige Vorlesung, und war nicht wenig überrascht über folgenden Passus: „Der Johanniter-Orden verpflichtet sich, mit diesem Fuhrpark nicht mehr deutsche Verwundete zu transportiren als Franzosen.“ Ich zerriß natürlich den Contract, erklärte jede Verhandlung mit dem Comité für abgebrochen und ließ die verblüfften Herren sitzen. Der Fuhrpark wurde in Deutschland zusammengestellt.

Urber die Evacuation der Kranken und Verwundeten, deren Leitung auch meist den Johanniter-Rittern zufiel, ließen sich Bogen schreiben; ich glaube aber, daß ein Beispiel genügt, Ihnen, meine Herren zu zeigen, wie schwere und ermüdende Arbeit unsere Ritter gehabt haben, denen die Evacuationsplätze unterstellt waren und wie groß überhaupt die Anforderungen waren, die an die freiwillige Krankenpflege gestellt wurden.

Ich greife die von einem unserer Schlesischen Ritter, Herrn von Prittwitz-Hennersdorf geleitete Evacuationsstelle Epernay heraus. Von hier aus wurden von Anfang November bis zum Jahresschluß 36200 Verwundete und Kranke der deutschen Armeen evacuirt, von denen nach Einrichtung von Passanten-Lazarethen, die über 1000 Lagerstätten enthielten, 32347 Mann gespeist, über Nacht untergebracht, am andern Morgen mit Casee bewirthet und dann nach elsassischen, lothringischen oder deutschen Lazarethen weiter befördert wurden. Zur Versorgung sämmtlicher Räume und Küchen dieser Krankendepots hatte Herr von Prittwitz nur 11 Craschnitzer und Kaiserswerther Diakonissen, darunter von Schlesischen Damen zwei Gräfinnen Recke, Gräfin Antoinette Pückler und Fräulein von Scheliha; für alle sonstigen Dienste und Arbeiten 46 Mediciner, 15 Diakonen und 60 Krankenwärter.

Gern würde ich noch näher auf die Hilfe und treue Mitarbeit der Diakonissen eingehen, die die verschiedenen Häuser unserem Orden zur Verfügung gestellt hatten, wenn dies nicht zu weit führen würde und ich Ihre Geduld, meine Herren, nicht schon sehr auf die Probe gestellt hätte.

Nur einen Punkt muß ich noch mit wenigen Worten erwähnen, das ist unser damaliges Verhältniß zu der staatlichen Krankenpflege.

Die Militärärzte, besonders die jüngeren Herren, fühlten sich in der ersten Zeit des Krieges leicht durch unsere Anordnungen verletzt, und es gehörte von Seiten der Ritter oft viel Tact dazu, ein freundschaftliches und ersprießliches Hand in Hand-Arbeiten zu ermöglichen. Von Monat zu Monat besserte sich aber unser Verhältniß, als die Militärärzte sahen, in welch' uneigennütziger Weise wir nur bestrebt waren, mit unseren reichen Mitteln zu helfen. Auch der feltene Tact und die große Ruhe unseres hohen Chefs, des Fürsten Pleß, sowie das freundliche Entgegenkommen des Geheimen Rathes Langenbeck nnd anderer hervorrager Generalärzte trugen viel dazu bei, unser Verhältniß zu den Militärärzten so gut zu gestalten, daß wohl von allen Seiten nur die freundlichste Erinnerung an die gemeinsame Arbeit geblieben ist.

Auch mit den staatlichen Etappen-Commandanten (Etappenhengste genannt), kamen wir bei der Evacuation öfters in kleine Differenzen, von denen ich Ihnen, meine Herren, zum Schluß nur ein kleines Beispiel aus dem Eigenerlebten geben will.

Ende September erhielt ich von unserem seine Ritter inspicirenden Commendator, Grafen Eberhard Stolberg, den Befehl, auf directen Wunsch Ihrer Majestät der Königin Augusta den ersten Württembergischen Sanitätszug von Metz nach Berlin zu führen. Dieser Zug, mit amerikanischen Durchgangswagen zu je 16 in Gurten hängenden Betten ausgerüstet, wurde mit 94 meist Schwerverwundeten belegt, Professor Hüter-Greifswald, einer unserer hervorragendsten Chirurgen, war der dirigirende Arzt, 12 Diakonissen, 12 graue Schwestern und 16 Diakonen, meist junge Mediciner, theilten sich in die Arbeit der Pflege; zwei württembernische Herren, Hofrath Dr. Höring und Herr von Misani, der Chef der württembergischen Bahnen, begleiteten im Auftrage ihrer Regierung den Zug. Ein in London etablirter Deutscher, Sohn des bekannten Hotelbesitzers Marquardt, in Stutt-

Digitized by Google

gart hatte es sich als Ehre erbeten, den Zug als Stuart begleiten zu dürfen und die Verpflegung der ganzen, über 140 Köpfe zählenden Insassen auf seine Kosten zu übernehmen. Ein Beweis von selbst in dieser großen Zeit seltenem Patriotismus! Wir lebten auf dieser drei Tage und vier Nächte dauernden Reise fast nur von den ausgesuchtesten Delikatessen.

Auf jeder Station telegraphirte ich an die Verwandten meiner Pflegebefohlenen die Stunde unserer Ankunft; die Kränksten strahlten bei dem Gedanken, ihre Lieben bald wiedersehen zu sollen. Auch Ihre Majestät befahl wiederholt von mir telegraphischen Bericht über das Befinden der Verwundeten. Da wäre bei einem Haar an einem kleinen Ort an der Deutschen Grenze unsere Reise nach Berlin gescheitert.

Ein großspuriger Etappen-Commandant betrat, während unsere Maschine Wasser nahm, den Zug, und erklärte, „dieser Zug geht von hier aus direct nach Stuttgart." Ich erklärte ebenso entschieden, „wir fahren direct nach Berlin." Der geehrte Herr wurde grob, er hätte hier zu befehlen, nicht ich; er habe vom Kriegsministerium den Befehl, den nächsten Sanitätszug nach Stuttgart zu dirigiren; ich berief mich auf den Befehl Ihrer Majestät, diesen Zug nach Berlin zu führen. Des Zankes müde, sah ich Herrn von Misani fragend an, der lächelnd sagte „Alles fertig." Ich commandirte „los", die Locomotive pfiff und der Zug setzte sich in Bewegung. Mit einem Sprung war der Etappen-Commandant auf dem Perron; seine Abschiedsworte konnten wir leider vor Lachen nicht verstehen.

Am 30. September, dem Geburtstage Ihrer Majestät, trafen wir früh 6 Uhr in dem Baracken-Lazareth am Kreuzberg ein; schon um 8 Uhr, nachdem kaum unser Zug etwas Toilette gemacht, erschien bereits Ihre Majestät in Begleitung der Gräfin Roon, um unseren Zug zu besichtigen. Ich hatte die Ehre, Höchstderselben die württembergischen Herren und die verwundeten Officiere vorstellen und in unser Aller Namen die unterthänigsten Glückwünsche aussprechen zu dürfen. Ihre Majestät hatte die Gnade, an jeden Verwundeten einige tröstende und ermuthigende Worte zu richten, und geruhte, mich und die beiden württembergischen Herren für den folgenden Tag zur Tafel zu befehlen, „da sie ihren heutigen Geburtstag, an dem ihr Gemahl und ihr Fritz noch vor dem Feinde ständen, in stiller Zurückgezogenheit auf Babelsberg verleben wolle."

Ich glaube, meine Herren, Ihnen hiermit von all' der mannigfachen Thätigkeit unseres Ordens im Feldzuge wenigstens eine flüchtige Skizze gegeben zu haben.

Seit 25 Jahren hat sich der Orden durch Gottes Gnade nur der friedlichen Arbeit in seinen Krankenhäusern widmen dürfen. Möchte uns noch eine lange Zeit des Friedens beschieden sein!

Sollte aber ein neuer Krieg uns in's Feld rufen, so gebe Gott, daß dann der Johanniter-Orden wieder, treu seiner Devise „Ich diene", Allen durch opferfreudige Arbeit voranleuchte!

Kaiserswerth.

Dem neun und fünfzigsten Jahresbericht über die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth am Rhein, den Zeitraum vom 1. März 1895 bis 29. Februar 1896 umfassend, entnehmen wir folgendes:

Am 1. März 1896 betrug die Zahl der Probeschwestern 220 (darunter 32 Lehrprobeschwestern), die der Diakonissen 728 (darunter 94 Lehrdiakonissen), die Gesammtzahl aller Schwestern also 948, dazu kommen noch 12 Diakonissenschülerinnen. Gestorben sind vom 1. März 1895 ab 7 Diakonissen. Um den Ihrigen zu dienen, in die Ehe zu treten, oder aus anderen Gründen verließen die Anstalt 10 Diakonissen.

Im letzten Jahre haben 7 Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens in Kaiserswerth einen Cursus in der Krankenpflege durchgemacht.

„Von Herzen dankbar sind wir den verschiedenen hier und in anderen Diakonissenhäusern ausgebildeten dienenden Schwestern des Johanniter-Ordens, sowie manchen anderen freiwilligen Helferinnen, daß sie so freundlich und treu uns und unseren Schwestern in den Krankenhäusern ausgeholfen haben, wenn uns, was vielfach der Fall war und ist, die nöthigen Schwestern mangelten."

„Auch im letzten Jahre betrug die Summe der unseren Schwestern — nicht gerechnet deren Arbeit hier in Kaiserswerth selbst — in Krankenhäusern, Versorgungs-, Siechen- und Armenhäusern, Unterrichts-, Erziehungs- und Waisenhäusern, Kleinkinderschulen, Haushaltungs- und Industrieschulen, Mägdeherbergen und Magdalenenasylen, sowie in der zahlreichen Gemeindepflege mit ihren verschiedenen Vereinen für Frauen und Mädchen, ihren Handarbeits- und Sonntagsschulen anvertrauten Pflegebefohlenen weit über 70 000. Dazu kommen noch die vielen Tausende poliklinisch behandelten Kranken in verschiedenen, namentlich in unseren orientalischen Hospitälern, und endlich die in Familien Rheinlands und Westfalens geübten Privatpflegen."

„Die gegenwärtige Gestaltung der Vertheilung der Schwestern und Arbeitsfelder, sowie besonders auch die Thatsache, daß wir nach wie vor in erster Linie unser Vaterland, besonders unsere beiden heimischen Provinzen berücksichtigen, ergiebt sich aus der hier folgenden kurzen Uebersicht.

Außerhalb des Mutterhauses sind nämlich unsere Schwestern auf 238 Arbeitsfeldern thätig, die sich wie folgt vertheilen:

1. 11 Tochteranstalten in Kaiserswerth mit 105 Schwestern,
2. 11 Tochteranstalten in Deutschland außerhalb Kaiserswerth mit 59 Schwestern,

Digitized by Google

3. 12 außerdeutsche Tochteranstalten mit 70 Schwestern,
4. 143 Arbeitsfelder in der Rheinprooinz mit 364 Schwestern,
5. 39 Arbeitsfelder in Westfalen mit 101 Schwestern,
6. 13 Arbeitsfelder im übrigen Preußen und Deutschland mit 78 Schwestern,
7. 9 außerdeutsche Arbeitsfelder mit 38 Schwestern.

In unseren 34 Tochteranstalten haben wir täglich für den Unterhalt von über 1750 Personen zu sorgen und zwar in Kaiserswerth selbst für etwa 850 bis 900, in den auswärtigen Tochterhäusern für fast 900, dazu kommt die immer noch 168,000 Mk. betragende Schuldenlast vom Neubau unserer hiesigen Krankenhäuser. An Stiftungen sind uns auf der anderen Seite noch so wenige zu theil geworden, daß dieselben jährlich nicht mehr als 7909 Mk. einbringen und zwar einschließlich der für bestimmte Freibetten und andere Freibetten zu verwendenden Zinsen. Etwa zwei Drittel unserer baaren Einnahmen erwerben wir uns selbst, theils durch die Pflegegelder u. s. w., theils durch unseren Buchhandel. Ein Drittel der baaren Einnahmen sind freie Gaben unserer Freunde.

An Einnahmen für das verflossene Jahr waren 441 197 Mk. 37 Pf. zu verzeichnen, denen an Ausgaben 433641 Mk. 80 Pf. gegenüberstehen, sodaß uns eine Mehreinnahme von 7555 Mk. 57 Pf. verbleibt."

„In unseren Krankenhäusern auf dem Fronberge wurden im letzten Jahre in 66,016 Pflegetagen 1337 Kranke verpflegt und zwar 1042 männliche Kranke in 44,260 Pflegetagen und 295 weibliche Kranke in 21,756 Pflegetagen. Die tägliche Durchschnittszahl der Kranken beträgt 180, die Zahl der unentgeltlichen Pflegetage war 2944; von den Kranken waren 979 evangelisch, 346 katholisch und 7 israelitisch, 3 waren Dissidenten, 2 Mennoniten."

„Von unserem Lehrerinnen-Seminar können wir mittheilen, daß bei der staatlichen Prüfung alle 21 Zöglinge bestanden haben, 18 für Volks- und 3 für höhere Mädchenschulen."

„Für die Kleinkinderschule wurden 16 Lehrerinnen ausgebildet."

„Das Asyl und Magdalenenstift konnte im Herbst v. J. auf eine 62 jährige Arbeit an 1091 Pfleglingen zurückblicken.

Die Arbeit der Anstalt ist in dem gewohnten Geleise verlaufen. Mit 19 Pfleglingen wurde das Jahr begonnen und 24 kamen im Laufe desselben hinzu, während 22 es verließen, sodaß zum Jahresschluß 21 im Hause waren. Dieser rasche Wechsel zeigt schon, daß gar manche sich dem erziehlichen Einfluß des Hauses nicht fügen wollten. 6 haben wegen Trotz und Widerstreben entlassen werden müssen, 9 sind zu ihren Verwandten zurückgekehrt u. s. w. — Daß dennoch unsere Arbeit nicht vergeblich ist, bezeugt die Anhänglichkeit so vieler älteren Pfleglinge, die entweder im Dienst oder im eigenen Hause ihren Platz wohl ausfüllen. Selbst von solchen, die uns längst aus den Augen gekommen sind, erfahren wir gelegentlich, daß der hier gestreute Same endlich noch aufgegangen ist."

„In der Heilanstalt für evangelische weibliche Gemüths- und Nervenkranke auf dem Johannisberg bei Kaiserswerth war der durchschnittliche tägliche Krankenbestand 58. 17 Kranke konnten geheilt und genau soviel als gebessert entlassen werden, nur 6 wurden ungeheilt in größere Anstalten gebracht und 4 Kranke sind gestorben.

Unsere 3 Waisenhäuser zu Jerusalem, Beirut und Smyrna beherbergen 300 Kinder."

Die Arbeiterheime der englischen Kirchenarmee.

Seit etwa 10 Jahren besteht in England außer der auch bei uns genugsam bekannten „Heilsarmee" eine „Kirchenarmee," die sich von jener durch die Grundsätze einer nüchterneren, gesunderen Religiosität und sittlicher Erziehung vortheilhaft unterscheidet; sie vermeidet in der äußeren Form das Lärmende und Phantastische und geht in ihrer Arbeit weniger auf rasche, plötzliche, als vielmehr auf gründliche, dauernde Erfolge aus. Sie betheiligt sich auch an der Lösung der socialen Probleme und will namentlich der Arbeitslosigkeit mit ihrem socialen und sittlichen Elend entgegenwirken nach dem Grundsatz: Arbeit statt Almosen. Zu diesem Zweck hat sie in London und auf dem Lande Arbeiterheime zur Aufnahme hilfesuchender Arbeitsloser errichtet. Ueber diese Arbeiterheime macht Pfarrer Werner in den „fliegenden Blättern aus dem Rauen Hause" sehr interessante Mittheilungen, denen das Nachstehende entnommen ist.

Die Arbeiterheime sind nicht sehr groß; sie enthalten eine Werkstätte und Wohnräume für den Kapitän (Hausvater) und dessen Familie; Schlafräume für ca. 25 Arbeiter, meist noch außer einem Eßzimmer ein Lese- und Rauchzimmer. Ein Baderaum fehlt nirgends.

Das Hauptziel soll sein: den Vagabunden wieder arbeitsfähig zu machen; dem Arbeitslosen, aber Tüchtigen eine vorübergehende Beschäftigung und die Gelegenheit zu bieten, anderweitig ein dauerndes Unterkommen in passender Stellung zu finden. Diesen Zwecken dient folgende Praxis: harte Arbeit, strenge, jedoch nicht allzu rigorose Arbeitsordnung, Unterwerfung unter die Hausregeln, welche Enthaltsamkeit von allen alkoholistischen Getränken fordern, jedoch das Rauchen nach der Arbeit gestatten. Die tägliche Arbeitszeit umfaßt 8—9 Stunden; für brauchbare Arbeit wird ein ausreichender Lohn bezahlt. Dieser wird jedoch dem Arbeitsgenossen nicht baar eingehändigt; was der Hausinsasse über seine Unterhaltungskosten hinaus verdient, wird ihm gutgeschrieben und

Digitized by Google

erst dann, wenn er das Arbeitshaus verläßt, übergeben. Um jedoch das Gefühl der Selbständigkeit und Freude am Verdienst zu wecken, wird ein tägliches Taschengeld von ca. 20 Pf. bewilligt. Während das staatliche „Arbeitshaus" und die analogen Einrichtungen der Heilsarmee ihren Insassen den Verkehr mit der Außenwelt fast unmöglich machen, verschmäht die Kirchenarmee aus erziehlichen Erwägungen diese klösterliche Trennung von der Außenwelt. Es ist dem Genossen des Arbeiterheims erlaubt, außer am Sonntage auch zu bestimmten Stunden an Wochentagen auszugehen. Es soll dem ehemaligen Vagabunden und Verkommenen Gelegenheit geboten werden, der Versuchung zu widerstehen und z. B. trotz seiner 20 Pf. Taschengeld an den Schnapsläden vorüberzugehen. Kehrt er ein, so weiß er, daß er sofort aus dem Arbeiterheim ausgewiesen wird; die gleich strenge Strafe trifft denjenigen, welcher die Zeit des „Urlaubs" überschreitet. Dieses relativ hohe Maß von Freiheit erscheint in Anbetracht der Vergnügenheit vieler dieser Vagabunden sehr gewagt; jedoch sind die Erfolge größer, als man anzunehmen geneigt ist.

Um auch auf den Charakter einwirken zu können, wird nichts unterlassen, um mit einer großen Strenge auch die Wärme persönlicher und herzlicher Theilnahme zu vereinigen. Die Arbeiter werden „Bruder" angeredet und, selbst wenn es entlassene Sträflinge, ehemalige Trunkenbolde sind, doch mit Anerkennung der persönlichen Menschenwürde behandelt. Ganz besondere Pflege wird der Art des erlaubten Vergnügens zugewandt. Man kann einem Menschen etwas Schlechtes nur dann mit Erfolg abgewöhnen, wenn man ihm etwas Besseres angewöhnt. Die Freude an schlechten Vergnügungen wird in dem Maße schwinden, als die Freude an anständigen Vergnügungen wächst. Gute Unterhaltungsschriften, Tageszeitungen, besonders auch solche, welche eine reiche Fülle von Arbeitsannoncen enthalten, Dominospiele ꝛc. dienen zur Ermöglichung und Förderung einer edlen Geselligkeit, dessen beseelendes Prinzip natürlich der Hausvater selber ist.

Das Arbeiterheim soll natürlich nur zum vorübergehenden Aufenthalt dienen; die Aufenthaltszeit in einer Dauer ist auf höchstens 4 Monate berechnet. Um das Interesse an der Erlangung einer anderweitigen, dauernden Arbeitsgelegenheit anzuregen, findet im dritten und vierten Monat eine kleine Lohnreduction statt. Aber nicht bloß das Zwangsmittel soll den Eifer, sich Arbeit zu suchen, anspannen; eine andere Einrichtung dient dazu, das Selbständigkeitsgefühl und die Gelegenheit zur Selbsthilfe zu steigern. Es wird gestattet, vor Beginn der Arbeitszeit auszugehen, um auf Grund eingegangener Offerten oder Zeitungsannoncen sich selber eine Stelle ausfindig zu machen. Dieser Frühgang ist von besonderem Werth. Der Vogel, welcher am frühesten ausfliegt, findet, wie ein englisches Sprichwort sagt, zuerst den Wurm. Was nun die Art der Arbeitsleistung angeht, so giebt es einige regelrechte Werkstätten für gelernte Handwerker; jedoch die meisten Arbeiter sind ungelernte Arbeiter; es muß daher eine solche Arbeit geleistet werden, welche wenig oder leicht erlernbare Kenntnisse erfordert. Die Hauptbeschäftigungsarten sind: Matten flechten und Holz spalten. Das gespaltene Holz wird dann in kleine Bündel gebunden und kommt in dieser Form in den Handel, der gerade in London ein sehr ausgedehnter ist. Der Arbeiter hat auf jeden Fall das Gefühl, daß er eine nützliche Arbeit leistet, daß er nicht nur zwangsweise beschäftigt wird, um einen Ersatz für Kost und Logis zu liefern. In den städtischen Obdachhäusern muß der männliche Insasse für Nachtquartier und Morgenkaffee ein bestimmtes Quantum Steine klopfen; diese Thätigkeit erinnert schon in etwas an die Erdarbeiten, welche in den Pariser „nationalen Arbeiterwerkstätten" geleistet wurden. Wesentlich ist, daß der Vagabund oder Obdachlose, wenn er als Entgelt für Obdach und Verpflegung beschäftigt wird, auch den Eindruck von der Nützlichkeit und dem Bedürfniß seiner Thätigkeit empfängt. Dies verleiht die erste Regung von sozialer Selbständigkeit, welche als Erziehungsmittel nicht zu entbehren ist und ohne das Gefühl der Brauchbarkeit innerhalb der menschlichen Gesellschaft gewiß nie erlangt wird.

Damit nun die Arbeit der Arbeiterheime nicht die verwandten Gewerbe beeinträchtigt, werden ihre Erzeugnisse nur gegen den marktgängigen, ortsüblichen Preis verkauft. Die üblen Folgen eines Preisdruckes, den Gefängniß- und Wohlthätigkeitsarbeit so oft ausübt, werden damit vermieden. Und weil der Handwerker und Kleinhändler in dieser Hinsicht nichts von der socialen Thätigkeit der Kirchenarmee zu fürchten hat, widmet er ihren Bestrebungen auch seine Theilnahme, ist auf jeden Fall kein voreingenommener Gegner derselben. Viele Wohlthätigkeitsvereine, welche mit Hilfe von freiwilligen Beisteuern, ihre Arbeitserzeugnisse unter dem Preis verkaufen, machen es sich nicht klar, daß sie dadurch die Erwerbsthätigkeit der Berufsarbeiter beeinträchtigten und somit das Brot, welches sie dem einen geben, dem andern nehmen!

Die Angestellten der Kirchenarmee stehen in fortwährender Fühlung mit den Organen der Armenverwaltungen, mit der Gefängnißleitung, den Kirchenorganen und vielen großen und kleinen Arbeitgebern. Diese Verbindungen erweisen sich für den, der die Hilfe der Kirchenarmee in Anspruch nimmt, von großem Nutzen. Da die Kapitäne den überarbeiteten Stadtpfarrern gute Vikarendienste thun, so stellen viele Geistliche ihre Kirchen den Evangelisationsversammlungen zur Verfügung und wecken die Sympathie ihrer Gemeindeglieder für die Kirchenarmee. Die Gewerkvereine (Trades-unions) erkennen die arbeiterfreundlichen Arbeitsbedingungen und die günstige Lohnzahlung, sowie das Bestreben, die Arbeitsehre zu wecken,

Digitized by Google

an. Die großen Temperenzler-Vereine fühlen sich mit den Enthaltsamkeits-Bestrebungen der Kirchenarmee innerlich verwandt. So erfreut sich diese Einrichtung der Sympathie weiter Kreise und öffentlicher Mächte. Und die Kirchenarmee versteht es auch, durch ihre wöchentlich in einer Auflage von 70000 Exemplaren erscheinende Zeitung „Church-Army-Gazette" das öffentliche Interesse durch Veröffentlichung und stete Wiederholung ihrer Grundsätze und Erfolge rege zu erhalten.

Wie groß sind nun die Erfolge speziell auf dem näher beschriebenen socialen Gebiete? Zahlen sind gewiß nicht immer ein untrüglicher Gradmesser für den inneren und bleibenden Werth; indeß spiegelt die ziffernmäßige Statistik doch wenigstens die durch die äußeren Leistungen wahrnehmbare Lebensbewegung wieder.

In der Zeit vom 1. April 1893 bis 31. März 1894 wurden in den Londoner Arbeiterheimen der Kirchenarmee 927 Personen aufgenommen. Das Resultat war ein günstiges. 173 konnten in der Erwartung entlassen werden, daß sie sich selber bald passende Arbeit verschaffen würden, 321 erhielten durch Vermittlung der Kirchenarmee feste und dauernde Stellung, 125 wurden in das neue Verwaltungsjahr mit herübergenommen, 206 mußten entlassen werden, weil sie sich der Haus- und Arbeitsordnung nicht gefügt und das Enthaltsamkeitsgelübde gebrochen hatten, 35 starben, 20 mußten dem Hospital, 4 dem städtischen Armenhaus überwiesen werden; 27 wurden ihren Verwandten wieder zugeführt, 5 wanderten mit Unterstützung der Kirchenarmee aus; 10 gingen zum Militär, 1 wurde Seemann.

Hieraus ergiebt sich, daß die Arbeit der Kirchenarmee auf diesem Gebiete ganz anerkennenswerthe Erfolge aufzuweisen hat, und das die Arbeiterheime derselben eine überaus segensreiche Einrichtung sind, unserem deutschen Gefühl um so sympathischer, je gesunder die Erziehungsgrundsätze sind, von denen sie sich dabei leiten läßt.

Deutsche evangelische Seemanns-Mission.

Das General-Comitee für deutsche evangelische Seemanns-Mission in Großbritannien (Präsident Pastor Harms in Sunderland, Ehrenpräsident Wirtl. Geh. Legationsrath Jordan, General-Consul des Deutschen Reiches in London) versendet seinen 11. Jahresbericht. Der Zweck des General-Comitees ist, die die Häfen Großbritanniens besuchenden deutschen Seeleute möglichst vor den ihnen drohenden sittlichen und wirthschaftlichen Gefahren zu schützen und für ihr geistiges und leibliches Wohl in geeigneter Weise zu sorgen. Zu dem Zweck unterhält das Comitee auf sieben Stationen, und zwar in Sunderland, im Tyne-Tees-Humberdistrict, in London und im Firth of Forthdistrict, sowie im Bristolcanal-District Seemannsmissionare und Gottesdienste an vielen Orten. Seemannsheime zu längerem Aufenthalt befinden sich in London (East India Dock Road), in Sunderland (High Street East) und in Cardiff (Bristolcanaldistrict). Lesezimmer sind auf allen Stationen eingerichtet. Das Generalcomitee verfügte im Rechnungsjahr vom 1. Mai 1895 bis 30. April 1896 über eine Einnahme von 17600 Mk., abzüglich Bestand. Darunter sind zwei Jahresbeiträge des Deutschen Kaisers von je 6000 Mk.; vom Berliner Comitee gingen 2000 Mk. ein. 500 Mk. hat der Senat von Bremen, 300 Mk. der von Hamburg, ebensoviel hat Krupp in Essen gespendet. Die Berichte der einzelnen Stationen lauten erfreulich.

Aus Hessen. Zu dem Bericht in Nr. 21 d. Bl. über die am 6. Mai d. J. stattgefundene Einweihungsfeier der Johanniter-Kirche zu Nieder-Weisel ist noch ergänzend nachzutragen, daß außer 2 Tischen und mehreren Stühlen, sämmtlich in alterthümlichen Formen hergestellt, auch ein prächtiger Schrank in antiker Ausführung mit Wappen und allerlei Schnitzwerk (Eichenholz) Aufstellung gefunden hat, in welchem die Acten der Hessischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens aufbewahrt werden sollen. Dieser Schrank, aus 3 Theilen bestehend, ist nach Angabe des Baurathes Hofmann von Worms angefertigt worden und ein Geschenk der Frau von Heatheote aus Cassel, geborene Freiin von Oynhausen, deren Gemahl von 1858 bis zu seinem im Jahre 1893 erfolgten Ableben der Hessischen Johanniter-Genossenschaft als reges Mitglied angehört hat. Frau von Heatheote hat gewiß im Sinne des Verewigten gehandelt, wenn sie dessen Anhänglichkeit und treues Interesse an den edlen Bestrebungen des Ordens durch dieses die Kirche zierende Kunstwerk bethätigte; sicher wird es auch das Andenken der Ordensbrüder an den Heimgegangenen für spätere Generationen beleben und erhalten.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein Herold in Berlin. 27. Jahrgang, Nr. 8 vom August 1896.

Inhalt: Bericht über die 542. Sitzung vom 16. Juni 1896. — Nachruf. — Die geneatogischen Schätze der evangelischen Kirche zu Heyersdorf, Kreis Fraustadt. — Fritz von Großrauden. — Die von Rauffendorff'schen Grabsteine auf dem Kirchhofe zu Tillendorf bei Bunzlau. — Deutsche Grabschriften in dänischen Kirchen. — Verzeichniß der auf dem Heiligengeistkirchhofe in Altona ruhenden Todten adeligen Namens. — Die Familie v. Delmar. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Anfragen. — Antworten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 9. September 1896. **Nr. 37.**

1. Robert von Waldow, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Mehrenthin bei Woldenberg in der Neumark, Rechtsritter seit 1883, † zu Mehrenthin 29. August 1896.
2. Eugen Freiherr von Richthofen, Generalmajor z. D., Ehrenritter seit 1857, † zu Breslau 30. August 1896.

Westfälische Genossenschaft.

Der am 13. August c. in Dortmund abgehaltene Rittertag der Westfälischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens hat an Stelle des zurücktretenden Schatzmeisters Albrecht Freiherrn von Ledebur auf Krollage den Rechtsritter Major a. D. Victor Freiherrn von Rheinbaben, auf Haus Ruhr bei Schwerte, zum Schatzmeister gewählt.

An Stelle des verstorbenen Rechtsritters Franz von Bockum-Dolffs auf Sassendorf wurde der Rechtsritter Florenz von Bockum-Dolffs, Kammerherr und Landrath zu Soest, in den Convent gewählt und letzterer außerdem durch die Wahl von 3 weiteren Beisitzern verstärkt, als welche aus der einstimmigen Wahl folgende Rechtsritter hervorgingen:

Albrecht Freiherr von Ledebur, auf Krollage,
Adolf Freiherr von Bodelschwingh-Plettenberg, auf Heeren und
Ludwig von Berswordt-Wallrabe, auf Weitmar.

Die freiwillige Krankenpflege im Felde auf Grund der neuen Organisation.

Vortrag, gehalten auf dem Rittertage der Genossenschaft des Johanniterordens im Königreich Sachsen am 2. Mai 1896 zu Dresden, von Freiherrn von Müller, Major.

Die freiwillige Krankenpflege bildet gewissermaßen ein Aufgebot des Volkes, welches hinter den kämpfenden Brüdern steht, bereit die geschlagenen Wunden zu heilen, die Härten des Krieges zu mildern.

Zweifellos ist es in erster Linie Pflicht des Staates für die Opfer des Krieges zu sorgen; allein die Mittel des Staates sind in außergewöhnlichen Verhältnissen nicht ausreichend, um die Gebote der Menschenliebe ganz zu erfüllen. In diese Liebe tritt die freiwillige Krankenpflege ergänzend ein. Die freiwillige Krankenpflege, welche ihre Arbeit freiwillig in den Dienst des Staates stellt, bildet damit einen Theil der Wehrkraft des deutschen Volkes.

Keine Armee, auch noch so vorzüglich organisirt, würde in der Lage sein, diese Hilfe wieder je entbehren zu können. Im Gegentheil, die Anforderungen an diese Hilfe werden sich voraussichtlich in Zukunft noch steigern.

Ein nächster Krieg mit seinen Massenheeren und der außerordentlich hohen Zahl von Verwundeten nach entscheidenden Gefechten, erfordern schnelle und sehr weit ausgreifende Hilfe; dazu bedarf es zahlreicher und geschulter Hilfskräfte.

Hier wird die freiwillige Krankenpflege vor neue und große Aufgaben gestellt werden.

Ermöglicht wird diese Hilfe durch die Bestimmungen der Genfer Convention vom Jahre 1864, welche allen Personen, die sich mit der Fürsorge für die Verwundeten befassen, Neutralität zusichert.

Auch im letzten Feldzuge trat die freiwillige Krankenpflege nicht einheitlich, sondern theilweise zersplittert auf.

Sie war auch zum Theil selbständig und nur in losem Zusammenhange mit der Heeresorganisation.

Trotz dieser Schwierigkeiten hat sie aber Bedeutendes geleistet.

In einem nächsten Feldzuge dagegen wird sie der Organisation des Heeres vollständig eingefügt sein, und es ist dies sehr nothwendig und wesentlich, um ihre Mission auch wirklich erfüllen zu können.

Als die freiwillige Krankenpflege noch theilweise selbständig auftrat, war sie zuweilen auf Feldern zu finden, wo sie nicht recht eingreifen konnte; während vielleicht an anderem Platze ihre Hilfe schmerzlich vermißt wurde.

Digitized by Google

Ferner hatte die freiwillige Krankenpflege den sehr anzuerkennenden Drang, in die vorderste Linie zu rücken weil sie glaubte, hauptsächlich dort in Wirksamkeit treten zu können. Aber gerade in erster Linie, im Bereich der fechtenden Truppen sind die Verhältnisse so complicirter, schwieriger Natur, daß nur ein ganz präcises Ineinandergreifen aller Factoren im Stande ist, Reibungen und Störungen zu überwinden. Wenn nun noch ein fremdes Element sich dazwischen schiebt, so wird dasselbe nur zu leicht die Schwierigkeiten noch vermehren und in der Entfaltung der eigenen Thätigkeit möglicherweise behindert sein. Deswegen ist in dem neuen Organisationsplan der freiwilligen Krankenpflege der Platz in 2. Linie angewiesen. Sie wird die Verwundeten aus den ersten Linien übernehmen, verpflegen und nach rückwärts befördeen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß, wenn Noth an Mann, sie auch in die erste Linie vorgezogen wird. Auch an dem ihr hauptsächlich zugewiesenen Platz wird der freiwilligen Krankenpflege ein so weites Feld ersprießlicher Thätigkeit zugetheilt, daß ein hohes Maaß von Selbstverläugnung, Aufopferung und Pflichtgefühl dazu gehört, um die große Aufgabe nur annäheend zu bewältigen.

Im Kriege sind für das Heer und den Sanitätsdienst 3 große Bereiche zu unterscheiden:

1. Der Bereich der Feldarmee; derselbe erstreckt sich rückwärts vom Feinde bis zum Beginn des Etappenrayons.
2. Der Etappenbereich rückwärts von der operirenden Armee bis zur Grenze des eigenen Landes.
3. Der Bereich der Besatzungsarmee, beginnend gewöhnlich an der Grenze des eigenen Landes oder besetzter feindlicher Gebietstheile.

Die freiwillige Krankenpflege wird ihre Thätigkeit nun hauptsächlich innerhalb des Etappenbereichs entfatten, und im Bereich der Besatzungsarmee. Der Etappenbereich hat im Ganzen die Aufgabe, die rückwärtigen Verbindungen der Armee mit der Heimath aufrecht zu erhalten. Zu diesem Zweck stützen sich die Etappen auf die Eisenbahnen. Für die einzelnen Armeen werden bestimmte Etappenlinien und an diesen Etappenorte festgestellt. An der Endstation jeder Linie, die zur Armee führt, befinget sich der Etappenhauptort, am Anfang derselben in der Heimath der Etappenanfangsort.

Die oberste Instanz der freiwilligen Krankenpflege wird repräsentirt durch den kaisertichen Kommissar und Militärinspecteur der freiwilligen Krankenpflege. Zugelassen zur freiwilligen Krankenpflege sind die deutschen Vereine vom rothen Kreuz, sowie die Ritterorden der Johanniter (evangelisch), der Malteser (katholisch) und Georgsritter (bayerisch). Alle sonstigen Gesellschaften aber sind ausgeschlossen.

Die Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege zerfällt in die Pflege, in den Transport der Verwundeten und den Depotdienst. Bereits im Frieden hat sich die freiwillige Krankenpflege für ihre Aufgabe vorzubereiten durch Ausbildung von Krankenpflegern, Schulung von Transporteolonnen und die Bereitstellung von Material. Bei Eintritt einer Mobilmachung begiebt sich der kaiserliche Kommissar mit seinem Unterpersonal in das große Hauptquartier. Von dort leitet er im Einverständniß mit dem Chef des Feldsanitätswesens den gesammten Dienst der freiwilligen Krankenpflege auf dem Kriegsschauplatz. Zur Vermittelung des Verkehrs mit den Militärbehörden und zur Leitung der freiwilligen Krankenpflege bedient sich der Kommissar seiner Delegirten. Diese Delegirten zerfallen in solche bei der Feldarmee und solche bei der Besatzungsarmee. Bei der Feldarmee giebt es Armeedelegirte, Corpsdelegirte und Etapendelegirte. Den Titel „Delegirter" darf nur derjenige führen, der vom kaiserlichen Kommissar hierzu eenannt wurde. Der Armeedelegirte hat die Aufgabe, die freiwillige Krankenpflege bei der Feldarmee zu leiten und zu regeln. Der Corpsdelegirte hat die Betheiligung der freiwilligen Krankenpflege im Corpsbezirk zu regeln. Er trifft Bestimmung über Verwendung des für den Corpsbezirk bestimmten Lazareth-Transport- und Depotpersonals. Bei der Besatzungsarmee werden folgende Delegirte eingesetzt: ein Corpsdelegirter, ein Reservelazarethdelegirter, ein Liniendelegirter für die Regelung der Verwundetentransporte auf den Eisenbahnen.

Die Vereine vom rothen Kreuz, welche sich bei uns in Sachsen an der freiwilligen Krankenpflege betheiligen, sind der Landesverein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger und der Albertverein. Der Landesverein ist ein Männerverein und besteht aus aetioen Mitgliedern, welche sich zur persönlichen Dienstleistung bereit erklären, und zahlenden Mitgliedern. Der Verein hat gegenwärtig 2542 Mitglieder mit 13000 Mk. Jahresbeiträgen. Als Vereinslazareth besteht zur Zeit die Heilstätte in Loschwitz. Der Albertverein ist ein Frauenverein, welcher sich in 40 Zweigvereinen über das Land verbreitet. Sein Vereinslazareth ist das Carolakrankenhaus zu Dresden. Derselbe bildet Pflegerinnen aus, die Albertinerinnen, von denen für den Kriegsfall 30 für die Feldarmee, 50 für die Besatzungsarmee zur Verfügung stehen. Von Ritterorden sind in Sachsen an der freiwilligen Krankenpflege betheiligt die sächsische Genossenschaft des Johanniterordens. Derselbe besitzt ein Krankenhaus in Riesa, welches im Kriege zu einem Lazareth umgewandelt wird. Derselbe bildet geschulte Krankenpflegerinnen aus, sogenannte dienende Schwestern, welche im Kriege sich dem Orden zur Verfügung stellen müssen.

In Deutschland giebt es gegenwärtig 2000 Männer- und Frauenvereine vom rothen Kreuz. Die Centralstelle für alle diese Vereine, soweit ihre Kriegsthätigkeit in Frage kommt, ist das Centralkomite der deutschen Vereine vom rothen Kreuz, welches seinen

Digitized by Google

Sitz in Berlin hat und ein Vermögen von etwa 3 Millionen Mark besitzt, von denen 1 Mill. als eiserner Bestand für den Kriegsfall bestimmt ist. Das Personal der freiwilligen Krankenpflege muß deutscher Nationalität sein, Ausländer dürfen nicht verwendet werden. Das gesammte Personal untersteht im Kriege der militärischen Disciplin und ist den Kriegsgesetzen unterworfen. Für die Dauer seiner Dienstleistung hat dasselbe eine mit dem Stempel des kaiserlichen Kommissars versehene weiße Armbinde mit rothem Kreuz zu tragen. Außerdem müssen alle diese Personen eine vom kaiserlichen Kommissar ausgestellte, zum Tragen der Binde berechtigende Ausweiskarte stets bei sich führen. Das gesammte im Bereich der Etapeninspection verwendete Personal ist zum Tragen einer Uniform verpflichtet. Dieselbe besteht aus einem grauen Rock mit Umlegkragen, grauen Tuchhosen, Kniestiefel, Schirmmütze aus weißem Stoff mit schwarzem Rand, Landeskokarde und darüber befindliches rothes Kreuz. Das weibliche Personal trägt die vorgeschriebene Pflegerinnentracht. Während der Dauer der Dienstleistung wird dem Personal freie Unterkunft und Beköstigung gewährt. Das Personal gliedert sich in 3 Kategorien: 1. Lazareth-Personal, 2. Transport- und Begleit-Personal, 3. Depot-Personal.

Für jedes mobile Armeecorps wird ein besonderes Lazarethdetachement der freiwilligen Krankenpflege gebildet, bestehend aus Krankenpflegern und Krankenpflegerinnen, welches dem Kriegslazareth des betreffenden Armeecorps attachirt wird. An der Spitze desselben steht der Corpsdelegirte. Die Stärke und Zusammensetzung des Lazarethpersonals bei der Besatzungsarmee richtet sich nach der Zahl und dem Umfang der der freiwilligen Krankenpflege zu überweisenden Lazarethe. Dasselbe wird Verwendung finden in den Reservelazarethen, den Vereinslazarethen, den Reconvaleseentenstationen und den Privatpflegestellen.

Nach den Bestimmungen der Sanitätsordnung darf in den Lazarethen nur geschultes Pflegepersonal zur Verwendung kommen. Ein großer Theil dieses Personals muß bereits bei Eintritt der Mobilmachung bereit stehen, um sofort dem Lazarethdetachement zugewiesen werden zu können. Mit dieser Bestimmung wird der Dilettantismus von der persönlichen Hilfeleistung ausgeschlossen, welcher noch im Feldzug 70 verschiedentlich nachtheilig eingewirkt hat.

Das geschulte Pflegepersonal besteht aus Krankenpflegerinnen und Krankenpflegern. Die Krankenpflegerinnen sind die katholischen Ordensschwestern, die Diakonissen und die weltlichen Pflegerinnen (die Pflegerinnen vom rothen Kreuz). Die ersteren erhalten ihre Ausbildung in den Klöstern und Ordenshäusern, die zweiten in den Diakonissenmutterhäusern, die Ausbildung der weltlichen Pflegerinnen fällt den Vereinen vom rothen Kreuz zu. Es stehen jetzt zur Verfügung in Deutschland ungefähr 2000 katholische Ordensschwestern, 1200 Diakonissen und 1200 weltliche Pflegerinnen. Die Gewinnung von geschulten Krankenpflegern stieß auf außerordentliche Schwierigkeiten. Erst im Jahre 1884 gelang es, sogenannte freiwillige Genossenschaften zu bilden. In Sachsen hal der Landesverein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger mit dem Landesverein für innere Mission eine Vereinbarung getroffen behufs Ausbildung von geschulten Krankenpflegern. Danach sorgt der Landesverein für innere Mission für die vorschriftsmäßige Ausbildung der der Genossenschaft beitretenden Personen und stellt dieselben dem Landesverein vom rothen Kreuz zur Verfügung zur Verwendung bei Kriegszeiten. Diese Vereinbarung ist im Anfang vorigen Jahres seitens des Vereins für innere Mission wieder aufgehoben worden, infolge der außerordentlichen Schwierigkeiten zur Gewinnung des nothwendigen Pflegepersonals. Die Mitglieder der sächsischen Genossenschaft haben erst einen vorbereitenden Unterrichtscursus und einen vierwöchentlichen Uebungscursus in einem ihnen zugewiesenen Krankenhaus zu absolviren, darauf eine Prüfung abzulegen und erlangen erst hierdurch die volle Mitgliedschaft. Die sächsische Genossenschaft zählt zur Zeit 100 ausgebildete Mitglieder, die überwiegende Mehrzahl derselben gehört akademischen Kreisen an. In Leipzig hat sich im März 1887 eine besondere Genossenschaft für freiwillige Krankenpflege (Genossenschaft sächsischer Feldbiakonen) gebildet, welche dem Landesverein für innere Mission untersteht, aber doch eine größere Selbständigkeit genießt.

In Preußen ist eine ähnliche Vereinbarung getroffen mit der Bruderschaft des rauhen Hauses in Hamburg. Die preußische Genossenschaft zählt gegenwärtig 1700 Mitglieder, darunter 415 Studenten. Die Krankenpfleger sind nun vorzugsweise bestimml zur Unterstützung des amtlichen Sanitätsdienstes in der Lazarethpflege. Dieses Lazarethpersonal wird eingetheilt in Lazarethaufseher, Lazarethgehilfen und Krankenwärter. Die freiwilligen Pfleger werden in der Regel den Dienst als Lazarethgehilfen zu erfüllen haben. Dieser besteht in Verrichtung und Hilfeleistung, die sich auf chirurgische und arzneiliche Pflege und Behandlung beziehen, als da sind, Eingeben von Arzneien, Unterstützung beim Anlegen von Verbänden, Zubereitung von Umschlägen, Uebernahme von Wachen in wichtigen Krankheitsfällen bei Tag und bei Nacht. Das weibliche Pflegepersonal findet eine dementsprechende Verwendung.

Das Transport- und Begleit-Personal. Die Mitglieder des Transportdetachements im Etappenbereich finden Verwendung bei Begleitung von Verwundeten und Kranken-Transporten zu Wagen aus den vorgeschobenen Lazarethen nach den rückwärts gelegenen Lazarethen, zum Transport von Material nach den vorgeschobenen Lazarethen, zum Ein- und Ausladen

Digitized by Google

der Verwundeten und Kranken an den Etappenorten, zum Transport der Verwundeten und Kranken vom Zuge nach den Erfrischungs- und Verbandsstationen und umgekehrt. Das Begleit-Personal hingegen findet Verwendung bei den Lazareth- und Krankenzügen, als Verwaltungspersonal für die Verband- und Erfrischungsstationen, als Aushilfe bei Mangel an wirklichen Krankenpflegern. Das Transportpersonal bei der Besatzungsarmee wird zum Transport der Verwundeten von den Bahnhöfen nach den Lazarethen u. s. w. verwendet, theils als Begleitpersonal auf den inländischen Eisenbahnlinien; oder bei den Verpflegungs- und Erfrischungsstationen im eigenen Lande. Alle Mitglieder dieses Personals müssen bis zu einem gewissen Grade als Krankenpfleger ausgebildet sein. Sie müssen informirt sein über das Fortschaffen der Verwundeten, mit und ohne Tragen, den Transport auf Eisenbahnen, Aufbau und Zerlegung transportabler Baraken. In Bezug auf Ausbildung, Ausrüstung, Bereitstellung dieses Personals hat sich in Preußen das Centralcomite mit den Krieger- und Militärvereinen in Verbindung gesetzt und dieselben veranlaßt, Krankenträgercolonnen zu bilden, wogegen das Centralcomite sie mit dem nöthigen Lehr- und Prüfungsmaterial versieht. Im Herbst 1889 waren gebildet in Preußen 145 Colonnen mit 2267 Mitgliedern. Im Königreich Sachsen hat der sächsische Landesverein mit Sachsens Militärvereinsbund nach gleichen Grundsätzen einen Vertrag dahin abgeschlossen, daß die Militär- und Kriegervereine aus der Mitte ihrer Mitglieder freiwillige Krankenpflegercolonnen bilden und die ausgebildeten Mannschaften im Kriegsfalle dem Landesverein zur Verfügung stellen. Dieser Militärvereinsbund umfaßt 1726 Militär- und Kriegervereine mit 130000 Mitgliedern. Während des Friedens bleiben die Krankenträgercolonnen selbständig innerhalb ihres Vereins; den die Ausbildung leitenden Arzt wählen sie sich selbst. Der Landesverein trägt die Ausbildungskosten und liefert das Lehrmaterial. Nach vollendetem Cursus erfolgt öffentliche Prüfung durch den Landesdelegirten unter Zuziehung eines militärärztlichen Sachverständigen. Es bestehen gegenwärtig 32 ausgebildete und geprüfte Colonnen mit 684 ausgebildeten Mannschaften. Diese Mannschaften haben sich in überwiegender Mehrzahl zum Ortsdienste bereit erklärt; dagegen fehlt es zur Zeit noch an genügenden Mannschaften, welche sich zum Dienst im Etappenbereich bereit erklären. Namentlich hat sich eine geschlossene Colonne zu diesem Zweck noch nicht zur Verfügung gestellt. Der Grund zu diesem Uebelstand liegt darin, daß die Unterstützung der zurückbleibenden Familien noch nicht genügend geregelt ist. Der Landesverein wird daher diese Regelung sobald als möglich in die Hand nehmen. Dagegen sind sogenannte Ortscolonnen, deren Mitglieder sich lediglich zur Dienstleistung am Sitze der Colonne, welche zugleich Wohnort des betreffenden Mitglieds ist, in genügender Zahl vorhanden. Das Depotpersonal beschäftigt sich mit der Sammlung und Zuführung der freiwilligen Gaben für die Krankenpflege; dasselbe theilt sich in das Verwaltungs- und Arbeits-Personal und hat seinen Sitz im Bereich der Besatzungsarmee am Etappenanfangsort, im Bereich der Etappeninspection, im Etappenhauptort oder den etwa angelegten Zwischendepots.

Das Material nun, welches die freiwillige Krankenpflege bedarf, besteht, abgesehen vom baaren Gelde, theils in Lazarethbedürfnissen, theils in Erquickungsgegenständen, und zwar im Allgemeinen aus solchen Gegenständen, welche die Militärverwaltung nicht selbst liefert. An jedem Etappenanfangsort wird von der freiwilligen Krankenpflege ein Depot für das betreffende Armeecorps angelegt, ergänzt und verwaltet. Der Mangel an der rechtzeitigen Vorbereitung des Depotwesens hat sich im Feldzuge 70 sehr fühlbar gemacht; daher haben die Vereine der Fürsorge für die Depots während des Friedens ganz besonders ihr Augenmerk zugewendet. Man hat Musterdepots angelegt, enthaltend eine Auswahl von Mustern der nothwendigsten Verbandsgegenstände, chirurgische Apparate, Lagerungs- und Bekleidungsgegenstände. Ein bestimmtes Quantum dieser Gegenstände muß zu sofortiger Verwendung stets bereit sein. Ein weiteres Quantum muß unter allen Umständen bis zum 10. oder 18. Tage nach Beginn der Mobilmachung fertig gestellt werden können. Es sind daher Verträge abgeschlossen worden mit leistungsfähigen Firmen zur sofortigen Lieferung von Verbandsgegenständen aller Art bei Eintritt einer Mobilmachung. Bettstellen müssen in großer Zahl vorräthig gehalten werden. Sodann befaßt man sich mit der Anschaffung von transportablen Baraken, um im Bereich der Etappeninspection Vereinslazarethe aufstellen zu können. In der deutschen Heilstätte zu Loschwitz und im Johanniterkrankenhaus in Riesa sind bereits derartige Baraken nach dem System Döker aufgestellt und in Benutzung genommen. Ferner geht man vor mit der Errichtung von Vereinslazarethen. In Sachsen werden das Carolahaus, die Heilstätte in Loschwitz und das Johanniterkrankenhaus in Riesa als Vereinslazareth Verwendung finden. Die Sammlung der Liebesgaben bei Ausbruch eines Krieges bedarf ebenfalls einer Organisation. Für die Geldsammlung ist zu diesem Zweck ein Netz von Sammelstellen für das ganze Land vorgesehen. Was die Sammlung von Material anlangt, so muß festgehalten werden, daß an das Hauptdepot am Etappenanfangsort nur wirklich brauchbare Gegenstände abgeliefert werden. Es muß mit der Sammlung des Materials zugleich eine Sichtung verbunden werden, damit nicht minderwerthiges und unbrauchbares Material dem Kriegsschauplatz zugeführt wird.

Die nachträgliche Sortirung in den Hauptdepots

Digitized by Google

hat unendliche Zeit und unglaubliche Mühe gekostet; und trotzdem sind Dinge auf den Kriegsschauplatz geschafft worden, welche sich für die Krankenpflege als absolut unbrauchbar herausstellten.

Die freiwillige Krankenpflege muß gerade wie das Heer einen Mobilmachungsplan aufstellen in Bezug auf Verwendung von Personal und Material im Kriegsfall.

Diese vorbereitende Friedensthätigkeit der freiwilligen Krankenpflege ist von eminenter Bedeutung für ihre Leistungsfähigkeit im Kriegsfalle.

Sie muß derartig vorbereitet und ausgerüstet sein, um sofort in Gemeinschaft mit der militärischen Sanitätspflege in die Aetion eintreten zu können.

Je mehr die Vereinsorganisation ausgebildet und jedes Detail festgestellt ist, umsoweniger werden sich Verwirrung und Schwierigkeiten einstellen bei Ausbruch eines Krieges, sondern es werden sofort die geeigneten Maßregeln ergriffen werden können, um die vorhandenen Kräfte zu zweckentsprechender Verwendung im Dienste des Vaterlandes zu bringen.

Dies ist in kurzen Zügen die Organisation und Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege im Kriege.

Es ist derselben ein großes dankbares und schwieriges Arbeitsfeld übergeben worden. Es bedarf daher einer energischen, unermüdlichen mit den Anforderungen der Zeit fortschreitenden Thätigkeit aller Organe, um im Ernstfalle der großen an die freiwillige Krankenpflege herantretenden Aufgabe gewachsen zu sein. Dann aber darf sie mit Zuversicht der Zukunft entgegensehen. Und sollte noch einmal die Zeit kommen, wo die Söhne unseres Vaterlandes hinausziehen müssen, um für die höchsten nationalen Güter zu kämpfen und, so Gott will, den Sieg an ihre Fahnen zu heften, dann wird auch das rothe Kreuz, wo es im Felde erscheint, einen Sieg erringen, den Sieg barmherziger Nächstenliebe über das Elend des Krieges.

(Quelle: Crigern, Lehrbuch der freiwilligen Kriegskrankenpflege.)

Vom rechten Geben.

Es giebt freudige und leidige, willige und unwillige, freigebige und karge, weise und thörichte, bescheidene und ruhmsüchtige Geber. Geben ist auch eine Frucht, an der man den Baum erkennt. Wes das Herz voll ist, des geht nicht nur der Mund, sondern auch die Hand über. Ein im Lieben reiches Herz macht eine im Geben reiche Hand, selbst wenn es dem menschlichen Werthmesser nach auch nur wenig zu geben hat. Dagegen ist die reichste Gabe arm, wenn sie nicht aus liebreichem Herzen kommt. Im Grunde giebt nur der recht, welcher recht empfängt, d. h. wer alle Wohlthaten, alles Gute und jedes Gut demüthig und dankbar als Gnadengeschenk aus Gottes Hand hinnimmt, mithin darin unverdiente Segnung erkennt und daher wieder gern damit nach bestem Vermögen segnen möchte. Wer geizig und im Geben knauserig ist, der ist nicht wirklich fromm, selbst wenn er noch so oft „Herr, Herr" sagt. Freilich ist auch der beste Christ nicht imstande, allen Ansprüchen zu genügen. Oft hat er geradezu die Pflicht, unverschämte Bettler abzuweisen. So kam einmal ein scheinheiliger Schwätzer zu einem wirklich frommen Mann und erklärte ihm kühn: „Der heilige Geist hat mir geoffenbart, daß Sie mir meine dringende Schuld von 25 Thalern zahlen können und werden." Aber jener erwiderte mit gerechter Entrüstung: „Sie schwindeln, denn der heilige Geist weiß ganz gut, daß ich gar keine 25 Thaler habe!" — — Man kann oft auch recht unvorsichtig im Geben sein. Ein Pfarrer schenkte einmal einem frierenden Handwerksburschen, der dringend um ein abgelegtes Kleidungsstück bat, in überwallendem Mitleid seinen noch guten Rock und mußte bald hernach erfahren, daß der Beschenkte diesen Rock um etliche Groschen verkauft und den Erlös vertrunken hatte. Vorsicht und Umsicht auch beim Geben ist geradezu eine Pflicht. Doch behalten auch die Alten recht, wenn beim Geben ihre Losung war: sich lieber von zehn Unwürdigen mißbrauchen lassen, als einen Würdigen abweisen! — Schön sagt Emil Frommel: „Der Mond ist ein echtes Sinnbild menschlicher Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit; hat er doch sein Licht, das er sanft ausgießt, nicht von sich selbst, sondern von der Sonne erhalten. Er giebt, was er empfangen. So dünkt mich all' unser Geben ein Leuchten in das Dunkel der Noth und Armuth zu sein. Wir geben, was wir zuvor empfangen haben. Alles Geben des Menschen ist doch nur Wiedergeben, ein Echo aus Menschenbrust auf den Ruf Gottes. Wie selbstverständlich, wie anspruchslos ist dann alle Gabe gerade wie auch der Mondstraht! Wer giebt, der hat; denn das tiefsinnige Wort hat recht: wir geben nicht, weil wir haben, sondern wir haben, weil wir geben. Ich sagte darum einem reichen Mann, der mir für eine große Noth nichts geben wollte: „„Ich habe nicht gewußt, daß Sie wirklich so arm sind.““ Unser Geben steht darum in innigster Wechselwirkung mit dem Empfangen. Nur der Mensch, der sich alle Tage vor die Zehntausend stellt, die Gott ihm giebt und vergiebt, wird die hundert Groschen, die er dem Nächsten giebt und vergiebt, als eine Kleinigkeit ansehen." (Bad. Kirchen- und Volksblatt.)

Wie viel Bier ist erlaubt?

Professor Moritz, der als Leiter der Münchener Universitäts-Poliklinik gewiß sachverständig ist, hat im Verlage des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke (Geschäftsstelle zu Hildesheim) ein Schriftchen über das Bier herausgegeben, das für den billigen Preis von 10 Pf. sehr viel Belehrendes bietet. Er bespricht den Nährwerth des Bieres, der bekanntlich zu seinem Preise im argen Mißverhältniß

Digitized by Google

ſteht, ſodann die geſundheitlichen Gefahren des ſtarken Biergenuſſes. Hier iſt es beſonders das „Bierherz“ (es iſt in der Schrift nach einer Photographie abgebildet), das einen nicht geringen Theil unſerer Männer in den beſten Jahren zu einem plötzlichen Tode führt. Schließlich wagt Profeſſor Moritz aus dem Vorhergehenden ein Urtheil zu ziehen, welcher Biergenuß als mäßig und zuläſſig zu betrachten ſei. Folgendes iſt ſeine Anſicht.

Bier ſollte nur zu einer Mahlzeit und zwar zu einer Hauptmahlzeit getrunken werden. Das Trinken in den Zwiſchenzeiten und gar das Trinken von Bier an Stelle feſter Nahrung iſt zu verurtheilen. Wenn ein geſunder, erwachſener Mann zum Mittageſſen ein Glas Bier trinkt, wobei er allerdings unter Umſtänden eine müde und ſchläfrig machende Wirkung deſſelben riskirt, und ebenſo zum Abendeſſen oder im Anſchluß an daſſelbe ein oder auch zwei Glas Bier verzehrt, ſo darf das als ein mäßiger Genuß bezeichnet werden. Das würde für die bayeriſchen Verhältniſſe, wo ein Glas Bier einem halben Liter entſpricht, eine Aufnahme von 1—1½ Liter im Tage bedeuten. Für die zarter organiſirte Conſtitution der Frau dagegen dürfte die Grenze um die Hälfte tiefer zu ſtellen ſein. Natürlich ſoll damit nicht geſagt ſein, daß es für jedermann geſund ſein müſſe, täglich ſo viel zu trinken. Wer bislang ſchon mit weniger ſich begnügte oder überhaupt nicht trank, der wird ſicherlich gut daran thun, dabei zu bleiben. Eine obere Grenze für den mäßigen Genuß ausſetzen, heißt ja nicht dazu auffordern, in jedem Fall auch bis zu ihr hinaufzugehen. Wohl aber ſoll damit die dringende Ermahnung gegeben ſein, daß jeder, der gewohnheitsmäßig mehr trinkt, ſein Quantum auf dieſe Grenze herab erniedrige. Denn ich halte es für ſehr wahrſcheinlich, daß beſonders ſchwächer veranlagte Individuen ſich durch den regelmäßigen Genuß größerer Quantitäten, z. B. von 2 Litern Bier täglich, ſchon Schaden zufügen können. Eine tägliche Aufnahme von 3—4 Litern muß ich in jedem Falle ſchon als recht bedenklich bezeichnen. Ich bin überzeugt, das ſie bei vielen Menſchen ſchon lebenabkürzend zu wirken imſtande iſt. Zu betonen iſt, daß es gerade der regelmäßige Genuß durch Jahre und Jahrzehnte hindurch iſt, der auch ſchon bei relativ kleinen Quantitäten im Laufe der Zeit ſchädliche Wirkungen zeitigt. Das gewohnheitsmäßige Zuvieltrinken, wenn es auch nicht in ſehr auffälligem Maße geſchieht, iſt ſicher viel gefährlicher, als vereinzelte Ausſchreitungen, zumal ſolche bei Nicht-Gewohnheitstrinkern ſich durch die jeweiligen Nachwirkungen ſo empfindlich zu rächen pflegen, daß ſie nicht zu häufig vorkommen dürften.

Einen Fall aber giebt es, in dem ich mich unbedingt zur völligen Enthaltung vom Biere wie vom Alkohol überhaupt bekenne, und dieſer betrifft die Kinder. Der zarte kindliche Körper reagirt weit empfindlicher auf Alkohol als der des Erwachſenen und ſo wenig und eher noch weniger als wir unſere Kinder rauchen laſſen, ſo wenig ſollten wir ſie trinken laſſen. Am beſten wäre es, dieſe Enthaltung bis zur vollendeten Entwickelung währen zu laſſen, jedenfalls ſollte ſie bis zum 12. bis 14. Lebensjahre dauern. Daß übrigens durch die Gewöhnung an das Bier von Kindesbeinen an der Glaube an ſeine Unentbehrlichkeit großgezogen und vielfach der Keim zu ſpäterer Unmäßigkeit gelegt wird, liegt auf der Hand.

Literatur.

Der Armen- und Kranken-Freund, eine Zeitſchrift für die Diakonie der evangeliſchen Kirche. Verlag der Diakoniſſen-Anſtalt zu Kaiſerswerth a. Rh. Juli—October-Heft 1896.

Inhalt: Letzte Lebenszeit und ſeliger Heimgang des Paſtors D. theol. Julius Diſſelhoff.*) — Drei heimgegangene Diakoniſſen. — Wie es mit dem Rettungswerk an den armeniſchen Waiſen vorangegangen iſt. — Berichtigung und Mittheilung. — Züge aus der letztjährigen Arbeit unſerer Diakoniſſen. — Vom Inſtructionscurſus über innere Miſſion für Frauen und Jungfrauen in München. — Gaben für die armeniſchen Waiſen und Nothleidenden. — Anſtalts-Chronik. — Vom Büchertiſch. — Gaben ungenannter Freunde.

Der Bär. Illuſtrirte Wochenſchrift für die Geſchichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 35 vom 29. Auguſt 1896.

Inhalt: Graf Axel. Ein Lebensbild von U. von Verſen. (4. Fortſetzung). — Quer durchs Weſthavelland. Streifzüge von Dr. Guſtav Albrecht. (Mit Abbildungen). — Durch den Henker verbrannte Berliner Pasquille und Schriften. Von Ferdinand Meyer. — Die Erblandeshuldigung König Friedrich Wilhelms II. in Breslau. Von B. Emil König. — Kleine Mittheilungen: Zur Erinnerung an Prinz Albrecht (Vater). — Edikt Friedrich Wilhelms II. wider das Hauſiren auf dem Lande. — Von dem alten Laraß. — Der Schloßberg von Burg im Spreewalde. — Bismarck und Wrangel. — Büchertiſch. —

*) Binnen kurzem wird als Sonderabdruck aus dieſem Hefte des Armen- und Krankenfreundes ausgegeben: **Letzte Lebenszeit und ſeliger Heimgang des Paſtors D. Julius Diſſelhoff.** Mit einem Portraitbilde und Fakſimile. (Preis geheftet 30 Pf., bei portofreier Zuſendung einzelner Exemplare 35 Pf.) Gleichfalls ſind Photographien des Entſchlafenen nach Original-Aufnahmen in der Buchhandlung der Diakoniſſen-Anſtalt zu Kaiſerswerth am Rhein zu haben. Kabinet-Format à M. 1; Viſiten-Format à M. 0,50.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerſtraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes wolle man an den Redacteur deſſelben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 16. September 1896. Nr. 38.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankenbetten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	69			
	Zugang pro . .	24			
		93			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	62	62	1 938	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	89			
	Zugang pro . .	55			
		144			
	Abgang . . .	51			
	Bleibt Bestand	93	93	3 474	90
3.	**Graf-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. August 1896 .	202			
	Zugang pro . .	94			
		296			
	Abgang . . .	107			
	Bleibt Bestand	189	189	5 790	140
4.	**Sterkrade** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. August 1896 .	50			
	Zugang pro . .	53			
		103			
	Abgang . . .	47			
	Bleibt Bestand	56	56	2 009	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	25			
	Zugang pro . .	40			
		65			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	35	35	1 074	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	47			
	Zugang pro . .	25			
		72			
	Abgang . . .	33			
	Bleibt Bestand	39	39	1 364	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	14			
	Zugang pro . .	21			
		35			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	21	21	587	50
	zu übertragen		495	16 230	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. Septbr. 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896.	Zahl der darin verbliebenen Krankenbetten.
	Uebertrag		495	16 230	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	42			
	Zugang pro . .	56			
		98			
	Abgang . . .	55			
	Bleibt Bestand	43	43	1 362	43
9.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	20			
	Zugang pro . .	22			
		42			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	19	19	615	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	57			
	Zugang pro . .	27			
		84			
	Abgang . . .	25			
	Bleibt Bestand	59	59	1 804	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	41			
	Zugang pro . .	30			
		71			
	Abgang . . .	42			
	Bleibt Bestand	29	29	438	60
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	25			
	Zugang pro . .	24			
		49			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	20	20	803	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	35			
	Zugang pro . .	31			
		66			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	38	38	1 069	48
14.	**Strasdal:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	36			
	Zugang pro . .	35			
		71			
	Abgang . . .	32			
	Bleibt Bestand	39	39	1 267	60
	zu übertragen		742	23 588	861

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1 Septbr. 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896.	Zahl der durch verpflegten Kranken geheilten.
	Uebertrag		742	23 588	861
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	21			
	Zugang pro . .	20			
		41			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	27	27	569	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark.**				
	Bestand am 1. August 1896 .	15			
	Zugang pro . .	24			
		39			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	18	18	519	40
17.	**Königsberg i. d Neumark:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	23			
	Zugang pro . .	19			
		42			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	31	31	776	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1896	75			
	Zugang pro . .	76			
		151			
	Abgang . . .	63			
	Bleibt Bestand	88	88	2 529	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	17			
	Zugang pro . .	16			
		33			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	19	19	563	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1896 .	25			
	Zugang pro . .	2			
		27			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	27	27	837	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	39			
	Zugang pro . .	6			
		45			
	Abgang . . .	12			
	Bleibt Bestand	33	33	1 068	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	14			
	Zugang pro . .	29			
		43			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	29	29	724	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	24			
	Zugang pro . .	17			
		41			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	22	22	720	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	16			
	Zugang pro . .	12			
		28			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	19	19	552	41
	zu übertragen		1 055	32 445	1 376

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1 Septbr. 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896.	Zahl der durch verpflegten Kranken geheilten.
	Uebertrag		1 055	32 445	1 376
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	27			
	Zugang pro . .	37			
		64			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	33	33	955	52
26.	**Soarau:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	13			
	Zugang pro . .	25			
		38			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	15	15	439	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. August 1896 .	11			
	Zugang pro . .	1			
		12			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	12	12	372	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	10			
	Zugang pro . .	3			
		13			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	7	7	258	20
29.	**Pione:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	22			
	Zugang pro . .	13			
		35			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	17	17	566	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	20			
	Zugang pro . .	25			
		45			
	Abgang . . .	23			
	Bleibt Bestand	22	22	706	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	8			
	Zugang pro . .	6			
		14			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	240	15
32.	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	18			
	Zugang pro . .	27			
		45			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	16	16	662	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus).				
	Bestand am 1. August 1896 .	30			
	Zugang pro . .	1			
		31			
	Abgang . . .	—			
	Bleibt Bestand	31	31	955	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	18			
	Zugang pro . .	17			
		35			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	17	17	566	30
	zu übertragen		1 233	38 164	1 653

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Betten.	Summa der am 1. Septbr. 1896 verbliebenen Kranken und Betten.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankenbetten.
	Uebertrag		1 233	38 164	1 653
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	9			
	Zugang pro . .	2			
		11			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	8	8	282	26
36.	**Plau:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	24			
	Zugang pro . .	17			
		41			
	Abgang . . .	16			
	Bleibt Bestand	25	25	749	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	40			
	Zugang pro . .	18			
		58			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	27	27	953	48
38.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	23			
	Zugang pro . .	13			
		36			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	28	28	871	50
39.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	99			
	Zugang pro . .	89			
		188			
	Abgang . . .	95			
	Bleibt Bestand	93	93	3 036	104
40.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	40			
	Zugang pro . .	37			
		77			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	51	51	936	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	39			
	Zugang pro . .	19			
		58			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	39	39	1 278	45
42.	**Plachingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. August 1896 .	7			
	Zugang pro . .	9			
		16			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	8	8	243	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	13			
	Zugang pro . .	7			
		20			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	9	9	456	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. August 1896 .	43			
	Zugang pro . .	26			
		69			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	42	42	1 213	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. August 1896 .	28			
	Zugang pro . .	19			
		47			
	Abgang . .	19			
	Bleibt Bestand	28	28	931	40
	zu übertragen		1 591	49 112	2 122

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Betten.	Summa der am 1 Septbr. 1896 verbliebenen Kranken und Betten.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896.	Zahl der darin verbrachten Krankenbetten
	Uebertrag		1 591	49 112	2 122
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. August 1896 .	20			
	Zugang pro . .	25			
		45			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	25	25	778	36
	Zusammen		1 616	49 890	2 158

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1896 beträgt 1161, davon sind gestorben 73
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 165
geheilt 923
wie vor 1161.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. Juli 1896** . . . . . 53 Kranke
Zugang pro **Juli 1896** . . . . . 43 „
96 Kranke.
Davon sind:
gestorben . . . . . — „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 13 „
geheilt . . . . . 38 „
51 „
Bleibt Bestand am **1. August 1896**: . . . . 45 Kranke.
Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 19 orientalische Christen, 14 Mohamedaner und 5 Juden.
Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1896 beträgt: 1439.
Poliklinisch wurden 910 Personen behandelt.

1. Fedor von Zobeltitz, Hauptmann a. D., auf Gleinig, Kreis Guhrau, Rechtsritter seit 1884, † zu Gleinig 4. September 1896.
2. Ernst Ludwig Jonathan Freiherr von Palm, Rittergutsbesitzer, auf Linz bei Ortrand, Ehrenritter seit 1893, † zu Linz 5. September 1896.

Island.

I.

„War einst ein König in Thule."

Die eigenthümliche Blüthe ihres geistigen Lebens während der Zeit ihrer Selbstständigkeit, dann ihr trauriger Verfall in Folge einer verkehrten Handelspolitik während ihrer Verbindung mit Norwegen und Dänemark giebt der Insel Island eine geschichtliche Bedeutung, welche weit über das ihr mit Rücksicht auf ihre Entlegenheit und ihre geringe Einwohnerzahl gebührende Maß hinausgeht. Aus diesem Grunde mögen hier, einigen neueren Forschungen entnommene Nachrichten eine Stelle finden.

Die Frage, ob die Insel Thule des Pytheas mit Island zu indentificiren, und ob somit dieses den Alten bereits bekannt gewesen sei, wird schwerlich je

Digitized by Google

mit Sicherheit gelöst werden können. Erhalten sind uns die Nachrichten über des Pytheas Fahrten eben nur in Angaben aus zweiter und dritter Hand, welche mehrfach durch spätere Vorstellungen und eigene Vermuthungen der Berichterstatter getrübt, und in Folge dessen voller Widersprüche sind; die späteren Autoren aber bezeichnen Thule als je das nördlichste ihnen bekannte Land, also je nach Umständen die Shetlandinseln, Theile von Skandinavien, oder selbst die Orkneys. Beiläufig bemerkt sei, daß Jordanes, De origine actibusque Getarum cap. 1 (ed. Mommsen S. 55) nicht etwa die nördlichste unter den Orkneys als „Thyle" bezeichnet, sondern unter diesem Namen eine Insel versteht, die er zwar zunächst nach den Orkneys nennt, aber doch von ihnen unterscheidet. Ebenso muß man die berüchtigten Fälschungen des Hamburger Stuhls als apokryph verwerfen, welche den Namen der Insel in einer Zeit nennen, in welcher dieselbe noch nicht bekannt, oder doch wenigstens noch nicht benannt war, so wie die durch sie bedingte Angabe späterer Bremischer Quellen, daß schon der heilige Anschar († 865) den Isländern das Evangelium verkündigt habe; ferner die Erzählungen des Gotfried von Montmouth und gar mancher späterer Chroniken, Historien oder Romane, welche Island mit verschiedenen Artussagen in Verbindung bringen, — die Legende, welche den heiligen Kentigern Missionäre nach Island schicken läßt, und dänische Volkslieder, welche oft genug Island und dessen Könige nennen, — endlich auch an den Versuch, die heilige Sunnifa und deren Bruder Aldanus mit der Insel in Verbindung zu bringen. Sieht man aber von diesen Fabeleien ab, so ist der erste Schriftsteller, welcher bestimmte Kunde über Island bringt, der Irländer Dicuil (um 825). Er hatte von einigen Geistlichen gehört, daß sie vor etwa 30 Jahren eine Insel hoch im Norden besucht hatten, welche er für Thule hielt und welche nach ihren sehr bestimmten Angaben über den Sonnenstand nur Island gewesen sein kann; hiermit stimmt auch die Angabe Isländischer Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts überein, daß die ersten Norwegischen Einwanderer auf der Insel einzelne keltische Christen vorfanden, welche sie Papar, d. h. Pfaffen nannten. Theils in geschichtlichen Berichten, theils in Ortsnamen lassen sich die Spuren solcher Papar auch auf den Faröern, auf Shetland und auf den Orkneys nachweisen; allerwärts aber, und so zumal auch auf Island, zogen sie sich vor den heidnischen Einwanderern sofort zurück. — Bezüglich der Entdeckung Islands durch die Nordleute, welche von jenen keltischen Fahrten ganz unabhängig gewesen zu sein scheint, ist zweifelhaft, ob der Schwede Gardarr Svarvasson oder der Foering Naddodr*) der erste Entdecker war, für den letzteren spricht nur die auf Stürla Thórdarson zurückzuführende ältere Landnáma, welche sich allerdings auf das Zeugniß des Saemundr fródi beruft, für den ersteren, dagegen die Landnáma des Hankr Erlendsson, eine sämmtlichen Texten der Landnáma gemeinsame gelegentliche Bemerkung, die Njála, der Mönch Theodorich und das Breve chronicon Norvegiae, so daß also Gardars Anrecht doch wohl als das besser bezeugte ist. Ihnen folgte Flóki Vilgerdarson, von welchem das Land seinen derzeitigen Namen (Island, d. h. Eisland) erhielt; diese Reisen fallen zwischen 860—70. Wenig später aber, im Jahre 874, nahm Ingólfr Arnarson als der Erste auf der Insel seinen bleibenden Wohnsitz an demselben Ort, wo jetzt die Hauptstadt des Landes liegt, zu Reykjavik, oder wie ältere Quellen schreiben, Reykjarvik, und zwischen diesem Jahre und etwa dem Jahre 930 vollzog sich im wesentlichen die Besiedelung des Landes, welches um die Mitte des zehnten Jahrhunderts schon ziemlich in demselben Umfange bewohnt war wie jetzt. Diese Bevölkerung schied sich wie anderwärts im Norden in Freie und Unfreie, und die ersteren bildeten allein das Volk im rechtlichen Sinne. Den Uebergang zwischen beiden Klassen bildeten die Schuldknechte, welche während der Dauer ihrer Schuldhaft in die Lage der Unfreien herabgesunken waren und die Freigelassenen, die naturgemäß erst in der dritten Generation zum vollen Genuß der Rechte des Standes der Freien gelangten, da ihnen die Sippschaft fehlte, wenn sie gleich nach der Aufnahme in die Genossenschaft der freien Leute ihnen rechtlich gleichstanden. Die freien Leute zerfielen ihrerseits wieder in selbstständige Landwirthe (Bondi) und die einschichtigen Männer (einhleypingr) welche keinen eignen Hausstand hatten. Nur der erstere war in Gemeindeangelegenheiten vollberechtigt, während der andere nur seinen Herrn vertreten konnte. Die Ansiedlungen zogen sich von der Küste über die Niederungen und die Thäler aufwärts, während das Hochland der Insel im Innern jederzeit unbewohnt blieb und nur dessen Ränder etwa wie noch heutzutage als Sommerweide für wildgehende Schafe benutzt wurden. Die äußerste Grenze des bewohnten Landes war dabei stets eine schwankende, indem Mißjahre, vulkanische Ausbrüche und schwere Epidemien gerade hier die schlimmsten Verheerungen anrichteten; die Bergwege aber, welche heutzutage durch das öde Innere führen, waren auch schon in der Vorzeit bekannt und begangen, und einzelne unter ihnen wurden sogar erst neuerdings wieder entdeckt.

Um das Jahr 390 wurde auch bereits der erste Schritt gethan zur Begründung eines geordneten Staatswesens auf der Insel. Bunt durcheinander gewürfelt, wie die einzelnen Einwandererschaaren angekommen waren, hatten dieselben von Anfang an nicht die geringste Spur von staatlicher Organisation gezeigt. Allmälig erst hatten sich, im Anschluß an die Tempel,

*) Er soll zufällig nach Island verschlagen sein, umsegelte das Land und stellte dadurch fest, daß es eine Insel sei, die er, durch den heftigen Schneefall veranlaßt, Snaeland d. h. Schneeland nennt.

Digitized by Google

welche vermöglichere Männer auf ihren Höfen zubauen pflegten, Tempelgemeinden gebildet, und an die religiöse Gemeinschaft hatte sich dann auch eine weltliche angeschlossen, die Anfänge eines Gerichtswesens und einer öffentlichen Gewalt in sich entwickelnd. Als „Godi", d. h. Priester, wurde der Besitzer eines Tempels bezeichnet, welchem zugleich diese öffentliche Gewalt zuwuchs, und als „godord", d. h. Priesterthum, diese Gewalt selbst und der Verband von Leuten, auf welchen sie sich bezog: aber, durch freien Vertrag eingegangen, konnte die Verbindung des einzelnen Untergebenen mit seinem Häuptling jeden Augenblick wieder einseitig gekündigt werden, — eine territoriale Grundlage fehlte ihr vollständig, so daß die Angehörigen der verschiedensten Häuptlinge gemischt durcheinander sitzen konnten, — unter den verschiedenen Verbänden der verschiedenen Häuptlinge endlich bestand gar keine Gemeinschaft, so daß diese wie souveräne Staaten sich gegenüberstanden. Allerdings ragten die Goden über alle anderen Volksangehörigen heroor, und in einer geschichtlichen Quelle werden sie, die Bauern und die einschichtigen Leute auch wirklich einmal als die 3 großen Klassen bezeichnet, in welche das gesammte Volk zerfiel; aber in den Rechtsquellen macht sich eine derartige Gegenüberstellung niemals geltend, und auf die Angehörigen der Goden vollends hat sich irgend welche Bevorzugung niemals erstreckt. In Vergeld und Buße erscheinen weder die Goden selbst noch ihre Angehörigen irgendwie von den übrigen Freien bevorzugt. Augenscheinlich ist hier die freie Veräußerlichkeit der Godorde maßgebend geworden; da nämlich der bisherige Besitzer eines Godords durch dessen Veräußerung sofort in die Klasse der einfachen Bauern zurücktrat. Das waren unleidliche Zustände und durch eine Verständigung unter den maßgebenden Häuptlingen wußte man ihnen ein Ende zu machen. Ein eben erst aus Norwegen gekommener Mann, der alte Ulfljót, wurde dahin zurückgeschickt, um nach norwegischem Muster ein gemeinsames Landrecht für die Insel zu entwerfen; in drei Jahren brachte er ein solches zu Stande, und sein Entwurf fand auf Island allgemeinen Anklang. Jetzt wurde ein Alding eingesetzt, d. h. eine Landsgemeinde, welche alljährlich im Hochsommer zusammentreten sollte an der Stelle, welche jetzt noch den Namen Pingvellir, d. h. Dingstätte, trägt: ein oberster Beamter des ganzen Landes wurde eingesetzt, dessen Hauptaufgabe in der Führung des Vorsitzes in der Landsgemeinde und dem regelmäßigen Vortrage des Landrechtes vor derselben bestand; endlich wurde die Verpflichtung anerkannt, gegenseitig Recht zu geben und zu nehmen, während im übrigen das Recht der Goden über ihre Untergebenen unverändert blieb. Reichlich dreißig Jahre später, um 965, ward die Bezirksverfassung des Landes geordnet, indem man die Zahl der Godorde auf 39 feststellte, deren je drei zu einem Dingverbande zusammenlegte, und je drei Dingverbände, im Nordland ausnahmsweise 4, zu einem Landesviertel schlug. Dabei erhielten die Viertel ihre festen geographischen Grenzen, wogegen die Godorde und Dingverbände nach wie vor rein persönliche Verbände blieben, und es galt nur von jetzt ab als Regel, daß kein Gode einen Dingmann haben könne, der in einem anderen Landesviertel wohne, als er selbst. In jedem Dingverbande wurde fortan alljährlich ein gemeinsames Frühlingsding und Herbstding gehalten; an der Landesgemeinde aber ward jetzt der gesetzgebende Ausschuß von dem richtenden getrennt, und der letztere in vier Senate zerlegt, die nach den Landesvierteln benannt und darum auch als Viertelsgerichte bezeichnet wurden. Die Einführung eines fünften Gerichts am Alding im Jahre 1004 und die an sie sich anschließende Abschaffung des Zweikampfes als eines gerichtlichen Instituts vervollständigt die Verfassung des Freistaates, und bei dieser Gelegenheit wurde einerseits das Stimmrecht in der gesetzgebenden Versammlung auf die Goden beschränkt, andrerseits aber auch die Errichtung neuer Godorde gestattet, deren Inhaber ganz außerhalb der Dingverbände standen und auch an der Besetzung der Viertelsgerichte und der gesetzgebenden Versammlung keinen Antheil hatten, jedoch zu der Besetzung des fünften Gerichts auch ihrerseits zugezogen wurden. Die Staatsverfassung der Republik war damit fertig.

Von jetzt ab kam die Insel bald in vielfache Berührungen mit dem Auslande. Auf der einen Seite führten Vikingerfahrten, und mehr noch Handelsreisen und der Besuch auswärtiger Fürstenhöfe, dann in der christlichen Zeit Pilgerfahrten und Studienreisen wanderlustige Isländer in großer Zahl ins Ausland; auf der andern Seite kamen auch Ausländer schon frühzeitig nach Island. Daß die isländischen Sagen oftgenug des Besuchs von Angehörigen anderer Nordischer Reiche auf der Insel gedenken, ist eine bekannte Sache, und nicht minder, daß einheimische, wie ausländische Quellen übereinstimmend von Deutschen, Englischen und Irischen Missionären, ja selbst von Angehörigen der Orientalischen Kirche berichten, welche auf der Insel wirkten. Die erste Mission, von der wir sichere Kunde haben war die, welche Porvaldr Kodransson und der deutsche Bischof Friedrich 981–86 unternahmen; bald folgte durch den glaubenseifrigen König Olafr Tryggvason*) von Norwegen veranlaßt, eine zweite, welche der Isländer Stefnir Pargilsson (996—99) und eine dritte, welche der deutsche Priester Dankbrand unternahm (997—999; im Jahre 1000 aber erfolgte auf eifriges Andringen der rasch anwachsenden christlichen Partei, die Annahme des Christenthums als Staatsreligion durch

*) Der erste christliche König Norwegens 996—1001, auf ihn das herrliche Gedicht von Björnstjerne Björnson (Comp. von Grieg) Landerkennung:

„Und das war Olav Trygvason
Steuert übers Nordmeer hin."

einen förmlichen Beschluß der Landgemeinde. Anfänglich nur durch wandernde Missionäre und Missionsbischöfe versehen, erhielt Island bald seine eignen Kirchen und Priester, und im Jahre 1055 wurde sogar ein Landeskind Isleifr Gizurarson als Bischof dafür geweiht; aber erst unter dessen Sohn und Nachfolger Gizur Isleifsson wurde die Kirchenverfassung der Insel auf einen festeren Fuß gebracht, indem ein fester Bischofssitz zu Skalholt gegründet, dann für das Nordland ein zweiter zu Hólar aufgerichtet, endlich der Zehnte (1097) eingeführt, und damit der Kirche eine sicher pecuniäre Dotation verschafft wurde. Die Aufzeichnung eines eignen Christenrechts für die Insel, welche in den Jahren 1122—33, im Anschluß an eine kurz zuvor (1117—18) erfolgte Aufzeichnung mehrfacher Abschnitte des weltlichen Rechts, zu Stande kam, bezeichnete den vorläufigen Abschluß der Kirchenverfassung. Wie überall war die Stiftung von Klöstern für die Entwicklung des Anfangs sehr ungebildeten Klerus von großem Einfluß. Schon der Missionsbischof Rudolf (1030—58) hinterließ bei seiner Abreise 3 Mönche zu Baer; auch von Anachoretinnen wird uns bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts berichtet, das erste wirkliche Kloster aber auf der Insel gehört dem Benedictinerorden an, das zu Anfang des 12. Jahrh. zu Pingeyrar im Nordlande gestiftet ward. Auch das 2. Kloster 1155 zu Puera im Nordlande von B. Björn Gilsson gestiftet, gehört demselben Orden an. Beide waren Mannesklöster, denen indessen 1186 und 1295, die Gründung zweier Frauenklöster desselben Ordens folgte. Auch der Augustinerorden besaß vier Klöster auf der Insel, deren Gründung in die Jahre 1168, 1172, 1223, 1295 fällt. Bezeichnend ist, daß Island sich von den Bettelorden sowohl der Dominikaner als der Franciskaner gänzlich frei gehalten hat, die doch in den nordischen Reichen eine große Rolle spielten.

(Fortsetzung folgt.)

Spare im kleinen, so hast du im großen.

Auf der Berlin-Charlottenburger Pferdebahn ist mir seit Jahren ein Schaffner besonders aufgefallen, nicht nur weil er so fröhlich und freundlich ausschaut, — sondern weil er es fertig bringt, die Vorder- und Hinterlampe in dem langen Wagen mit ein und demselben Streichholz anzuzünden. Heute erlebte ich denselben Vorgang auf der Strecke Alexanderplatz-Friedrichsberg. Auch dieser Schaffner sah besonders gesund und gar nicht wie ein Geizhals aus. Ich konnte es nicht lassen, dem Manne ein Trinkgeld zu geben, trotzdem ich den Fahrschein schon lange vorher bezahlt hatte. „Wissen Sie," redete ich ihn an, „wofür ich Ihnen dies gebe? Für Ihr sparsames Lampenanzünden." Ueberrascht sah er mich an, dann erzählte er mir, daß er eine große Familie habe und alles zu Rathe halten müsse. „Mein Vater," fuhr er fort, „hat mir gesagt: ‚Junge, wenn du in die Fremde gehst, sei nur hübsch sparsam und fang mit dem Zündhölzchen an.' Bei meinen Eltern stehen immer Fidibusse bereit, da darf kein Streichholz unnütz gebraucht werden." — Hier sieht man wieder den Segen des Elternhauses. Wie oft ärgere ich mich, wenn hinten auf der Pferdebahn Leute stehen, die keinen ganzen Rock anhaben und dabei 5—6 Streichhölzer im Winde anreißen, um einen elenden Stummel Cigarette in Gang zu bringen, an dem sie kaum eine Minute rauchen. Hingegen zündet meine alte Mutter niemals ein Licht mit einem frischen Streichholz an, sondern immer mit schon abgebranntem über die Lampe. Sie kann es auch nicht sehen, wenn es andere thun. Um dies zu vermeiden, thut sie es lieber selbst und zwar mit großem Geschick und pflegt lächelnd zu sagen: „Seht ihr wohl, Kinder, wie schön das geht." Dafür hat sie aber immer Geld, wenn es gilt Armen und Kranken zu helfen oder Jemandem eine Freude zu bereiten. — Wie anders würde es in vielen kleinen und großen Haushaltungen aussehen, wenn nicht die Kohle massenhaft unter dem Herde verbrannt würde, ein Osterfeuer, um ein Ei zu kochen; wenn die Fünfpfennigstücke von der Köchin besser beisammen gehalten, Reste vom Mittag, Kartoffeln nicht über das Fensterbrett umgestülpt würden, angeblich für die Sperlinge, die sie im Uebermuth auseinander scharren; wenn mancher Jüngling oder Vater in Bier, Cigarren, Briefpapier ꝛc. sparsamer werden wollte und nicht die Groschen wie die Spatzen in alle Winde streute. Wie würde sich Nickel auf Nickel häufen und nach 20—30 Jahren unversehens ein Kapital entstehen, dessen Segen noch auf Kind und Kindeskind ginge. (Der Sonntagsfreund.)

Altpreußische Monatsschrift. 3. und 4. Heft. April — Juni 1896.

Inhalt: I. Abhandlungen: Zwei zeitgenössische Berichte über die Besetzung der Stadt Elbing durch die Brandenburger im Jahre 1698. Mitgetheilt von Max Toeppen. — Die Tolminkemischen Kirchenbauten aus der Zeit des Christian Donalitius. Von Dr. F. Tetzner. — Albrecht-Bibliographie. Zusammenstellung der auf die Geschichte des Herzogs Albrecht von Preußen, seiner Person und seiner Regierung, bezüglichen Schriften. Von Karl Lohmeyer. — Die Stellung Immanuel Kants innerhalb der geographischen Wissenschaft. Von Dr. Gustao Hermann Schöne. — II. Mittheilungen und Anhang: Brief Sigismund I von Polen an Heinrich VIII. von England. Mitgetheilt von R. Toeppen. — Amtsbier und geistliche Amtshandlungen. Von R. Toeppen — Zu Grunau Tractat XXIII § 127. Von R. Toeppen. — Derne. Von Beckherrn. — Wer war „Johannes Petrus de Memel?" Von Sembrzycki. — Universitäts-Chronik 1896.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 23. September 1896. **Nr. 39.**

1. Ludwig Freiherr von Slicher, Generalmajor a. D., Rechtsritter seit 1872, † zu Hannover 9. September 1896.
2. Ferdinand von Suchodoletz, Major a. D., Ehrenritter seit 1881, † zu Brunn Kreis Randow 6. September 1896.
3. Eduard Freiherr von Reitzenstein, Königlich Bayerischer Hauptmann a. D., Ehrenritter seit 1874, † zu München 9. September 1896.
4. Paul von Busse, Rittmeister a. D., auf Groß-Marchwitz bei Namslau in Schlesien, Ehrenritter seit 1879, † zu Groß-Marchwitz 16. September 1896.

Island.

I.

(Fortsetzung.)

Die Zeit, in welcher sich die Kirche im Lande festsetzte und einrichtete, die Periode also, welche zwischen dem Anfang des 11. und der Mitte des 12. Jahrhunderts liegt, scheint für Island die glücklichste und friedlichste gewesen zu sein, welche die Insel je erlebte, wie denn in ihren Schluß auch die Grundlegung einer nationalen Literatur fällt. Aber um die Mitte des 12. Jahrhunderts beginnen auch bereits die Symptome jenes Verfalles sich bemerkbar zu machen, welcher zum Untergange des Freistaates führen sollte. Zunächst sind es innere Gründe, welche dabei maßgebend wurden. Durchaus privatrechtlich behandelt, und somit vererblich, veräußerlich, theilbar, waren die Godorde (Häuptlingschaften) ebensowohl der Gefahr einer grenzenlosen Zersplitterung, als der entgegengesetzten Gefahr einer unbeschränkten Anhäufung in einigen wenigen Händen ausgesetzt. Ausgedehnte Herrschaften bildeten sich allmälig in der Hand einzelner Männer, deren Inhaber, den übrigen regierenden Herren weit überlegen, diese in ihren Dienst zu zwingen wußten, während andrerseits, unter den wenigen Häusern, welche eine so hervorragende Stellung zu erringen wußten, die erbittersten Kämpfe um den Vorrang gekämpft wurden. Außerdem bildete sich innerhalb des Klerus allmälig eine Partei, welche, streng kirchlich gesinnt, die nationale Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse auf der Insel den Vorschriften des kanonischen Rechtes entsprechend umzuwandeln gedachte, und wenn zwar solche Bestrebungen nicht hervortraten, solange die Isländischen Diöcesen zur Provinz des Hamburg-Bremischen (bis 1103) oder des Lundischen Erzbischofs gehörten (bis 1152), so machten sie sich doch von der Zeit ab um so entschiedener geltend, da ein eignes Erzbisthum für die Nordleute mit dem Sitze zu Trontheim gestiftet wurde. Bald durch das Laienpatronat, bald durch die weltliche Gerichtsbarkeit gegenüber geistlichen Personen und Sachen veranlaßt, brachen wiederholt Zerwürfnisse zwischen Kirche und Staat aus, wobei die erstere stets ihre Stütze im norwegischen Erzbischof suchte und fand; zur Zerrüttung des Staatswesens der Republik aber trugen auch diese Kämpfe nicht wenig bei. Wenn nun bei ungestörtem Austrage dieses Gährungsprocesses auf Island unzweifelhaft ganz in derselben Weise eine Alleinherrschaft sich entwickelt haben würde, wie dies in anderen germanischen Landen bereits weit früher wirklich der Fall war, so gab die eigenthümliche Stellung des norwegischen Königs zu der Insel deren Geschicken eine andere Wendung. Schon König Harald härfagri hatte diese sich zu unterwerfen gesucht, und später hatte der heilige Olaf († 1030), dann König Harald hardrädi († 1066) den Versuch erneuert. Der Besitz der Oberherrschaft über die Hebriden und Orkneys, Shetland und die Färöer und die nordische Abkunft der Isländer legten in der That dieses Streben nahe genug, um es nur natürlich erscheinen zu lassen, daß König Hakon der Alte sofort auf den Plan zurückkam, als die Beendigung der Bürgerkriege hierzu Muße ließ, welche über ein Jahrhundert lang Norwegen zerrüttet hatten, und zwei Umstände waren es, welche ihm bei der Durchführung dieses seines Planes förderlich zur Seite

ſtanden. Auf der einen Seite gab die Schirmvogtei über den erzbiſchöflichen Stuhl, welche dem König in Norwegen unzweifelhaft zuſtand, ihm einen willkommenen Anlaß, in Unterſtützung deſſelben auch in die isländiſchen Verhältniſſe ſich einzumiſchen, und die hierarchiſche Partei auf der Inſel mußte um ſo mehr geneigt ſein, einer derartigen Einmiſchung desſelben Vorſchub zu thun, als in Norwegen die meiſten Rechte der Kirche bereits zweifellos zugeſtanden waren, um deren Beſitz ſie auf Island dennoch mit dem Staate zu kämpfen hatte. Andrerſeits aber hatte die alte Unſitte, wonach isländiſche Jünglinge aus den vornehmſten Häuſern gern in ausländiſchem Hofdienſte ſich verſuchten, vorab dem norwegiſchen König eine ziemliche Zahl getreuer Anhänger auf der Inſel zuwege gebracht, deren er ſich vorkommenden Falls zur Förderung ſeiner Zwecke zu bedienen vermochte. Obwohl an einen Adel in Island, inſofern als man darunter eine politiſch bevorrechtete Klaſſe verſteht, nicht zu denken iſt, und auch das Dienſtverhältniß vornehmer Isländer zu ausländiſchen Fürſten auf das Recht des Freiſtaates keinen Einfluß hatte, ſo legten die Isländer doch auf die Abſtammung von altberühmten, oder doch ehrbaren Geſchlechtern, zumal bei Heirathen einen hohen Werth und das Studium der Genealogie gehörte ſtets zu ihren Lieblingsbeſchäftigungen. Wenn demnach auch die Abſtammung von beſtimmten hervorragenden Geſchlechtern keinerlei rechtlicher Bevorzugung in Staat oder Gemeinde begründete, ſo ward ihr doch ein höheres Maß thatſächlicher Achtung zu Theil. Der Geſchichtsſchreiber Snorri Sturluſon war es, der zuerſt im Jahre 1220 den König darauf aufmerkſam machte, daß er leicht mit Hilfe isländiſcher Männer das Land werde unterwerfen können; nach einander wurden dann ſehr verſchiedene Angehörige bald des Hauſes der Hankdäliz, bald des Hauſes der Sturlungs benutzt, um an der Unterwerfung der Inſel zu arbeiten, und auch norwegiſche Kleriker unterſtützten des Königs Abſichten, nachdem ſolche vom Erzbiſchof auf die isländiſchen Biſchofsſtühle berufen worden waren. Im Jahre 1258 ward endlich Gizurr Torvaldſſon aus dem Hankadale als des Königs Jarl oder Statthalter nach der Inſel geſchickt, und ihm gelang es im Jahre 1262 erſt die Nordländer und den größeren Theil der Südländer, kurz darauf auch die Weſtländer, im folgenden Jahre den Reſt der Südländer, endlich im Jahre 1264 auch noch die Oſtländer zur förmlichen Unterwerfung unter den norwegiſchen König zu bringen. Der Isländiſche Freiſtaat hatte damit aufgehört zu exiſtiren.

II.

Freiwillig und nur gegen gewiſſe Bedingungen hatte ſich Island dem norwegiſchen König unterworfen. Die Regierungsgewalt der einzelnen Goden die ja von Anfang an frei veräußerlich geweſen war, hatte der König theils durch vertragsweiſe Abtretung, theils auf anderem Wege in ſeine Hand bekommen, das Volk als ſolches aber verpflichtete ſich durch den Unterwerfungseid dem Könige und ſeinem Jarle zur Unterthanentreue und zur Zahlung einer geringen Schatzung, wogegen der König verſprach, den Frieden im Lande aufrecht zu halten und das Volk bei ſeinem isländiſchen Recht zu belaſſen, den Handelsverkehr mit der Inſel in gewiſſem Umfange nicht zu ſtören und den Isländern in Norwegen ſelbſt gewiſſe Privilegien einzuräumen, und ausdrücklich wurde vorbehalten, daß man für den Fall, daß der König ſeinerſeits ſeine Zuſage nicht erfüllen würde, von aller Verpflichtung entbunden ſein wollte. Aber bald wurde dieſer Vertrag, wenn auch nicht ſeinem Wortlaut, ſo doch ſeinem Sinne nach, gebrochen. Seitens der verſchiedenen Häuptlingsfamilien war bei der Unterwerfung die Meinung offenbar die geweſen, daß ihnen trotz aller Anerkennung der Oberherrlichkeit des Königs, doch ihre bevorzugte Stellung erhalten bleiben, alſo lediglich eine Mediatiſirung eintreten ſolle, und Gizurr ſpeciell hatte unzweifelhaft für ſein Haus dieſelbe Stellung erſtrebt, welche die Jarle der Orkneys von Alters her einnahmen. Aber als der Mann am 12. Jänner 1268 ſtarb, erhielt er keinen Nachfolger und nie mehr wurde nach ihm ein Jarl über Island geſetzt; die Godenfamilien aber verſchwanden raſch unter dem übrigen Volk, während der König nach eigner Willkür ſelbſt norwegiſchen Männern die Führung der Geſchäfte auf der Inſel übertrug. Das Geſetzſprecheramt wurde auf norwegiſchem Fuße eingerichtet und ſeit dem Jahre 1277 geſpalten, ſo daß von da ab gleichzeitig zwei Lögmänner im Lande waren; im Uebrigen aber ſetzte der König ſeine Befehlshaber über beliebig welche einzelne Theile der Inſel und ließ durch beſondere Bevollmächtigte wichtigere Angelegenheiten auf derſelben beſorgen, während ſpäter, an die alten Dingverbände ſich anlehnend, bleibende Bezirke ſich bildeten, je mit einem Syſſelmanne an der Spitze, und ein gemeinſamer Oberbeamter an die Spitze der Inſel geſtellt wurde, welcher zunächſt den Namen eines Marſchalls trug. Schon 1271 ſchickte ferner König Magnus ein neues Geſetzbuch, die Járnſida, nach Island hinüber, deſſen Annahme am Alding er in den beiden folgenden Jahren durchſetzte, und in den Jahren 1280—81 kam ein zweites völlig umgearbeitetes Geſetzbuch, die Jónsbok, nach, um auf demſelben Wege geſetzliche Geltung zu erlangen; beide Geſetzbücher aber ſtehen mit den legislativen Verſuchen und Beſtrebungen des Königs für Norwegen in engſter Verbindung und ſind vorwiegend auf Grund norwegiſcher Materialien bearbeitet, wogegen das ältere isländiſche Recht für dieſelben nur in geringem Umfange benutzt iſt. Das neuere Chriſtenrecht, welches Biſchof Arni von Skálholt im Jahre 1275 ausgehen ließ, ſteht in derſelben Abhängigkeit zu dem Chriſtenrecht, welches deſſen Metropolit, Erzbiſchof Jón, kurz zuvor für

Digitized by Google

Norwegen hatte bearbeiten lassen, und auch sonst waren die kirchlichen Zustände um nichts befriedigender, als die weltlichen. Bereits Ende des 13. Jahrhunderts brach der Streit zwischen Kirche und Staat, diesmal zumal über das Laienpatronat und die Giltigkeit oder Ungiltigkeit des neuen Christenrechtes geführt, wieder aus; dann gab es, zumal im Nordlande die heftigsten Zerwürfnisse mit den Bischöfen. Das ganze Mittelalter hindurch werden die isländischen Bischofsstühle fast ausschließlich mit Ausländern besetzt, zumeist mit norwegischen, zuweilen aber auch mit dänischen, schwedischen oder englischen Männern; der Landesart wenig kundig, waren diese zum Theil überdies schon an sich zweideutige Persönlichkeiten, welche durch eigne Ungebühr die Auflehnung ihrer Untergebenen herausforderten, wie etwa Jón Gerechini, welcher als Erzbischof von Upsala wegen unzüchtigen Wandels und anderer schwerer Vergehen abgesetzt (1422), dann als Bischof nach Skalholt berufen (1430), schon nach wenigen Jahren von schwer beleidigten Männeen mit bewaffneter Hand überfallen, vom Hochaltar seiner Domkirche weggerissen und ertränkt wurde (1433). Selbst die innere Ruhe wurde in der königlichen Zeit nicht gewahrt auf der Insel, wenn auch die Kämpfe minder gewaltige Dimensionen annahmen, als in der Sturlungen-Zeit, einmal wurde selbst einer der Befehlshaber des Königs, Smior Andrèson, zu Grund im Eyjafiörd erschlagen (1361), und Privatfehden wurden nach wie vor mit einer Wildheit und Grausamkeit geführt, welche an die schlimmsten Zeiten des Freistaates erinnerte. Das schlimmste Elend brachte aber über das Land die Regalisirung des Handels, deren erste Spuren sich bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts verfolgen lassen. Von Alters her hatten freilich in Norwegen die Könige, wie auf Island die Goden, die Fremden- und Handelspolizei geübt, und demgemäß sich auch wohl gelegentlich erlaubt, gewissen Personen oder bestimmten Ländern gegenüber den Handelsverkehr ganz zu sperren, oder doch die Aus- oder Einfuhr bestimmter Waaren zu untersagen, dieses Recht war doch immer nur aus Gründen der auswärtigen Politik, dann etwa der Sicherheits- oder Wohlfahrtspolizei ausgeübt worden, während fiskalische Rücksichten höchsteus bei der Monopolisirung des Handels nach den Finnmarken in der Haud des Königs und seiner Vertreter bestimmend gewesen waren. Nur auf handelspolitischen Gründen hatten auch noch die Beschränkungen beruht, welche mit dem Ende des 13. Jahrhunderts in einzelnen Privilegien oder königlichen Verordnungen den deutschen oder auch den sämmtlichen auswärtigen Kaufleuten bezüglich ihres Handelsverkehrs auferlegt wurden, und vermöge deren ihnen die Fahrt über Bergen hinaus nordwärts und insbesondere auch die Fahrt nach Island und den andern Schutzlanden des Königs untersagt wurde, es sei denn, daß der König sie einem einzelnen Kaufmanne aus besonderer Gnade erlauben würde. Augenscheinlich war bei dieser Beschränkung die Meinung ganz dieselbe, wie bei der gleichzeitig oft genug ausgesprochenen Regel, daß Ausländer nur innerhalb des Weichbildes der Städte, nicht aber auf dem Lande handeln dürfen; man wollte nämlich den Verkehr der Fremden auf einige wenige Stapelplätze concentriren, um ihn besser überwachen zu können, und man wollte überdies wenigstens den Nutzen, welchen der inländische Handel abwarf, ausschließlich den eignen Landeskindern zuwenden, wenn man denn doch einmal den Fremdenhandel den Ausländern überlassen mußte. Immerhin war indessen durch diese Anordnungen die Behandtung der Schutzlande, und insbesondere auch Islands, in handelsrechtlicher Beziehung der von Alters her üblichen Behandlung der Finnmarken näher gerückt, und bald ging man in dieser Richtung noch um einen Schritt weiter. Im Jahre 1354 erfolgte zum ersten Male eine Verpachtung Islands mit allen Einkünften des Königs aus der Insel an den über dieselbe gesetzten Befehlshaber; ziemlich derselben Zeit scheint aber auch eine Verordnung des Königs Magnus Eriksson anzugehören, welche, uns nur aus bestätigenden und weiter ausführenden Erlassen der Jahre 1360 und 1382—83 bekannt, den Grund zu jener fiskalischen Ausnutzung des isländischen Handels legte, welche, rasch zu einem geschlossenen System entwickelt, auf der dreifachen Regel beruhte, daß fortan Inländer wie Ausländer nur noch mit besonderer königlicher Erlaubniß denselben betreiben durften, daß selbst diese privilegirten Kaufleute nur von Bergen aus, als dem alleinigen Stapelpunkt für alle isländischen Waaren, dahin handeln sollten, endlich, daß sie ihre Berechtigung zu diesem Handel durch schwere Gegenleistungen erkaufen sollten, unter denen die unter dem Namen Sackgelder bekannte Abgabe in erster Linie steht. Es ist klar, daß diese Beschränkung und Belastung ihres Handelsverkehrs den Wohlstand der Insel um so empfindlicher berühren mußte, je einseitiger deren eigne Production, und je unentbehrlicher darum für sie deren Umsatz gegen fremde Einfuhrartikel ist; an Fischen, Fleischwaaren, Fett und Thran, Wolle und Wollprodukten, Häuten u. dgl. eine reiche Ausfuhr ermöglichend, ist Island dafür in Bezug auf Holz, Eisen, Salz, Körnerfrüchte, Leinenwaaren, Handwerksartikel aller Art u. dgl. m. schlechterdings auf ausländische Einfuhr angewiesen, und kann somit weit weniger noch als andere Lande eines lebendigen Handelsverkehrs entbehren. Berücksichtigt man noch, daß im 14. und 15. Jahrhundert das Land von einer Reihe der schwersten Unglücksfälle betroffen wurde, unter denen allein der schwarze Tod binnen dreier Jahre (1402—4) zwei Drittel seiner Bevölkerung dahingerafft haben soll, so begreift sich leicht der tiefe Verfall, in welchen dasselbe seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts gerieth, und man möchte sich

Digitized by Google

faſt darüber wundern, daß Island überhaupt die Kraft beſaß, ſo ſchwere Zeiten zu überſtehen, ohne gänzlich zu verkommen, wie dies ungefähr um dieſelbe Zeit das beklagenswerthe Loos der unter dem Drucke des gleichen Handelsſyſtems ſeufzenden nordiſchen Colonie auf Grönland war. Während die bittere Enttäuſchung, welche der Gang der Dinge unter der Königsherrſchaft auf der Inſel erzeugte, anfangs zu einer heftigen Gährung führte, und zumal gelegentlich der Huldigung, welche dem König Häkon Magnuſſon (1299—1319) zu leiſten war, in einer ſcharfen Verweiſung auf die bei der Unterwerfung empfangenen Zuſagen und geſetzten Bedingungen ſich Luft machte, ſcheint man ſpäter die Unfähigkeit erkennend, die eigenen Forderungen durchzuſetzen, auch müde geworden zu ſein, ſie zu erheben. Vom Anfang des 15. bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein hört ſogar nahezu alle geſchichtliche Ueberlieferung auf der Inſel auf, und liegt dieſe wie in einem tiefen geiſtigen Schlaf verſunken.

(Fortſetzung folgt.)

Die Kaiſer Wilhelms-Stiftung für Deutſche Invaliden.

Der aus Anlaß des 25jährigen Beſtehens der Stiftung erſchienenen Feſtſchrift entnehmen wir Folgendes: Als vor 25 Jahren, nach langem, blutigen Kampfe gegen Frankreich ein ruhmvoller Friede abgeſchloſſen war, wandte ſich die allgemeine Fürſorge unverweilt Denen zu, welche in dieſem Kampfe ihre Geſundheit bezw. Erwerbsfähigkeit ganz oder theilweiſe eingebüßt hatten, ſowie den Hinterbliebenen Derjenigen, die ihr Leben dabei zum Opfer gebracht hatten. Was aus Staatsmitteln für dieſelben gethan werden konnte, wurde beſchafft, namentlich durch Gründung des Reichs-Invalidenfonds; bei der großen Zahl der hieran Betheiligten konnte die Staatshilfe jedoch nicht in ausreichendem Maaße eintreten und mußte an feſte Bedingungen geknüpft werden. Es wurde deshalb namentlich auf Betreiben des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm k. und k. H. eine „Deutſche Invaliden-Stiftung“ in Ausſicht genommen, an deren Spitze Seine Majeſtät der Kaiſer ſelbſt als Protector, der Kronprinz als ſtellvertretender Protector trat.

Das Statut dieſer Stiftung, welche den Namen „Kaiſer Wilhelms-Stiftung für Deutſche Invaliden“ erhielt, wurde vom Kaiſer Wilhelm am 1. Juni 1871 beſtätigt. In dem an Se. k. und k. H. den Kronprinzen gerichteten Allerhöchſten Begleitſchreiben heißt es:

„Es iſt Mein herzlichſter Wunſch, die Stiftung in ſegensreicher Thätigkeit zu ſehen, damit das Loos der deutſchen Invaliden und der Hinterbliebenen der für das Vaterland Gefallenen auch in ſolchen Fällen möglichſt erleichtert werde, in denen die für Alle nach gleichem Maaße zu gewährende Staatshilfe den verſchiedenen Lebensverhältniſſen und Bedürfniſſen nicht ausreichend oder nicht angemeſſen zu entſprechen vermag.“

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm aber richtete, nachdem der Verwaltungs-Ausſchuß der Stiftung ſich conſtituirt hatte, an denſelben nachſtehenden Erlaß vom 1. September 1871:

„Durchdrungen von dem Gefühle, daß es eine heilige Pflicht unſeres Volkes, ungeſäumt ſich Derer anzunehmen, welche in dem Kampfe für das Vaterland ihr Alles freudig eingeſetzt, iſt von Mir durch den Aufruf de dato Rheims den 6. September 1870 und auch von anderer Seite die Mahnung ergangen, daß die ganze Nation in freier Thätigkeit zur Begründung einer Stiftung ſich einigen möge, um den heimkehrenden Invaliden und den Hinterbliebenen der Gefallenen ihre Hingebung zu lohnen, ihre Leiden und Entbehrungen zu mildern.

Wie ſehr unſere Fürſorge während der Dauer des Krieges vor Allem unſern unter den Waffen ſtehenden Soldaten und deren Angehörigen in der Heimath gewidmet war, ſo hat es der Invaliden-Stiftung dennoch an hochherzigen Gaben aus allen deutſchen Gauen und von unſern in fremden Ländern und fernen Zonen weilenden Brüdern nicht gefehlt. Aber überaus zahlreich ſind die Opfer des gewaltigen Krieges, dem Deutſchland ſeine Wiedergeburt ſchuldet, und groß, wie unſere Erfolge, muß auch der Dank unſeres Volkes ſein. Der Hilfe des Staats, ſo reich ſie bemeſſen, ſind naturgemäß Schranken geſetzt, über welche hinaus manches Bedürfniß zu befriedigen, mancher billige Anſpruch zu berückſichtigen bleibt.

An der Nation iſt es, in freier Liebesthätigkeit zu gewähren, was das Loos unſerer Invaliden und das herbe Schickſal der Hinterbliebenen unſerer gefallenen Krieger erleichtern kann. Der zu allem Großen bereite herrliche Sinn unſeres Volkes, der ſich vor Jahresfriſt einmüthig erhob und während des ganzen langen und furchtbaren Kampfes in herzerhebender Weiſe bewährte, wird ſich — deß bin ich ſicher — auch bei dieſem Liebeswerke nicht verleugnen!

Nachdem nunmehr die für alle Theile des deutſchen Reichs beſtimmte, unter dem Protectorate Sr. Majeſtät des Kaiſers ſtehende Kaiſer-Wilhelms-Stiftung feſt begründet, richte ich an den Verwaltungsausſchuß derſelben die dringende Aufforderung, unverweilt ſeine Thätigkeit zu beginnen und Schritte zu thun, um die Theilnahme der durch den Krieg geeinten Nation für die Opfer deſſelben in Anſpruch zu nehmen.“

Zum Vorſitzenden des Verwaltungs-Ausſchuſſes war der General der Infanterie von Holleben Allerhöchſt ernannt worden, welchem der Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt (der jetzige Reichskanzler) als erſter Stellvertreter, der Präſident Dr. Friedberg (der nachmalige Juſtizminiſter) als zweiter Stellvertreter zur Seite ſtanden. Das Schatzmeiſter-Amt war dem Geh. Commerzienrath Zwicker (in Firma Gebr.

Digitized by Google

Schickler) übertragen und als Schriftführer fungirten der damalige Obertribunalsrath von Holleben (jetzt Kanzler im Königreich Preußen), der Geh. Finanzrath Koch (jetzt Präsident der Reichsbank), der Geh. Ober-Regierungsrath Wulfsheim und der K. Württembergische Militärbevollmächtigte Oberst von Faber du Faur.

Die Gaben waren nicht nur aus Deutschland selbst, sondern aus allen Ländeen, wo Deutsche wohnten, reichlich herbeigeströmt, so daß bei Constituirung der Stiftung derselben bereits ein Betrag von 1 123 758 Thalern zugeführt werden konnte, wozu im Laufe des Jahres 1871 noch 268 526 Thlr. hinzukamen, ferner an Zinsen u. s. w. 28 350 Thlr., so daß im Ganzen ein Kapital von 1 420 635 Thlr. oder 4 261 905 Mark vorhanden war, von dem allerdings in dem gedachten Jahre schon 101504 Mk. an Unterstützungen u. s. w. verausgabt wurden. Auch im Jahre 1872 überstieg die Einnahme die Ausgabe noch um 126 532 Mk., obwohl an Unterstützungen u. s. w. 349 733 Mk. verausgabt waren.

Von da ab aber wurden die Einnahmen von den Ausgaben in immer steigendem Maaße überschritten, so daß am Schlusse des Jahres 1895 nur noch ein Bestand von 937 104 Mk. beim Centralfonds vorhanden war. Es waren bis dahin aber auch, nach Ausweis der alljährlich erstatteten Verwaltungsberichte, im Ganzen 6 876 101 Mk. verausgabt worden und ist nach diesen Zahlen schon zu ermessen, welche Fülle von Elend aus den Stiftungsmitteln gemildert worden ist.

Hierzu kommen nun noch die von den Zweigvereinen der Stiftung in den Preußischen Provinzen sowie von den Landesvereinen in den außerpreußischen Ländern, welche ebenfalls eine sehr segensreiche Thätigkeit entwickelt haben, geleisteten Unterstützungen. Dieselben betrugen bis zum Schlusse des Jahres 1895 bei den preußischen Zweigvereinen 4 209 773 Mk., bei den sonstigen Landesvereinen 6 657 168 Mk. Hierzu die aus dem Centralfonds verausgabten 6 876 101 Mk. wonach bis Ende 1895 im Ganzen 17 743 043 Mk. zur Milderung der Noth unserer Invaliden und deren Angehörigen von der Stiftung hergegeben worden sind. Nun ist aber, wie oben erwähnt, der Centralfonds Ende 1895 bereits auf 937 104 Mk. zusammengeschmolzen! Dabei treten noch fortwährend neue Anforderungen an die Stiftung heran durch Bittgesuche, theils solcher Kriegstheilnehmer, deren Erwerbsfähigkeit im Laufe der Jahre sich vermindert hat, theils von hilfsbedürftigen Angehörigen solcher, welche der Tod hinwegnimmt; auch werden die Mittel der Stiftung bis zum Jahre 1926, bis zu welchem noch Unterstützungsberechtigte voraussichtlich vorhanden sein werden, ausreichen müssen.

Dies wäre jedoch nur dann möglich, wenn der Stiftung wiederum reichlichere Gaben zufließen. Unter Hinweis auf die im Eingange dieser Schrift angeführten hochherzigen Worte unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm des Großen und des Kronprinzen, nachherigen Kaisers Friedrich schließen wir daher diesen Bericht mit dem dringenden Wunsche:

daß für unsere heldenmüthigen Krieger wie für deren nothleidende Hinterbliebenen das Interesse sich neu beleben und uns recht namhafte Beiträge zuführen möge.

Berlin, am 10. Mai 1896, dem Tage des vor 25 Jahren erfolgten Frankfurter Friedensschlusses.

Der Verwaltungs-Ausschuß
der Kaiser Wilhelms-Stiftung für deutsche Invaliden
von Heimburg.

(Kriegerheil.)

Ein neues Branntweingesetz in Norwegen.

Am 1. Januar ist in Norwegen ein neues Branntweingesetz in Kraft getreten. Es verdankt den in Norwegen sehr verbreiteten und einflußreichen Mäßigkeitsvereinen, deren Mitglieder weder Bier noch geistige Getränke genießen, auch nicht rauchen, seine Entstehung und hat den Zweck, den Branntweingenuß einzuschränken, was die bisherigen Bestimmungen nicht in befriedigender Weise zu thun vermocht hatten.

Sehr wesentlich in dem neuen Gesetz ist die Vorschrift, daß die Einwohner jeder Gemeinde, Männer und Frauen über 25 Jahre, darüber abzustimmen haben, ob innerhalb der Grenzen ihrer Stadt eine Branntweingesellschaft errichtet werden darf. Aller Kleinverkauf und Ausschank von Branntwein darf nämlich nur von concessionirten Gesellschaften ausgeübt werden, und die Stadt bestimmt, wie viel Ausschankstellen eine solche Gesellschaft errichten darf. Da in den meisten Städten Norwegens bereits derartige Branntweingesellschaften, im Ganzen 51, bestehen, wurde über diejenigen 13 Gesellschaften, deren Rechte Ende 1895 abliefen, zum erstenmal abgestimmt. Nur in zwei Städten ergab sich eine Mehrheit für die Branntweingesellschaften, die übrigen mußten ihren Betrieb einstellen, und in den betreffenden Städten giebt es keinen Ausschank und Handel mit Branntwein mehr. In diesem Jahre wird in 9 Städten, 1897 in 11, 1898 in 12 und 1899 in den letzten 6 abgestimmt, und man hegt keinen Zweifel darüber, daß fast alle Branntweingesellschaften ausgerottet werden. Vermuthlich wird sich in den betroffenen Städten ein heimlicher Handel mit Branntwein entwickeln, zudem sind noch die Großhändler da, die aber keine Mengen unter 250 Liter verkaufen dürfen. Auf jeden Fall wird aber eine erhebliche Einschränkung des Branntweinverbrauchs erzielt werden. Die Zukunft muß lehren, ob mit dem neuen Gesetze der beabsichtigte Zweck erreicht wird. Die Bestimmungen über den Handel und Ausschank mit Branntwein sind sehr verschärft. Der Großhändler, der nur Mengen von 250 Liter und mehr verkaufen kann, darf dieselben nur in einem Behälter und nur an eine Person verkaufen. Für den Ausschank in den Städten kann die Polizei noch besondere Bestimmungen treffen. In Christiania beispielsweise wird jetzt in den Kaffees,

Digitized by Google

Restaurationen, Vereinslocalen u. s. w. von Sonnabend Mittag bis Montag früh 8 Uhr nicht ein Tropfen Spiritus verschänkt, ebenso erhält der Reisende, der an einem Sonnabend nach 1 Uhr Mittags im Hotel ankommt, keinen Branntwein, weder im Speisesaal noch auf seinem Zimmer. Im übrigen darf der Ausschank von Branntwein überhaupt erst um 8 Uhr Morgens beginnen. An Personen unter 15 Jahren sowie an Berauschte darf kein Branntwein verabreicht werden; auch darf an Niemand so viel verabreicht werden, daß er davon betrunken wird. Derjenige, der solche Personen, die sich bei ihm berauscht haben, hinauswirft oder dies durch andere besorgen läßt, kann bis zu Zuchthaus bestraft werden. Kommt jemand infolge des Rausches oder beim Hinauswerfen zu Schaden, dann hat der Wirth Ersatz zu leisten. Die Verkäufer in den Ausschankhallen und die Wirthe werden daher mit ihren angeheiterten Gästen wie mit einem rohen Ei umgehen müssen. In Städten mit Fernsprechanlagen müssen die Branntweingesellschaften in ihren Ausschanklocalen Fernsprechverbindung haben, damit gegebenenfalls sofort die Polizei gerufen werden kann. Wer in Kirchen, bei Gerichtsverhandlungen, Auctionen oder anderen öffentlichen Versammlungen, auf Eisenbahnen, Dampfschiffen und sonstigen öffentlichen Beförderungsmitteln in berauschtem Zustande angetroffen wird, wird in Strafe genommen. Verursacht er auf einer dieser genannten Stellen oder auf der Straße, in Wirthshäusern u. s. w. Unruhen, so wird er ins Gefängniß gesetzt, bis er nüchtern ist. Auf dem Lande kann Gasthaus- und Hotelbesitzern sowie Restaurateuren in Badeörtern der Ausschank von Branntwein mit der Einschränkung gestattet werden, daß sie den Branntwein nur an Reisende und Gäste, die bei ihnen wohnen, verabreichen.

Sind manche dieser Bestimmungen etwas streng, so wäre es doch vielleicht ganz gut, wenn unsere Volkswirthe sich dieselben etwas näher ansehen und überlegen wollten, was für Kneipwirthe, zum Heile der Trunkenbolde, wie zum Wohle ihrer bedauernswerthen Familien auch bei uns einzuführen sein möchte. Der Branntweinschänken und der Gelegenheiten zum Trinken sind bei uns zuviel. Während die andern Handelsgeschäfte die Sonntagsruhe halten müssen, kann der Kneipwirth den ganzen Sonntag offen haben und Getränke und allerlei Nahrungsmittel verkaufen. Was aber von den Branntweinschänken gilt, das trifft auf die Bier- und Weinkneipen ebenso zu.

(Blätter für das Armenwesen.)

Der Londoner Wasser-Verein.

Für die Straßen Londons galt vor einigen Jahrzehnten der Satz, der für die allermeisten deutschen Städte heute noch gilt: Wassers die Fülle, aber keinen Tropfen zu trinken. Das Wasser war in den Leitungsröhren, unter dem Pflaster und in den Häusern, aber auf den Straßen und Plätzen war es für die Durstigen nicht zu erlangen. Für Bier und Schnaps waren Trinkstellen zu Tausenden da, für Wasser keine. Im Jahre 1859 sah der Quäker Samuel Gurney, daß die Landleute, die zur Stadt kamen, nirgends ihren Durst löschen konnten als in der Kneipe, und kurz entschlossen baute er für sie einen Trinkbrunnen auf Snow-hill. Aber ein Brunnen konnte dieser Wassernoth nicht abhelfen und so ging er zu einem Edelmann, um sich mit ihm zu berathen. Beide gründeten dann bald den Londoner Wasser-Verein oder richtiger die „Hauptstädtische Trinkbrunnen- und Viehtrog-Gesellschaft". Sie wird jetzt von einem Vetter Gurneys, Joseph Fry, geleitet, der zugleich ein Sohn der großen Wohlthäterin Elisabeth Fry ist. Ihr Ehrenpräsident ist der Herzog von Westminster.

Diese Gesellschaft hat in den 37 Jahren ihres Bestehens 712 Trinkbrunnen für Menschen, 286 große Wassertröge für Pferde und Rindvieh und 476 kleine Tröge für Schafe und Hunde geschaffen und mit Wasser versorgt. Natürlich ist auch in London oft der Gedanke geäußert, daß es eigentlich der städtischen Verwaltung zukomme, solche Trinkstellen zu schaffen oder wenigstens das Wasser umsonst zu liefern, aber bisher hat man diese Aufgabe dem Wasser-Verein überlassen, um die Steuerzahler zu schonen. Der Verein hat 1894/95 34 500 Mk. für Wasser ausgegeben und 71 850 Mk. für die Errichtung und Erhaltung von Trinkstellen. Dieses ganze Geld bekommt er von Beiträgen. Sehr oft werden solche Trinkbrunnen von reichen Privaten errichtet und dem Verein zur Verwaltung überwiesen; unter den Brunnenstiftern bemerken wir auch die Königin. Alle diese Trinkstellen werden außerordentlich stark benutzt; man hat einmal die Trinkenden während 24 Stunden gezählt: die geringste Zahl für eine Nachtstunde war 4 an einem Brunnen, die höchste in einer Mittagstunde war 495. Man schätzt, daß die Brunnen und Tröge der Gesellschaft im Jahre von Menschen und Pferden 250 Millionen Mal benutzt worden.

Sollen wir in den deutschen Städten auch solche Wasser-Vereine begründen? Die Frage dürfen wir kaum bejahen, denn erstens könnten wir kaum auf die erforderlichen freiwilligen Beiträge hoffen, wo schon alle Welt über die vielen Vereine und ihre Anforderungen klagt, zweitens werden wir es für eine Pflicht der Städteverwaltungen erklären, auf den Straßen einfache öffentliche Trinkstellen anzubringen, zumal da sie manche Straßen-Brunnen, die unsere Väter noch benutzten, beseitigt haben. Wir begrüßen es deshalb, daß der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke jetzt eine Agitation für Schaffung solcher Trinkstellen in Städten und Dörfern, an Landstraßen und Gebirgswegen, auf Markt- und Arbeitsplätzen begonnen hat. In seiner Zeitschrift ist kürzlich geschildert, wie in Hildesheim, dem Sitz des Vereins, mit verhältnißmäßig geringen Kosten eine Anzahl practischer Trinkbrunnen geschaffen sind. Es sollte bald keine deutsche Stadt, ja kein Dorf mehr geben ohne solche Fürsorge für den dürstenden Wanderer oder Arbeiter. Die Bitte um einen Trunk Wasser ist gewiß so bescheiden, daß alle Gemeinden sie erfüllen sollten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 30. September 1896. **Nr. 40.**

Hans Graf von Werder, Hauptmann a. D. und Fideicommißbesitzer, auf Grüssow in Pommern, Ehrenritter seit 1888, † zu Alt-Scherbitz 21. September 1896.

Island.

(Fortsetzung.)

Die Union mit Dänemark, in welche Island zugleich mit Norwegen eintrat (1381) hatte zunächst keine sichtbaren Wirkungen in Bezug auf die Stellung der Insel geäußert, außer etwa insofern, als der König des größer gewordenen Gesammtreichs sich womöglich noch weniger um dessen abgelegenere Bestandtheile bekümmerte, als bisher bereits geschehen war. Nach wie vor erschien die Insel als ein eigenes Land Dänemark und Norwegen gegenüber, welches seine eigene Gesetzgebung, Gerichtsverfassung und Verwaltung hatte und im Fall eines Thronwechels seine eigne Huldigung leistete und seine eigene Handveste empfing, bei welcher Gelegenheit allenfalls auch noch einmal auf den alten Unterwerfungsvertrag und die in ihm gesetzten Bedingungen hingewiesen wurde; höchstens hatte die allgemeine Erschlaffung der Geister zur Folge, daß das Alding Gesetzvorschlägen, welche der König zur Annahme sandte, nicht leicht mehr widersprach, und daß selbst gewaltthätig auftretende Beamte nur ausnahmsweise noch auf schneidigen Widerstand stießen, wie dies etwa bei jenem Dietrich von der Minden der Fall war, welcher im Jahre 1599 erschlagen wurde. Bedeutsamere Wirkungen äußerte auf die Geschicke der Insel die Reformation, obwohl deren Verlauf auf Island zunächst ein ebenso wenig gedeihlicher war als im übrigen Norden. Den ersten Verkündigern der neuen Lehre, dem späteren Lögmanne Odd Gottskalkson und dem späteren Bischof Gizur Einarsson welcher in Wittenberg geschult, aus inniger Ueberzeugung und in treuem Ernst sich dieser angeschlossen hatte, nahm König Christian III. die Sache aus der Hand, um die Glaubenseinigung in derselben büreaukratischen Weise durchzuführen, wie sie in Dänemark, Norwegen und Schweden durchgeführt wurde. Ohne alle Rücksicht auf die Ueberzeugungen und Gesinnungen des Volkes vom fremden Herrscher geboten, fand diese allerwärts Widerstand und es ist dem nichts weniger als sittenstrengen und durch und durch unwissenden, aber dabei in seiner schwunghaften Volksthümlichkeit höchst populären Bischof Jón Arason von Hólar kaum zu verübeln, wenn er so gewaltthätigem Verfahren gegenüber bei dem Papst, bei den Holländern und, wie es scheint, selbst bei dem Deutschen Kaiser Hilfe suchte. Nachdem der Bischof auf Befehl des Königs gefangen genommen, in ziemlich tumultarischer Weise als Hochverräther verurtheilt und sammt ein paar seiner Söhne hingerichtet worden war (1550), war freilich der äußere Widerstand gebrochen, und ungehindert konnten des Königs Beamte fortan Kirchen und Klöster plündern, sowie deren Liegenschaften einziehen, aber von einem innerlichen Durchdringen des evangelischen Geistes war begreiflich zunächst noch nichts zu verspüren, und in politischer Hinsichst wirkte die Veränderung sogar entschieden nachtheilig, weil sie das Gegengewicht beseitigte, welches die Bischöfe des Landes bisher noch gegenüber dem einseitigen Druck der Königlichen Beamten gebildet hatten. Ihren Höhepunkt erreichte die einseitige Entwickelung der Königlichen Gewalt durch die Einführung der Souveränetät in Dänemark (1660) und das Königsgesetz (1665), obwohl beide rechtliche Geltung auf der Insel niemals erlangten. Nach wie vor blieb freilich Island in Bezug auf Gesetzgebung und Gerichtswesen, Verwaltung und Besteuerung ein durch aus selbstständiges Land, und in manchen einzelnen Punkten traten sogar entschiedene Verbesserungen in den bestehenden Zuständen ein, wie z. B. durch die Vorschrift (1770), daß der oberste Beamte der Insel in Zukunft auf dieser selbst seinen Aufenthalt nehmen solle, während er bisher, der Regel nach in Kopenhagen wohnend, diese durch seine Unterbeamten hatte

Digitized by Google

verwalten lassen, durch die Einführung eines geordneten Medicinalwesens (von 1760 ab) u. dgl. m.; im Großen und Ganzen aber machte der in Dänemark zu Recht bestehende Absolutismus sich thatsächlich auch auf Island geltend und führte hier zu einem völligen Verfall der Volksvertretung, welchem schließlich die förmliche Aufhebung des Aldings folgte (1800), während zugleich in der Hand des sich als absolut betrachtenden Königs die oberste Leitung der isländischen Angelegenheiten mit der Leitung der Angelegenheiten Dänemarks, Norwegens und der deutschen Herzogthümer zusammenfloß, wodurch die rechtlich gesonderte Stellung der verschiedenen Reiche nothwendig unklar wurde. Schlimmer noch war die Wendung, welche die Handelsbeziehungen der Insel unter der dänischen Herrschaft nahmen. Anfänglich zwar hielten auch die dänischen Könige einfach an der oben geschilderten Handelspolitik fest. Zuerst spielten die Engländer, später aber, seit dem Schluß etwa des 15. Jahrhunderts, die Hanseaten auf der Insel die Hauptrolle, und wenn zwar das Bestreben der königlichen Beamten, des Königs Gebühren von den fremden Kaufleuten zu erheben, und dessen sonstige Rechte diesen gegenüber aufrecht zu erhalten, oft genug zu blutigen Conflikten führte, wie denn z. B. der Ritter Björn Porleifsson im Jahre 1467 von englischen Kaufleuten erschlagen wurde, wenn ferner die Klagen des Landvolkes über Betrügereien oder Gewaltthätigkeiten der Fremden, dann auch die Eifersucht, mit welcher die deutschen und englischen Kaufleute einander verfolgten, vielfach zu erbitterten Kämpfen oder sonstigen Wiederwärtigkeiten Veranlassung gaben, so waren doch die Verkehrsverhältnisse in soweit noch immerhin leidliche, als es dem Lande weder an genügender Zufuhr noch an genügendem Absatz für seine eignen Produkte fehlte, und nach beiden Seiten hin die gebotenen Preise vergleichsweise nicht unbillig waren. Ohne Vergleich schlimmer wurde aber die Sache, als die Könige von Dänemark auf den unglücklichen Einfall kamen, die Vortheile, welche der Betrieb des Handels auf Island den ausländischen Kaufleuten abwarf, ihren dänischen Unterthanen zuwenden zu wollen. Ein Versuch, welchen König Christian III. im Jahre 1547 in dieser Richtung gemacht hatte, war freilich ohne Erfolg geblieben; dafür verpachtete aber König Christian IV. im Jahre 1602 diesen Handel den Städten Kopenhagen, Malmö und Helsingör, und theils in der Hand dieser, theils in der Hand anderer dänischer Interessentschaften verblieb derselbe nunmehr bis zum Jahre 1774, in welchem das Verpachtungssystem von dem Betrieb auf königliche Regie abgelöst wurde, nachdem dieser letztere schon einmal für ein paar Jahre (1758—62) versucht worden war. Jetzt erst äußerste der Monopolhandel die volle Verderblichkeit seiner Wirkungen. Die Concurrenz war jetzt in ungleich höherem Grade beschränkt als je zuvor, und das Monopol zugleich in die Hand von Leuten gegeben, welche mit weit geringerem Capital und Geschick arbeiteten, als dies die Deutschen und die Engländer gethan hatten. Die Folge war, daß einerseits die Producte des Landes nicht mehr ihrem vollen Umfang und Werth nach abgesetzt werden konnten, weil es den Monopolhändlern an den nöthigen Capitalien und Verbindungen fehlte, um sie übernehmen und wieder losschlagen zu können, und daß andrerseits die Einfuhrwaaren in schlechtester Qualität und zu den theuersten Preisen abgenommen werden mußten, weil man dieselben nicht entbehren konnte und bessere oder billigere nicht zu haben waren, oder daß auch wohl überflüssiger Tand genommen wurde, wenn nützlicheres nicht zu haben war. Nur durch die gewaltsamsten Mittel konnte ein solches System durchgeführt werden. Da fremde Schleichhändler drei- bis viermal bessere Preise gaben, als die dänischen Monopolisten, wurde mit Prügelstrafe und lebenslänglichem Zuchthause bedroht, wer mit ihnen auch nur um wenige Pfennige Werth handelte. Um größere Ordnung in den Handelsverkehr zu bringen, theilte man jedem einzelnen Handelshafen seinen bestimmten Distrikt zu, dessen Einwohner bei Strafe mit keinem andern, als ihrem eigenen Kaufmanne handeln durften. Um endlich den ewigen Klagen der Isländer über die unbillige Führung des Handels zu begegnen, wußte man kein anderes Mittel als die Handelstaxen, deren älteste bereits dem Jahre 1619 angehört, während in den Jahren 1684, 1702 und 1776 andere folgten. Wie derartige Einrichtungen auf die wirthschaftlichen Zustände der Insel einwirken mußten, ist leicht einzusehen. Da jede Möglichkeit fehlte eine größere Quantität Waaren abzusetzen, als welche der privilegirte Kaufmann anzunehmen für gut fand, und da für die beste Waare kein besserer Preis bezahlt wurde als für die schlechteste, fiel für den Bauern jeder Grund weg, auf die Ausdehnung und Verbesserung seiner Production Bedacht zu nehmen. Da ferner die Tarife in Kopenhagen unter dem einseitigen Einflusse des dänischen Handelsstandes entworfen wurden, setzten sie nicht nur alle Einfuhrwaaren vergleichsweise zu hoch und alle Ausfuhrwaaren zu niedrig an, sondern auch unter diesen letzteren wieder die dem Kaufmanne vortheilhaftesten Produkte der See ungleich höher als die der Landwirthschaft. Eine tiefgreifende Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Insel, deren Anfänge freilich bereits bis in das Ende des 13. Jahrhunderts hinauf zu führen schienen, vollzog sich unter dem Einfluß dieser Tarifirung. Die Viehzucht, in welcher vordem der Schwerpunkt des wirthschaftlichen Betriebes gelegen hatte, trat jetzt in die zweite Linie zurück, wogegen der Fischfang nunmehr nicht nur für den Seebauern, sondern auch für den Bauern des inneren Landes zur ersten Erwerbsquelle wurde, indem er zu den

Digitized by Google

großen Fischzeiten seine Knechte nach der See zu schicken sich gewöhnte. Von dem wechselnden Ertrage der Fischerei wurde demnach das ohnehin durch den Handel ausgesaugte Land fortan abhängig, und ein Fehlschlagen derselben während einiger sich folgenden Jahre, wie ein solches z. B. in den Jahren 1753—55 stattfand, zog sofort eine Hungersnoth für die ganze Insel nach sich. Mehr und mehr verarmte das Land, und immer weniger vermochte es den schweren Unglücksfällen Widerstand zu leisten, von welchen dasselbe jetzt wie früher periodisch heimgesucht war. Vergebens schickte man Commissionen über Commissionen nach der Insel, um die Gründe ihres Verfalls zu untersuchen und Mittel zu ihrer Hebung ausfindig zu machen; vergebens suchte auch König Friedrich V. durch seine „neuen Einrichtungen" Landwirthschaft und Fischerei, Schiffsbau, Schwefelgewinnung, Garnspinnerei, Färberei, Gerberei, Seilerei, Stampfmühlen und was nicht noch emporzubringen; es bedurfte der schweren Unglücksfälle der Jahre 1783—85 um endlich der dänischen Regierung klar zu machen, daß in den verkehrten Handelseinrichtungen, der Grund des Verfalls und in deren Beseitigung das einzige Mittel zu sehen sei, dem Lande wieder aufzuhelfen. Jetzt erfolgte endlich die Aufhebung des Monopolhandels (1786), aber selbst jetzt nur in der unvollständigsten Weise, nämlich nur zu Gunsten der Angehörigen der dänischen Gesammtmonarchie und selbst zu Gunsten ihrer nur mit so mancherlei Einschränkungen und Belastungen, daß von einem eigentlichen Freihandel nicht die Rede sein konnte; als man dann später, nachdem durch den Kieler Frieden (1814) Norwegen für den Dänenkönig verloren gegangen und damit die Zahl der zum Handel nach Island Berechtigten sehr erheblich geschmälert worden war, sich entschloß, unter Umständen auch Ausländer zum Betrieb dieses Handels zuzulassen (1816), geschah dies doch mit so vielen und so drückenden Vorbehalten, daß auch mit dieser Maßregel dem Lande nur wenig genützt war. Durch den herrschenden Absolutismus und die ihm dienstbare Bureaukratie in seinem politischen Leben geknickt, durch die von fiskalischen Gesichtspunkten und den Interessen des Kopenhagener Kaufmannstandes geleitete Handelspolitik in seinen wirthschaftlichen Zuständen ruinirt, trat Island in das 19. Jahrhundert ein, ohne daß die vielfachen Bemühungen tüchtiger Männer, unter denen unser Landsmann Christian Ulrich Detlev v. Eggers († 1813) nicht der letzte war, in irgend erheblichem Maße Erfolg gehabt hätten.

Eine entschiedene Wendung zum Bessern trat erst ein, als in Dänemark selbst der Absolutismus gebrochen wurde. Als im Jahre 1831 resp. 1834 Dänemark seine Provinzialstände erhielt, wurde den Isländern eine Vertretung im Landtage der Inseldänen zugestanden, die sich allerdings bald so unpraktisch erwies, daß man bereits 1843 für die Insel einen eigenen Landtag einsetzen mußte, welcher den altehrwürdigen Namen des Aldings erhielt. Die Selbstständigkeit des Landes erhielt in dieser Versammlung einen neuen Ausdruck, und wenn dieselbe zwar nur mit berathender Stimme ausgestattet war, so hatte doch in derselben die Insel ein officielles Organ erhalten, durch welches sie ihre Wünsche aussprechen konnte, und einen officiellen Sprechsaal, in welchem die Angelegenheiten des Landes vor jedermanns Ohren verhandelt werden mochten. Die Bewegungen des Jahres 1848 drohten freilich diese Errungenschaften insofern wieder in Frage zu stellen, als von dänischer Seite her der Versuch gemacht wurde, Island in Dänemark zu incorporiren und gleich wie Schleswig und die Färöer zu einer Gesammtvertretung des „Reiches Dänemark" heranzuziehen; aber an der festen Haltung des Volkes scheiterte auch diese Gefahr, und wenn zwar die Versammlung, die im Jahre 1851 zusammenberufen worden war, um sich über die Stellung des Landes zum Gesammtstaat auszusprechen, in brutalster Weise aufgelöst wurde, so mißlangen doch alle Versuche, die Herrschaft des dänischen Grundgesetzes auf der Insel zur Geltung zu bringen. Ein volles Vierteljahrhundert hindurch erlebte man nun das wunderliche Schauspiel, daß derselbe König als constitutioneller Monarch in Dänemark und als absoluter Herrscher in Island regierte — daß der dänische Reichstag, ohne von Island beschickt zu sein, das Budget für die Insel feststellte und Gesetze für dieselbe mit dem Könige vereinbarte, obwohl seine Mitglieder bei jeder Gelegenheit betheuerten, daß sie von den isländischen Zuständen gar keine Kenntniß hätten —, daß endlich ein und derselbe Minister, gleichzeitig als verantwortlicher Rathgeber des Königs für Dänemark und als unverantwortlicher Beamter desselben für Island diente. Wir wollen hier nicht auf die Einzelheiten des langjährigen Verfassungsstreites eingehen und uns nur noch daran erinnern, daß das Gesetz über Islands verfassungsmäßige Stellung im Reiche vom 2. Januar 1871, und das „Verfassungsgesetz für Islands besondere Angelegenheiten" vom 5. Januar 1874 als das vorläufige Ergebniß desselben anzusehen sind. Obwohl beide auf formell incorrectem Wege zu Stande gekommen und daher in ihrer Rechtsbeständigkeit bestritten sind, und so unbefriedigend in mehr als einer Beziehung deren Inhalt sich darstellt, so mögen sie doch als ein Fortschritt betrachtet werden, als dieselben die Selbstständigkeit Islands Dänemark gegenüber und den Anspruch der Insel auf ein eigenes Gesetzgebungs- und Steuerbewilligungsrecht unumwunden anerkennen.

Aber noch in einer anderen Richtung wurde für Island ein entschiedener Sieg erfochten, und zwar bereits vor vierzig Jahren von dem scheindar so kraftlosen Alding. Nach langem, zumal auch auf literarischem Wege mit der hartnäckigsten Zähigkeit ge-

führten Kämpfen gelang es im Jahre 1854 ein Gesetz zu erstreiten, durch welches der Handelsverkehr mit Island von seinen bisherigen Fesseln befreit wurde. Das schlimmste unter allen Hemmnissen des wirthschaftlichen Aufschwungs der Insel war damit beseitigt, und nach wenigen Jahren bereits machten sich die segensreichen Wirkungen der neuen Handelspolitik fühlbar. Norwegische sowohl als englische Handelshäuser haben einen regen Verkehr mit Island angeknüpft, und isländische Gesellschaften haben theilweise mit gutem Erfolg begonnen, sich auf eigene Rechnung mit dem Betriebe des auswärtigen Handels zu befassen. Die Preise der alten Ausfuhrartikel sind in Folge dessen sehr beträchtlich gestiegen und, was nicht minder erheblich ist, neue Ausfuhrwaaren haben sich zu den alten hinzugefunden, und wenn zwar die gesteigerte Ausfuhr an Schafvieh und Pferden vorläufig nicht ohne Bedenken ist, so darf dagegen die sehr beträchtliche Hebung der Lachsfischerei, welche man den Britten verdankt, mit so ungetheilterer Freude begrüßt werden. So rasch freilich, als man gehofft, hat sich der wirthschaftliche Zustand der Insel nicht gehoben, dazu bedarf es der Ansammlung von Capitalien, um einen selbstständigen Betrieb des Handels und der Großfischerei zu ermöglichen. Es wird auch Zeit kosten, um das richtige Gleichgewicht zwischen dem Betriebe der Landwirthschaft und der Fischerei wieder herzustellen, nachdem es Jahrhunderte lang zum Nachtheile der ersteren verrückt gewesen. Nur langsam auch wird der isländische Staat, von Dänemark ausgeplündert, wieder zu dem Maße finanzieller Mittel sich aufschwingen können, welches unbedingt erforderlich ist, um die Kräfte des Landes zu entwickeln, immerhin aber sind die Aussichten für die Zukunft nach dieser wie nach jener Richtung dermalen günstiger als sie seit langer Zeit gewesen waren, und es wird sich nur fragen, ob das Volk nicht etwa des aufreibenden Kampfes mit einer harten Natur nicht nur, sondern auch mit einer nicht minder harten Regierung, müde, vorzieht, das seit einem Jahrtausend bewohnte Land zu verlassen und im fernen Westen eine neue bessere Heimath sich zu suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Werden die Deutschen mäßiger oder unmäßiger?

Von Dr. Wilh. Bode in Hildesheim.

Daß die Trunksucht mehr und mehr überhand nehme und immer weiter sich verbreite, daß sie geradezu die Zukunft des deutschen Volkes in Frage stelle, hört man von ernsten Männern nicht selten versichern. Geben ihnen die Thatsachen Recht? Unsere Antwort sei gleich von Anfang an: Nein, obwohl natürlich auch wir der Ansicht sind, daß die Trunksucht auch in unserm Volke unsäglich viel Elend stiftet und nicht nur unmittelbar hunderttausende von Familen schädigt und verdirbt, sondern auch mittelbar die ganze Nation hemmt und belastet. Wir wollen aber Zustände, die schon recht trübe sind, nicht noch schwärzer machen, schon deshalb nicht, weil die Schwarzmalerei leicht zu einem trägen Pessimismus führt. Denn wenn einmal die Trunksucht mit der Gewalt eines Naturgesetzes anwächst, lohnt es sich ja nicht, dagegen anzukämpfen. Aber glücklicherweise lehrt uns die Geschichte, daß ein solches Ankämpfen doch nicht vergeblich und hoffnungslos ist. Ich habe eine erste „Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland" soeben bei J. F. Lehmann in München (227 Seiten, 2 M. 40 Pf.) herausgegeben; aus meinen Studien ziehe ich unter anderm das erfreuliche Ergebniß: die eigentliche Unmäßigkeit hat abgenommen und nimmt weiter ab.

Manche Zahlen scheinen allerdings das Gegentheil zu beweisen. Wenn z. B. von 1875—1895 der durchschnittliche Bierverbrauch in Norddeutschland von 68 auf 89, in ganz Deutschland von 93 auf 107 Liter gestiegen ist, so scheint das ja eine Zunahme der Biersumpferei zu beweisen; aber wenn man in Betracht zieht, daß jetzt in Folge des größeren Wohlstandes und der verbesserten Verkehrsverhältnisse viel weitere Kreise als früher am Biergenuß sich überhaupt oder regelmäßig betheiligen, daß unterdessen die Güte und Haltbarkeit der Biere zugenommen hat, daß die verbesserte Technik zu einer großen Verbreitung der Flaschenbiere führen konnte, daß die ganze soziale Entwicklung zu einem häufigeren Besuch von Gasthöfen und Wirthschaften Anlaß giebt, daß namentlich unterdessen der Verbrauch des Branntweins um ein Viertel gefallen ist: so wird man diese Steigerung des Bierkonsums nicht so tragisch nehmen, wenn man auch mit uns der Ansicht ist, daß längst viel zu viel Bier getrunken wird. Jedenfalls beweisen diese Zahlen noch keine Steigerung der Unmäßigkeit.

Doch wir müssen uns vielleicht erst über die Begriffe „mäßig" und „unmäßig" verständigen. Mäßig erscheint mir der Mensch, der die ihm gebotene Gelegenheit zur Unmäßigkeit nicht benützt, sondern auf einen Genuß verzichtet, wenn er zukünftigen Schaden für sich oder Andere davon erwarten muß. Der Unmäßige dagegen läßt sich durch die gebotene Gelegenheit zu weiterem Genuß verführen, als ihm die sittliche Ueberlegung gestatten würde. Ich lege Werth auf „die gebotene Gelegenheit". Wer kein Getränk haben kann, ist deshalb nicht mäßig oder enthaltsam im Trinken; man denke nur an die Bewohner der Gefängnisse und Zuchthäuser. Wenn man den russischen Getränke-Consum mit dem deutschen vergleicht, so scheinen die Zahlen zu sagen, daß die Russen zehnmal mäßiger seien als die Deutschen. Wir wissen aber, daß eher das Gegentheil der Fall ist; die Russen haben nur lange nicht so viel Mittel und Gelegenheiten zum Trinken, als wir. Und ähnlich verhielten sich oft unsere Vorfahren; es fehlte ihnen zu ihrem großen Glücke oft der Stoff zur Unmäßigkeit.

Digitized by Google

Wo sie ihn hatten, benützten sie ihn viel maßloser, rücksichtsloser, vernunftloser als wir Neueren. Ich habe an anderer Stelle einmal ausgeführt, daß alles in allem unsere Generation gegenüber den vielen und starken, neuen und alten Versuchungen zum Trinken sich gut bewährt. Von den alten Deutschen kann man Aehnliches nicht sagen. Sobald die Germanen in der Weltgeschichte auftreten, wird die Neigung zum Trunk als eine ihrer schlimmsten Schwächen erwähnt. Ganze germanische Völkerschaften sind an der Unmäßigkeit und verwandten Lastern schnell zu Grunde gegangen, ebenso wie wir das bei manchen heutigen Naturvölkern sehen. Zum ersten Male teaten um das Jahr 200 v. Chr. germanische Krieger in die alte Kulturwelt ein, es waren Bastarnen und Skiren, die von der Weichsel an die Donau drangen; „dem Trunke zugänglich" heißt es in ihrer Schilderung. Erst waren sie „von erschrecklichem Aussehen und gewaltigem Leibe, einer von ihnen maß fünf Ellen". Nach zweihundert Jahren war alle germanische Kraft verloren, das Volk war schmutzig, der Adel stumpfsinnig; nach wieder 200 oder 300 Jahren waren sie nirgends mehr. Aehnlich erging es später den Heerulern, die als treulos und trunksüchtig unter den anderen Germanen berüchtigt waren; ähnlich erging es auch den großen Völkern der Vandalen in Afrika und den Burgundern. Selten waren Deutsche so vorsichtig wie die swebischen Häuptlinge, die den Wein ganz verboten, damit er ihren Stamm nicht auch verweichliche und verderbe. Wenn die große Mehrzahl der alten Deutschen das Jahr über doch sehr wenig Bier, Meth und Wein genoß, so lag das nicht an angeborener oder anerzogener Mäßigkeit, sondern an der mangelnden Gelegenheit. Das Hauptgetränk, das Bier, mußte im Hause selbst hergestellt werden; es war nicht haltbar und nur ein dünnes Gebräu aus Gerste oder Sommerweizen oder Hafer; den Hopfen kannte man nicht; in unseren heutigen Kneipen, wo man die alten Germanen so viel feiert, würde man ihr Getränk mit Verachtung von sich weisen. Und den Branntwein, die Liköre und viele andere Nerven-Reizmittel kannten diese alten Deutschen gar nicht.

Sobald diese Getränke jedoch aufkamen oder in größerem Maßstabe hergestellt wurden, entstand eine entsetzliche, allgemeine Unmäßigkeit. Die Blüthe der Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters führte zu einer Ausbildung der Brauerei, zu einem größeren Weinhandel und schließlich auch zur Einführung und Herstellung des Branntweins, und alle diese Getränke wurden sehr billig. Da stieg auch die Unmäßigkeit auf eine Höhe, wie sie weder vorher noch nachher in Deutschland erreicht ist: das sechszehnte Jahrhundert wurde zum klassischen Zeitalter deutscher Trunksucht.

Die Unmäßigkeit beherrschte damals alle Stände und beide Geschlechter. Die Fürsten gingen mit dem allerschlechtesten Beispiele voran. Nur wenige von ihnen waren „gemeinlich nüchternen Lebens", von den sächsischen Kurfürsten oder pommerschen Herzögen kaum einer. Haarsträubende Dinge erzählt Janssen von ihnen im 8. Bande seines bekannten Werkes. Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen liebte es, Wettsaufen zu veranstalten, bei denen nicht selten die Theilnehmer sich den Tod oder schwere Krankheit holten. Auch Kurfürst Christian I. wurde vom Trunke zu Grunde gerichtet. Schon als Kurprinz schrieb er 1584 an Christian I. von Anhalt-Bernburg: „Der von Bünau hat mir berichtet, daß Deine Liebden gar nicht mehr ein Beförderer zum Trunke wären, welches mir herzlich leid ist, und wünschen Deinee Liebden von Gott viel glückselige Zeit und Wohlfahrt und daß Deine Liebden aus solchem Irrthum zum rechten Glauben sich bekehren wollen". Das that denn der Anhalter auch bald. „Ein wahres Unmaß von schier täglicher Vollsuffigkeit und Unfläthereі" war Kurfürst Christian II. von Sachsen. Als er sich im Jul 1607 am kaiserlichen Hofe in Prag aufhielt, rühmte er sich selbst, dort fast keine Stunde nüchtern gewesen zu sein. Von einigen seiner Theologen wurde er „das fromme Herz" genannt, aber er sprach nur, um wüste Reden hören zu lassen. Ein Ausländer fand in dem sinnigen, gerötheten Gesicht des Kurfürsten mehr Thierisches als Fürstliches. Sieben Stunden lang saß man bei der Tafel; der betrunkene Kurfürst machte nur dann und wann eine unfläthige Bemerkung oder brachte die Gesundheit eines Fürsten aus, schüttete den Dienenden den Rest des Bechers ins Gesicht und gab den Hofnarren Ohrfeigen. 1611 bedeutete dee Wild- und Rheingraf zu Salm dem Kurfürsten: „weil die Hofdamen stets bei der Tafel sitzen, so ist es billig, daß sie an Räuschen ebenso theilnehmen, wie die andern; die Herzogin von Braunschweig, wenn sie voll ist, ist über die Maßen närrisch und lustig."

Bürger, Bauern und Arbeiter eiferten den Fürsten nach. „Als ich noch jung war," schreibt Luther, „gedenke ich, daß der mehrere Theil auch aus den Reichen Wasser tranken. Etliche huben auch kaum in ihrem dreißigsten Jahre an Wein zu trinken. Jetzund gewöhnt man auch die Kinder zu Wein und zwar nicht zu schlechten und geringen, sondern zu starken und ausländischen Weinen, auch wohl zu destillirten und gebrannten Weinen, die man nüchteen trinkt." Arg trieben es z. B. die Juristen. Wo ein Vermögen zu inventiren war, verschwelgten sie oft den größeren Theil, ehe sie fertig wurden. Während die armen Weiber, die als Hexen galten, vom Henker gepeinigt wurden, waren die Gerichtsherren, wie ein Zeitgenosse klagt, beim Fressen und Sausen toll, voll und taumelich. Der Regensburger Rath verbot 1596 dem ehrbaren Stadtgericht das übermäßige Zechen, sonderlich auf dem Rathhause und in der Gerichtsstube.

Auch bei den Handwerkern sah es schlimm aus. Die Gesellen suchten sich für ihre lange Arbeits-

Digitized by Google

zeit durch den „guten Montag“ zu entschädigen, den wir jetzt den „blauen“ nennen. Dabei kam es nach Erklärung des Nürnberger Rathes von 1550 zu allerlei Füllerei, Unzucht, Verwundungen, Versäumniß der Arbeit auch an den folgenden Tagen und anderem Untiebsamen. Der Rath fand aber auch, daß die Meister den Gesellen ein schlechtes Beispiel gaben und ermahnte sie deshalb „ganz väterlich und getreulich“, sich des überflüssigen Zechens und Weintrinkens in Wirthshäusern, sonderlich an Werktagen, zu enthalten, auch schon um ihre Weiber und Kinder von dem lästerlichen bösen Gebrauch abzuziehen, ihnen in die Wirthshäuser nachzulaufen und der Füllerei sich auch zu gewöhnen.

Daß die Studenten es arg trieben, braucht kaum gesagt zu werden. Giordano Bruno besuchte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mehrere deutsche Universitäten; er lobt „den volleren Reichthum des deutschen Geistes und seine helleren Augen“, fügt aber hinzu: „In Deutschland wird die Trunksucht gefeiert, geehrt und unter die Heldentugenden erhöht, die Betrunkenheit zu den göttlichen Eigenschaften gerechnet. Dort wird mit Trinken und Zutrinken, Vorkommen und Nachkommen, Vonsichgeben und Wiedertrinken usque ad regurgitationem utriusque juris, id est der Suppe, Brühe und Bratwurst das Schwein der Schweine als Fürst von Thoren bejubelt“.

Aehnlich trieben es auch die Bauern und Arbeiter, wo sie irgend konnten. So klagt Kurfürst August von Sachsen 1557: „Auf den Dörfern ist ist auch eine sehr schändliche Gewohnheit eingerissen, daß die Bauern auf und an den hohen Festen ihre Sauferei bald am Vorabend des Festes anfangen und die Nacht über treiben und morgens die Predigt entweder gar verschlafen oder betrunken in die Kirche kommen und darinnen wie die Säue schlafen und schnarchen. In etlichen Orten mißbrauchen die Bauern ihre Kirche, welche ein Bethaus sein soll, schroten das Pfingstbier darin, damit es frisch bleibe, und saufen es daselbst aus mit Gotteslästerungen und Fluchen. Und dürfen wohl in der Kirche die Priester und das Ministerium verächtlich verhöhnen und verspotten, treten auf die Kanzel, richten Predigten an zum Gelächter.“ Und den Bergleuten von Joachimsthal hielt ihr Prediger 1557 vor, bei ihnen gehe es so wüst zu wie auf einer Bauernkirmes. „So sind auch alle Schenkhäuser voll, nicht allein an Feiertagen, sondern auch in der Woche. Auch die Weiber halten ihre Bierorten und machen leer Geschirr und kugeln auf dem Tisch wie die Bauernweiber. Jungfrauen wollen nicht weiter nippen und lippen, sondern lernen nun auch saufen und schlingen.“

Solche wüste Lebensweise mußte schlimme Folgen nach sich ziehen: Der ganze Geist war verdorben und unfähig, der Wohlstand verfiel; die Bettler und Landstreicher wuchsen zu gefährlichen Schaaren an; alle Verbrechen waren im Schwange; die Gesundheit der Meisten war zerrüttet, die durchschnittliche Lebensdauer eine erschrecklich geringe. Viele dachten wie Luther 1542: „Ich bin es satt, in diesem gräßlichen Sodoma zu leben, ja nur etwas davon zu sehen. Der jüngste Tag ist nahe. Die Welt verdient den Untergang.“ (Schluß folgt.)

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 38 vom 19. September 1896.

Inhalt: Graf Axel. Ein Lebensbild von U. von Versen. (Fortsetzung). — Aus der Geschichte der Stadt Trebbin in den Jahren 1805 bis 1815. Nach handschriftlichen Documenten zusammengestellt vom Hauptmann Bötsche (Fortsetzung). — Aus der Franzosenzeit, Erinnerungen eines Altmärkers. Von Hermann Ronicke. — Kleine Mittheilungen: Der Friedensschluß zu Frankfurt am Main am 10. Mai 1871 (Mit Abbildung). — Erneuertes und geschärftes Edict wider das Abschneiden der jungen Eichen. — Wie Friedrich der Große über den Genuß von Kaffee und Bier dachte. — Büchertisch.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold“ in Berlin. XXVII. Berlin, September 1896. Nr. 9.

Inhalt: Die von Mücheln und von Mücheln-Scheidingen (Mit Abbildungen). — Aus Baden. — Der Verein für historische Wappenkunde. — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Zeitschriften-Schau. — Am schwarzen Brett. — Anfragen. — Antwort.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1896. Nr. 4 — Juli und August. (Seite 43—52.)

Dazu folgende Beilagen:

Mittheilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. 1896 Bogen 11—13. — Katalog der Gewebesammlung des germanischen Nationalmuseums. I. Theil. Bogen 4—6.

Bausteine. Monatsblatt für innere Mission. Nr. 339 und 340. XXVII. Jahrgang. Nr. 9 und 10. September und October 1896.

Inhalt: Der Strafrichter gegenüber der Wanderbettelplage und Vagabundennoth. Von Amtsrichter Dr. Esche in Annaberg. — Der evangelische Diakonieverein. IV. Beurtheitung. — Unsere Fabrikmädchen von P. D. von Blomberg. — Das Frauenheim und die entlassenen weiblichen Strafgefangenen. — Vom Herrschen. Von † Cölestin Freyer. — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 7. October 1896. **Nr. 41.**

Island.

(Fortsetzung und Schluß.)

III.

Die beiden ersten Artikel gaben eine Skizze des wechselvollen Verlaufes, welchen die äußere Geschichte Islands während des Jahrtausends nahm, in welchem die Insel nordische Bevölkerung trägt. So lehrreich diese Geschichte aber auch in mehr als einer Beziehung ist, so liegt doch nicht in ihr das Interesse begründet, welches die entlegene Insel der übrigen Welt bietet; was derselben ihren eigenthümlichen Werth und ihren hervorragenden Platz in der Weltgeschichte sichert, ist vielmehr einzig und allein ihre Literatur und das Zeugniß, welches diese über die eigenartige Cultur der nordischen Vorzeit ablegt.

Soweit wir die Geschichte des nordischen Stammes überhaupt zurückverfolgen können, finden wir denselben bereits im Besitz einer nicht unbedeutenden Bildung, und zumal erweist sich auch dessen geistiges Leben von Anfang an als ein ziemlich entwickeltes. Von jeher sehen wir die Dichtkunst gepflegt, sei es nun, daß es gilt, durch eine rasch hingeworfene Strophe der Stimmung eines bedeutsamen Augenblicks Ausdruck zu geben, oder durch eine kunstvolle Dichtung einen König oder Fürsten zu ehren, oder endlich in Liedern, die allenfalls auch zu Tänzen gesungen wurden, die Ueberlieferungen der Vorzeit fortzupflanzen. Auch in prosaischer Rede wußte man die Erinnerung an das Geschehene geschickt wieder zu geben und schon frühzeitig sehen wir die Sagenerzählung mit großer Virtuosität gepflegt, während zugleich die Genealogie, dem sehr ausgeprägten Verwandtschaftssinne des Volkes entsprechend, mit gewissenhafter Treue betrieben wurde. Endlich war auch für die Ueberlieferung und Fortbildung des Rechtes durch die eigenthümliche Einrichtung gesorgt, daß in jedem größeren Rechtsverband ein eigner Beamter bestellt war, dessen wesentlichste Aufgabe in der „lögsaga“ bestand, d. h. in einem Vortrag über das geltende Landrecht seines Bezirks, welchen er alljährlich vor dessen Dingversammlung öffentlich zu halten hatte.

Jahrhunderte hindurch war man auf diese mündliche Ueberlieferung beschränkt geblieben, denn wenn man zwar in den Runen nationale Schriftzeichen besaß, so waren diese doch allzu unbehilflich und allzu wenig entwickelt, als daß man sie zu mehr als kurzen Inschriften auf Denksteinen oder Geräthen, dann etwa zu zauberischen Zwecken hätte gebrauchen können. Erst nachdem man mit dem Christenthum auch die lateinische Buchstabenschrift kennen gelernt hatte, gewann man die Möglichkeit, zu einer eigenen Literatur zu gelangen; Island aber war es, wo eine solche zuerst erstand, und wo sie sodann auch ihre schönsten Blüthen trieb.

Wir wissen, daß auf Island um die Grenzscheide des 11. und 12. Jahrhunderts herum Arifródi nach dem Muster des lateinischen Alphabets für die einheimische Sprache ein Schriftsystem construirte, und daß der Zimmermeister Porodór, der während eines Kirchenbaues zu Hólar die Anfangsgründe der lateinischen Sprache sich angeeignet hatte, wenig später in dieser Richtung vorging. Porodór selbst verweist in seiner uns erhaltenen grammatischen Abhandlung, hinsichtlich der Möglichkeit das lateinische Alphabet der einheimischen Sprache anzupassen, auf das Beispiel der Engländer, was denn doch zeigt, daß zu der Zeit, bezüglich der nordischen Sprache der gleiche Versuch noch nirgends außer auf Island durch Ari gemacht worden war, und er berichtet überdies ausdrücklich, daß außer Ari's Schriften zu seiner Zeit in nordischer Sprache noch keine Aufzeichnungen vorhanden waren, außer einigen Uebersetzungen kirchlichen Inhalts, einigen Stücken juristischer Art und einigen genealogischen Notizen. Aus dem uns erhaltenen „Isländerbüchlein Ari's“, dann aus zerstreuten Angaben über die Beschaffenheit verlorener Werke desselben, können wir deutlich entnehmen, wie dieser Altmeister der isländischen Literatur bei der Abfassung seiner Schriften zu Werke ging. Im Besitz einer der angesehendsten Godorde des Landes, und zugleich als Priester erzogen und geweiht, beherrschte er die nationale und gelehrte Bildung seiner

Zeit und seines Volkes; von der letzteren entlehnte er das Alphabet, die Anknüpfung seiner Chronologie an einzelne Angaben englischer und französischer Schriftsteller, dann seine besondere Beachtung der einheimischen Kirchengeschichte, — von der ersteren dagegen hat er die besondere Aufmerksamkeit auf die Genealogie, dann auf die Rechts- und Verfassungsgeschichte seiner Heimath behalten, sowie die Art, wie er durch persönliche Erkundigungen bei den verschiedensten Männern den Stoff zu seinen Werken sich zusammen brachte. Aus den uns erhaltenen Rechtsbüchern ferner, die freilich in der uns vorliegenden Gestalt erst der Mitte des 13. Jahrhunderts angehören, aber sicherlich guten Theils auf Aufzeichnungen beruhen, welche in den Jahren 1122—1133 entstanden, können wir deutlich ersehen, wie sich dieselben an den mündlichen Vortrag anschlossen, welchen der Gesetzgeber vor der Landesgemeinde zu halten hatte.

Rasch entwickelte sich von diesen Anfängen an eine nationale Literatur auf der Insel. Der Verfasser eines kirchengeschichtlichen Werkes, welcher in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts in Skálholt schrieb, weiß bereits von einer größeren Zahl von Rechtsbüchern, Sagenwerken und genealogischen Aufzeichnungen zu reden, die in der Landessprache vorhanden waren, und in der That vermögen wir nicht wenige Werke nachzuweisen, welche um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von bekannten oder unbekannten Verfassern auf Island geschrieben wurden, und im Laufe des 13. und selbst des 14. Jahrhunderts erhielten dieselben noch einen weiteren reichen Zuwachs. Streng nationalen Charakter zeigen unter ihnen zumal die Rechtsbücher, deren Darstellungsform durchaus die der mündlichen Rede geblieben ist, ganz wie dieselbe Erscheinung in den schwedischen Provinzialrechten wiederkehrt, während sie in den norwegischen nur in sehr abgeschwächtem Maß, und in den dänischen sich so gut wie gar nicht bemerkbar macht.

Ganz in derselben Weise ist für die überwiegende Mehrzahl der geschichtlichen Werke die Form der mündlichen Erzählung bestimmend geworden, und als „Sagen" d. h. Erzählungen, werden dieselben darum auch bezeichnet, gleichviel übrigens, ob es sich dabei um eine Darstellung der zeitgenössischen Geschichte, oder um die Wiedergabe von Ueberlieferungen aus einer entfernteren Vorzeit, oder selbst um Erzählungen mythischen oder frei erfundenen Inhalts handle. Am reinsten zeigen dabei diesen Charakter der Darstellung durchgeführt die „Islendingasögur", d. h. die Werke, welche die Begebnisse isländischer Männer oder Geschlechter schildern, wogegen bei den „Konunga Sögur", d. h. den Werken über die Geschichte der Könige, zumal Norwegens, hin und wieder ein Einfluß der gelehrten Geschichtsschreibung, und zumal der kirchlichen Legendenschreibung sich bemerklich macht.

An den Betrieb der Genealogie knüpfen ferner die verschiedenen Bearbeitungen des Landnáma an, eines Werkes, welches, in seinen Anfängen auf Ari fródi zurückgehend, in geographischer Reihenfolge die einzelnen Männer bespricht, welche als erste Einwanderer auf Island Land genommen hatten, und deren Geschlecht, soweit möglich, nach vorwärts und rückwärts verfolgt. Die Dichtkunst endlich, deren Erzeugnisse durch ihre metrische Form gefestigt, weitaus am leichtesten in der mündlichen Ueberlieferung sich zu behaupten vermögen, konnte zwar eben darum noch am ersten der schriftlichen Aufzeichnung entbehren; indessen wurde doch auch ihr solche bald zu Theil, sei es nun, daß man einzelne größere Dichtungen für sich niederschrieb oder auch ganze Sammlungen von solchen anlegte, wofür der am Schlusse des 13. Jahrhunderts nach einen um etwa 50 Jahre älteren Original geschriebene Codex regius der sogenannten Sämular-Edda ein Beispiel giebt, oder aber daß man ganze Lieder oder ganze Theile von solchen um ihres historischen Werthes willen in das eine oder andere Geschichtswerk einstellte, wie dies zumal bei den Werken über die norwegische Königsgeschichte in umfassendsten Maße zu geschehen pflegte. Auch bei den Dichtwerken macht sich freilich der kirchliche Einfluß neben dem nationalen geltend; jedoch ergreift derselbe nur den Inhalt, nicht die Form der betreffenden Lieder, und wenn zwar solche zu Ehren Gottes und seiner Heiligen oft genug gedichtet wurden, so wurden sie doch stets in der allen nationalen Weise verfertigt, und sogar die aus der heidnischen Götterlehre entlehnten dichterischen Umschreibungen behielt man unbedenklich, in der geistlichen wie in der weltlichen Poesie, bei. Theils die Schwierigkeiten der sehr kunstvoll ausgebildeten Metrik, theils aber auch die Dunkelheit eben jener in der heidnischen Götter- und Heldensage wurzelnden dichterischen Redeweise, hatten zur Folge, daß man das Bedürfniß eines förmlichen Unterrichts in der Dichtkunst empfand, und ein zu seiner Befriedigung bestimmtes Compendium ist jene jüngere Edda, deren Hauptbestandtheile der berühmte Staatsmann und Geschichtsschreiber Snorri Sturluson († 1241) verfaßte, während dessen Neffe Olafr hvitaskáld und Andere dieselbe hinterher durch eigene Zuthaten oder auch durch Einverleibung anderer älterer oder neuerer Abhandlungen grammatischen und rhetorischen Inhalts erweiterten.

Es ist nicht dieses Ortes auf die einzelnen Männer hinzuweisen, welche theils dem geistlichen, theils dem weltlichen Stande zugehörig, und ersten Falls wieder theils der Weltgeistlichkeit, theils den Klosterleuten zuzählend, sich um die isländische Literatur verdient gemacht haben, und ebenso kann hier nur im Vorbeigehen darauf aufmerksam gemacht werden, daß neben der nationalen Literatur auf Island, mit dieser sich vielfach berührend, kreuzend, mischend auch noch eine gelehrt-klerikale stand, welche sich doch auch ihrerseits

Digitized by Google

vielfach der Landessprache zu bedienen pflegte. Dagegen muß mit aller Bestimmtheit die Thatsache hervorgehoben werden, daß die isländische Literatur einzig in ihrer Art dasteht, und zumal in Norwegen selbst ihres gleichen nicht findet. Der norwegische Mönch Theodorich, welcher in den Jahren 1176—88 in lateinischer Sprache als der erste die norwegische Königsgeschichte beschrieb, weiß von älteren einheimischen Schriftwerken lediglich einen Catalogus regum Norwagiensium, ein paar Legenden über die Wunderwerke des heiligen Olaf's und seine Translation, sowie die (apokryphen!) Gesetze desselben Königs anzuführen, wogegen er die Isländer als diejenigen bezeichnet, welche über die norwegische Geschichte am besten unterrichtet seien, und ganz in derselben Weise, wird von dem um wenige Jahrzehnte später schreibenden Saxo Grammaticus die hervorragende Geschichtskunde der Isländer betont. Am Ende des 12. Jahrhunderts ließ König Sverrir seine eigene, um nahezu ein Jahrhundert später König Magnus seine eigene sowohl als seines Vaters König Hakon Biographie von einem isländischen Manne schreiben und auch sonst verdanken wir isländischen Federn fast alles, was wir von der norwegischen Geschichte bis zum Schluß des 13. Jahrh. wissen. Auch der Betrieb der Dichtkunst scheint in Norwegen frühzeitig sich verloren zu haben, denn es sind fast nur isländische Skalden, welche wir seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts an dem dortigen Königshofe finden und wenn zwar König Harald Hardradi oder später noch Jarl Rögnvaldr von den Orkneys persönlich die nationale Dichtkunst als eine Art vornehmer Liebhaberei betrieb, so sind es doch isländische Dichter, auf deren Lieder bereits der erste König seine Hoffnungen auf bleibenden Nachruhm baute. Nur Rechtsbücher, die man schlechterdings nicht entbehren konnte, reichen auch in Norwegen bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts hinauf; aber auch sie stehen in der Kunst der juristischen Construction sowohl als bezüglich der nationalen Eigenthümlichkeit der Darstellung weit hinter den isländischen Erzeugnissen zurück. Das bewegtere politische Treiben und die lang andauernden blutigen Bürgerkriege, die weit minder national und weit entschiedenere kirchliche Haltung des norwegischen Klerus, endlich die kräftigere Einwirkung ausländischer Geistesströmungen auf Norwegen im Vergleich mit dem weit entlegeneren Island scheinen die Momente gewesen zu sein, welche jenes raschere Absterben der nationalen Cultur in dem ersteren Reiche zur Folge hatten; als im 13. Jahrhundert die Ruhe im Lande wieder hergestellt wurde und der gestiegene Wohlstand eine regere Beschäftigung auch mit geistigen Interessen nahe legte, waren es guten Theils Uebersetzungen ausländischer Ritterromane oder Novellen, oder doch Bearbeitungen ausländischer Sagenstoffe, welche in Angriff genommen wurden, und selbst das beste und werthvollste der in Norwegen entstandenen Werke, der Königsspiegel, zeigt in Bezug auf seine ganze Behandlungsweise ganz und gar keine nationale Haltung. Mit andern Worten, nur auf Island hat die nationale Geisteskultur des Nordens sich so lange erhalten, daß sie den Beginn einer Literatur in einheimischer Sprache noch in ungebrochener Kraft erreichte, wogegen in Norwegen, wo die nationale Cultur früher verfiel und zugleich ein nationale Literatur erst später aufkam, die Erzeugnisse jener ersteren nicht mehr zu einer Fixirung in dieser letztern gelangten.

Ungehindert durch die blutigen Stürme der Sturlungenzeit hat die isländische Literatur im 13. Jahrhundert die Zeit ihres höchsten Glanzes erreicht. Mit dem Verlust der politischen Selbstständigkeit des Landes beginnt auch dessen geistige Kraft zu schwinden, und wenn zwar noch ein paar Biographien gleichzeitiger norwegischer Könige oder isländischer Bischöfe in älterer Weise geschrieben wurden, so beschränkte man sich doch bald auf die Ueberarbeitung und Vervollständigung älterer Sagenwerke, die Schreibung weitläufiger Annalen oder Bearbeitung mehr oder minder erfundener Geschichten in Sageformen; man wandte sich auch wohl, norwegischem Beispiel folgend, auswärtigen Sagenstoffen zu, und ließ neben den ältern metrischen Formen die neuern der „rimur" mit Vorliebe anwenden, freilich nicht ohne daß sich gelegentlich auch wohl einmal eine Reaction gegen diesen fremdländischen Geschmack in derb humoristischer Weise geltend machte, wie dies z. B. in der Skidarima der Fall war, u. dgl. m. Die schweren Calamitäten, welche Island zu Anfang des 15. Jahrhunderts betrafen, brachten sodann vollends eine Art von Stillstand in der literarischen Production des Landes hervor; aber selbst sie vermochten weder der einheimischen Sprache, die in Norwegen allmälig für die Literatur wie für den Verkehr innerhalb der gebildeten Kreise völlig außer Gebrauch kam, noch auch der geistigen Schöpfungskraft des Landes bleibenden Abbruch zu thun. Ein volles Jahrhundert lang freilich liegt diese letztere ziemlich brach, und lassen sich nur dürftige Ueberreste geistlicher Dichtungen, gereimterBearbeitungen älterer und zumal fremder Sagenstoffe, ein paar Reisebeschreibungen und dergleichen mehr nachweisen, welche in dieser Zeit entstanden sind; die Erinnerung ferner an die alte Zeit ist während dieser Frist so gänzlich erloschen, daß kaum ein paar Namen der gefeiertsten Größen der Vorzeit, wie etwa des Sämund frödi oder des Brennu-Njäll dieselbe überdauerten. Aber nachdem die Reformation eine neue Bewegung in die Köpfe gebracht hatte, begann auch sofort die literarische Production wieder aufzuleben, um nicht mehr einzuschlafen, und zwar in der altüberlieferten Landessprache, welche nur vorübergehend hin und wieder durch deutsche oder dänische Einflüsse in ihrer Reinheit etwas getrübt wurde, während sich zugleich der

Digitized by Google

Blick des Volkes von jetzt ab wieder nach der glänzenden Zeit des Freistaates zurück zuwandten und damit die Schätze der alten einheimischen Literatur neuerdings flüssig zu machen begann. Im Auslande pflegt man keine Ahnung zu haben von dem Reichthum auch der neueren und neusten isländischen Literatur, und in der That ist es schwer genug, von demselben sich auch nur eine annähernd richtige Vorstellung zu bilden, da die meisten Werke derselben noch nicht herausgegeben und selbst die herausgegebenen außerhalb Islands und etwa noch Kopenhagen schwer aufzutreiben sind. Wer kennt bei uns die herrlichen Passionspsalmen Hallgrins Petursson († 1670) oder die ehrwürdige Hauspostille Bischof Jon Vidalins († 1720), wer die schönen Lieder Stephan Olafsons († 1688), Eggert Olafsons († 1768), Porlak Porarinsons († 1733), Jon Porlaksons († 1819), Sigurd Petursons († 1827), Bjarni Porarinsens († 1841), Jonas Hallgrinsons († 1845), Jon Porodssens († 1868) anderer und zumal noch lebender Dichter nicht zu gedenken? Und wer kann von den kaustischen Epigrammen Pál Vidatins († 1727) wissen, der sie nicht aus isländischem Munde gehört oder aus den verschiedenen Werken selbst sich zusammengestellt hat, in denen einzelne von ihnen gedruckt sind? Aber selbst die Geschichte der Wiedererweckung der altisländischen Literatur ist uns nur sehr unvollkommen bekannt und wird in Folge dessen so manche müßige Conjectur der Männer, welchen die Erneuerung der Bekanntschaft mit derselben zu danken ist, des gelehrten Propstes Arngrimur Jonsson († 1648) also, oder des Pfarrers Magnus Olafsson († 1636), des Bischofs Brynjolfur Sveinsson († 1675), des Bauern Björn Jónsson von Skarosa († 1665), oder selbst des Malers Jón Guomundsson († 1650) noch jetzt mehr oder weniger als feststehende Wahrheit betrachtet. Höchst kritiklos ist überdies auch in anderen Beziehungen noch vielfach die Art, wie die verschiedenen literarischen Erzeugnisse der Vorzeit, oder was man dafür hält, benutzt werden; immerhin aber ist es die isländische Literatur des 12. bis 14. Jahrhunderts, welcher wir nahezu allein unsere derzeitige Kenntniß des Geisteslebens im alten Norden, ja sogar die äußere Geschichte dieses Landes verdanken, und aus welcher allein wir hoffen können, diese unsere Kenntniß mit der Zeit zu erweitern und zu vertiefen.

Man war anfangs geneigt, den Werth der älteren isländischen Literatur zu überschätzen, und zwar in zweifacher Richtung. Einerseits insofern als man derselben ein viel zu hohes Alter zuschreiben wollte, sei es nun, daß man die schriftlichen Aufzeichnungen der einzelnen Stücke viel zu früh ansetzen, oder daß man das Verhältniß der Aufzeichnung jedes einzelnen Werkes zu der mündlichen Ueberlieferung als ein allzu sklavisches auffassen und in Folge dessen von einer „Literatur vor der Literatur" sprechen, also annehmen wollte, daß die einzelnen uns erhaltenen Literaturwerke „nach Form und Inhalt" ebenso bereits Jahrhunderte lang mündlich umgelaufen seien, wie sie dann später von einem beliebigen Schreiber aufs Pergament gebracht worden seien. Andrerseits aber auch insofern als die geistige Cultur welche man in dieser Literatur bezeugt fand, vielfach nicht blos als eine isländische oder doch norwegisch-isländische, sondern als eine dem gesammten germanischen Norden, oder sogar als eine allen und jeden germanischen Stämmen, uns Deutsche mit inbegriffen, gemeinsame betrachtet werden wollte. Nach beiden Seiten hin wird man sich vor Maßlosigkeiten hüten, nach beiden Seiten hin aber auch sich klar zu machen haben, daß der unrichtige Gebrauch den richtigen nicht aufhebt. Wenn zwar zugegeben ist, daß keine isländische Geschichtsquelle vor dem 12. Jahrhundert aufgezeichnet wurde, und daß somit die Nachrichten des 9., 10 und 11. Jahrhunderts welche uns die Isländer geben, mehrere Generationen hindurch einer mündlichen Ueberlieferung preisgegeben gewesen waren, die ganz und gar nicht durch irgend welche Form gefestigt war, so müssen wir doch anerkennen, daß bei besonnener Benutzung der mündlichen Ueberlieferung wie wir sie zumal dem Ari fródi nachrühmen dürfen, auch sie glaubwürdige und in Ermangelung zuverlässigerer höchst dankenswerthe Nachrichten zu gewähren vermag. Wenn ferner zwar ein blindes durcheinandermengen der auf die verschiedenen germanischen Stämme bezüglichen Nachrichten, von jedem besonnenen Forscher auf dem Gebiet der Geschichte verworfen werden muß, so wird doch andrerseits auch niemand, der sich mit den Anfangsgründen der vergleichenden Sprachforschung oder Mythologie beschäftigt hat, die gewaltigen Vortheile mißkennen können, welche eine gründliche Kenntniß und bedächtige Vergleichung der isländischen Ueberlieferung für das Verständniß der norwegischen, im weiteren Abstand auch der dänischen und schwedischen, endlich schließlich auch der deutschen, niederländischen und englischen Vorzeit zu gewähren vermag. Von diesem Gesichtspunkte aus sind wir Deutschen eben so gut, wie die Norweger, Dänen und Schweden, dem isländischen Volke dafür Dank schuldig, daß es unter den schwierigsten Umständen die Sprache und die Ueberlieferungen der nordischen Vorzeit vor dem Untergang oder doch der Verderbniß bewahrt hat, welche beide im norwegischen Mutterlande erfahren haben.

O Island, eisiger Fels im Meer,
Steig' auf aus mächtiger Ferne.

Am 2. August 1874 feierte dieser weltvergessene Theil der Erde sein tausendjähriges Jubiläum, weil an diesem Tage im Jahre 874 Ingolfr Arnarson auf der Insel gelandet und hier seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Bei dieser Gelegenheit

empfing Island zum ersten Male den Besuch eines dänischen Königs, der erste Monarch, der überhaupt die feene Insel sah, seit der heilige Olaf im Jahre 1018 den gefangenen König Harold dahin gesandt. Auf der alten Dingstätte wurde nunmehr der neue Bund zwischen König und Volk von Island geschlossen. Nie zuvor hatte die alte Alpeninsel des hohen Nordens solche Feste und Gäste gesehen, deutsche, dänische, schwedische, englische und französische Schiffe flaggten im Hafen. Der König, begleitet von seinen Prinzen und zahlreichem Gefolge, unteenahm eine Rundreise durch die Insel, am Hekla wurde banketirt und am himmelhoch brausenden Geyser sah man Feuer leuchten. Kurz ist der Sommer Islands. Um diese Jahreszeit trägt die Insel ihr reichstes, üppigstes Kleid; dann tritt wieder die harte Alleinherrschaft des Nordpols in ihre Rechte. Den lauten Festen folgte die lange eisige Winteenacht, die trübe Einsamkeit inmitten kimmerischer Nebel und treibender Eisgebirge. Dort wohnt das kleine, arme Volk mit seiner reichen Geschichte, stahlfest und auch geistig keengesund. Es hat ein Jahrtausend seine Freiheitsliebe bewahrt und war wohl werth, daß das große stolze, von der Natur so freigebig geschmückte Europa ihm seine Huldigung darbrachte. L.

Werden die Deutschen mäßiger oder unmäßiger?

(Schluß.)

Nach dem dreißigjährigen Kriege finden wir ein viel geringeres Trinken in Deutschland, aber das hatte anfangs in der Hauptsache äußere Ursachen. Es mangelte den Meisten wieder am Stoff. Wer sich die Unmäßigkeit leisten konnte, ging ihr in der Regel nicht aus dem Wege. Namentlich in den höheren und höchsten Städten finden wir Säufer in ganz anderem Umfange als heute. Niemand würde heute zum Preise eines deutschen Fürsten sagen, daß er kein Trunkenbold sei; früher galt das als ein bemerkenswerthes Lob. Und unter unseren heutigen Adligen ist keiner mehr ein so naiver, überzeugter Säufer, wie jener, der in der alten Kirche zu Heiligendamm bei Doberan über sein Grabmal meißeln ließ:

Ick bün ein Mecklenbörgsch Edelmann,
Wat geiht di, Düwel, min Supen an?
Ick sup mit minen Herrn Jesus Christ,
Wenn Du, Düwel, ewig döften müst!

Und was unsere Studenten angeht, die beim Trinken in erster Linie genannt werden, so ist ihr Vorbild im Allgemeinen gewiß nicht zu loben, und solche Thaten, wie sie z. B. Pfingsten 1896 die süddeutschen Corpsstudenten auf dem Feldberg und in Allerheiligen begingen, gereichen der ganzen Studentenschaft zur Schande. Vergleicht man aber die heutigen Studenten mit ihren Vorläufern vor hundert oder zweihundert Jahren, so erstrahlen sie auf dunklem Hintergrunde im hellstem Lichte. Noch vor fünfzig Jahren gab es in Göttingen und Greifswald große Studenten-Vereine, in denen Branntwein das Hauptgetränk war; heute singt man das Crambambulilied wohl noch, weiß aber nicht mehr, daß ein Schnaps damit verherrlicht wird. Und auch gegen das Sich-Anfüllen mit Bier ist die Reaction bereits eingetreten. Ich habe vor den Studenten von 6 Universitäten Mäßigkeits-Vorträge gehalten und kenne ein wenig die Strömungen unter ihnen: soviel soziales Pflichtgefühl, so viel Maßhalten im Trinken, soviel Abneigung gegen den Komment, soviel Widerspruch gegen den vorläufig in den Verbindungen noch herrschenden Trinkzwang, soviel Ernst wie heute war nie vorher unter deutschen Studenten. Auch im Heere haben sich die Verhältnisse gebessert, wenngleich unsere Kasernen noch durchaus nicht diejenige Schulung zur Mäßigkeit bieten, die wir von Volkserziehungs-Anstalten erwarten dürften. Früher war der Branntwein ein vorgeschriebener Theil der Marschverpflegung, und noch 1844 glaubte der Prinz von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm, die Soldaten vor der Mitgliedschaft in Enthaltsamkeitsvereinen waenen zu müssen, weil sie ja den Branntwein geliefert bekämen und im Lager, Bivouack u. s. w. keinen Ersatz dafür haben könnten. 1862 verfügte derselbe König Wilhelm, daß an Stelle der Branntweinportion der Kaffee treten solle, und heute ist bei größeren Diensten das Schnapstrinken verboten, Graf Häseler — wie Moltke ein Vorbild der Enthaltsamkeit — hat den Schnaps in seinem Armeekorps aus den Kantinen verbannt und hier und da haben wohl auch die Offiziere den Cognac im Dienste abgeschafft, wie sie es z. B. unter dem bekannten Oberstlieutnant von Egidy seinerzeit gethan.

In den ärmeren Klassen der Bevölkerung und unter den Bewohnern abgelegener Dörfer wird man eine Verminderung des Trinkens nicht nachweisen können, aber auch hier liegt das an den äußeren Veranlassungen zum Trinken und nicht an einem wachsenden Hange zur Unmäßigkeit. Die Menschen werden nicht schlechter; wir müßten ja auch unsere Kirchen, Schulen und anderen Bildungsstätten zuschließen, wenn sie nicht wenigstens allmählig eine Besserung der Menschen zu Stande brächten. Solche allgemeine moralische Besserung wird immer auch die Fähigkeit zum Maßhalten vermehren. Wie sehr besonders auch die Arbeit der Mäßigkeits-Vereine zur Verbesserung der hierher gehörigen Anschauungen, Sitten, Einrichtungen und Gesetze beigetragen hat, glaube ich in dem angeführten Buche in vielen Fällen gezeigt zu haben.

Der schönste Erfolg in neuester Zeit war die schon erwähnte Herabminderung des Schnapskonsums um ungefähr ein Viertel; das hauptsächliche, aber nicht alleinige Verdienst hierin hat das Branntwein-Steuergesetz von 1887. In Kassel, wo der Deutsche

Digitized by Google

Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke einst begründet wurde und auch die eifrigsten Helfer fand, kamen 1881 auf 15,2 Liter Branntwein auf den Kopf, 1894 nur noch 8,8. Der Bierkonsum stieg bis 1890 noch auf 207 Liter, seitdem ist er auf 189 gefallen.

Auch die erfreulichen Folgen dieser Verminderung des Schnapskonsums beginnen sich schon zu zeigen. Aus allen Theilen Deutschlands wird berichtet, daß der eigentlichen Säufer doch weniger werden. Die Berliner Charité nimmt alljährlich mehr Trinker auf, als irgend ein anderes Haus in Deutschland, und hier wie in anderen Berliner Krankenhäusern hat man eine erhebliche Besserung festgestellt, die sich namentlich bei der Jugend zwischen 17 und 30 Jahren zeigt. In Schleswig-Holstein hat man von 1883—1888 2,13 Fälle von Säuferwahnsinn (behandelt in den Krankenhäusern, mit Ausschluß der akademischen) auf je 10 000 Einwohner; 1889—1894 waren es nur 1,68. In den Städten starben am Säuferwahnsinn in der ersten Periode 1,55 von Zehntausend, in der zweiten nur 0,83. Auch in den Irrenhäusern der Provinz haben die Opfer des Trunkes etwas abgenommen. Auch für die Sachsen hat das statistische Bureau in Dresden solche erfreulichen Zeichen feststellen können. Freilich darf man gerade auf diesem Gebiete auch in Zukunft nicht große statistische Beweise der Besserung erwarten. Denn die Ergebnisse der Statistik hängen nicht nur von den Thatsachen, sondern auch von denen ab, die sie festzustellen haben. Wo die Augen für die Unmäßigkeit wenig geschärft sind, wo die unteren Beamten, die Aerzte u. s. w. es selber leicht mit dem Trinken nehmen, wird die Armuth, die Krankheit, das Verbrechen u. s. w. viel zu selten auf die Ursache Trunksucht zurückgeführt. Wir erleben es deshalb heute schon, daß man für jene Gegenden, wo notorisch der Trunk im höchsten Maße herrscht, viel weniger Folgen amtlich kennt, als in mäßigeren Bezirken; wir müssen deshalb erwarten, daß in Zukunft noch viel mehr Wirkungen des Trunks dem Statistiker faßbar werden als bisher, wenn auch das Uebel selbst kleiner geworden ist.

Wir sehen, die „gute, alte Zeit" ist auch in Bezug auf das Trinken ein Märchen; wir thun besser, an eine gute Zukunft zu glauben. Aber von selbst kommt das Gute nicht: es muß erarbeitet und erkämpft werden.

Das Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhaus Berlin.

Aus dem uns vorliegenden 62. Jahresberichte über das Elisabeth-Kranken- und Diakonissenhaus — pro 1895 — entnehmen wir, daß die Gesammtzahl der Schwestern 140 beträgt. Davon sind 99 eingesegnete Schwestern, 29 Novizen und 12 Probeschwestern. 5 Lehrpflegerinnen des Johanniter-Ordens beendeten im Laufe des Jahres den Cursus.

Die Zahl der Stationen des Diakonissenhauses hat sich um eine vermehrt und sind es jetzt deren 27, welche mit 76 Schwestern besetzt sind.

Aus der Freibettkasse konnten 128 Kranke halbfrei in 730 Tagen, ganzfrei in 5521 Tagen verpflegt werden.

Im Jahre 1895 wurden im Krankenhause 1968 Kranke mit 58291 Verpflegungstagen behandelt; es starben 215 Kranke = 10,9 %.

Der Krankenbestand war am einzelnen Tage im Durchschnitt 159,6, er sank am 11. August auf 126, der höchste Bestand wurde am 19. Januar mit 179 Kranken erreicht. Der Durchschnittsaufenthalt jedes Kranken betrug 29 Tage.

Der Kassenbericht weist eine Einnahme von 195638 Mk. 10 Pf. nach, denen eine Ausgabe von 192376 Mk. 37 Pf. gegenübersteht, sodaß ein Bestand von 3261 Mk. 73 Pf. verblieben ist.

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 39 vom 26. September 1896.

Inhalt: Graf Axel. Ein Lebensbild von U. von Versen. (Fortsetzung). — Die Sonder-Ausstellung von Berolinensien in der Heiliggeistkirche zu Alt-Berlin. — Aus der Geschichte der Stadt Trebbin in den Jahren 1805 bis 1815 (Schluß). — Eine preußische Kronprinzenreise nach St. Petersburg. — Kleine Mittheilungen: Das Kaiser Wilhelm-Denkmal zu Ruhrort (Mit 2 Abbildungen). — Berliner Stadtwachtmeister. — Bismarck-Anecdote. — Auf Wiedersehn! — Historischer Häuserschmuck. — Vereins-Nachrichten. — Büchertisch.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 14. October 1896. **Nr. 42.**

Ueber antike Großstädte.

Es ist eine oft ausgesprochene und nicht wegzuleugnende Thatsache, daß „Europa krankt an der Größe seiner großen Städte". Unsere Zeit wird nicht bloß durch Dampf und Elektricität, durch Telephon und Mikroskop gekennzeichnet, sondern sie erhält auch ihre Signatur durch die colossale Centralisation des geistigen, politischen und wirthschaftlichen Lebens mit all ihren resultirenden Erscheinungen, denn neben den augenfälligsten Vorzügen birgt dieselbe auch erschreckende Nachtheile. Wie glänzend ist das Bild einer Weltstadt nach außen hin und welche inneren Schäden deckt der gleißende Schein! Da gilt nicht bloß das Wort: wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, sondern die entsetzliche Misère von Tausenden, das sociale Elend, der Pauperismus der großen Masse ist nicht bloß die dunkle Kehrseite einer schimmernden Medaille, ist nicht bloß relativ ein Unglück im Vergleich zu der Wohlhabenheit und dem Reichthum Weniger, sondern ein absolutes —, ja sie ist das sociale Problem (κατ' ἐξοχήν), das der Lösung harrt, vielleicht aber immer harren wird. —

Wohl ist es berauschend, von dem Strudel großstädtischen Lebens sich treiben zu lassen, Geist und Herz und Sinne anzuregen, zu beleben und zu befruchten durch die gewaltigen Eindrücke, die von allen Seiten da auf den empfänglichen Menschen eindringen, wohl ist es berauschend, dies imposante Getriebe von Tausenden in den mächtigen Verkehrsadern breiter Straßen und Promenaden, in denen unablässig ein gewaltiger Strom von Menschen hin- und herfluthet, wohl ist es herrlich, sich weiden zu können an allem Großen und Schönen, was Menschengeist und Menschenwitz in Wissenschaft, Kunst und Industrie erdacht und geschaffen, wohl ist es speciell im Hinblick auf die früheren Jahrhunderte erhebend, und erfüllt es mit Stolz über Dächer und Straßen der Stadt hinweg von den Flügeln des Dampfes sich tragen zu lassen und die Nacht in blendend hellen Tag durch die elektrischen Flammen verwandelt zu sehen. Aber zugleich auch welche Misère eröffnet sich dem schärfer Blickenden, wie zahllose Tragödien menschlichen Daseins spielen sich in einer Großstadt ab, diesem rastlos aufnehmenden, rastlos verzehrenden Ungeheuer! Wohl ist es naturgemäß, aber auch erschreckend, daß sich für jedes großstädtische Centrum all' die Krankheitserscheinungen ergeben, die eine massenhafte Agglomeration der Bevölkerung mit sich führen muß. Es ist ein einfacher nationalökonomischer Grundsatz, daß die Einwirkung der Volksvermehrung auf die Statik der Gesellschaft förderlichen und nachtheiligen Kräfte wesentlich von der Art und Weise der Gestaltung des gesammten Volksorganismus abhängt, daß demnach Uebervölkerung, d. h. Störung des Gleichgewichts zwischen Erwerb und Unterhaltsbedarf einer Bevölkerung oder einzelner Classen eintreten muß, wenn die Bevölkerung in stärkerer Progression anwächst als die Summe der Existenzmittel, oder wenn die Vertheilung des Volkseinkommens sich zu Ungunsten ganzer Bevölkerungsschichten allzu einseitig verschiebt. Die zulässige Volksdichtigkeit hängt einerseits von der Technik und Oekonomik der Production und den natürlichen Bedingungen derselben ab, andererseits von der geltenden wirthschaftlichen Rechtsordnung für die Production, dem Erwerbe, dem Handel. Die kolossale Concurrenz an geistigen und technischen Talenten und Kräften und die Ueberproduction auf den Gebieten erschweren dem Einzelnen immer mehr den Kampf ums Dasein; Tausende, die auf dem platten Lande oder in den kleinen Städten ihren Ehrgeiz oder auch nur ihren Hunger nicht befriedigen können, strömen in die Großstädte und — vermehren das Proletariat oder gar das Gaunerthum. So äußert sich eine erfahrene Capacität in diesen Dingen über Berlin (Statist. Jahrb. 1874 S. 189): „Die Hauptstadt übt eine magnetische Anziehungskraft aus auf alle Persönlichkeiten, die mit dem Gesetze auf dem Kriegsfuße stehen. Aus dem ganzen Lande strömen hier die arbeitsscheuen und verbrecherischen Elemente zusammen, die in Folge der Ausdehnung der Stadt leicht einen Versteck oder Schlupfwinkel finden."

Aber man meine nicht, daß die Uebervölkerung

mit ihren traurigen Gefolgschaften, wie Wohnungsnoth, Gesundheitsschädlichkeit, Pauperismus ꝛc. ein specifisch modernes Uebel sei! Nur zu leicht ist man geneigt, das Alterthum sich in einer höheren, reineren Sphäre zu denken, die Vergangenheit sich so sehr viel lichter und das Leben in ihr so viel leichter auszumalen, als die Gegenwart es bietet. Ben Akiba behielt auch hierin, hinsichtlich der Großstädte, Recht: „es ist alles schon mal dagewesen." Allerdings nicht im grauen Alterthum — Niniveh, Babylon, Theben, mit ihrem riesigen Umfange (Niniveh ca. 19 geogr. Meilen!) waren keine einheitlichen Städte in unserem Sinne, sondern von colossalen Enceinten umschlossene, einen ganzen Complex mehr oder minder lose zusammenhängender Stadtanlagen enthaltende Territorien*), „eine Provinz voll Häuser", wie Roscher von London sagt. Aber auch die voralexandrinischen Städte der Hellenen können nicht auf den Namen Großstädte Anspruch machen. Athen hat immer, wie Curtius treffend bemerkt, einem gewissen familienhaften Charakter behalten und ist nie zur Großstadt ausgewachsen. Aber der Hellenismus, d. i. das international gewordene Griechenthum bezeichnet auch nach dieser Richtung hin einen Wendepunkt, eine wichtige Etappe in der Bewegung antiker Cultur nach dem Modernen hin. Alexandria in Aegypten, Antiochia am Orontes, Seleucia am Tigris erwuchsen schon in der Zeit der Diadochen zu Großstädten mit ca. $^1/_2$ Million Einwohner. Sie wurden die Mittelpunkte des gesammten geistigen, socialen und industriellen Lebens, die Centren der Civilisation, einer überfeinerten Cultur. Aber noch machten sich nicht die Schattenseiten einer Großstadt in dem Maaße geltend, wie später im kaiserlichen Rom. Manche Faetoren wirkten mit, daß diese Städte auch in den ferneren Jahrhunderten nie so unter der massenhaft sich steigernden Bevölkerung zu leiden hatten, wie Rom und Constantinopel. Die Häuser waren nicht so hoch, die Straßen nicht so eng, die wirthschaftlichen Verhältnisse gesunder. Mit allem erdenklichen Luxus waren diese aufblühenden Residenzen der Attaliden, Seleuciden und Ptolemäer ausgestattet, hier floß Alles zusammen, was an geistigen und materiellen Genußmitteln die Länder am Mittelmeer bieten konnten. Das gesammte Empfindungsleben gewann einen Umschwung; wie überall wirkten auch hier die Großstädte nivellirend und erzeugten ein gewisses Kosmopolitenthum. Griechenthum verschmolz mit Asiatenthum, die Erschließung des Ostens eröffnete tausende von neuen Wegen und Mitteln zur Bereicherung und Befruchtung des Wissens und Könnens auf allen Gebieten. So blühten vor allen Dingen die Naturwissenschaften auf; doch nicht blos durch die Kenntniß neuer unbekannter Gegenden mit einer eigenartigen Vegetation, sondern es kam noch ein anderes culturhistorisches Moment hinzu. Der Gegensatz von Stadt und Land ward nun erst empfunden; inmitten der hohen Häuserreihen und inmitten des Getriebes der Straßen füllenden Menschenmassen erwachte die Sehnsucht nach der freien Natur, nach Luft und Himmelsblau und Pflanzengrün. Doch man zog auch die Natur in den Kreis der Stadt hinein. Großartige, mit Wasserkünsten ausgestattete Promenadenanlagen erstanden in Antiochia; Haine wurden in Daphne und in Alexandria angelegt; die Häuserreihen wurden durch Gärten und Parks unterbrochen; ja, um den Blick auf das Häusermeer zu genießen, ward mitten in der Stadt ein Hügel aufgethürmt; ein Panorama der Weltstadt; Alleen zogen sich durch die ganze Stadt, Sträucher und Bäume prangten auf den Dächern oder vor den Fenstern. Ueberall trat somit das bewußte Streben hervor, den Menschen mit der Natur in Beziehung zu setzen. Immer weiter griff unter den Großstädtern die Jagdliebhaberei um sich, die sonst nur bei den Macedoniern einheimisch war, wo man das Wild hegte und diesen Sport als nothwendige Ergänzung einer vollendeten männlichen Existenz betrachtete. In Asien lernten die Macedonier die luxuriösen Jagdvorrichtungen der Perser kennen, und nun jagte der blasirte Großstädter Antiochia's mit dem Pompe asiatischer Könige in den παράδεισοι. Es ward eben immer mehr ein Bedürfniß, ein nothwendiges Complement zum städtischen Leben, sich in der freien Natur umherzutummeln, die Schönheit von Wald und Thal zu genießen, von den Bergen sich an der herrlichen Aussicht zu weiden.

Alexandria war die mächtigste Handelsstadt der damaligen Welt und behauptete auch in der Kaiserzeit die zweite Stelle nach Rom. Die Schriftsteller wurden nicht müde, die Pracht der Stadt zu preisen; den vierten oder gar dritten Theil ihres Bezirks füllten Tempel, Paläste, Prachtbauten und öffentliche Anlagen; ein weiter Raum ward besetzt durch den Bau des dem ersten Kaiser geweihten Augusteums, in dem Portiken, Säulen, Bibliotheken, Haine, Propyläen, voll von Weihgeschenken, Statuen und Gemälden, in Gold und Silber prangend, sich erhoben. Am großartigsten war das Serapeum, das allein dem Capitol in Rom nachstand. Die unübertroffene günstige Lage führte einen immensen Handel herbei, die Schätze Indiens und Arabiens und des inneren Afrika's wanderten über Alexandrien nach Italien und dem Westen; Karawanen und Handelsflotten brachten Jahr aus Jahr ein die Erzeugnisse des Westens und Südens, selbst der fernsten Fabel- und Wunderländer hierher. Und doch hält sich die Ausfuhr bedeutender als die Einfuhr. Die Webstühle Alexandria's arbeiteten für

*) Die beste wissenschaftliche Monographie über die Bevölkerungsfrage der antiken Großstädte ist die Preisschrift der Jablonowski'schen Gesellschaft: R. Pöhlmann, „die Uebervölkerung der antiken Großstädte, im Zusammenhange mit der Gesammtentwicklung städtischer Civilisation dargestellt," Leipzig 1884, welche im hohen Grade die Aufmerksamkeit auch weiterer Kreise verdient. Methode und Darstellung sind gleich vorzüglich. Im Uebrigen verweisen wir auf Friedländer's rühmlich bekannte Sittengeschichte, Helbig ꝛc.

Digitized by Google

Britannien, wie für Arabien und Indien, seine Buntwirkereien, Glasbläsereien, Papierfabriken, officinellen Techniken u. s. w. beherrschten den Weltenmarkt im gesammten Umkreis des ungeheuren Freihandelsgebietes des Imperium Romanum. Alle Nationen der bekannten Welt waren hier vertreten: Aethiopier, Libyer, Araber, Griechen, Römer und Juden sah man hier neben Skythen, Persern, Baktrern und Indern. Die Einwohnerzahl stieg gewiß in der Kaiserzeit über eine Million; doch fließen die Quellen spärlich hinsichtlich der Notizen über Bevölkerungszustände. — Eine reizende Genrescene dagegen aus dem alexandrinischen Straßenleben bietet uns Theokritos in seinem allerliebstem Idyll „die Adoniazusen". Zwei Syrakusanerinnen, die mit ihren Männern nach Alexandria gezogen sind, wollen an dem Adonisfeste den herrlichen Gott, der auf einem Prachtlager ausgestellt ist, sehen. Gorgo holt ihre Freundin Praxinoe ab und schildert ihr die Noth, die sie gehabt, durch das Gedränge der Menschen und Wagen zu ihr, die so entfernt wohne, zu gelangen. Nach einem höchst ergötzlichen Geplauder über den tölpelhaften Mann, der die Praxinoe so am Ende der Welt einquartirt habe, und nachdem sie Toilette gemacht, begeben sie sich in das Gewoge der Straßen. Praxinoe bricht in Verwunderung aus: „O Götter, welche Menschenmenge! Wie soll man hierdurchkommen! Wie die Ameisen wimmelt es! Was hat doch Aegypten seinem Könige Schönes und Großes zu danken!" Jetzt zieht die königliche Reiterei vorüber. Das Gedränge wird immer größer. „Lieber Mann" bittet Praxinoe einen Vordrängenden, „steig' doch nicht über mich hinweg!" — Ein Roß bäumt sich, es wird wild. Praxinoe heißt die kecke Magd zurücktreten. „Nun wird's den Reiter abwerfen; wie gut, daß ich das Kind zu Hause gelassen!" — Die Reiter sind vorüber, die Gefahr ist überstanden; Praxinoe ist froh. „Seit meiner Kindheit fürcht ich Pferd und Schlange gleich sehr." — Sie eilen weiter. Gorgo fragt ein entgegenkommendes Mütterchen, ob sie vom Palaste komme. — Sie bejaht es — „kann man leicht hinein? — „Es wagen's die Achäer und kamen nach Troja. Wer wagt, gewinnt." — „Was nicht alles alte Weiber wissen! Wissen sie doch, wie Vater Zeus die Hera gefreit hat." — Sie sind an den Pforten des Palastes. — „Herrlich!" ruft Praxinoe aus; „Gorgo reich mir die Hand, und auch ihr Mägde haltet Euch fest an uns, daß wir nicht auseinanderkommen." — Ihr Kleid wird ihr im Gedränge zerrissen — „Lieber Mann," bittet sie einen Nachbarn, „thu mir doch den Gefallen und nimm ein wenig mein Kleid in Acht." — Der Mann verspricht es und hilft den Frauen hinein. Praxinoe dankt schönstens. Die eine Magd ist noch zurück. — Jetzt ist auch sie drin. — „Hierher, Praxinoe!" ruft Gorgo, „schau nur zuerst die bunten Teppiche, wie zart und reizend!" — „Und die Stickereien, wie natürlich! Alles steht und geht, als wär es wirklich und nicht hineingewebt! Was doch der Mensch alles kann! Adonis selbst, wie herrlich liegt er da auf dem silbernen Lager! Ein zarter Jüngling, der auch im Acheron geliebt wird." — Ein Jonier der neben den Frauen steht, gebietet den Schwatzenden Schweigen. — Gorgo schimpft, er habe hier nichts zu befehlen, am wenigsten Syrakusanerinnen; auch Praxinoe giebt ihr Scherflein hinzu. — Dann trägt eine Sängerin das Adonislied vor. — Gorgo bewundert die liebliche Stimme. „Doch Zeit ist es nach Haus zu gehen. Noch hat mein Mann nicht gefrühstückt Ein Sauertopf ist er, und hungert er, komme ich ihm ja nicht zu nahe! Glück denn, geliebter Adonis, und kehre zu Glücklichen wieder!" Wer wird bei diesem trefflich dem Volksleben abgelauschten Geschwätze der Frauen nicht an Wilhelmine Buchholz aus der Landsbergerstraße erinnert, wie sie Italien bereist, oder besser, wie sie in der heimathlichen Weltstadt selbst sich gerirt!?

So ging es also schon im 3. Jahrh. v. Chr. in Alexandria her. Doch eine Großstadt allerersten Ranges war die Millionenstadt, das kaiserliche Rom. Sobald Rom, — um Heinrich Stephan's treffliche Abhandlung über das Verkehrswesen im Alterthum, histor.: Taschenbuch von Raumer, 4. Folge, 9. Jahrg. 1868 zu citiren, S. 83 — aus dem kleinen Stadtstaat an der Tiber sich zu einem großen Einheitsstaat auf der Apenninischen Halbinsel entwickelt und demnächst mit der Einnahme und Annexion Siziliens jene Bahn der ausländischen Eroberungen betreten hatte, welche in einer glänzenden Geschichte zur Bildung eines Weltreichs von 110,000 □-Quadratmeilen mit 90 Millionen Einwohnern geführt, dessen Grenze am Euphrat und am Tyne, an den Säulen des Herkules und am Phasis lagen, mußten sich Gesetzgebung und Rechtspflege, Heerwesen und Finanzen, Verwaltungskunst und Verwaltungsgrundsätze in unvergleichlich größerem Maaße ausbilden, als in den Despotien Asiens oder den Republiken Griechenlands Die Großartigkeit, mit welcher die Römer zur Verbindung der Provinzen ihres weiten Reichs behufs Unterhaltung der regelmäßigen Strömung der gouvernementalen Kraft und des administrativen Fluidums ihren Cursus publicus organisirten, ist in keiner Weise zu verkennen. Rom ward in der Kaiserzeit durch die Sicherheit des Verkehrs zu Lande und zu Wasser, durch die riesigen Dimensionen des Communicationswesens, durch das Zusammenströmen aller erdenklichen Menschengattungen und Handelsartikel zu einem „Compendium der Welt", einer Weltherberge, wie es in den Inschriften genannt wird. Die Sicherheit des Verkehrs preist Aristides von Smyrna mit diesen Worten: „Können nicht alle unbesorgt gehen, wohin sie immer wollen, sind nicht alle Häfen überall voll von Geschäftigkeit, haben nicht die Gebirge dieselbe Sicherheit für den Wanderer, wie die Städte für ihre Bewohner? Welche Bahnen oder Ströme sind für den Uebergang gehemmt, welche Fuhrten des Meeres verschlossen? Hellenen und Bar-

Digitized by Google

baren könnea jetzt außerhalb ihres Landes überall hinziehen und ihr Gut mit sich führen, als wenn sie aus einer Heimath in die andere zögen. Das homerische „die Erde ist allen gemein", habt Ihr zur Wirklichkeit gemacht."*) Doch die so sehr gepriesene, von allen Herzuströmenden wie ein Weltwunder angestaunte „Weltmetropole", das seit Nero's Brande wie ein Phönix aus der Asche neuerstandene Rom mit seinen golden-schimmernden Palästen, seinen Marmorhallen, Tempeln, Villen und Gärten, mit seinem mächtigen Handel und Wandel, seiner ausgedehnten Industrie u. s. f. bot doch schoa die gleichen Krankheitserscheinungen, wie andere Großstädte, wie Pöhlmann in seinem oben angeführten Buche in glänzender Weise dargethan hat, dem wir in der folgenden Darstellung wesentlich folgen.

Rom war nach allen Beziehungen hin, durch die politische Centralisation eines vorzüglich organisirten Reichsorganismus, wie durch Centralisation des Haadels und socialen Lebens eine riesige „Encyklopädie" der allgemeinen Civilisation, wie Montchrétien Paris bezeichnet. Können wir auch nicht ziffernmäßig die Einwohnerzahl feststellen (ca. 2 Millionen!), in jeder Hinsicht war es eine Großstadt.

— So schreibt Seneca an seine Mutter (ep. 6) „Betrachte doch einmal diese Menschenmenge, für welche kaum die Häuser der unermeßlichen Stadt ausreichen. Der größere Theil dieses Schwarms lebt fern von der Heimath. Aus ihrea Municipal- und Colonialgemeinden, ja aus dem ganzen Erdkreise sind sie zusammen geströmt. Einige hat der Ehrgeiz herbeigeführt, Andere die Nothwendigkeit eines öffentlichen Amtes, Andere ihre Stellung als Abgeordnete, Andere die Schwelgerei, die aach einem reichen und für Laster bequemen Tummelplatze sucht, Andere das Streben nach Wissenschaft, Andere die Schauspiele. Die hat die Freundschaft herbeigezogen, Jene die Industrie, welche hier ausgedehnten Stoff findet, ihre Geschicklichkeit zu zeigen. Einige bieten ihre Schönheit feil, Andere ihre Beredsamkeit. Da giebt es keine Art von Menschen, welche nicht in der Hauptstadt zusammenträfe, wo sowohl den Tugenden, wie den Lastern große Prämien winken." Doch eine classische Charakteristik einer Großstadt, wie sie auf die modernen nicht minder als aaf Rom zutrifft! — Trotzdem aber Rom das glänzende Schauspiel eines Weltbazars, einer „allgemeinen Werkstätte der ganzen Erde" darbot, wie Aristides in seiner Lobrede auf die Stadt sagt, und trotzdem es bedeutende Industrie in Metall, Tuchmanufactur und Kunstgewerbe entfaltete, trug der Handel doch den Charakter der Passivität, da das wohl massenhaft zusammenströmende Capital nicht als ein lebendiger, productiver Factor der heimischen Industrie, sondern mehr auf Steuerzahlung und Wucherspeculationen verweadet wird. Die Arbeitslosigkeit weiter Schichten war außerordentlich, beengte doch das enorme Umsichgreifen der Sklaoerei den Nahrungsspielraum der freien Arbeit außerordentlich und führte somit ein sittlich verkümmerndes, in engen Wohnungen zusammengepferchtes Arbeiterproletariat herbei. Düster heißt es bei Juvenal III, 21.

Weil für ehrliche Leute . . . .
Platz nicht ist in der Stodt, kein Segen die Mühe belohnet,
Heute ist kleiner die Habe als gestern, und morgen sie wieder
Wird an dem Wenigen noch einbüßen, so hab ich beschlossen,
Dahin zu ziehen, wo Dädalns müde ablegte die Flügel;

III. 162:

Geschlossenen Zuges
Müßten aus Rom längst auswandern die armen Quiriten,
Nicht leicht kommen empor die, deren Verdiensten im Wege steht
Knoppes Vermögeo im Haus; doch noch weit schwieriger wird es
Solchen zu Rom.

Die ungünstige Vertheilung des Volksvermögens, die Herrschaft einer Geldoligarchie, der Mangel eines Ebenmaßes der Production, die unsinnige Verschwendung voa Menschenkräften, das ungeheure Institut der Clientel, die enorme Ueberfluthung der Stadt seitens griechischer Künstler aller Art ließen die Bevölkerungszunahme als drückende Uebervölkerung empfinden. Zu den gröbstea wirthschaftlichea und socialen Mißständen führte aber besonders die öffentliche Muaifieenz der unentgeltlichen Kornoertheilung, die, ein Patrimonium der Armuth, naturgemäß die Einwaaderung steigerte, besonders vom platten Lande, wo das Latifundienwesen den Ruin des kleiaen Grundbesitzes herbeigeführt hatte. Man bedenke, daß schon unter Caesar im Jahre 46 v. Chr. die Zahl der anterstützten Individuen 320,000 betrug, das bedeutet eine Ausgabe von 76,800,000 Sesterzen, ca. 13 1/2 Million Mark. Diese proletarisirende Almosenwirthschaft war völlig principlos. „Das öffentliche Getreide empfängt ebensowohl der Dieb, als der Meineidige und Ehebrecher, ohae Unterschied der Sitte überhaupt Jeder, dessen Name in die Erztafeln eingegraben ist; ebenso erhalten jede andere Spende in gleichem Maße Gute und Schlechte, nicht nach Verdienst, sondern als römische Bürger", berichtet Seneca De benef. IV., 28, 2 (Pöhlm. S. 49). Das Bürgerrecht war somit für Hunderttausende eine Versicherung gegen das Verhungern. Dies Largitionswesen als Staatssache und nicht, wie es das Naturgemäße ist, als Gemeindearmenpflege zu behandeln, ist ein Grundfehler des Cäsarismus gewesen, ja geradezu der demoralisirende Krebsschaden im gesellschaftlichen Organismus Roms; es zog weite Volksschichten in die Sphäre des Pauperismus hinab uad züchtete künstlich das Wachsthum der sogenannten gefährlichen Klassen, jener catilinarischen Existenzen, von denen uns die Schriftsteller

*) So meldet auch Tertullion: Alles ist zugänglich, Alles bekannt, Alles von Verkehr erfüllt; an die Stelle einst berüchtigter Einödeo sind die lachendsten Culturen entstanden, Kornfelder haben die Wälder, Heerden die wilden Thiere verdrängt; Sandwüsten werden bestanzt, Felsen durchbrochen, Sümpfe getrocknet. Die Inseln starren nicht mehr in Unfruchtbarkeit, die Klippen schrecken nicht mehr. Ueberall ist Anbou, Bevölkerung, Leben." (de anima 30).

Digitized by Google

(besonders Ammian) düstere Bilder entwerfen. Trotz einer Polizeimacht von 7000 Mann (schon unter Augustus) gewann das Gauner-, Banditen- und Verbrecherthum schauerliche Dimensionen. Wurden Razzias in der Umgegend, speciell in den Pontinischen Sümpfen oder dem Fichtenwalde des Volturnus abgehalten, „dann laufen sie alle hierher, wie gehetzte Thiere zu ihren Futterplätzen," sagt Juvenal, 306. Der Wohlstand der Provinzen wurde der Belustigung und Ernährung des großstädtischen Pöbels geopfert, die unerschwingliche Höhe der Steuern trieb die Colonen (Bauern, Pächter) vom platten Lande fort in die großen Städte, wo ein leichter Erwerb winkte, und bewirkte eine immer weiter sich erstreckende Centralisirung der Städte. So wird in der 80. Novelle Justinian's hinsichtlich Constantinopels, wo die Kurzsichtigkeit der Cäsaren mit dem Largitionswesen die gleichen Uebelstände wie in Rom großgezogen, geklagt, „daß die Provinzen nach und nach von ihren Einwohnern entblößt werden, diese unsere große Stadt aber von einer Menge verschiedener Menschen und namentlich Landbauern belästigt wird, welche ihre Heimath und den Acker verlassen haben." — Auch die christliche Kirche, als sie zur weltbeherrschenden Macht emporgestiegen war, verlor den früher herrschenden Gemeingeist und unbefangenen Liebeseifer und huldigte bald einer massenhaften und planlosen Almosenvertheilung; die Armenmatrikel wies zu Antiochia allein 3000 Wittwen und Jungfrauen zu Chrysostomos' Zeit auf, und der Bischof rechnet auf je 100,000 Einwohner 10,000 ganz Arme (Pöhlm. S. 64), und direct wurde das unterschiedlose Geben „ohne neugierige Untersuchung" der Würdigkeit zur Pflicht gemacht!

(Fortsetzung folgt.)

Alkoholismus und Arbeiterfrage.

Von Dr. W. Bode.

Wie verhalten sich die Arbeiter und ihre Führer zu der Thatsache, daß die Trunksucht in den arbeitenden Klassen sehr viel Noth und Elend hervorruft? Betheiligen sie sich freudig an der Mäßigkeitsbewegung oder was thun sie sonst gegen diesen schlimmen Feind? Das sind gewiß keine unnützen Fragen. Eine eben erschienene vortreffliche kleine Schrift von dem bekannten Volkswirth Prof. Herkner in Karlsruhe veranlaßt uns, zu dieser Frage einige Bemerkungen zu machen; die Schrift, die fleißig verbreitet werden sollte, ist übrigens vom Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke herausgegeben und von dessen Geschäftsstelle in Hildesheim gegen 20 Pfg., in Partien noch erheblich billiger, zu beziehen.

Zunächst sei festgestellt, daß sich an den verschiedenen deutschen Mäßigkeitsvereinen auch die Arbeiter in nicht ganz geringer Zahl betheiligen. Bei den Enthaltsamkeitsvereinen des „Blauen Kreuzes" und der „Guttempler" überwiegen sogar die „kleinen Leute"; in den Vereinen gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zählen sie auch einige Tausende. Und die lehrreichsten Geschichten ließen sich von den Vielen berichten: wie die Einen durch ihre Enthaltsamkeit gleichsam aus einem Sumpfe in die lichte Höhe eines edleren Menschenthums gehoben sind, wie die Andern durch Rede und Beispiel ihren Genossen zum Segen werden. Schreiber dieses hat oft vor Arbeitern über das Trinken gesprochen und nach dem Vortrage mit ihnen discutirt; er hat bei ihnen öfter das rechte Gefühl, daß sie selber sich zuerst bessern müßten, gefunden als bei vornehmeren Leuten.

Ganz anders aber stellt sich die große Masse der Arbeiter und namentlich ihre politische Organisation. Kennzeichnend dafür ist die Frage, die mir einmal ein Fabrikarbeiter in Hannover brieflich vorlegte: ob ich ihm keine Flüssigkeit empfehlen könne, die so aussehe wie Schnaps, aber harmlos sei. Er hasse den Branntwein, müsse jedoch wegen seiner Enthaltsamkeit viel Spott von seinen Mitarbeitern leiden. Ich fragte damals: kämpft die große deutsche Arbeiterpartei nicht gegen diese schlimmste Tyrannei, diesen erbärmlichen, unsittlichen Trinkzwang an? Die Antwort muß leider verneinend ausfallen. Es giebt unter den Socialdemokraten eine Menge sehr nüchterner Leute und auch eine kleine Zahl von Alkoholgegnern, die gern die gesammte Partei gegen die Trunksucht mobil machen möchten oder doch gern große Arbeiter-Mäßigkeitsvereine ins Leben gerufen hätten. Es hat an Versuchen nach dieser Richtung nicht gefehlt, aber den betreffenden jungen Führern ist von oben herab bedeutet, sie möchten auf solche Pläne verzichten. Die wissenschaftliche Zeitschrift der Partei, die „Neue Zeit", hat vor einigen Jahren einen besonderen Feldzug gegen sie geführt. Das hat aber nicht gehindert, daß sich eine Reihe Socialdemokraten als eifrige Mitglieder des „Guttempler-Ordens", des „Alkoholgegnerbundes" und des Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke bethätigen. Die Partei als solche zeigt vorläufig noch eine mehr oder weniger spöttische Ablehnung für die „Mäßigkeitsapostel" und hält an der materialistischen Doctrin fest, daß mit der Vernichtung des elenden kapitalistischen und Einführung des edlen socialistischen Systems wie die meisten Uebel dieser Welt auch die Trunksucht von selbst verschwinden werde. In diesem Punkte könnten die deutschen Socialdemokraten noch viel lernen von ihren Gesinnungsverwandten in der Schweiz, Skandinavien, England u. s. w., wo die Arbeiterführer sehr oft zugleich ihre Anhänger zur Enthaltsamkeit zu erziehen suchen. Herkner macht darüber interessante Mittheilungen. Trefflich weist er auch den socialdemokratischen Einwand zurück, die Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit sei wieder nur „die verdammte Bedürfnißlosigkeit" und führe nur zu schlechter Lebenshaltung und niedrigeren Löhnen. „Es handelt sich hier gar nicht um eine Verminderung der Ausgaben für den Lebensunterhalt, sondern nur um eine

Digitized by Google

Aenderung in der Zweckbestimmung des Aufwandes. Wer weniger für Bier und Branntwein ausgiebt, giebt mehr für Fleisch, für Wohnung, für Kleidung, für Lektüre u. dgl. aus. Der mäßige Arbeiter pflegt nicht weniger sondern mehr Ansprüche an das Leben zu stellen. Er begnügt sich nicht mit der schmutzigen, elenden Wohnung, dem schlechten Essen, der verwahrlosten Kleidung des Trinkers. Und wenn er selbst nicht mehr consumirt, sondern spart, wenn er Einzahlungen in Unterstützungskassen leistet, so gewinnt er dadurch einen werthvollen Rückhalt in allen Lebenslagen, einen Rückhalt, der ganz gewiß nicht zur Schwächung seiner Stellung gegenüber seinem Arbeitgeber führt. Er wird so nicht nur die errungene Lohnhöhe festhalten, sondern sie vielleicht noch zu steigern wissen. Der mäßige Arbeiter nimmt an dem öffentlichen und geistigen Leben der Zeit einen innigern Antheil. Das lebhaftere Interesse läßt den Wunsch nach größerer Muße für geistige Bethätigung erwachsen, nach Verkürzung der Arbeitszeit. Wenn der mäßige Arbeiter mehr leistet, so wird die höhere Leistung doch zu einer Verminderung der Arbeitsstunden führen."

Zu folgendem Schluß kommt Herkner: „Ich glaube nicht gerade, daß die arbeitenden Klassen im allgemeinen in höheren Maße als andere Schichten der Gesellschaft dem Trunke ergeben sind. Sofern besondere Ausschreitungen in ihren Reihen vorkommen, lassen sie sich jedenfalls eher entschuldigen als in bürgerlichen Kreisen, zum Theile sind sie sogar das Product ganz bestimmter socialer Mißstände. Wenn ich trotzdem der Mäßigkeitssache eine außerordentliche Bedeutung für das Wohl der Arbeiterschaft beilege, so geschieht es deshalb, weil hier bei den knappen Einkommensverhältnissen dem Trunke nur gefröhnt werden kann auf Kosten der ersten Lebensaufgaben, namentlich auf Kosten einer ausreichenden Ernährung, auf Kosten der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung.

Wie die Verhältnisse aber einmal bei uns liegen, setze ich noch keine besonderen Hoffnungen auf einen unmittelbaren Appell an die arbeitenden Klassen, sich der Mäßigkeitsbewegung anzuschließen, wenigstens nicht auf einen Appell, der von Angehörigen der besitzenden oder gebildeten Schichten ausgeht. Diese dürften dem größten Mißtrauen begegnen. Wahrscheinlich würde ihnen der Argwohn entgegentreten, es handle sich nur darum, die Aufmerksamkeit der arbeitenden Klassen von ihren politischen und wirthschaftlichen Bestrebungen abzulenken, oder den einheitlichen Charakter der proletarischen Bewegung zu zerstören.

Nur unter zwei Voraussetzungen gelingt es vielleicht, unsere Arbeiter für die Mäßigkeitssache zu erwärmen.

Erstens müssen die Freunde der Mäßigkeitsbestrebungen mit unerbittlicher Strenge alle Trinkunsitten, so schimmernd immer das Gewand sein mag, in das sie sich hüllen, aus den Kreisen der gebildeten Welt zu verbannen suchen. Sie müssen sich immer und überall auf das entschiedenste dagegen verwahren, daß reichliches und überreichliches Trinken nicht nur nicht anstößig sei, sondern sogar zu den Tugenden eines echten und rechten deutschen Patrioten gehöre. Gelingt es erst einmal, die öffentliche Meinung in den oberen Gesellschaftsklassen zu einer wirksamen Aechtung aller Trinkunsitten zu bestimmen, dann wird schon von selbst auch in den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung eine kritischere Stellung gegenüber den geistigen Getränken eingenommen werden.

Das scheint mir die erste und dringendste Aufgabe zu sein.

In zweiter Linie müssen die Anhänger der Mäßigkeitsbewegung aber gegen alle socialen Mißstände, gegen das sociale Elend, das dem Alkoholismus einen so fruchtbaren Nährboden darbietet, mit rastlosem Eifer ankämpfen.

Die Wohlfahrtseinrichtungen für minderbemittelte Volkskreise,

welche im Bundeshaus des Ostdeutschen Jünglingsbundes, Sophienstr. 19 zu Berlin gepflegt werden, erfreuen sich einer stetigen Entwickelung. Zunächst ist es die „Kranken- und Sterbekasse" für Männer und Jünglinge. Dieselbe hat bis jetzt für 2258 Erkrankungsfälle mit 28 435 Erkrankungstagen und 17 Sterbefällen neben den sonstigen Unkosten 65307,86 Mk. verausgabt. Der Reservefonds beträgt 5704,95 Mk. — Dann ist es das „Christliche Volksbureau", woselbst Rath in Rechtssachen, besonders auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung in billiger Weise mündlich und schriftlich ertheilt wird. Dort werden auch die nothwendigen Eingaben und in besonderen Fällen die Interessen unbemittelter Leute persönlich vertreten. Hier wäre auch bemittelteren Freunden der Sache Gelegenheit zur Unterstützung eines bedeutsamen Werkes geboten, damit dasselbe ganz armen Personen vollständig kostenlos zugänglich gemacht werden kann. — Eine „Spar- und Hilfskasse" für Mitglieder evangelischer Vereine mit dem Zweck, Spareinlagen entgegenzunehmen und den Genossen durch Darlehen beizustehen, entwickelt sich ebenfalls gut und hat zur Förderung des Sparens im Kleinen kürzlich auch das Sparmarkenwesen eingeführt. — Schließlich sei noch auf die „Begräbniß-Unterstützungskasse" für Männer, Frauen und Kinder hingewiesen, welche bei ganz geringen Monatsbeiträgen von 10, 20, 30 und 40 Pfg. schon eine angemessene Hilfe leistet. Auch ist das Bureau infolge Vereinbarung mit einer renomirten Lebensversicherungs-Gesellschaft in der Lage, unter den günstigsten Bedingungen und Wochenbeiträgen von 25 und 50 Pfg. Anträge auf Lebensversicherungen entgegenzunehmen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 o zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an; für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Dorotheen-Straße 12a c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 21. October 1896. Nr. 43.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896.	Zahl der beim nächsten Krankenbesuch.
1.	**Sunnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1896	62			
	Zugang pro . . .	22			
		84			
	Abgang	36			
	Bleibt Bestand	48	48	1 632	70
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1896	93			
	Zugang pro . . .	26			
		118			
	Abgang	72			
	Bleibt Bestand	46	46	1 760	80
3.	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Rekonvaleszentenhaus):				
	Bestand am 1. September 1896	189			
	Zugang pro . . .	6			
		195			
	Abgang	99			
	Bleibt Bestand	96	96	5 164	140
4.	**Sterkrade** (Krankenhaus, Rekonvaleszenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. September 1896	56			
	Zugang pro . . .	55			
		111			
	Abgang	64			
	Bleibt Bestand	47	47	1 951	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. September 1896	35			
	Zugang pro . . .	14			
		49			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	18	18	862	50
6.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1896	39			
	Zugang pro . . .	24			
		63			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	43	43	1 165	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. September 1896	21			
	Zugang pro . . .	15			
		36			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	18	18	564	50
	zu übertragen		316	13 098	514

Nr	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896.	Zahl der beim nächsten Krankenbesuch.
	Uebertrag		316	13 098	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. September 1896	43			
	Zugang pro . . .	39			
		82			
	Abgang	46			
	Bleibt Bestand	36	36	1 127	43
9.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. September 1896	19			
	Zugang pro . . .	22			
		41			
	Abgang	23			
	Bleibt Bestand	18	18	571	40
10	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. September 1896	59			
	Zugang pro . . .	25			
		84			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	60	60	1 580	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. September 1896	29			
	Zugang pro . . .	29			
		58			
	Abgang	31			
	Bleibt Bestand	27	27	838	60
12.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. September 1896	20			
	Zugang pro . . .	14			
		34			
	Abgang	11			
	Bleibt Bestand	23	23	704	39
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1896	38			
	Zugang pro . . .	25			
		63			
	Abgang	26			
	Bleibt Bestand	37	37	1 146	46
14	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1896	39			
	Zugang pro . . .	37			
		76			
	Abgang	43			
	Bleibt Bestand	33	33	1 073	60
	zu übertragen		550	20 137	861

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Oktober 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		550	20 137	861
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. September 1896	27			
	Zugang pro • •	26			
		53			
	Abgang • • •	37			
	Bleibt Bestand	16	16	754	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. September 1896	18			
	Zugang pro • •	21			
		39			
	Abgang • • •	24			
	Bleibt Bestand	15	15	549	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. September 1896	31			
	Zugang pro • •	11			
		42			
	Abgang • • •	17			
	Bleibt Bestand	25	25	831	55
18.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1896	88			
	Zugang pro • •	45			
		133			
	Abgang • • •	66			
	Bleibt Bestand	67	67	2 193	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. September 1896	19			
	Zugang pro • •	20			
		39			
	Abgang • • •	19			
	Bleibt Bestand	20	20	648	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1896	27			
	Zugang pro • •	2			
		29			
	Abgang • • •	2			
	Bleibt Bestand	27	27	829	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1896	33			
	Zugang pro • •	11			
		44			
	Abgang • • •	14			
	Bleibt Bestand	30	30	1 033	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1896	29			
	Zugang pro •	16			
		45			
	Abgang • • •	19			
	Bleibt Bestand	26	26	852	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1896	22			
	Zugang pro • •	30			
		52			
	Abgang • • •	29			
	Bleibt Bestand	23	23	721	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. September 1896	19			
	Zugang pro • •	20			
		39			
	Abgang • • •	16			
	Bleibt Bestand	23	23	668	41
	zu übertragen		822	29 215	1 376

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Oktober 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		822	29 215	1 376
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. September 1896	33			
	Zugang pro • •	22			
		55			
	Abgang • • •	26			
	Bleibt Bestand	29	29	972	52
26.	**Sagan:**				
	Bestand am 1. September 1896	15			
	Zugang pro • •	26			
		41			
	Abgang • • •	21			
	Bleibt Bestand	20	20	507	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1896	12			
	Zugang pro • •	—			
		12			
	Abgang • • •	—			
	Bleibt Bestand	12	12	360	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1896	7			
	Zugang pro • •	2			
		9			
	Abgang • •	4			
	Bleibt Bestand	5	5	177	20
29.	**Pleine:**				
	Bestand am 1. September 1896	17			
	Zugang pro • •	8			
		25			
	Abgang • • •	16			
	Bleibt Bestand	9	9	463	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1896	22			
	Zugang pro • •	17			
		39			
	Abgang • • •	21			
	Bleibt Bestand	18	18	570	30
31.	**Bakosch:**				
	Bestand am 1. September 1896	8			
	Zugang pro • •	4			
		12			
	Abgang • • •	4			
	Bleibt Bestand	8	8	183	15
32	**Kolmar:**				
	Bestand am 1. September 1896	16			
	Zugang pro • •	19			
		35			
	Abgang • • •	25			
	Bleibt Bestand	10	10	550	27
33.	**Montfrid** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. September 1896	31			
	Zugang pro • •	—			
		31			
	Abgang • • •	1			
	Bleibt Bestand	30	30	907	32
34.	**Gnesen:**				
	Bestand am 1. September 1896	17			
	Zugang pro • •	8			
		25			
	Abgang • • •	9			
	Bleibt Bestand	16	16	457	30
	zu übertragen		979	34 361	1 653

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		979	34 361	1 655
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. September 1896	8			
	Zugang pro . . .	10			
		18			
	Abgang . . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	409	26
36.	**Plau:**				
	Bestand am 1. September 1896	25			
	Zugang pro . .	9			
		34			
	Abgang . . .	21			
	Bleibt Bestand	13	13	822	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. September 1896	27			
	Zugang pro . .	29			
		56			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	30	30	870	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. September 1896	28			
	Zugang pro . .	9			
		37			
	Abgang . . .	10			
	Bleibt Bestand	27	27	787	50
39.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. September 1896	93			
	Zugang pro . .	48			
		141			
	Abgang . . .	94			
	Bleibt Bestand	47	47	2 466	104
40	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. September 1896	51			
	Zugang pro . .	35			
		86			
	Abgang . . .	59			
	Bleibt Bestand	27	27	1 127	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. September 1896	39			
	Zugang pro . .	18			
		57			
	Abgang . . .	14			
	Bleibt Bestand	43	43	1 244	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. September 1896	8			
	Zugang pro . .	6			
		14			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	5	5	161	15
43.	**Schwäbisch-Hall.**				
	Bestand am 1 September 1896	9			
	Zugang pro . .	4			
		13			
	Abgang . . .	6			
	Bleibt Bestand	7	7	186	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. September 1896	42			
	Zugang pro . .	24			
		66			
	Abgang . . .	30			
	Bleibt Bestand	36	36	1 126	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. September 1896	28			
	Zugang pro . .	20			
		48			
	Abgang . .	22			
	Bleibt Bestand	26	26	800	40
	zu übertragen		1 253	44 359	2 122

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: der am 1. October 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896.	Zahl der darin vorhandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 253	44 359	2 122
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. September 1896	25			
	Zugang pro . .	15			
		40			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	21	21	719	36
	Zusammen		1 274	45 078	2 158

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1896 beträgt 1260, davon sind gestorben 60
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 168
geheilt 1032
wie vor 1260.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. August 1896** . . . . . 45 Kranke.
Zugang pro **August 1896** . . . . . 28 „
73 Kranke.
Davon sind:
gestorben . . . . . 3 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 18 „
geheilt . . . . . 21 „
42 „
Bleibt Bestand am 1. September 1896: . . . 31 Kranke.
Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 8 orientalische Christen, 11 Muhamedaner, 2 Drusen und 2 Juden.
Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro August 1896 beträgt: 952.
Poliklinisch wurden 831 Personen behandelt.

Ueber antike Großstädte.

(Fortsetzung.)

Es fehlt uns leider die Leuchte der Statistik, welche zu einer Vergleichung der Nahrungsmittelpreise in Rom mit der Bewegung der Bevölkerung führen könnte; immerhin aber müssen jene, wie Pöhlmann Cap. III darthut, ziemlich hoch und äußerst schwankend gewesen sein, und trotz der großartigen Oekonomieverwaltung kennt die Stadtgeschichte der Kaiserzeit zahllose Fälle von Theurung, wo der Preis des Brodkorns auf das 5—6fache des gewöhnlichen stieg (in London in ähnlichen Fällen nur auf das Dreifache oder Doppelte der niedrigsten Preise), und Hungersnoth. Was die Wohnungsverhältnisse anlangt, so muß in Rom das Mißverhältniß zwischen der Volkszunahme und der Erweiterung des Wohnareals noch weit größer gewesen sein, als in anderen Städten. Es fehlte den antiken Städten überhaupt „die Expansionskraft" der modernen, in denen das Problem einer guten und billigen Communication zwischen der Peripherie und den Centren so glänzend gelöst ist. Das ganze großstädtische Leben pulsirte in den antiken Großstädten auf einer verhältnißmäßig äußerst geringen Fläche. Wie waren die Häuser aneinandergedrängt, und wie beengt waren die Straßen

Digitized by Google

durch die zahllose Menge fliegender Verkaufs- und Geschäftsstände — denn Tausende handelten und verkauften nur auf der Straße, die Erdgeschosse waren Haus an Haus von Läden eingenommen, die in ihrer ganzen Breite nach der Straße offen stehen. „Ganz Rom war eine große Taverne geworden, alle Straßen von Krämern und Händlern, Fleischern, Schenkwirthen, Barbiren in Beschlag genommen. Man sah keine Hausschwelle mehr. Hier hingen am Pfeiler der Schenke angekettete Weinflaschen, dort schwang mitten im dichtesten Gedränge der Barbier sein Scheermesser, dampfende, rußgeschwärzte Garküchen nahmen die ganze Breite einer Straße ein; Prätoren waren gezwungen, mitten im Kothe zu gehen," so lautet eine Schilderung bei Martial (VII 61). Aber wie fesselnd, wie imposant muß zugleich der Anblick dieses Menschengewühls, dieses colossalen Weltverkehrs, dieses Getriebes inmitten von Prachtgebäuden, Palästen und Denkmälern aller Art gewesen sein! „Hier schwirrten hundert Sprachen, hier drängten sich die Formen und Farben aller Racen, die Trachten aller Völker durcheinander. Mohrensklaven führten Elephanten aus den kaiserlichen Zwingern vorüber. Dort sprengte ein Trupp blonder Flamländer von der kaiserlichen Leibgarde in glänzender Rüstung. Hier trugen Aegypter mit kahlgeschorenen Köpfen in linnenen Talaren die große Göttin Isis in Procession. Hinter einem griechischen Gelehrten ging ein junger Hindu, mit Bücherrollen beladen. Orientalische Fürstensöhne in hohen Mützen und weiten, bunten Gewändern schritten mit ihrem Gefolge in schweigsamem Ernst durch die Menge und tätowirte Wilde aus Britannien bestaunten die Wunder der neuen Welt, die sie umringten." (Friedländer). Und wie viel müßiggängerisches Proletariat flanirte durch die Straßen oder trieb auf ihnen ihr Wesen und Unwesen, hatten doch Tausende nur Wohnungen, die lediglich zum Schlafen dienten, da die Miethen auch kleinerer Domicile, unerschwinglich waren, wie schon zu Cato's Zeiten geklagt ward; wohnte doch z. B. Sulla in einem Erdgeschoß für 3000 Sesterzen. Die Gewohnheit des antiken Menschen, hauptsächlich im Freien zu leben, wird für Tausende durch die Wohnungsnoth zur Nothwendigkeit. Trefflich schildern Seneca und Juvenal das Gedränge auf den Straßen der Weltstadt. „Denke Dir diese Stadt," heißt es beim Ersteren (de clem. I, 6), „wo man auf den breitesten Straßen erdrückt wird, sobald den unablässig gleich einer reißenden Fluth sich fortwälzenden Menschenstrom irgend ein Hinderniß zurückstaut, und die Straßen für eine gleichzeitig in drei Theater strömende Menge Raum bieten sollen," und bei Juvenal klagt der vielgeplagte Client:

„Eil ich mich,
Hemmt mich die Woge vor mir, die gewaltige Masse des Volkes
Hinter mir drückt mich, ein Arm trifft hier mich und dort ein hartes
Brett an den Kopf, stößt jetzt mich ein Balken und jetzt noch ein Eimer,
Koth beschmiert mir das Bein, mich treten gewaltige Füße u. s. w."

Netzartig überspannt heute ein wohlorganisirtes Communicationssystem von Pferdebahnen, Omnibussen und Eisenbahnen die modernen Großstädte, welche auch den in den Mittelpunkten des socialen und wirthschaftlichen Lebens Beschäftigten die Möglichkeit bietet, außerhalb der ungesunden und theuren Stadtcentren billig und in gesunderer, freierer Luft zu wohnen. Ganz anders in Rom; ist es doch charakteristisch genug, daß das Fahren mit Wagen für die ersten zehn Tagesstunden von Sonnenaufgang an in den Straßen verboten war.

Ein weiterer Mißstand war, daß von dem bewohnten Bauareal ein unverhältnißmäßig großer Theil in den Händen einer kleinen, überreichen, gewaltigen Bau-Luxus entfaltenden Minderheit war. Wie eine kleine Stadt zogen sich die Paläste Einzelner hin (Sallust); ein Palast, der mit seinen Dependencen nur vier Morgen einnahm, galt hier für eine enge Wohnung (Valerius Maximus) und Martial schildert (XII, 57) einen anderen, der einem Königreich gleiche, wo man in der Stadt gleichwie auf dem Lande wohne, innerhalb der Hausschwelle genügenden Raum zur Spazierfahrt habe und im Weingarten so viel ernte, wie auf einem Falerner Hügel; wer für eine Jahresmiethe von 6000 Sestertien (1305 M.) wohnte, wurde kaum für einen Senator gehalten (Velleius Paterculus); und das muß noch — wie auch heute — gering gewesen sein, wenigstens werden bei Einrichtung von Häusern weit höhere Preise *namhaft gemacht*, wie z. B. ein Bad allein nach Juvenal 600,000 Sestertien kosten konnte, ein Säulengang noch darüber; ferner stieg die Verschwendung der Decoration mit dem theuersten und seltensten Marmor auf das Rapideste; Unsummen werden uns in dieser Hinsicht von den Schriftstellern bezeugt — man lese die treffliche Auseinandersetzung in Friedländer's drittem Bande.

Durch die Aufführung von immer neuen Prachtbauten und die daraus resultirende Demolirung kleiner Wohnungen wird die Miethe der übrigen kleinen Wohnungen naturgemäß nur noch mehr in die Höhe getrieben. Und zahllos waren unter den Kaisern die Umbauten, Verschönerungsanlagen, so daß man sich die Folgen des Umbaues von Paris unter Napoleon III. potenzirt für Rom denken muß. Dadurch ward der Werth des Stadtbodens ein immer höherer; schon Cicero's Haus auf dem Palatin kostete 3,500,000 HS (613,935 M.) und das Forum Cäsars kam auf 17,541,000 M. zu stehen. In einer Stadt, wie Rom, ferner, wo das Capitalistenthum alle Bestrebungen durchdrang und verschlang (Mommsen), wucherte die Sumpfpflanze auf dem Boden großstädtischen Lebens, der Baustellenmoucher; daher die weitestgehende Ausnützung der Baustellen durch Stockwerkaufthürmung bis zu 10 Stockwerken, Hinterhausbau, Dach und Kellerwohnungen bis zu 20 Stufen unter dem Niveau der Straße! In Constantinopel hatten Häuser die

Digitized by Google

Höhe von 94′ preuß., während in Berlin das Maximum für die Vorderhäuser 36′ beträgt, wie für die Straßenbreite durchschnittlich 22 m kommt — in Rom nur höchstens 15 m Gesammtbreite! Es ist natürlich, daß mit solchen Wohnungsverhältnissen, welche die ungünstigsten modernen Großstädte noch übertreffen, die letzteren namentlich auf moralischem Gebiete auch noch überboten wurden; Diebs- und Gaunergesellen frequentirten die Kellerschenken, nicht selten waren mit diesen Lasterstätten verbunden, in welche man Fremde, besonders Provinziale, hineinlockte, um sie dann mittelst einer Fallthüre in den Backkeller hinab zu befördern und dort zeitlebens bei erzwungener Arbeit festzuhalten. Für Karthago sind ebenfalls 6 Stockwerke verbürgt, die hellenistischen Städte zeigen günstigere Verhältnisse.

Eine Folge des Baustellenwuchers war natürlich auch die möglichste Ausbeutung des Raumes, die äußerste Verkleinerung des Wohnraums. Das Haus ward zu einer Waare, für welche der Besitzer nur den höchsten Gewinn zu erzielen strebte; der Häuserschacher stieg in's Unglaubliche; Crassus soll z. B. das halbe Rom nach und nach zusammengekauft haben. Und so eng die ärmeren Leute nun wohnten, so wenig Luft und Licht und Sonne sie hatten, so quälend war die Angst vor Kündigung, die ewig wie ein Damoklesschwert sie bedrohte. Und trotz der Unsolidität des Hausbaues, trotz der außerordentlichen Feuergefährtichkeit gab es keine Versicherungsanstalten gegen Brandschäden. — Die Uebervölkerung mußte auch in Rom mannigfache krankheitserregende Factoren verursachen, welche eine außerordentliche Ungesundheit in der Welthauptstadt bedingten, ja sie zu einem bevorzugten Heerde von Epidemieen machten. Und das, trotzdem Großartiges für Straßen-Pflasterung und Reinigung geschah, sowie für Beseitigung der Auswurfsstoffe, für großartige Canalisition, für ein ausgezeichnetes Latrinen- und Canalschwemmsystem. Es fehlte aber eine reguläre Verbindung jedes Hauses mit den Abzugscanälen; es fehlte eine polizeiliche Ueberwachung der Leichenbestattung — ein Bürger durfte dieselbe auf eigenem Grund und Boden vornehmen! — und der Leichenverbrennung, die durch die Langsamkeit des Processes und die daraus folgende Verpestung der Luft höchst gesundheitsgefährlich sein konnte. Ueberhaupt entbehrte man nicht bloß des medicinischen Wissens, sondern auch des Leitsterns der Statistik und daher auch einer Gesundheitspolizei des Wohnungswesens; die Errichtung von Hospitälern aus öffentlichen Mitteln datirt erst aus dem 4. Jahrhundert. — Großartig war das Wasserleitungswesen organisirt; glänzendes Zergniß legen die grandiosen Ueberreste ab, die manche moderne Stadt — trotz Dampfkraft — beschämen. Von der colossalen Leistungsfähigkeit der Wasserleitungen zeugen die statistischen Angaben Frotin's, nach denen eine Bevölkerung von 2 Millionen tägtich 540 Liter Wasser für den Kopf consumiren konnte! „In keinem Stadttheile fehlten Fontainen und Brunnen; die Quellen der Gebirge, meilenweit in unterirdischen Röhren oder auf gewaltigen Bogenreihen in die Stadt geleitetet, ergossen sich rauschend aus künstlichen Grotten, breiteten sich wie Teiche in weiten, reichverzierten Behältern aus oder stiegen plätschernd in den Strahlen prächtiger Springbrunnen auf, deren kühler Hauch die Sommerluft erfrischte und reinigte" (Friedländer). —

(Schluß folgt.)

Literatur.

Inventaire de pièces de Terre Sainte de l'ordre de l'Hôpital, publié par J. Delaville le Roulx. Paris, 1895. Leroux (71 S. Gr. 8.) Extrait de la Revue de l'Orient latin. t. III, p. 36—106.

Obwohl der Bestand des Johanniterordensarchios noch ein sehr reicher ist (das hat Delaville le Roulx in Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de S. Jean de Jérusalem à Malte, Paris 1883, und in der Einleitung zu dem großartig angelegten Cartulaire général de l'ordre des Hospitaliers de S. Jean de Jérusalem t. I, Paris 1894, in instructiver Weise dargelegt), so ist dennoch nach dem jetzigen Stande der Untersuchungen über diesen Orden und dessen Archiv die Zahl abhanden gekommener und gänzlich verlorener Urkunden keine geringe. Letzteren Umstand beweist u. a. auch das in den Archives des Bouches-du-Rhône in Marseille sich befindliche, in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Archivisten Jean Raybaud verfaßte Inventaire des Chartes de Syrie, das in vorliegender Schrift Delaville le Roulx vollständig herausgegeben hat. Das Manuscript dieses Inventaire enthält auf 50 Kl.-Folio-Blättern die Inhaltsangaben von 378 Urkunden aus den Jahren 1107—1287, und zwar nicht nur von Urkunden über Schenkungen, die dem Hospital vermacht worden sind, sondern auch von solchen über die Beziehungen der Hospitaliter zu den Templern und dem deutschen Orden, über Besitzungen auf dem Tabor, sowie in Betreff des Klosters Maria Latina. Ohne Zweifel hat Raybaud bei Fertigung dieses Inventaire die Originalurkunden oder Abschriften derselben zur Hand gehabt, da etliche derselben erst nach Fertigung des Verzeichnisses im Druck erschienen sind. Leider sind aber von diesen 378 Nummern nur $^1/_5$ uns noch erhalten und 300 verloren, immerhin eine größere Zahl als Delaville le Roulx noch vor Kurzem in seinem Cartulaire I, p. 36 angenommen hatte, wo er u. a. sagt, daß die Mehrzahl der im Inventaire Raybaud's genannten Documente heute noch in Malta sich befänden, was aber nach seiner neuesten Untersuchung in diesem Umfange nicht der Fall ist. Die von Raybaud gefertigten Inhaltsangaben sind darum in Betreff der verloren gegangenen Urkunden um so werth-

Digitized by Google

voller, als wir sonst über dieselben keine anderweitigen Angaben besitzen. Allerdings Raybaud verdient nicht durchgängig gleiches Vertrauen, besonders hat Delaville le Roulx, soviel Ref. sieht, bei der Einfügung eines Theils der Inhaltsangaben an die betreffenden Stellen seines Cartulaire manche Richtigstellung vornehmen müssen; er macht deshalb auch aufmerksam, die Angaben Raybaud's mit Vorsicht zu gebrauchen. Dennoch aber verdient das Inventaire die Beachtung derer, die sich für die Geschichte des Hospitalordens interessiren, und deshalb ist sein besonderer Abdruck in der Revue de l'Orient latin recht willkommen zu heißen. H. Hr.

(Literarisches Centralblatt für Deutschland.)

Im Verlage der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth und zum Besten derselben ist erschienen: Christlicher Volkskalender, ein freundlicher Erzähler und Rathgeber für die liebe Christenheit, auf das Jahr 1897. Preis: broschirt 40 Pf., broschirt und durchschossen 50 Pf., auf feinem Papier, durchschossen und elegant kartonnirt 80 Pf. (Auf 12 Exemplare wird ein Freiexemplar gewährt)

Es ist bereits die 56. Reise, welche der seit Jahrzehnten von gar Vielen lieb und werth gehaltene Wanderbote aus Kaiserswerth antritt, und diesem alten Bekannten möchten wir auf seinem soeben begonnenen Botengang auch hier einige empfehlende Worte widmen. Er bietet als Hauptstück wohlabgerundete, auf mühevollen Quellenstudien beruhende, lebensvolle „Bilder und Geschichten aus der Leidenszeit der evangelischen Kirche Schlesiens". Anhebend mit der Taufe des Polen-Herzogs Mieslaus I. (965), verweilt der Verfasser des längeren bei der Zeit, in der die reformatorischen Bestrebungen in Schlesien Wurzel faßten, und das helle Licht des Evangeliums gar vielen zu leuchten begann; dabei läßt er, wie auch im weiteren Verlaufe seiner Darstellung, eine Menge höchst interessanter und bedeutsamer Einzelheiten auf das wirkungsvollste an dem Leser vorüberziehen. Es folgt die Schilderung jener blutigen Verfolgung der Reformationskirche und der furchtbaren Drangsale der Protestanten vor und während des 30jährigen Krieges, wie sie mit unlöschlichen Lettern in die Tafeln der Kirchengeschichte des Schlesierlandes eingeschrieben sind. Das ergreifende Geschick des Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch, der Zeugenmuth eines Neumann und Schmolk gelangen auf diesem geschichtlichen Hintergrunde zu wirkungsvoller Darstellung. — Was der vereinte Druck des habsburgischen Regimentes und der Jesuitenherrschaft das evangelische Schlesien ein Jahrhundert und länger leiden ließ, das muß man lesen, wie es hier quellfrisch berichtet wird, um es zu glauben. Wahrhaft erhebend wirkt dem gegenüber die Glaubenstreue des unterdrückten Volkes, das mit bewundernswürdiger Ausdauer und größtem Opfermuth an dem Evangelium festhielt, bis es durch den schwedischen Heldenkönig Karl XII. eine Erleichterung des Druckes und endlich durch Friedrich den Großen volle Befreiung gewann. Auf jeder Seite erfährt der Leser, wie mächtig und unaustilgbar das Evangelium die Herzen erfaßte, sie stark machte und stählte zur Ausdauer in unsagbaren Leiden und welche kostbaren Einsätze dabei gefordert wurden. Das Ganze bietet ein reiches dramatisches Interesse und ist ebenso erbaulich als tief ergreifend, so daß es in vollem Maße Anspruch auf eine vielseitige Aufmerksamkeit, auf die Theilnahme des ganzen evangelischen Deutschlands machen kann. An diesen besonders werthvollen Hauptheil schließen sich in bunter Abwechselung kürzere Erzählungen, allerhand interessante und nützliche Mittheilungen, Kurzweiliges und Räthsel. Auch eine gute Jahresrückschau, wie alles, was man neben den kalendarischen Angaben von vergänglichem Werthe in einem rechtschaffenen Kalender suchen darf, ist in dem Buche zu finden. Die in großer Anzahl beigegebenen, geschickt ausgewählten, trefflichen Illustrationen, größtentheils Originalbilder, theils auch Wiedergaben alter Holzschnitte u. s. w., sowie das in feinem Buntdruck ausgeführte Portrait Kaiser Wilhelms I., gereichen dem Buche zu prächtigem Schmucke. Alles in allem genommen, machen der Inhalt in seiner mannigfachen Reichhaltigkeit, wie die ganze Ausstattung den 1897er Kalender zu einem Werkchen, daß sich als mit großer Sorgfalt und Liebe gearbeitet darstellt und schwerlich von irgend einem Buche dieser Art übertroffen wird. Wir geben uns deshalb auch der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß der Christliche Volkskalender für 1897, vorzugsweise um seiner Hauptgeschichte willen, das besondere Interesse der evangelischen Christen erregen und sich ihm als einer Volksschrift von bleibendem Werthe viele Thüren mit herzlichstem Willkommsgruß aufthun werden. —

(Berliner Armen- und Kranken-Freund.)

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 40 vom 3. October 1896.

Inhalt: Graf Axel. Ein Lebensbild von U. von Versen. (Fortsetzung). - Ein dänischer Gesandter am preußischen Hofe 1709. Von Dr. Max Goerlitzer. — Zwei Berliner Bücherzeichen. (Mit zwei Abbildungen.) — Ein Ausflug nach dem Monde. — Kleine Mittheilungen: Pietsch und Kaiser Napoleon III. — Der Einzug Friedrichs des Großen in Berlin. — Die Schreibweise des Namens Kremmen. — Historischer Teller. — Blücher und die schlesischen Leineweber.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 3 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 28. October 1896. Nr. 44.

1. Hugo von Leipziger, Herzoglich Sachsen-Altenburgischer Wirklicher Geheimer Rath und Staatsminister a. D. auf Wolframsdorf bei Culmitzsch in Sachsen-Weimar, Rechtsritter seit 1872, † zu Wolframsdorf 14. October 1896.
2. Ferdinand von Steuber, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzscher Oberstallmeister und Kammerherr, Rechtsritter seit 1892, † zu Neustrelitz 15. October 1896.

Ueber antike Großstädte.

(Schluß.)

Bewundernswerth waren unter den öffentlichen Wohlfahrtsanstalten die Bäder; 856 Badehäuser und 11 riesige Thermen mit äußerst billigen Preisen gab es im 4. Jahrhundert. — Die Krone des ganzen Systems bildete die Versorgung der Privathäuser mit laufendem Wasser. Strabo berichtet: fast jedes Haus in Rom besaß Reservoirs, Röhrenleitung und reichlichen Wassersprudel. — Auch Antiochia konnte sich hierin mit Rom und Constantinopel messen, ebenso Smyrna und Alexandria. — Wir wissen nicht inwieweit die Anlagen von öffentlichen Promenaden und Parks durch eine bewußte Erkenntniß ihres sanitären Nutzens herbeigeführt wurden, aber das bezeugen die Schriftsteller zur Genüge, welch' eine körperliche Erleichterung man fühlte, „wenn man der drückenden Atmosphäre der Stadt entronnen war und den Gerüchen unzähliger rauchender Küchen, deren verpestete Dämpfe sich mit den Staubwolken vermischten." (Seneca). Daher wurden nicht bloß, wie heute, Erholungs- und Vergnügungsreisen unternommen, sondern auch das Leben auf den Villen und in den Gärten war ein wesentliches Complement der großstädtischen Existenz geworden; auf ihnen suchte man Genesung von all' den Nerven und Geist überreizenden und zerreibenden Anforderungen und Abspannungen einer raffinirten Cultur.

Wie nun ein römischer Großstädter der Kaiserzeit empfand, nicht im Getriebe der Weltstadt, auf Straße und Markt, im Theater oder im Circus, sondern in der Einsamkeit seiner Villa oder der Natur, das zeigen uns vortrefflich die Briefe des jüngeren Plinius. Wie wir nämlich oben sahen, daß für den hellenischen Großstädter ein gesteigertes Interesse für die Gebilde der Natur, sowie ein empfindsamer Sinn für ihre Schönheit sich entwickelte, so war es auch im kaiserlichen Rom. Und so mag denn darauf zur Ergänzung unseres culturhistorischen Bildes von den Großstädten zur Charakterisirung des Gegenpols noch kurz eingegangen werden. Plinius, der verwöhnte Liebling des Kaisers Trajan, findet, wie er selbst bekennt (VIII, 20), an nichts so großes Vergnügen, wie an den Werken der Natur. Lauschige Waldesstille, das Rauschen der Wellen, die Spiegelungen im Wasser, die weite Umschau über Berg und Thal, über Land und Meer in's Unermessene hin, sowie Jagd, Fischfang, Rudern und Träumen am rinnenden Bach, im Hain, im Waldesschatten; an alledem findet er ein herzliches Wohlbehagen, wenn er aus dem Getriebe der Großstadt sich auf seine Villen geflüchtet hat; der Sinn für Zurückgezogenheit und ungestörtes Zusammensein mit der Natur und mit seinen Studien spricht sich lebendig in seinen Briefen aus. So bekennt er dem Tacitus (I, 6), daß auf den Bergen nicht minder Minerva als Diana ihr Wesen triebe, „ringsum der Wald, die Einsamkeit, die Jagd selbst — bei seinen Fangnetzen sitzt er mit Griffel und Schreibtafel! — alles das reizt mächtig zum Nachdenken." Einem anderen Freunde preist er (I, 9) die Stille seines Landsitzes: „Ich rede bloß mit mir und meinen Büchern. O reines und naturgemäßes Leben! O süße und reizende Muße, fast schöner als jedes Geschäft! O Meer! O Gestade! Du wahrhafter und heimlicher Musensitz! Verlaß auch Du jenes Getöse, jenes nutzlose Hinundherrennen, jene abgeschmackte Gehässigkeit, und ergieb Dich der Wissenschaft und der Muße." Auf seinem Laurentium ist ein Zimmer, „ganz still und heimlich," wo er weder die Stimmen der Sklaven,

Digitized by Google

noch das Rauſchen des Meeres, noch das Brauſen der Stürme hört, noch das Leuchten der Blitze ſieht, ja nicht einmal das Licht des Tages, wenn die Fenſter geſchloſſen ſind. So iſt auch ein Schlafzimmer der Tuscischen Villa „ganz grün und beſchattet von der Platane, lauſchig", kein Getöſe dringt hinein, Malereien zieren es, welche Bäume, Zweige und auf dieſen ſitzende Vögel darſtellen. Dort träumt er wie ein moderner Menſch. Wenn er Morgens um 6 Uhr erwache, berichtet er IX. 36, laſſe er noch die Fenſterläden geſchloſſen, „denn ausnehmend wird der Geiſt durch die Stille und Finſterniß genährt, zurückgezogen von Allem, was zerſtreut; frei und mir ſelbſt überlaſſen folge ich nicht den Augen mit dem Geiſt, ſondern dem Geiſt mit den Augen, die immer ſehen, was der Geiſt ſieht, ſo lange ſie nicht auf etwas Anderes gerichtet ſind." Mit Jagd und Fiſchfang und Reiten vertreibt er ſich die nicht mit Studien angefüllte Zeit, auch das Rudern ſagt ihm zu, er nennt (VIII, 8) es ſehr angenehm, vom Strom ſich treiben zu laſſen und dann wieder gegen den Strom zu rudern, damit Anſtrengung mit Ruhe, Ruhe mit Anſtrengung wechſeln. An Allem und Jedem, was den Reiz des Landaufenthaltes erhöht, nimmt er Antheil. So fragt er ſeinen Caninius (I, 3); „Was macht Comum, Dein und mein Entzücken? Was das reizende Landhaus bei der Stadt? Was jener Säulengang mit ſeinem ewigen Frühling? Der ſchattige Platanenhain? der grüne und ſpiegelhelle Canal? der See? der Spaziergang?" Einen Anderen bittet er (II, 1): „Schreibe mir vom Lande, was Deine Bäumchen, Deine Weinberge, Deine Saaten, Deine zarten Schäfchen machen." Mit Begeiſterung aber ſchildert er vor Allem ſeine Villen; ſo ſeinem Freunde Gallus ſein Laurentium (II, 17): „Du wunderſt Dich, daß ich eine ſo große Freude an meinem Laurentium habe, Du wirſt Dich nicht mehr wundern, wenn Du dieſes Landgut, die vortheilhafte Lage des Ortes, die Ausdehnung des Ufers kennſt. Es liegt 7 bis 10,000 Schritte von der Stadt. Die Ausſicht auf beiden Seiten des Weges iſt mannigfaltig, denn bald engt er ſich durch Waldungen ein, bald dehnt er ſich offen durch weite Wieſengründe aus." Das Landhaus ſelbſt bietet mit ſtädtiſchem Luxus ausgeſtattete Räume: eine Speiſeſaal iſt an das Ufer hingebaut und wird, wenn das Meer von dem Südwinde bewegt iſt, von den letzten, ſchon gebrochenen Wellen beſpült. Auf allen Seiten hat er Flügelthüren oder Fenſter, ſo daß man von zwei Seiten und vorne gleichſam drei Meere ſieht .... ein Speiſezimmer, in dem ſich der Glanz der Sonne und des Meeres ſpiegeln; vom Badegemach haben die Schwimmenden auch die Ausſicht auf das Meer, von dem Thurmzimmer bietet ſich der Rundblick auf die Ufer und die reizendſten Landhäuſer, in einem zweiten Thurme iſt ein Zimmer, in welchem man die Sonne auf- und untergehen ſieht .... Um den Garten zieht ſich die mit Buchs und Rosmarin eingefaßte Bahn; der Garten ſelbſt iſt mit Maulbeer- und Feigenbäumen dicht beſtanzt. (Auch hier finden ſich wieder Säle, Zimmer mit herrlicher Ausſicht, Hallen und eine von Veilchen duftende Terraſſe). Die Küſte iſt in der reizendſten Mannigfaltigkeit bald durch neben einander liegende, bald durch einzeln ſtehende Gebäude von Landhäuſern geſchmückt, die vom Meere oder vom Strande ſelbſt aus das Anſehen vieler Städte haben; dieſer iſt manchmal bei anhaltender Meeresſtille ſehr mild; oft aber wird er durch häufige und ungeſtüme Wogen unfreundlich. „Glaubſt Du nun, daß ich Recht habe, dieſen Aufenthalt zu pflegen, zu bewohnen, zu lieben? Du biſt ein ausgemachter Städter, wenn Du nicht Luſt dorthin bekommſt. Möchteſt Du ſie doch bekommen, und mein Landhäuschen zu allen ſeinen Herrlichkeiten noch den größten Reiz durch das Zuſammenleben mit Dir gewinnen." Höchſt intereſſant iſt auch die Schilderung der Tuscischen Villa, ſpeciell ihrer landſchaftlichen Umgebung V 6: „Stelle Dir ein ungeheures Amphitheater vor, wie nur die Natur es ſchaffen kann: eine weite ausgedehnte Gegend wird von Bergen umſchloſſen, mannigfaltig iſt daſelbſt die Jagd; am Gebirge herunter ziehen ſich Schlaghölzer, zwiſchen ihnen erheben ſich Hügel mit urbarem und fettem Boden, die auch dem beſten Felde an Fruchtbarkeit nichts nachgeben, und welche die reichſte Ernte, nur etwas ſpäter, zur Reife bringen. Unter ihnen dehnen ſich auf dieſer ganzen Seite Weinberge *aus*, die weit und breit ein harmoniſches Bild gewähren und unten mit einer Einfaſſung von Gebüſch verſehen ſind. Dann kommen Wieſen und Felder .... Die Wieſen prangen von Blumen und ſind wie mit Edelſteinen beſät und bringen den Klee und andere Grasſpflanzen ſtets zart und ſaftig, gleichſam in neuem Wuchſe hervor. Denn Alles wird von lebendigem Waſſer befruchtet. Dieſe Landſchaft vom Gebirge herab zu ſehen, würde Dir großen Genuß gewähren. Du würdeſt keine wirkliche, ſondern eine idealiſch ſchön gemalte Gegend zu ſehen glauben: ſo ſehr wird das Auge, wohin es ſich wendet, durch Abwechſelung und Gruppirung ergötzt. Mein Landhaus liegt am Fuße eines Hügels, und doch hat es die Ausſicht, wie von der Höhe: ſo ſanft und allmälig, faſt unmerklich erhebt ſich der Hügel, worauf es ſteht; man glaubt durchaus nicht zu ſteigen, und doch merkt man daß man geſtiegen iſt. Hinter demſelben aber in ziemlicher Entfernung liegt der Apennin. Von ihm weht bei heiterem und ſtillem Wetter ein friſcher Wind, doch nicht ſcharf und ſchneidend, ſondern durch die Entfernung gebrochen und gemildert." Aber auch Geſchmackloſigkeiten modernen reſp. Rococoſtyls boten ſeine Villen hinſichtlich der Vergewaltigung der Naturgebilde: „Vor dem Säulengange," erzählt er, „iſt eine offene Terraſſe, mit Buchsbaum eingefaßt, die Bäume in verſchiedenen Geſtalten geſchnitten; unter derſelben ein abſchüſſiges Raſenſtück, an deſſen Fuße

Digitized by Google

auf beiden Seiten des Weges verschiedene Thiergestalten in Buchs einander gegenüber stehen. Auf der Ebene wächst der Akanthus, weich, fast möchte ich sagen, durchsichtig. Ringsum zieht sich ein Heckengang mit dichtem und mannigfaltig geschnittenem Gebüsche. Um denselben läuft eine Allee in Form eines Circus mit verschieden gestaltetem Buchs und niederen und zurückgeschnittenen Bäumchen. Das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, welche treppenweise gezogener Buchs versteckt und dem Auge entzieht. Dann kommt ein Wiesenplatz, durch Natur ebenso schön als die eben beschriebene Anlage durch Kunst; endlich Felder und viele Wiesen und Gehölze."

Wir sehen: Natur und Cultur, Ländliches und Städtisches wurde mit bewußtem Raffinement verwoben und die mannigfachen Reize der ländlichen Flur, und die Stille ländlichen Lebens wurden genossen in dem völlig reflectirten Gefühl des Contrastes zu der Unruhe und Unrast der Großstadt. Es ist eine in der Geschichte der Völker sich oft widerholende Thatsache, daß gerade die größten Gegensätze sich bei einander finden, das les extrêmes se touchent ist nicht bloß bei Einzelnen, sondern auch im Allgemeinen eine häufige Erscheinung, gleichsam nach dem auf das culturelle Gebiet übertragenen „Gesetz des Widerspruchs." Es ist ein tiefes Wort des Herakleitos von Ephesos: der Kampf ist der Vater aller Dinge. Jede Entwickelung, weil sie ein Werden, d. h. die Erhebung des Nichtseins zum Sein ist, hat die Vernichtung des Alten zur nothwendigen Vorstufe für das Neue. Was so im Allgemeinen gilt, findet auch im Einzelnen seine Bestätigung. Man wird allemal in der Geschichte bewahrheitet finden, daß wo der Freiheitsdrang am höchsten ist, daneben auch die Behauptung der Macht am schärfsten hervortritt — und Macht und Freiheit sind ja die beiden Pole, um die sich die ganze Weltgeschichte dreht! Die Freiheit unterliegt, wenn sie nicht den einzigen, ihr naturgemäßen Weg geht, sondern die Mittel der Macht adoptirt. Jede Uebergangsperiode bietet das Bild eines Kampfes der widerstrebendsten Richtungen. Die römische Kaiserzeit bezeichnet einen Niedergang des antiken Lebens, daneben aber den Aufstieg zu specifisch Modernem hin. Auch das ist ein moderner Zug, daß die Last, in dem Strom weltstädtischen Lebens umherzutauchen, in den Strudel der rauschenden Vergnügungen sich zu stürzen, in demselben Menschen die entgegengesetzte Neigung zur Einsamkeit auf stiller Villa oder am Bach im Walde erzeugt. Das Bindeglied dieser Extreme ist eben die aus dem ersteren resultirende Uebersättigung. Und das Gefühl für Einsamkeit, das Vermögen, den Reiz der Einsamkeit zu empfinden, — das immer eine höhere geistige Stufe voraussetzt und nur durch den Contrast möglich ist, wird zur Geburtsstätte einer bewußten Freude an der Natur.

Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten.

Dieser Verein, unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich stehend, hat seinen XVI. Jahresbericht veröffentlicht, dem wir das Nachstehende entnehmen.

In den 4 Seehospizen des Vereins, nämlich

1. dem Seehospiz „Kaiserin Friedrich" in Norderney,

wurden im Jahre 1895 aufgenommen

397 Knaben
379 Mädchen
19 Pensionärinnen
1 Pensionär

zusammen: 796 Pfleglinge, gegen 809 im Jahre 1894.

Die Zahl der Verpflegungstage betrug 37317 für die Hospizpfleglinge und 907 für die Pensionärinnen, zusammen 38224 Verpflegungstage, gegen 37380 im Vorjahre.

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer eines Pfleglings betrug im Hospize: 48,09 Tage, 1894: 46,84, im Pensionate: 45,35 Tage, gegen 33,72 im Vorjahre.

An Pflegegeldern sind entrichtet worden: für 312 Kinder wöchentlich 10 Mk., für 200 wöchentlich 20 Mk., für 61 wöchentlich 12 Mk. 50 Pf., für 80 15 Mk., 7 erst 12 Mk. 50 Pf., dann 15 Mk., für 1 Kind 15 Mk., dann 10 Mk., für 1 Kind wöchentlich 7 Mk.

114 Kinder hatten sechswöchige Freistellen außerordentlicher Vereinsmitglieder inne; für 2 derselben wurde bei späterer Kurverlängerung ein Pflegegeld von wöchentlich 10 Mk. entrichtet.

Von den 20 Pensionärinnen zahlten: 1 den Satz von 7 Mk. pro Tag, 17: 4 Mk. 50 Pf. bezw. 5 Mk. 50 Pf. pro Tag, 1: 3 Mk. pro Tag.

Für eine größere Zahl der Pfleglinge wurde das Pflegegeld von wohlthätigen Vereinen, Privatpersonen, Armenämtern u. s. w. bezahlt und zwar: 1. vom Berliner Frauenhilfsverein für 135, 2. von verschiedenen Gemeinden, wohlthätigen Vereinen, Stiftungen, Privatpersonen für 133 Kinder.

Aus dem Unterstützungsfonds der Anstalt wurden 18 Kindern Kurbeihilfen in verschiedener Höhe gewährt.

Die meisten Pfleglinge: 218, waren aus Berlin, die übrigen aus allen Theilen Deutschlands.

2. Das Hospiz in Wyk auf Föhr:

Während des Sommerhalbjahrs 1895 wurden in dieser Anstalt im Ganzen 211 Kinder verpflegt, 128 Mädchen und 83 Knaben, gegen 217 im Jahre 1894.

Die Zahl der Verpflegungstage betrug 9714, 8246 für Kinder und 1468 für das Personal.

Der Herkunft nach waren: 81 Kinder aus Schleswig-Holstein, 112 aus Berlin, 8 aus Hamburg, 10 aus dem übrigen Deutschland.

Digitized by Google

Die Anstalt ist am 31. Mai eröffnet und am 27. September geschlossen.

3. Das Friedrich Franz-Hospiz in Groß-Müritz

begann seine Thätigkeit wie im Vorjahre am 15. Mai; die letzten Pfleglinge wurden am 10. October entlassen.

Es sind aufgenommen worden 255 Pfleglinge, 121 männliche und 134 weibliche, gegen 275 im Jahre 1894, also 20 weniger.

Die Mehrzahl der Pfleglinge (139) stammten aus Mecklenburg, 116 aus dem übrigen Deutschland. Berlin hatte 77 gesandt, die Umgegend von Berlin 26.

Die Dauer des Aufenthalts schwankte von 28 bis zu 122 Tagen, sie betrug im Durchschnitt 41 Tage, da die Pfleglinge zusammen 10459 Verpflegungstage beanspruchten.

Das Hospiz hat auf eigene Rechnung 30 ganze und 18 halbe Freistellen vergeben, was einer Ausgabe von 2340 Mk. gleichkommt.

Das Hospiz sowohl, wie die Badeanstalt haben sich zu klein erwiesen.

4. Das Hospiz in Zoppot.

Die Zahl der aufgenommenen Kinder betrug 105, gegen 84 im Jahre 1894; 60 Knaben und 45 Mädchen, mit 4098 Verpflegungstagen.

Die durchschnittliche Aufenthaltsdauer betrug 39 Tage, die längste 93, die kürzeste 8 Tage.

Der Heimath nach gehörten an: der Provinz Westpreußen (Danzig) 78, der Provinz Brandenburg (Berlin) 16, Posen 6, Ostpreußen 4, Schlesien 1 Pfleglinge.

Zweigvereine bestehen in Dresden und Braunschweig.

Der Frauen-Hilfsverein in Berlin entsandte im verflossenen Jahre auf seine Kosten 333 Kinder in die Hospize und zwar: 154 nach Norderney, 91 nach Wyl, 79 nach Gr.-Müritz und 9 nach Zoppot.

Von der für eine ärztliche Behandlung in Betracht kommenden Zahl von 775 Pfleglingen in Norderney wurden geheilt 302, erheblich gebessert 353, gebessert 73, ungeheilt blieben 11, es starb 1 und als Bestand blieben 14.

In der ersten Hauptgruppe sind die Fälle von Scrophulose und Rachitis enthalten, im Ganzen 264, von diesen wurden geheilt 39, erheblich gebessert 173, gebessert 33, ungeheilt blieben 5, als Bestand blieben 14.

Die zweite Hauptgruppe, der Zahl nach die größte, enthält die Fälle von Blutarmuth mit Schwächezuständen aller Art und Fälle von Blutarmuth mit nervösen Erscheinungen, namentlich Neurasthenie, sowie Fälle von Chlorose, zusammen 372; von diesen wurden geheilt 191, erheblich gebessert 139, gebessert 25, ungeheilt blieben 2, als Bestand blieben 15.

In der dritten Hauptgruppe sind die Fälle von Erkrankungen der Athmungsorgane enthalten, im Ganzen 122; von diesen wurden: geheilt 64, erheblich gebessert 39, gebessert 11, ungeheilt blieben 2, es starb 1, als Bestand blieben 5.

Die vierte Hauptgruppe endlich umfaßt die Fälle von Erkrankungen des Nervensystems und von Chorea, zusammen 15; davon wurden geheilt 8, erheblich gebessert 2, gebessert 4, als Bestand blieben 1.

Die Winterkur wurde am 15. October eingeleitet mit einem aus der Sommerperiode übernommenen Bestande von 32 Knaben und 16 Mädchen; im Laufe des Winters wurden dann weiter aufgenommen 34 Knaben und 42 Mädchen, so daß die Gesammtzahl der Winterpfleglinge sich auf 124 belief.

Gegenstand der Behandlung waren im Wesentlichen Fälle der Anämie mit Schwächezuständen, der Chlorose, Scrophulose und Rachitis, chronische Bronchitis und Spitzenkatarrh, Asthma, Pleura-Exsudat, Phthisis, Lupus und Krankheiten des Nervensystems, zusammen 124. Von diesen wurden: geheilt 25, erheblich gebessert 53, gebessert 8, ungeheilt blieben 2, es starben 1, als Bestand blieben 35.

Der letzte Winter war, wie überall, so auch in Norderney sehr milde, Schnee und Frost ist auf der Insel kaum vorhanden gewesen. Die Pfleglinge konnten daher die heilkräftige Seeluft in reichlichem Maße genießen, indem sie mit wenigen Ausnahmen täglich vormittags und nachmittags Spaziergänge, bald am Strande, bald durch die Dünen machten. In den 167 Tagen der Winterkur mußten diese Spaziergänge nur an 10 ganzen und 16 halben Tagen wegen Ungunst des Wetters, zumeist wegen anhaltenden Regens ausgesetzt werden.

Die Heilresultate der Winterkur waren auch diesmal recht günstig und stimmten mit denen des Vorjahrs überein, so daß der therapeutische Werth der Winterkur aufs Neue Bestätigung gefunden hat.

Wyk auf Föhr: Die zur Beachtung und Behandlung gekommenen Fälle waren folgende:

An leichter Scrophulose wurden behandelt: 34 Knaben und 44 Mädchen. Davon wurden sehr gebessert 45 Fälle, gebessert 33.

Schwere Scrophulose: In 17 Fällen wurden erzielt 8mal größere Besserung, 8mal Besserung, 1 mal keine Besserung.

Knochentuberkulose und fungöse Gelenkentzündungen: Von 20 Fällen wurden 9 sehr gebessert, 11 zeigten einen befriedigenden Erfolg.

Lungentuberkulose: Von 12 Fällen 6 sehr gebessert, 5 Fälle gebessert, 1 Fall zeigte keinen Erfolg.

Chronischer Bronchialkatarrh: 26 Fälle kamen zur Behandlung. Davon die eine Hälfte sehr gebessert, die andere Hälfte gebessert.

Blutarmuth und Bleichsucht: 23 Fälle. Sehr gebessert 10, gebessert 12 Fälle, nicht gebessert 1 Fall.

Erworbene und angeborene Constitutionsschwäche: 13 Fälle. Sehr gebessert 8 Fälle, gebessert 4, nicht gebessert 1 Fall.

Magenkatarrh und daraus sich ergebende Blutarmuth: 7 Fälle, von denen als gebessert 4 Fälle, gebessert 3 Fälle notirt sind.

Groß Müritz.

Zur Behandlung kamen in der Hauptsache fol-

Digitized by Google

gende Fälle: Scrophulose 109, Anämie und Chlorose 50, Allgemeine Schwäche 18, Lungentuberkulose 4, Lungenspitzeninfiltration 6, Lungenkatarrh (einfach) 10, Gelenkentzündung und Tuberkulose 5 ꝛc. Der Erfolg war wie im Vorjahre gleich gut zu nennen, nämlich in 64 Fällen sehr gut, in 147 Fällen gut, in 36 ziemlich gut, in 8 Fällen gering.

Zoppot.

Die zur Behandlung gekommenen Krankheiten waren: Blutarmuth und allgemeine Körperschwäche 64 Fälle, Scrophulose 23 Fälle, tuberkulöse Knochenerkrankung 14 Fälle.

Der Erfolg der Kurperiode kann als ein sehr befriedigender bezeichnet werden.

Es wurden als geheilt 84 Pfleglinge, als erheblich gebessert 21 Pfleglinge entlassen.

Frauen als Armenpflegerinnen.

Zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit gehört der systematische Ausbau der kommunalen und privaten Armenpflege nach gesunden, socialpolitischen Grundsätzen. Bahnbrechend für die Umgestaltung des modernen Armenwesens war das Aufkommen des Elberfelder Armenpflegesystems. Das mit ihm verbundene Eindringen ehrenamtlicher Helfer in das bis dahin rein büreaukratisch geleitete Armenwesen hatte eine zweckmäßige Ausgestaltung auch der Privatwohlthätigkeit und Gemeinnützigkeit und eine organische Verbindung der freien Vereinsthätigkeit mit der kommunalen Armenpflege zur Folge. Es wurden Verbände der gemeinnützigen Vereine mit der Armenbehörde gegründet, Auskunftsstellen für Armenpflege und Wohlthätigkeit im Armenamte geschaffen, Aufgaben, welche, wie z. B. die Errichtung von Arbeitsstätten und Arbeitsnachweisen, von Einzelnen nicht erfüllt werden konnten, von der Gesammtheit in die Hand genommen u. s. w. Zu diesem organischen Ausbau von Armenpflege und Wohlthätigkeit gehört nun auch die Eingliederung der gemeinnützigen Frauenthätigkeit. Es ist dies um so mehr eine Frage der Zeit, als so viele gegenwärtig brach liegende Kräfte in der Frauenwelt immer ungestümer nach Bethätigung im öffentlichen Leben drängen.

Die Mitwirkung der Frauen bei der Armenpflege ist in Eberfeld selbst im Jahre 1880 organisirt worden. Es hat sich daselbst ein Verein von Frauen und Jungfrauen aller Stände und Confessionen mit dem Zweck gebildet, sich helfend und ergänzend in den Dienst der öffentlichen Armenpflege zu stellen. Derselbe zählt gegenwärtig über 1200 Vereinsmitglieder und Vereinsfreunde und verfügt über eine Jahreseinnahme von weit über 20000 Mk. Entsprechend den 34 Armenbezirken der Stadt hat er sich in 34 einzelne Gruppen von Helferinnen mit eben so vielen Bezirksvorsteherinnen und Stellvertreterinnen getheilt. Der Frauenverein wirkt aber auf die Geschäfte der städtischen Armenpflege selbst nicht ein, er will nur in denjenigen Fällen außergewöhnlicher und dringender Hilfsbedürftigkeit, in welchen die städtische Armenverwaltung nach den Bestimmungen der Armenordnung und der Geschäftsordnung für die Bezirksvorsteher und Armenpfleger nicht einschreiten kann, nach dem Maaße seiner Mittel Hilfe gewähren; insbesondere stellt er sich die Aufgabe, durch zweckentsprechende Einrichtungen der Verarmung vorzubeugen und aus der Verarmung heraus zu eigener Erwerbung des Unterhalts und zu bürgerlicher Selbständigkeit zurückzuführen. Anders ist das Verhältniß der gemeinnützigen Frauenthätigkeit zur amtlichen Armenpflege in Kassel vor etwa 15 Jahren geordnet worden. Dort ist in jedem Armenbezirk neben den ehrenamtlichen Armenpflegern zu vollkommen gleichen Rechten mit denselben mindestens eine freiwillige Armenpflegerin angestellt, welche gemäß der Armenordnung von der Armendirection auf Vorschlag der Bezirksarmenkommissionen gewählt wird. Gegenwärtig sind etwa 20 thätig. Diese Pflegerinnen bilden eine Section des Vaterländischen Frauenvereins in Kassel. Die Vorsitzende dieser Section wird zu allen Sitzungen der Armendirection zugezogen und führt in demselben eine berathende Stimme, zugleich ist sie die Vermittlerin zwischen den Organen der städtischen Armenpflege und dem Vaterländischen Frauenverein. Zur Unterweisung der Armenpflegerinnen in den Grundzügen einer gesunden und zweckmäßigen Armenpflege werden jährlich besondere Sitzungen der Armenpflegerinnenabtheilung des Vaterländischen Frauenvereins abgehalten.

In neuester Zeit nun — und zwar vom 1. Januar 1896 an — ist in Breslau, nachdem daselbst seit 1. Januar 1894 die Armenpflege nach dem Elberfelder System reorganisirt ist, ein Breslauer Armenpflegerinnen-Verein ins Leben getreten, der eine Betheiligung der Frauen an der städtischen Armenpflege ermöglichen soll. Der Verein besteht aus beitragenden und thätigen Mitgliedern. Beitragendes Mitglied kann Jeder werden, welcher einen Jahresbeitrag von mindestens 3 Mk. zahlt. Thätiges Mitglied (ohne Verpflichtung zur Beitragszahlung) kann jede Breslauer Einwohnerin über 21 Jahre ohne Unterschied des Glaubens und Standes werden, welche für die Vereinszwecke zu wirken bereit ist und sich verpflichtet, nach Bestimmung des Vorstandes einer Vereinsgruppe beizutreten und nöthigenfalls einige von der Stadt zu überweisende arme Familien oder Kostkinder als Pflegerin in besondere Obhut zu nehmen. Die Vereinsgruppen, welche in Anlehnung an einen oder mehrere der 157 städtischen Armenbezirke gebildet werden, sollen mindestens 8 und höchstens 20 thätige Mitglieder des Armenpflegerinnen-Vereins zählen. Die Bestimmungen über ihre Thätigkeit, Sitzungen ꝛc. werden den für die städtischen Armenpfleger geltenden Bestimmungen nachgebildet.

Digitized by Google

Die Armen-Direction hat einen Hauptvertreter jeder Vereinsgruppe zuzuordnen, unter gewissen Verhältnissen haben auch einzelne städtische Armenkommissionen das Recht, eines ihrer Mitglieder als Vertreter in die Gruppe zu entsenden. Bis Anfang März 1896 sind dem Verein insgesammt 872 Mitglieder, darunter 556 nur zahlende, 188 zahlende und thätige und 128 nur thätige Mitglieder mit insgesammt 3745 Mk. Jahresbeiträgen beigetreten. Aus den 316 thätigen Mitgliedern sind bis jetzt 22 Vereinsgruppen von Armenpflegerinnen gebildet worden. Inzwischen hat aber die Zahl der Mitglieder und Beiträge weiter zugenommen, so daß in der am 13. März 1896 stattgefundenen außerordentlichen Generalversammlung des Armenpflegerinnen-Vereins, in welcher zugleich ein belehrender Vortrag über die Invaliditäts- und Altersversicherung der Waschfrauen, Näherinnen und Bedienungsfrauen gehalten wurde, die Jahreseinnahmen des Vereins bereits auf 5565 Mk. veranschlagt werden konnten.

Bemerkenswerth an dieser Neugründung ist nun das Verhältniß des Vereins zur städtischen Armenpflege. Er nimmt in dieser Richtung ungefähr eine Mittelstellung zwischen dem schon erwähnten Kasseler Verein, der ganz innerhalb, und dem Elberfelder Frauenverein, welcher ganz außerhalb der städtischen Armenpflege steht. In erster Linie soll auch der Breslauer Armenpflegerinnen-Verein wie derjenige in Elberfeld nur diejenigen hilfsbedürftigen Personen unterstützen, welche noch nicht der städtischen Armenpflege anheimgefallen sind, er soll also mehr vorbeugend thätig sein. Aber es ist auch — und hierin liegt der Unterschied von dem Elberfelder Prinzip — in Aussicht genommen, daß die Armendirection in geeigneten Fällen zum Zwecke besonderer Aufsicht und Controlle, auch nachhaltiger Fürsorge a) städtische Kostkinder und b) städtische Almosengenossen weiblichen Geschlechts (Alleinstehende oder Wittwen, die mit ihren Kindern unterstützt werden) unter das Patronat des Vereins stellen kann. Insoweit übernehmen dann die betreffenden Mitglieder der Armenpflegerinnen-Vereins-Gruppen auch die städtische Armenpflege, sie entlasten damit die städtischen Armenpfleger in der Fürsorge für kindliche und weibliche Arme. Da bekanntlich Wittwen ein großes Contingent zur städtischen Armenpflege stellen, bedeutet diese Einrichtung eine erhebliche Erleichterung der Arbeit der Armenpfleger und eine intensive Heranziehung der gemeinnützigen Frauenthätigkeit zur städtischen Armenpflege.

Da die Breslauer Armendirection mit dieser Einrichtung ein neues Gebiet betritt, so hat sie in dem zwischen ihr in dem Armenpflegerinnen-Verein geschlossenen Abkommen gewisse Vorbehalte gemacht. Die Ueberweisung städtischer Armen an die Bezirksgruppen des Frauenvereins ist in das Belieben der Armenverwaltung gestellt. Denjenigen Vereinsgruppen, welchen solche unterstützungsbedürftige Personen überwiesen sind, werden männliche Vertreter der Armenverwaltung beigegeben. Im Allgemeinen aber erscheint das von der Breslauer Armenverwaltung eingeführte Prinzip, für männliche Arme männliche, für weibliche Arme und Kinder weibliche Pfleger, durchaus gesund. Möchte dem aussichtsreichen Versuch, der wohl in erster Linie dem Vorsitzenden der städtischen Armendirection, Stadtrath Martius, zu danken ist, der Erfolg nicht fehlen. („Deutscher Frauen-Verband.")

Literatur.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 49 vom 17. October 1896.

Inhalt: Graf Axel. Ein Lebensbild von U. von Versen. (Schluß.) — Ein dänischer Gesandter am preußischen Hofe 1709. Von Dr. Max Goerlitzer. (Schluß.) — Der Kaiser Friedrich-Thurm bei Oderberg. — Rudolf Kögel. (Mit Abbild). — Kleine Mittheilungen: Tropenhaus und Buschfactorei in der Kolonial-Ausstellung. (Mit zwei Abbildungen.) — Umgestaltung der Museumshalbinsel. — Noblesse oblige. — Aus dem botanischen Garten in Berlin. — Seltene Bibel. — Büchertisch.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. Organ des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. 53. Serie. 1896. October-Heft.

Inhalt: Vom Kampf wider die Unzucht. Fürsorge und Rettungsarbeit in London. Von Julius Werner, Pfarrer in Beckendorf. — Aus der Arbeit eines Strafanstaltsgeistlichen. Von Pfarrer Heim zu Lennep, früheren Strafanstaltspfarrer zu Werden a. d. Ruhr. (Schluß.) — Die Brüderschaft des Rauhen Hauses. (Fortsetzung.) II. Die Organisation. — Göhre, die evangelisch-sociale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. — Einladung zur Allgemeinen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Breslau am 3. und 4. November 1896. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Berlin, October 1896. Nr. 10.

Inhalt. Bericht über die 543. Sitzung vom 7. Juli 1896. — Die von Mücheln und von Mücheln-Scheidingen. Schluß. (Mit Abbildungen.) — Das Elbinger-Komtursiegel. (Mit Abbildung.) — Briefe aus dem Stadtarchiv zu Zerbst. — v. Strecker. — Unedirte Diplome. — Aus der Kirche zu Hirschfeld (O.-Pr.). — Die Mecklenburgische Familie von Glüer. — Bücherschau. — Am schwarzen Brett. — Anfragen. — Antworten. — Briefkasten.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 4. November 1896. Nr. 45.

Georg Freiherr von Kessel und Zeulsch, Landesältester und Majoratsbesitzer, auf Raake bei Bohrau in Schlesien, Rechtsritter seit 1872, † zu Raake 24. October 1896.

Bakunin und die Entstehung des Anarchismus.

I.

Seit Jahren ist der Anarchismus immer mehr in die Breite gegangen. Während kein wissenschaftlich gebildeter Geist in dieser Lehre mehr wahrnehmbar ist, haben sich die rüden Gesellen, in deren Hirn der anarchistische Samen aufgegangen war, zu einer Reihe roher Gewaltthaten hinreißen lassen, die man wohl einmal in kurzem Zusammenhange übersehen kann. Ehe wir aber darauf eingehen, ehe wir uns jenen untergeordneten, von der Socialdemokratie ausgestoßenen Schwarmgeistern zuwenden, die jetzt in Berlin und anderen Hauptstädten „anarchistische Parteiversammlungen“ abhalten, wollen wir die seltsame Doctrin entstehen sehen. Sie ist noch unhistorischer als die Socialdemokratie, die doch auf das altslavische und noch heute bestehende Gemeindeeigenthum am Grund und Boden und auf mancherlei sonstige socialistische Ansätze hinweisen kann. Der Anarchismus als nicht blos zeitweiliger Umsturz, sondern als doctrinäre Verkündigung des Segens der Herrschafts-, Ordnungs- und Staatslosigkeit ist zu einer ganz bestimmten Zeit im Hirn eines ganz bestimmten Menschen entstanden.

Dieser Mensch war Michael Bakunin. Seine Lehre ist das enlarlete Erzeugniß deutscher Philosophie, wie es nur in einem specifisch russischen Geiste erwachsen konnte. Wo der Halt einer geschichtlichen Anschauungsweise mangelt, wo nicht erkannt wird, daß jede logische Deduction durch andere logische Deductionen und vor allem durch die Thatsachen auf ein bestimmtes Geltungsgebiet eingeschränkt wird, wo die politischen Verhältnisse die speculativen Geister an der Selbstbethätigung in der Wirklichkeit verhindern, wo die öffentliche Meinung nur aus stupidem Köhlerglauben und sklaoenseliger Ergebung in höhere Gewalt zu bestehen scheint, da blüht der Weizen der „voraussetzungslosen Denker,“ da können sie ihre lustigen Fahrten ins Reich der Gedanken machen. Etwas von den schlimmen Eigenschaften dieser Denkart kennzeichnet ja unstreitig auch die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts, vor allem Rousseau; etwas auch die deutsche in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aber die erleuchteten Geister, die sie lehrten, sind doch nie auf solche Abwege gekommen wie der Russe. Turgenjeff schildert mehrfach, namentlich in der Novelle „Rauch“ die haltungslose Philosophirerei seiner Landsleute. An diese Schilderung muß man immer wieder denken, wenn man Bakunin's Leben und Lehre übersieht.

In Rußland pflegen Revolutionen vom Adel gemacht zu werden. Der Bürger spielt im gewöhnlichen Leben eine untergeordnete Rolle, er ist — oder war wenigstens noch bis vor Kurzem — sehr ungebildet und im Knechtssinn erzogen; dazu war und ist er eine wenig zahlreiche Classe. Die Bauern bilden zwar die große Mehrheit des russischen Volkes, aber sie sind viel zu stupide und fatalistisch, und es mangelt ihnen viel zu sehr der Ausblick in ein besser zu gestaltendes Dasein, als daß sie eine Revolution machen könnten. Der Adel ist zwar auch überwiegend nur roh und mit einem dünnen Bildungsfirniß überzogen, aber er ist doch anspruchsvoll und sehnt sich nach Besserem, das ihm durch Literatur und Reisen ins Ausland bekannt zu werden pflegt. Und sicher ist, daß er in einzelnen Gliedern stets auf der Höhe abendländischer Bildung gestanden hat. Der Adel macht also die Revolutionen in Rußland, er hat Kaiser Paul ermordet, er ist im Dekabristen-Aufstand erlegen. Kaiser Nicolaus stürzte den Adel tief hinab, indem er ihn der Bureaukratie opferte. So des Restes gesunder Bethätigung beraubt, verlor das Leben des Adels ein rechtes und edles Ziel. Zahllose seiner Glieder gingen in Schwelgerei und Sinnlichkeit unter, andere warfen sich auf geheime Agitationen, was sich bis in den Nihilismus unserer Zeit

deutlich verfolgen läßt. Auch der jetzt siegreich gewordene Panslavismus war eine revolutionäre Bewegung, wesentlich gefördert von Adligen.

Moskau war und ist das Hauptquartier der Unzufriedenen. Was beim Hof- und bei der Bureaukratie in Ungnade fällt, sucht in Moskau sein Mekka. Von eigentlichem Halt an die gesunde Urkraft des Volkes konnte bei diesen mißvergnügten Adligen kaum die Rede sein. Aber in der Stille wuchs dort doch der Nationalismus zu einer populären Macht, die später sogar die Krone in ihren Bann ziehen konnte. In den dreißiger und vierziger Jahren ahmte man in Moskau die Pariser Salons des vorigen Jahrhunderts nach, und in einem dieser Moskauer Ableger des Pariser Gewächses, dem Salon der Frau Jelagin, treffen wir fast alle die späteren politischen Berühmtheiten Rußlands wieder: die Brüder Aksakoff und ihren panslavistischen Vorläufer, den Dichter Chromjäkoff; ebenso Katkoff, der damals freilich noch ein unbeachteter Plebejer war; dann Juri Samarin, der später Polen russificiren wollte; den Kritiker Belinski und den Historiker Granoffski und endlich die beiden großen Revolutionäre Alexander Herzen und Michael Bakunin. Wie die meisten der Genannten, so stammten auch die beiden letzteren aus dem Adel. Herzen war keineswegs ein Deutscher, auch kein Deutschrusse, sondern der Sohn eines russischen Fürsten und einer Stuttgarterin, die zwar nicht verheirathet waren, aber als Eheleute mit einander lebten. Sein Freund Bakunin war nur um ein Jahr jünger als er selber. Des letzteren Vater gehörte einem altbojarischen Geschlecht im Kreise Twer an und war ein reicher Großgrundbesitzer. Geboren 1814, wurde der junge Michael in die gewöhnliche Laufbahn der adligen Söhne gewiesen. Er kam mit sehr bescheidener Vorbildung in ein Petersburger Cadettenhaus, wo er um die Zeit des Dekabristenaufstandes (1825) vielleicht die ersten revolutionären Athemzüge einsog. Die Hoffnung, ein Offizierspatent für die Garde zu erhalten, ging nicht in Erfüllung, vielmehr wurde er in eine entfernte dörfliche Garnison versetzt, wo er aber bald einem so kopfhängerischen Wesen verfiel, daß er seinen Abschied nehmen mußte.

Im Jahre 1826 erschien Bakunin in den Salons der Frau Jelagin, wo die französischen Socialisten Proudhon und Fourier eifrige Jünger zählten. Man fing damals an der Moskauer Universität an, sich mit deutscher Philosophie zu beschäftigen, aber man war erst bei der Schelling'schen Naturphilosophie. Hegel trat erst 1834 in den Gesichtskreis dieser Männer, wurde aber von ihnen wie der Offenbarer der ewigen Weltweisheit verschlungen. Man riß sich um seine Schriften und stritt mit einem gar nicht zu bändigenden Eifer um seine Lehren. Auf seinen Aussprüchen, die uns heute so fremdartig anmuthen und aus einer vollkommen anderen Welt, als der unseres heutigen, gesunden, aber etwas derben Realismus zu stammen scheinen, bauten diese russischen Jünger mit neuen metaphysischen Schlüssen weiter. Verschwindet schon bei Hegel die Welt der Thatsachen vor einem lustigen Kartenhause von Deductionen über Deductionen, so war er doch selber ein zu universeller Geist, um sich ganz ins Nichts zu verlieren. Nach allen Schilderungen von jenem Kreise und jener Zeit, wie sie namentlich Alexander Herzen gemacht hat, muß sein und seiner Freunde Philosophirerei sich von der Münchhausenschen Luftsteinfabrik nicht wesentlich unterschieden haben. Die Nächte hindurch disputirte man beim dampfenden Samovar über dunkle Stellen in der „Phänomenologie des Geistes"; über das „an sich," das „für sich" und das „an und für sich sein" konnten sich die Köpfe erhitzen, so daß es in körperliche Rauferei auszuarten schien. Und frei von allem Ballast der thatsächlichen Kenntnisse, fühlte man sich durch seine bloße Denkkraft Herr über die ganze Wissenschaft; man hatte ja die Quintessenz der Wissenschaft; fing doch die Hegel'sche Philosophie mit dem Urgrund der Dinge an: im Anfang war das Sein, und das Sein war mit dem Nichtsein identisch und aus den Oscillationen des Seins mit dem Nichtsein entsprangen das Werden und das Vergehen.

Uns kommt heute bei solchen Stylblüthen ein undurchdringlich grauer Nebel vor die Augen, damals schien so etwas den Leuten das hellste Sonnenlicht zu sein. Die Zeiten und die Denkweisen ändern sich. Damals nahm die Hegel'sche Philosophie die besten Geister gefangen, wie viel weniger konnten ihr die philosophirenden Russen widerstehen. Das Unglück Hegel's, auf die widerspruchsvollste Weise gedeutet zu werden, ereilte ihn in Rußland ebenso sehr wie in Deutschland. Wie er in Deutschland der Heros der Berliner Hofphilosophie war, weil er gelehrt hatte, daß das Bestehende das Vernünftige sei, so verehrte ihn ein Arnold Ruge als den Oberphilosophen der Revolution. Gleicherart gingen aus dem Kreise der Moskauer Hegelianer die orthodoxen Panslavisten wie die kosmopolitischen Revolutionäre hervor. Alexander Herzen erblickte in Hegel's Lehren die „Algebra der Revolution" und fand, daß der Meister mehr auf dem revolutionären socialistischen Standpunkte stehe, als die Schulphilosophie der Universitäten sich träumen lasse.

Herzen war der Geheimpolizei schon verdächtig geworden. Die conservativ und kirchlich gesinnten Mitglieder des Jelagin'schen Kreises hatten sich von den Revolutionären getrennt. Da mag auch Bakunin schon den Boden unter seinen Füßen heiß werden gefühlt haben. Er folgte seinem Drange, an der Quelle der revolutionären Lehren zu schöpfen, und ging 1841 nach Berlin, wo freilich der Meister nicht mehr am Leben war, seine Schüler aber den Geist der Hochschule beherrschten. Ein Theil des Moskauer Kreises hatte sich hier wieder zusammengefunden und kein geringerer als Iwan Turgenjeff sich hinzugesellt. Aber Bakunin hielt es hier nicht lange aus, ein stärkerer

Digitized by Google

Magnet zog ihn nach Dresden. Arnold Ruge, der radikalste und politisch revolutionärste der Hegelianer war mit seinen „Hallischen Jahrbüchern" nach hier übergesiedelt. Auch aus ihnen weht uns die fremdartige Moderluft des Hegelianismus entgegen und ein Zug von Kosmopolitismus, ja geradezu von Mißhandlung des Nationalgefühls, macht sie nicht angenehmer. Ruge gewährte seinem russischen Jünger, der zwar in deutscher Sprache sehr gewandt schrieb, aber doch als französischer Offenbarer des allein zum „Staat wie er sein soll" führenden demokratischen Kosmopolitismus auftrat, die Mitarbeiterschaft an der Zeitschrift. Hier tritt mit voller Deutlichkeit hervor, wie der Hegelianismus bei Bakunin zum Negativismus, zum Nihilismus, zum Anarchismus wird. Hegel lehrte, eine Sache, eine Kraft, ein Princip, eine geistige Strömung erfülle sich dadurch, daß sie in ihr Gegentheil umschlage, negativ werde. Vor dieser grauen Theorie prallen unsere zeitgenössischen Geister zurück, wie ein scheues Pferd, und mit Recht. Bakunin aber übertrumpfte den Meister, er haßte alles Positive, nicht etwa wegen der ihm unvermeidlich anhaftenden Unvollkommenheit und nicht etwa in schwärmerischer Anbetung einer größeren Vollkommenheit, sondern aus dem abstracten Hegel'schen Philosophem heraus kam er dazu, aus der Negation ein Götzenbild zu machen, dem er Tempel erbaute und einen Cultus einrichtete. Er will „den Punkt erreichen, wo die allmälige Wirkung des Negativen plötzlich aufhört und dieses zum selbstständigen Princip umschlägt, womit der Uebergang der Natur in eine qualitativ neue Welt, in die Welt des freien Geistes beginnt." „Laßt uns also dem ewigen Geiste vertrauen, der nur deshalb zerstört und vernichtet, weil er der unergründliche und ewig schaffende Quell alles Lebens ist." Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust. Der Nihilismus ist fertig. „Denn alles, was besteht, ist werth, daß es zu Grunde geht," sagt schon Mephistopheles, aber er ist doch bei Goethe „der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft." Bei Bakunin wird dieser mephistophelische Geist als schaffender Allvater auf den Thron gesetzt. Und solch wüstes Zeug konnte von den renommirtesten deutschen Jüngern Hegel's als neues Evangelium schwungvoll angepriesen werden?!

II.

Bakunin ist über den im Vorstehenden geschilderten Gedankenkreis nicht wesentlich hinausgekommen; wir können uns seinen äußeren Schicksalen zuwenden. In der That konnte die Aufnahme, die er in Deutschland gefunden, ihn zu dem Glauben verführen, daß er hier nicht Lernender, sondern Lehrender zu sein habe. Zu lernen gab es für ihn nur noch in den Hauptquartieren der Umstürzler, in Paris und in der Schweiz. Im Januar 1843 reist er von Dresden nach Paris, verläßt es indessen aus unbekannten Gründen und geht nach der Schweiz. Hier lebte er vier Jahre, ohne daß viel von seinem Thun und Treiben bekannt geworden wäre. In Paris erschien er erst im November 1847 wieder, diesmal um die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Die Polen hielten dort ein großes Bankett, dessen Spitze sich natürlich gegen Rußland wandte. Der kosmopolitische Russe Bakunin sprach in schwungvollen Worten für die Befreiung Polens und erzielte großartigen Erfolg; seine Rede wurde in alle Sprachen übersetzt. Die Petersburger Geheimpolizei forderte seine Auslieferung und Guizot sagte sie zu. Ehe man den dreisten Redner aber erhaschte, war er in Belgien und gleich darauf brach auch das Juli-Königthum zusammen. Bakunin kehrte nach Paris zurück in dem Glauben, die neue französische Republik werde sich an die Spitze einer kosmopolitisch-anarchistischen Völkerbefreiung stellen. Das war ein Irrthum, auch die neue Regierung war bedacht darauf, die fremden Umstürzler los zu werden und gab ihnen Pässe und Reisegeld. Bakunin glaubte nun, im Osten eine Rolle spielen zu können. Auf den 1. Juni 1848 war nach Prag der famose Slavencongreß einberufen, wo man zwar von allen Seiten wüthend auf die Deutschen schimpfte, aber in deutscher Sprache, weil man einander sonst nicht verstand. Die Anstifter wollten eine slavische Föderation bilden, aber je länger man berieth, desto weiter kam man auseinander. Zwar gelang es schließlich Bakunin, die nach Ausscheiden der antiliberal gesonnenen Elemente verbleibenden Reste der Versammlung ganz ins revolutionäre Fahrwasser zu schleppen, aber die österreichische Staatsgewalt war schon soweit erstarkt, daß sie dem ganzen Congreß ein Ende machen konnte.

Diesem Umstand verdankt Deutschland die weitere Thätigkeit Bakunin's. Auch hier gewann die Reaction an Macht, und der Agitator mußte sich daher bei guten Freunden heimlich verbergen. Dann kam der Mai-Aufstand 1849 in Dresden und er eilte schleunigst hin. Auch hier währte es nur kurze Zeit. Waren die Röckel, Tschirner, Heinze schon exaltirte Umstürzler, so übertraf Bakunin an rücksichtslosem Wagemuth und wilder Entschlossenheit sie alle; er bekam die Zügel in die Hand und traf alle Vorbereitungen, um die Stadt Dresden, wie Moskau 1812, anzuzünden. „Was Häuser", sagte er, „mögen sie in die Luft fliegen." Was war ihm Dresden! Er hatte Pechkränze für den Zwinger mit seinen unschätzbaren Sammlungen und für das Opernhaus. Zum Glück hielt das Schicksal seine Hand gefesselt. Am Morgen des 9. Mai war Dresden nicht mehr gegen die sächsischen und preußischen Truppen zu halten. Bakunin befahl den Rückzug auf Chemnitz, wurde aber dort gefangen genommen.

Das gerichtliche Urtheil für ihn lautete selbstverständlich auf Tod. Aber auch Oesterreich wollte das gleiche Urtheil an ihm vollstrecken und so lieferte Sachsen ihn an den Nachbarstaat aus. Dort hieß es wieder „Tod"; im Begnadigungswege jedoch

Digitized by Google

lebenslängliche Kerkerhaft. Kaiser Nicolaus bat sich aus, diese an ihm vollstrecken zu dürfen, und nun wurde der revolutionäre Dictator durch Schlesien und Polen — die Polen bewiesen ihm auch jetzt noch Ehrfurcht — nach Schlüsselburg gebracht, um die Zellen unter der Newa kennen zu lernen.

Vom Herbst 1851 bis Herbst 1856 hat er dort zugebracht; dann kam durch die Gnade Kaiser Alexander's die Verbannung nach Sibirien. Am Amur durfte er sich unter polizeilicher Controle ansiedeln. Der Gouverneur Murawieff war sein Verwandter und gewährte ihm allmälig immer mehr Freiheiten, so daß es ihm gelingen konnte nach Nikolajeff zu entkommen und auf einem amerikanischen Schiffe nach Japan zu gelangen. Viele seiner Strafgenossen behaupten, daß Bakunin sich Murawieff's Gunst durch Verrath an ihnen erkauft habe.

Genug, der zweimal zum Tode verurtheilte, zu lebenslänglicher Festungshaft und Sibirien begnadigte Mann langte in guter Gesundheit 1861 in London an. Dort lebte der einzige Mensch, zu welchem er dauernde menschliche Beziehungen gehabt zu haben scheint: sein Freund Alexander Herzen, der hier seit einem Jahrzehnt die „Glocke" läutete, um Rußland zu erwecken. Sogleich ergriff auch Bakunin den Strang um mitzuläuten. Er war der alte geblieben, nur war er noch rabiater und wilder geworden, so daß bald selbst die russische Flüchtlings-Colonie Anstoß an ihm nahm. Er brachte bald genug die „Glocke" um ihren Anklang, denn während sie in Herzen's Händen ein specifisch russisches Organ gewesen war, wurde sie nun kosmopolitisch-revolutionär. Und eben jetzt begann eine Sache, die das russische Nationalgefühl reizte und herausforderte, und eben hier wurde es von Bakunin, der seinen Gedanken treu blieb, empfindlich verletzt: der polnische Aufstand 1863/64. Bakunin trat auf die Seite der Polen; darin wollten manche der übrigen Emigranten ihm wohl noch folgen, als er aber auch Litthauen und Weißrußland an die Polen, die dort nur grausame Tyrannen gewesen sind, ausliefern wollte, stand er allein. Auch die revolutionären Kreise Moskaus wandten sich von ihm und der „Glocke" ab.

Im Jahre 1865 siedelte Bakunin mit der „Glocke" nach Genf über, 1866 hörte sie auf zu erscheinen. Herzen starb 1870, die übrigen Freunde verliefen sich. Um seinen Einfluß in Rußland gebracht, versuchte Bakunin nun Beziehungen zu den revolutionären Kräften Westeuropa's zu gewinnen. Bürgerliche Demokratie und Socialismus wogten noch mannigfach durcheinander. Er versuchte auf die verschiedenartigste Weise, die zerstreuten Kräfte zu sammeln. Im September 1867 wollte er die demokratische „Friedensliga" und die socialistische „Internationale" vereinigen; jene tagte in Genf, diese im nahen Lausanne. Aber es kam zu keiner Verständigung, auch auf mehreren folgenden Congressen nicht, und Bakunin wurde beiden Parteien immer verhaßter. Es blieb ihm nichts übrig, als sein kleines Häuflein Allergetreuester zu einer „Alliance internationale de la Démocratie socialiste" zu machen. Er wollte nun „den Staat als solchen einfach abschaffen, ebenso das Erbrecht und die Religion, alle Individuen sollten gleich sein und der Communismus durch den Collectivismus ersetzt werden." Diesen in wildester Sprache vertretenen Gedanken fehlte es aber an Anklang. Karl Marx war der ausgesprochene Gegner Bakunin's und bewirkte, daß dieser auf internationalen Congressen mehrfach ausgeschlossen und gar ausgestoßen wurde (1870 und 1872). So gänzlich vereinsamt und ohne alle Wirkung auf seine Zeitgenossen, lebte er noch einige Jahre, bis am 1. Juli 1876 auch für seinen ruhelosen Geist die ewige Ruhe kam. Es endete ein Leben, dessen leitender Faden aus der vermeinten consequenten Verfolgung einer vermeintlich erleuchteten Philosophie, ohne alle Rücksichtnahme auf die wirkliche Welt bestand; es endete ein Charakter, der wüst und roh genug war, dem aber eins nicht abgesprochen werden kann: überzeugungstreue Hingabe an seine Sache.

Diese Sache ging nach zwei Richtungen auseinander; in beiden sind wohl nur noch in den Anfängen die Wirkungen Bakunin's zu spüren. Die eine ist der russische Nihilismus, der aber weit positivere Ziele hat als der Einsiedler von Genf; ihm ist der Kosmopolitismus gleichgültig, er will durch effectvolle Gewaltthat die russischen Verhältnisse aus ihrer Erstarrung erlösen und sie denjenigen Westeuropas annähern, die Bakunin verachtete. Die andere Richtung ist der Anarchismus unserer Zeit, ein trostloses, geistesbankrottes Gewächs, das nur durch die Thaten einiger mit der Welt zerfallenen Exaltirten von Zeit zu Zeit von sich reden macht. Als Schriftsteller des Anarchismus ist eigentlich nur der russische Fürst Krapotkin zu nennen, der den Bakunin'schen Aschenhaufen noch kümmerlich anzublasen sucht. Wie weit die anarchistischen Putsche und Gewaltthaten direct auf Bakunin zurückzuführen sind, bleibe dahingestellt. Wir können hier nur kurz die Manifestationen dieser Richtung übersehen.

Vielleicht gehörte schon Hödel zu den Anarchisten; wenigstens soll er unter dem Einflusse des Schriftsetzers Reinsdorff gestanden haben, der später das Attentat auf den Kaiser beim Niederwalddenkmal machte. Gegen Ende der siebziger Jahre wurde Most aus einem Socialdemokraten zu einem Anarchisten; er ging nach London, redigirte dort die „Freiheit" und wurde von den englischen Gerichten wegen Verherrlichung der Ermordung Kaiser Alexander's II. zu anderthalb Jahren Gefängniß verurtheilt. Im Juli 1881 trat in London der erste anarchistische Congreß zusammen; vierzig Delegirte aus allen Ländern waren anwesend. Im October 1883 fand ein ähnlicher Congreß in Pittsburg unter der Leitung

Digitized by Google

des inzwischen nach Amerika gekommenen Most statt. Im Mai 1886 fand ein anarchistisches Attentat gegen die Polizei in Chicago statt, worauf die amerikanischen Richter mit Strafen nicht fackelten. In Deutschland und Oesterreich ist 1883 eine Reihe von Raubmorden durch die Anarchisten Kammerer, Stellmacher und Kumicz ausgeführt; eine Explosion in Elberfeld ist dahin zu rechnen, vor allem aber das Reinsdorff'sche Attentat auf dem Niederwalde, dessen drei Urheber mit zwei Todesurtheilen und einer lebenslänglichen Zuchthausstrafe bestraft wurden. Ein bis zwei Jahre später erfolgte das Attentat auf das Polizei-Gebäude in Frankfurt und die Ermordung des Polizeirath Rumpf. In Spanien ist die bekannte Bewegung der „schwarzen Hand" dahin zu rechnen. Am heftigsten trat der Anarchismus zuletzt in Frankreich auf, wo er in Ravachol deutlich und doctrinär zur Erscheinung kam und letzten Sommer in der Ermordung Carnots ein blutiges Opfer forderte. Kleinere Zuckungen kamen überall vor.

Augenblicklich setzen die aus der deutschen socialdemokratischen Partei ausgeschiedenen Unzufriedenen den Namen und die Agitation des Anarchismus fort. Ihr zeitweilig sanfteres Verhalten giebt leider keine Bürgschaft für die Zukunft.

„Kwaß".

Man beruft sich in allen Kneipen auf das Vorbild der alten Deutschen, aber zwischen dem Trinken der Germanen und ihrer heutigen Nachkommen sind gar große Unterschiede, wie man in der „Kurzen Geschichte der Trinksitten" von Dr. Bode nachlesen kann. Die alten Germanen hatten von den jetzt üblichen Getränken kein einziges. Sie hatten zwar „Bier" als Nationalgetränk, aber das war kein Bier im heutigen Sinne, denn es wurde ja nicht kunstgerecht aus Malz und Hopfen hergestellt, sondern es war ein Gebräu der Hausfrau aus Gersten, Sommerweizen oder Hafer; wir sollten es eigentlich „Kwaß" nennen. In Deutschland ist dieser Kwaß gegen Ende des ersten Jahrtausends n. Chr. durch wirkliches Bier verdrängt, in Rußland hat er sich nicht nur gehalten, sondern hat mannigfache Ausbildung erfahren. Und nun kommt ein Deutschrusse, Prof. Kobert, der in Dorpat die Geschichte der Medizin und der Arzneimittel lehrt, und räth den Westeuropäern, das Kwaßtrinken wieder anzufangen.

Der Kwaß wird in Rußland hergestellt entweder aus Mehl von Weizen, Roggen, Gerste, Buchweizen oder aus einem Malz von diesen Getreiden, oder aus Brot, oder aus einem Gemisch dieser Stoffe mit oder ohne Zusatz von Zucker oder anderem Süßstoff, oft gewürzt, namentlich mit Pfeffermünze, aber ohne Hopfen. Er macht eine sauere und alkoholische Gährung durch, erreicht aber höchstens ein Procent Alkohol. Kobert giebt über 60 Recepte für verschiedene Sorten, die in Rußland und den Nachbarländern beliebt sind. Jedes Regiment hat sein eigenes Recept für den Soldatenkwaß und pflegt stolz darauf zu sein; auch viele Hospitäler haben ihre eigenen Vorschriften. Der Kwaß ist unzweifelhaft ein erfrischendes und unschädliches Getränk, wenn er richtig bereitet und gut gehalten wird. Er ist in vielen Fällen dem Bier vorzuziehen und ist z. B. für Landleute und Soldaten ein ganz vorzügliches Durstlöschungsmittel. Er ist erheblich billiger als Bier und führt nicht wie dieses leider oft zur Unmäßigkeit oder zur Berauschung.

Wir geben das kürzeste Recept aus Koberts Schrift, die von Tausch und Große in Halle für 1 Mk. zu beziehen ist.

5 Pfd. Malz werden unter Umrühren bei gelindem Feuer mit Wasser zu Brei zerkocht. Der Brei wird in ein Faß geschüttet und noch 35 Flaschen (18 Liter) kochendes Wasser darauf. Nach 24 Stunden gießt man die Flüssigkeit vorsichtig ab in ein Gefäß, in welches schon vorher 1 Pfd. Weizenmehl, 2 Pfd. Zuckerpulver und für 3 Kopeken (6 Pfg.) Hefe gebracht worden sind, und läßt das Gemisch 12 Stunden stehen. Dann wird auf Flaschen gezogen und gut verkorkt.

Wünschenswerth wäre es, wenn in Deutschland intelligente Bierbrauer oder Drogisten sich der Bereitung des Kwaß annehmen wollten; sie würden gewiß bald viel Besseres erzeugen als die Russen, die erst vor Kurzem eine fabrikmäßige Bereitung angefangen haben. Auch große Fabriks- und Gutsbesitzer und die Militärverwaltung sollten sich darum kümmern. Ebenso wird die gemeinnützige Schankgesellschaft, die der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke plant, den Kwaß nicht übersehen dürfen. Freilich ein großes Hinderniß gilt es zu überwinden: der Kwaß wird uns anfangs nicht schmecken. Aber das beweist nichts gegen die Möglichkeit des Erfolges. Alle Nationalgetränke haben mit dem Tabak gemein, daß sie dem daran nicht Gewöhnten widerstehen. Wenn man Wilden unser Bier vorsetzt, finden sie es abscheulich, aber nach einiger Zeit mögen sie es lieber, als ihnen gut ist. Ebenso geht es den Europäern mit der mexikanischen Pulque, bei deren Genuß sie an faule Eier und verwesendes Fleisch denken. Kobert bekennt selbst, er habe anfangs den Kwaß für ein schlecht schmeckendes, sauer gewordenes Hausbier angesehen, tritt jetzt aber mit großer Wärme für seine Einführung in Westeuropa ein. In Rußland ist er übrigens in allen Kreisen der Gesellschaft beliebt und fehlt, im Sommer wenigstens, auch auf dem Tische des Zaren nicht.

Gewesene Trinker.

„Wer einmal Trinker geworden ist, bleibt es auch" sagt ein französisches Sprichwort, und auch bei uns glauben viele, daß unter zehntausend Trinkern nur einer zu retten sei. Diese Ansicht ist grundfalsch. Wenn nur die Trinker überall richtig behandelt würden, so wären die meisten auch zu retten! Es würde uns hier zu weit führen, die richtige Behandlung de

Trinker zu schildern; der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke zu Hildesheim versendet gegen 10 Pfennig ein Flugblatt, das alles Nöthige über diese Frage enthält. Wir wollen hier nur einen recht schönen neuen Beweis dafür bringen, daß Trinker allerdings wieder tüchtige Menschen werden können.

Der Weg zur Rettung führt für Viele durch die Trinkerheilanstalt. Wir haben solche in Deutschland z. B. in Lintorf bei Düsseldorf, Leipe in Schlesien, Salem in Holstein, Kl.-Drenzig bei Guben, Friedrichshütte und Wilhelmshütte bei Bielefeld, Carlshof in Ostpreußen, Stenz und Elsterberg in Sachsen, Bonn, Westend bei Berlin, Schloß Marbach am Bodensee u. s. w. Eine ganz vortreffliche Anstalt, die auch von Deutschen besucht wird, ist in der Schweiz zu Ellikon a. d. Thur. Dreiviertel ihrer Entlassenen halten sich gut, fast die Hälfte hält noch an der völligen Enthaltsamkeit fest, die jedem zur Trunksucht Neigenden dringend angerathen und auf jede Weise erleichtert werden muß. Noch erfreulicher ist die Thatsache, daß Ende 1894 etwa 100 ehemalige Pfleglinge von Ellikon sich zu einem eigenen Verein zusammengeschlossen haben, um die Schwachen unter sich zu stärken, um andere Trinker zu retten, um die geliebte Anstalt zu fördern. Jetzt liegt der erste Jahresbericht des Vereins vor. 119 Mitglieder waren beigetreten, von denen 89 noch heute dem Verein und der völligen Enthaltung treu blieben. 57 davon haben einen statistischen Fragebogen ausgefüllt; von ihnen haben 4 ein Jahr lang keinerlei geistige Getränke genossen, 9 zwei Jahre, 17 drei Jahre, 11 vier Jahre. 10 fünf Jahre, 6 sechs und mehr Jahre. Solche Ausdauer beweist doch gewiß, daß die Leidenschaft besiegt ist. 43 von den 57 waren verheirathet, sie hatten 134 Kinder; man male sich das Schicksal dieser 134 Kinder aus, wie es sich gestaltet hätte, wenn Vater oder Mutter der Trunksucht unterworfen geblieben wäre! Elf der Berichterstatter können melden, daß ihre ganze Familie zur Enthaltsamkeit übergegangen sei, 18 haben einen Theil derselben mitgezogen, 28 stehen mit ihrer Lebensweise in ihrer Familie allein. Wer einem Trinker oder Gefährdeten recht nahe steht, sollte ihm zur Hilfe die Getränke meiden; leider sind es in der Regel „Freunde" des ehemaligen Trinkers, die ihn wieder zu dem einen Glas verleiten, mit dem der Rückfall beginnt.

Die Mitglieder wurden auch befragt, wie ihnen die neue Lebensweise bekomme. Sie berichten einmüthig, daß sie wohlhabender und gesunder seien als früher, daß ihr Familienleben nun glücklicher und ihre Lust zur Arbeit größer sei. Ganz prächtig ist, daß die 57 Berichterstatter 108 andere ehemalige Trinker aufführen können, denen sie die rettende Hand geboten haben.

Präsident dieses außergewöhnlichen Vereins ist Lehrer König in Blidegg bei Bischofszell. Der Verein ist übrigens interkonfessionell. Möchte doch auch in Deutschland bald ein ähnlicher Verein entstehen er würde nicht zu den überflüssigen gehören! (Mäßigkeits-Blätter.)

Literatur.

Von Meyers Konversations-Lexikon, fünfte Auflage, ist soeben der 13. Band, „Nordseekanal" bis „Politessa" erschienen.

Prägnante Darstellung des Gegenstandes, wissenschaftliche Vertiefung, Gemeinverständlichkeit und erschöpfende, doch niemals das erforderliche Maß überschreitende Beleuchtung jeder Wissensfrage in rein sachlicher Weise, kennzeichnen den textlichen Inhalt auch dieses dreizehnten Bandes, während sich der illustrative Theil, planmäßig ausgewählt und dem Anschauungsbedürfniß sorgfältig Rechnung tragend, auch hier wieder auf der Höhe künstlerischer und technischer Vollendung hält. —

Von den Arbeiten, die sich auf Staats- und Volkswirthschaft beziehen, weist die gegenwärtige Fortsetzung unter den Stichworten „Patent" mit Uebersichtstabelle über die Patentgesetze aller Staaten, „Parlament," „Offizier" (mit einer interessanten Einfügung: internationale Uebersicht der Rangstufen), ausgezeichnete Beiträge auf, die den Gegenstand erschöpfend, klar und sachlich behandeln. Dem Werthe dieser Themata in Bezug auf musterhafte Durcharbeitung und weitgehendes Verständniß für die Aufgaben des Werkes stehen die geschichtlich „geographischen Artikel „Ostindien," „Persien" und „Oesterreich-Ungarn" in nichts nach; wirksam unterstützt wird die ausführliche textliche Darstellung des letztgenannten Reiches durch ausgezeichnete kartographische Beigaben, die durch die hervorragenden neuen Blätter einer geologischen Karte, einer Landwirthschaftskarte und einer neuen Wappentafel abermals werthvoll bereichert worden sind. Auch sei auf diesem Wissensgebiet noch der eingehenden zeitgemäßen Abhandlungen über Polarforschung, Polarlicht (mit Tafel) gedacht. Eine würdige Vertretung fanden diesmal die Literaturwissenschaften in dem mit Klarheit und wissenschaftlicher Vertiefung geschriebenen Arbeiten über Norwegische Literatur, Norwegische Volkssprache, Passionsspiele, Philosophie, Paläographie (mit interessanten Schriftproben), Philologie und eine Menge anderer werthvoller Abhandlungen.

Vieles ist schon zum Lobe des illustrationen Theils von „Meyers Konversations-Lexikon" gesagt und geschrieben worden; seine wohldurchdachte Systematik und sein erzieherischer Werth auf dem Gebiete der bildlichen Veranschaulichung verdienen aber durch wiederholte Hervorhebung immer wieder vor oberflächlicher Beurtheilung geschützt zu werden.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Dorotheen-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 11. November 1896. Nr. 46.

Wilhelm Herzog von Württemberg, Königliche Hoheit, Rechtsritter seit 1890, † zu Meran 6. November 1896.

Zur Geschichte des Cisterrienser Jungfrauen-Klosters und Stifts zum „Heiligen-Grabe" bei Wilsnack in der Priegnitz.

Zur Zeit der großen Völkerwanderung im 4. und 5. Jahrhundert nach Christi Geburt, erhoben sich auch große und zahlreiche deutsche Völkerschaften, zogen dem fernen Westen und Süden zu, begegneten hierbei dem Kreuz — der Predigt von dem Weltheilande, sanken betend vor ihm nieder, und wurden Erben des römischen Reiches und zugleich des Christenthums.

Den Deutschen folgten von Osten her der große Volksstamm „die Slaven", welche unter verschiedenen Namen das bisherige Land bis zur Elbe und Saale, bis zum Fichtel-Gebirge und dem Böhmer-Wald, einnahmen.

Diesen mächtigen Bewegungen gegenüber behielt der Volksstamm „die Sachsen", seine heimischen Sitze und hielt am angeerbten germanischen Heidenthum fest.

Erst nach Unterwerfung dieses letzteren Volksstammes legte Kaiser Carl der Große an den deutschen Ostgrenzen verschiedene Markgrafschaften an, um auch die Slaven zu unterwerfen und zu Christen zu machen, welches Werk zwar unter den Karolingern stockte, aber desto kräftiger wieder von Heinrich I., aus dem Stamme der Sachsen, in Angriff genommen ward, was den Sachsen auch endlich nach jahrhundertlanger, schwieriger Arbeit, in Kämpfen und Siegen gelang.

Nach Unterwerfung der Slaven wurden in den unterworfenen Gebieten Bisthümer, Kirchen und Klöster gegründet — als die Pflanzstätten des Christenthums, und Priester und Mönche missionirten unter den unterworfenen Völkerschaften, bebauten das Land und verbreiteten deutsche Kultur.

Nach einigen Jahrhunderten gab es in der Mark drei Bisthümer: Havelberg, Brandenburg und Lebus mit einer zahlreichen Domgeistlichkeit, zahlreichen Kirchen und gegen 80 Klöster, deren Mönche die Lehre des Christenthums mit Aufopferung und Lebensgefahr unter wilde Völker verbreitet und der Kirche treffliche Lehrer und treue Hirten erzogen haben.

Wenden wir uns, nachdem Obiges vorausgeschickt, zu der Landschaft der Mark, in welcher das

„Kloster zum Heiligen Grabe"

gegründet wurde — zur Priegnitz, nächst der auf dem linken Ufer der brandenburgischen Elbe gelegenen Altmark, dem ältesten Theil der preußischen Monarchie.

Die sie bewohnenden Slaven hießen „Pritzener"; früher ward diese Altmark auch „Land Havelberg" genannt, weil der größte Theil derselben im Besitz der Bischöfe von Havelberg und diese Stadt die hervorragendste der Landschaft war. Auch wird die Priegnitz, weil sie von der Altmark aus die vorderste Mark im alten Wendenlande war, häufig die „Vormark" genannt.

Als starke Macht gegen den slavischen Osten gründete Heinrich I. im Jahre 927 „Nord-Sachsen", von wo aus Kaiser Otto I. die Unterwerfung und Christianisirung des slavischen Grenzgebietes — die Priegnitz — ernstlich in Angriff nahm, ernannte den mächtigen und energischen Gero zum Markgrafen der Nordmark und gründete im Lande der Pritzener — in Havelberg — ein Bisthum laut Stiftungs-Urkunde vom 9. Mai 946 auf Veranlassung des ehrwürdigen Oberpriesters Marinus — des Gesandten der römischen Kirche, des Erzbischofs Friedrich, seines Bruders Bruno und des Markgrafen Gero, —

„Zur Ehre des Herrn und Heilandes Jesus Christi
„und seiner heiligen Mutter Maria" —

setzte den Oberpriester Udo zum Vorsteher ein und stattete das Bisthum mit reichen Gütern und Gerechtsamen aus.

So lange Kaiser Otto im Lande blieb, ward das Evangelium verkündet, als er aber durch Einfall der Ungarn genöthigt ward, nach Süd-Deutschland auf-

Digitized by Google

zubrechen, brach der verhaltene Haß der Pritzener gegen Christenthum und Deutschthum in hellen Flammen auf und das Bisthum gerieth in Gefahr, bis denn endlich der Kaiser nach Besiegung der Ungarn auf dem Lechfelde im Jahre 955 wieder nach der Nordostgrenze seines Reiches eilte und den Pritzenern sammt den mit ihnen verbündeten benachbarten slavischen Völkerschaften in Gemeinschaft mit Markgraf Gero eine empfindliche Niederlage beibrachte. Langjährige Kämpfe waren die Folgen, und besonders gegen die Bisthümer und Klöster gerichtet, namentlich im Jahre 983 Stadt Havelberg überfallen, Kirche verwüstet, und gegen die Christen ohne Unterschied von Alter und Geschlecht die abscheulichsten Frevel verübt, wobei auch Bischof Dudo seinen Tod fand. Vom Christenthum in allen Landen vom rechten Elb-Ufer blieb keine Spur; die Bischöfe von Havelberg konnten sich in ihrem Sprengel nicht behaupten, und so finden wir dieselben fast durch anderthalb Jahrhunderte an dem Hofe der Erzbischöfe von Magdeburg.

Erst im Jahre 1133 begann der Markgraf Albrecht der Bär, beliehen mit der Nordmark vom Kaiser Lothar, das Werk der Germanisirung und Christianisirung der Priegnitz und der ganzen Mark Brandenburg mit dauerndem Erfolge, und stellte das Bisthum Havelberg wieder her.

Unter den zahlreichen Klöstern, die unter den Anhaltinischen Markgrafen in der Mark entstanden, und von welchen aus das Werk der Germanisirung und Christianisirung unter dem Slavenvolke vollendet wurde, befindet sich auch

„Das Cistercienser Nonnenkloster zum Heiligen Grabe",

zu dessen Geschichte nach vorstehenden Entwickelungen wir nun übergehen.

Die Quellen, welche zur Entwickelung eines Geschichtsbildes dieses Klosters zur Verfügung stehen, sind sparsam, und in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges die meisten Urkunden verloren gegangen.

Was zunächst den Orden der „Cistercienser" anbetrifft, so wurde derselbe im Jahre 1098 von Robert von Citeaux bei Dijon gestiftet. Der berühmte und gewaltige Abt Bernhard von Clairvaux, der diesem Orden angehörte, erhob ihn zu großem Ansehen. Im 13. Jahrhundert zählte der Orden schon 2000 Manns- und 6000 Frauenklöster. Die Cistercienser Mönche theilten ihre Zeit zwischen gottesdienstlichen Verrichtungen und der Arbeit. Solche arbeitsame Mönche waren recht geeignet, die unwirthlichen Gegenden des Wendenlandes zu kultiviren und sie haben darin auch Großes geleistet.

Bei dem hohen Rufe der Heiligkeit, in welchem die Cistercienser standen, konnte es nicht fehlen, daß zur Entsagung geneigte Frauen nach einem Leben unter der Regel dieses Ordens sich sehnten.

Je höher der Ruhm des Ordens stieg, um so zahlreicher wurden die Gesuche von Fürsten und Adeligen dem Orden Nonnenklöster einverleiben oder neue nach seiner Regel gründen zu dürfen. Als man sich Anfangs des 13. Jahrhunderts dazu entschloß, verbreiteten sich die Nonnenklöster mit reißender Schnelligkeit im Abendlande und auch im Morgenlande.

Das Mittelalter löste durch seine Frauenklöster zugleich seine Frauenfrage — um mit einem andern Ausdruck zu sprechen.

Hatte eine Jungfrau oder Wittwe den Entschluß gefaßt, in's Kloster zu treten, so ward sie unter besonderen Ceremonien in's Kloster vor die Aebtissin geführt und mit besonderer Ansprache angenommen. Hierauf mußte die Angenommene als Schwester ein Probejahr durchmachen, nach dessen Ende der Vaterabt — der Vorgesetzte und Visitator des Klosters, sie nach geistlicher Ceremonie und Versprechen des Heilighaltens des Klosters ordentlich als Nonne aufnahm, sie mit Weihwasser besprengte, ihr den Kopfschmuck vom Haupte nahm und ein wenig vom Haupthaar abschor. Nachher zog er ihr das weltliche Kleid aus, legte ihr unter Einsegnung das Ordensgewand an und den Schleier auf ihr Haupt. Die Communion beschloß die Feier.

Nach der Reformation änderte sich die Ceremonie confessionsgemäß.

Die vorgeschriebenen Cistercienser-Regeln mußten auch in den Cistercienser Nonnenklöstern aufs Gewissenhafteste beobachtet werden. Die Hauptbeschäftigung der Klosterfrauen war Gebet, Theilnahme am Gottesdienste und Versenkung in die Geheimnisse des christlichen Glaubens.

Aber die Nonnen beschäftigten sich auch sonst noch. Da sie in der Regel die Maueen des Klosters nicht verlassen durften, so beschränkte sich die Beschäftigung im Freien auf die Arbeit in den Klostergärten, die von hohen Mauern umschlossen und nur vom Klosterhofe aus Zugänge hatten. Vorzugsweise beschäftigten sich die Nonnen mit Handarbeiten, wozu sie nur heilige Gegenstände aus dem „Alten und Neuen Testament" benutzten.

Doch kehren wir nun zu der Geschichte des Klosters zum „Heiligen Grabe" zurück.

Dasselbe liegt bei Techow in der Priegnitz.

Das Blut, welches aus geweihten Hostien hervorquoll, wenn diese gemißbraucht oder mißhandelt wurden, und welches hernach zum Gegenstande frommer Verehrung und Anbetung gemacht, wunderthätig wirkte, hatte in der Bischöflich Brandenburgischen Diöcese schon

im Jahre 1247 zum Wallfahrtsorte zu Belitz und
im Jahre 1249 zu Zehdenick

Veranlassung gegeben.

An beiden Wallfahrtsorten entstand ein solcher Quell wunderthätiger Kraft und führte an letzterem Orte die Stiftung des Cistercienser-Klosters herbei,

Digitized by Google

damit das Heiligthum von jungfräulicher Hand in „würdiger Weise aufbewahrt“ würde.

In dem Bischöflich Havelbergschen Stiftssprengel fehlte es damals außer dem Stifte Stepenitz Marienfließ) an solchen Heiligthümern und Wallfahrtsorten, da das „Heilige Blut zu Wilsnack“, welches hernach der berühmte Wunderquell dieser Art wurde, erst viel später seinen Anfang nahm.

Bald aber gab — wie die Legende berichtet — die Frevelthat, welche ein Sächsischer Jude an einer aus der Kirche zu Techow gestohlenen Hostie verübte, in diesem Dorfe solchem heiligen Blute und mittelbar dadurch dem Kloster „zum Heiligen-Grabe“ den Ursprung.

Die Legende wird mit einigen andern Nachrichten von diesem Kloster von

Hindenberg in Bernolli's Sammlungen von Reisebeschreibungen Band VI und VII, sowie in

Hey's handschriftlicher Geschichte der Stadt Pritzwalk, welche in der Königlichen Bibliothek zu Breslau aufbewahrt wird, und in

Klöden's Werke „die Quitzow und ihre Zeit“ Theil III, pag. 87 mehr oder weniger nach modernem Geschmack ausgeschmückt, erzählt.

Das beste Werk, welches noch aus der Zeit vor der Reformation herrührt, 1516 in lateinischer und 1521 in deutscher Sprache bei Ludwig Dietz in Rostock erschienen ist, erzählt den Vorfall in alterthümlicher, einfacher Form. Das Druckwerk ist sehr selten geworden, und nur eine Abschrift vom Jahre 1679 wird in der Königlichen Bibliothek in Breslau aufbewahrt.

Die Erzählung hier wörtlich aus dem Werke wieder zu geben, würde zu viel Platz in Anspruch nehmen, — wir beschränken uns daher ganz kurz auf den Inhalt der Legende.

Ein Jude von Freiberg aus dem Lande Meißen, welcher in dem Krug im Dorfe Techow, bei Wilsnack im Stift Havelberg gelegen, beherbergt ward, erbrach an einem Freitag — dem Himmelsfahrtstage Christi — im Jahre 1278 in der Nacht die Kirche, stahl das „würdige heilige Sacrament mit dem Kresem“, und lief damit eiligst nach Pritzwalk, eine Meile Weges von dort, wo etliche seines Glaubens wohnten.

Unterwegs wurde er indessen durch Gottes Fügung so hart gestraft, daß er nicht weiter kommen konnte, und sich unter eine Eiche zum Ausruhen legte. Demnächst kam er an einen See, neben welchem ein Galgen stand, an welchem ein Mann hing. Hier machte er ein Loch und vergrub das heilige Sacrament, nachdem er es in kleine Stücke zerlegt. Als am andern Morgen der Diebstahl entdeckt, und die Einwohner erfahren, daß der Jude, welcher im Kruge beherbergt gewesen, mit blutigen Händen nach Pritzwalk gelaufen, eilten sie dorthin, fanden den Juden mit andern Juden sitzen und holländisch sprechend. Zur Rede gestellt, weigerte sich der Jude, die Wahrheit zu sagen.

Die Bauern beschlossen daher, Einem ihrer Genossen ein Priesterkleid anziehen zu lassen, und den Juden zum Geständniß zu bringen. Der Jude ward durch die zu Herzen gehenden Worte bewegt und ging mit dem Priester an den Ort, wo er das heilige Sacrament begraben hatte. Die Bauern, welche sich in einem Busch versteckt, griffen den Juden und führten ihn in's Gefängniß, um seine Missethat zu bekennen. Die Richter verurtheilten ihn „zum Rädern“, und die Execution ward ausgeführt.

Darnach ward das „Heilige Sacrament“, welches in mehrere Stücke zerhauen, von den Priestern in großer Volksversammlung aufgehoben und der größte mit Blut bedeckte in einem Federkiel aufbewahrt. Die kleinsten Stücke in ein rothes seidenes Tuch gewunden, und zu Lobe Gottes und der heiligen Engel aufbewahrt. Das ist der erste Ursprung des Klosters und Ordens.

Als der Kirchherr zu Pritzwalk das „Heilige Sacrament“ in der blutigen Gestalt, wie es gefunden, mit Gewalt weggenommen hatte, behielt er es ein ganzes Jahr lang in seiner Verwahrung, damit er durch den Besuch von Pilgern reicher werden möchte — es geschehen aber keine Wunder bei ihm, sondern nur an der Stätte, wo das Blut gefunden und hier begraben worden war. So geschah es auch, daß der Bischof von Havelberg zu Pferde nach Pritzwalk kam, und unterwegs bei der Stelle aber wegen Unwohlseins absteigen mußte, sich hier ruhte und gesund ward, was allen Predigtstühlen verkündigt ward.

Als bald darauf dem Markgrafen Otto, welcher sich in der Uckermark befand, gerathen ward, an der Stelle ein Schloß zu bauen, ging er darauf ein, und im Traume kam ihm eine Stimme, „das an
„dem Orte ein Jungfrauen-Kloster Cistercienser-
„Ordens mit grauen Kappen gekleidet, als ehe-
„dem Bernhardus getragen unter den Regeln
„des heiligen Benedict widmen möge.“

Als der Fürst durch solche Verkündigung an das Kloster „Stichtinge“ erinnert ward, bat er die Aebtissin von Nyendorf, ihm 12 Jungfrauen aus ihrem Kloster zu schicken. Sie kam selbst mit 11 Jungfrauen, und diente dem Allmächtigen Gott daselbst mit ihren innigen Gebeten und Werken Zeit ihres Lebens. An demselben Orte ward das Kloster gebaut, wo man noch dasselbe so blutige Sacrament in Crystallen in „Seidenem Tuche“ zeigt. Abbildungen dieser Legende befinden sich am Chor der „Heiligen Grabes-Kapelle“.

Die Stiftungs-Urkunde des Klosters ist nicht erhalten, soll aber im Jahre 1239 ausgefertigt sein; es erhielt mehrere Dotirungen durch den Markgrafen, den Bischof von Havelberg und die Ritter Jo von Königsmarck und Degenhard von Krackow für hier im Kloster aufgenommenen Töchter.

Digitized by Google

Schon seit Stiftung des Klosters wurden demselben von 1239 an während des ganzen 14. Jahrhunderts hindurch viele Besitzungen und Einkünfte dotirt, unter denen besonders hervorzuheben:

Der Ort Techow durch den Markgrafen, die Wendemark in den Altmärkischen Wische, 2 Höfe zu Paris und die Zehnterhebung von einigen Hufen Landes zu Werben durch den Bischof von Havelberg.

1306 hatte das Kloster das Dorf Breitenfeld im Besitz.

1317 kaufte das Kloster Dorf Künickendorf mit 14 Wohnungen vom Markgrafen Waldemar. Später ward das Dorf wüst und erst zwischen 1747 unter dem Namen „Könckendorf" wieder aufgebaut.

1318 kaufte das Stift von Rutger von Blumenthal das Dorf Henneckendorf, erwarb bald darauf von der Familie von Plaue das Dorf Kemnitz und 6 Jahre darnach vereinigte und verkaufte Markgraf Ludwig dem Kloster die „Gravendicksmühle" zwischen Breitenfeld und Lankonow.

1328 erwarb das Kloster durch Kauf das Dorf Heydelberg von den Gebrüdern Johann und Friedrich von Osterburg, 1339 die Hälfte des Dorfes Damelack von dem Ritter Arnold Sack durch Kauf.

1350 kaufte der Propst und Convent Dorf Boltzir (Böltzke) vom Junker Conete von Erusemark und um dieselbe Zeit das Kloster das Dorf Vollmersdorf von Joachim von Pinnow.

Damals hatte das Kloster auch einen Antheil von Wilmersdorf durch Vermittelung des Knappen Conrad von Platen erworben, welcher früherer Besitzer war, und im Stifte einen Altar zu Ehren St. Johannis des Evangelisten unter Einkünfte gestiftet hatte.

1354 erwarb das Kloster Bläsendorf mit zehn Hufen von Ywan von Retzdorf, welcher zwei Schwestern im Kloster hatte.

1356 und 1397 erstand das Stift die der Familie von Schepelitz in diesem Dorfe gehörigen Besitzungen.

1371 vereinigte Markgraf Otto mit dem Kloster das Dorf Klein-Woltersdorf, dessen Besitz von Henning, Beteke und Vidianz von Kirchberg, als früherer Lehnsträger des Dorfes, erworben war.

1387 kaufte das Kloster von Hennete von Schepelitz und von Ilse von Quitzow auch Hebungen im Dorfe Sarnow und einige Jahre später von den Gebrüdern von Sacken oder von Kolrep das Dorf Kolrep.

Leider hatte das Stift wegen dieser Besitzungen mehrfache Streitigkeiten mit den Brüdern und Geoettern von Klitzing, die indessen durch den Kurfürsten Johann von Brandenburg sub dato Cölln a. d. Spree, Donnerstag nach Conversioni Pauli 1494 ihre Ausgleichung fanden.

Wenn das Stift „Heiligen-Grabe" durch diese Besitzungen im 14. Jahrhundert sich in einer guten Lage befand, und seine Vorräthe baar einkaufen konnte, so kam es doch Ende dieses Jahrhunderts durch die Fehden und Kriege in ungünstige Verhältnisse, da die Besitzungen durch diese Zeitbegebenheiten sehr litten. Erst mit dem Einzuge der Hohenzollern gaben sich diese trübe Zeiten, das Kloster gelangte wieder zu seinem früheren Wohlstande und es konnte das Bestreben fortsetzen, seine Besitzungen zu vermehren.

Im Jahre 1455 erkaufte das Kloster von denen „von Königsmarck" deren Besitzungen in Damelack, im folgenden Jahre kaufte es sich mit allen seinen zugehörigen Personen in den Dreifaltigkeits-Orden ein, wodurch ihm nach päbstlichen Privilegien manche Rechte erwuchsen.

1495 erstand der Convent von Otto und Hans von Blumenthal „wüsten Boddin."

1468 schenkte Ritter Werner von Bülow dem Kloster zu seinem „Seelenheil" 100 Mark Silbers, die wahrscheinlich zum Ankauf von Halendeck mit verwendet wurden.

1482 bereicherte der Probst Konrad von Voß das Kloster um einige Besitzungen zu Rengerslage in der Altmark. (Fortsetzung folgt.)

Die Baumwoll-Spinnerei und -Weberei in Arlen.

Ein leuchtendes Vorbild treuer Arbeiterfürsorge in zweckmäßigen Wohlfahrtseinrichtungen ist die Baumwoll-Spinnerei und -Weberei in Arlen (Baden). Dieselbe wurde 1837 unter Mitwirkung von J. H. F. ten Brink gegründet und hat im Laufe der Jahre eine bedeutende Ausdehnung erfahren; das Unternehmen besteht jetzt aus zwei Spinnereien und einer Weberei in Arlen sowie einer Spinnerei und einer Weberei in Volkertshausen, und augenblicklich wird eine weitere Weberei in Aach gebaut. Die Zahl der Arbeiter beträgt 1100; 65,000 Spindeln und 850 Webstühle sind im Betrieb.

Außer den gesetzlich gebotenen Kassen und Einrichtungen zum Wohl der Arbeiter hat die Fabrik noch eine ganze Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen freiwillig ins Leben gerufen.

Ein Krankenhaus mit 20 Betten ist in Arlen erstellt worden nach den Regeln der modernen Wissenschaft und mit den nöthigen Einrichtungen für antiseptische Behandlung und Operationen. — Dieses Spital ist als dringendes Bedürfniß anerkannt worden, und sind demselben auch Körperschaftsrechte verliehen worden. Ein Kapital, das ca. 10,000 Mk. Zinsen abwirft, wurde dem Spital vermacht, so daß bei einer Jahresausgabe von ca. 13,000 Mk. die Kranken von auswärts die bescheidene Summe von ca. 3000 Mk. pro Jahr aufzubringen haben. — Erkrankte Arbeiter werden unentgeltlich verpflegt. —

Digitized by Google

In jeder der Fabriken ist eine Poliklinik errichtet, in welcher außer den Arbeitern auch bedürftige Ortsangehörige den Arzt täglich und unentgeltlich consultiren können. — Erkrankte Arbeiter, bei denen die Unterstützungspflicht der Krankenkasse aufhört, erhalten außer freier ärztlicher Behandlung und Medicamenten auch regelmäßige Geldunterstützungen aus Fabrikmitteln. — Ebenso werden Arbeitern die Hälfte der Arzt- und Apothekerkosten für Behandlung erkrankter Familienangehöriger ersetzt. —

Sowohl in Arten, als auch in Volkertshausen sind Warmwasser-, Douche- und Dampfbadeeinrichtungen zur Benützung für Arbeiter erstellt. Die Dampfbäder werden auch auf Anordnung der Aerzte von fremden Personen benützt.

Schon seit vielen Jahren erhalten die altersschwachen, arbeitsunfähigen Personen Pensionen, die meist höher sind, als diejenigen, welche im Reichsgesetz vorgesehen sind. — So erhalten 26 Pensionäre durchschnittlich 197 Mk. pro Jahr und 302 Mk. im Höchstbetrag. Alte Arbeiter werden nicht pensionirt, sondern erhatten ihren gleichen Lohn, so lange sie bei der Arbeit erscheinen können. —

Seit vielen Jahren sind zwei Küchen in Betrieb, in denen Mittagsmahlzeiten zubereitet werden; die Portion: $^1/_4$ Pfund Fleisch, $^1/_2$ Liter Suppe mit Eintage von Erbsen, Bohnen, Reis, Mehl, Brodt ꝛc. wird mit 12 Pf. berechnet, obgleich die Selbstkosten 19 bis 20 Pf. betragen. — In neuerer Zeit ist eine weitere Einrichtung getroffen worden, wo Gerichte ohne Fleisch zubereitet werden. — Die Mahlzeiten bestehen hauptsächlich in Suppen und Gemüsen aus Leguminosenmehlen und kommen auf 10 Pf. pro Portion zu stehen. — Trotz dem niedern Preis genügen sie vollkommen für das Mittagsmahl der Arbeiter. — In der Kaffeeküche wird jeden Morgen außer der Portion Kaffee mit Milch zu 5 Pf., noch gekochte Milch, die Portion (0,4 Liter) zu 6 Pf., abgegeben. —

Seit einigen Jahren ist die Einrichtung getroffen, daß eine „Haushaltungsschwester" die Arbeiterfrauen in ihren Wohnungen aufsucht, und denselben die nöthige Anleitung in Küche und Haushalt giebt; sie hilft bei der Zubereitung der Speisen und bringt Suppenstoffe, hochwerthige Nahrungsmittel, Fette ꝛc., die gratis abgegeben werden. — Die Hauptaufgabe der Schwester ist, den Frauen zu zeigen, daß es möglich ist, ein nahrhaftes und reichliches Essen zuzubereiten, das kaum halb so theuer zu stehen kommt, als Mahlzeiten, bei denen Fleisch die Basis bildet. Im Haushalt giebt die Schwester Anleitung im Nähen, Flicken ꝛc., sie ist sehr gesucht, und die Frauen nehmen die Rathschläge und Hilfe derselben gerne an. —

Seit Jahren bestehen zwei Spar- und Konsumvereine; sie arbeiten nach denselben Grundsätzen wie so viele andere ähnliche Gesellschaften, und auch mit dem gleichen Erfolg. — Der Waarenumsatz beträgt ca. 100,000 Mk. pro Jahr; die Dividenden an Mitglieder 10 bis 12 %. —

Zwei Arbeiter-Bibliotheken mit 1500 bis 1600 Bänden sind zur Verfügung der Arbeiter; über die Hälfte der Bücher sind stets im Umlauf. —

Drei Kinderschulen wurden durch die Fabrik erbaut, und den Gemeinden übergeben mit einem Fond von je 10,000 Mk. Diese Schulen erfreuen sich eines regelmäßigen und zahlreichen Besuches. —

Drei Vereinssäle sind für Fabrikmädchen erbaut worden, die jeden Abend nach Fabrikschluß und Sonntags den ganzen Tag geöffnet sind. — Unter Aufsicht einer besonderen Lehrerin unterhalten sich die Mädchen mit Nähen, Stricken, Lesen, Spielen und Singen. — Der Besuch der Säle ist besonders im Winter zahlreich. — Für junge männliche Leute wurden zwei einfache Säle gemiethet, die im Winter ebenfalls gut besucht werden. — Die jungen Leute lesen, spielen und erhalten Unterricht im Gesang. —

Was das sittliche Verhalten betrifft, so werden seit vielen Jahren diejenigen Mädchen, welche sich schlecht aufführen, aus der Fabrik entlassen. Das Resultat ist überraschend; denn seit Jahren giebt es in den benachbarten Gemeinden kaum 2 % unehelicher Kinder. — Die Entlassungen sind deshalb auch sehr selten. —

Da ein geringerer Arbeiter mit mehreren Kindern nicht im Stande ist, für alle Bedürfnisse der Familie aufzukommen, so ist eine Einrichtung getroffen worden, die jeder Arbeiterfamilie einen Tagesverdienst von mindestens 55—65 Pf. pro Kopf durch Zulagen sichert. — Zu diesem Zwecke wurde eine besondere Kasse mit genügenden Mitteln ausgestattet, die die Hälfte der nöthigen Zulagen bestreitet, während die andere Hälfte aus Fabrikmitteln bezahlt wird. — Für diesen Zweck werden jährlich 9000 bis 10,000 Mk. an 40 bis 50 Familien ausgegeben. — Auf diese Weise herrscht unter den Arbeitern keine Noth; sie sind zufrieden; — nur schlechte Führung kann sie ins Elend stürzen, welche Fälle aber höchst selten vorkommen. —

Die beiden Sparkassen haben eine Gesammteinlage von ca. 250,000 Mk.; es werden jährlich ca. 30,000 Mk. neu eingelegt und ca. 20,000 Mk. zurückbezahlt. — Vermöge eines Reservefonds von ca. 15,000 Mk. können den beschäftigten Arbeitern 5 % Zins auf ihr Guthaben vergütet werden, während Beamte und ausgetretene Arbeiter nur 4 % Zins erhalten. Die Zahl der Einleger übersteigt 300. —

Es sind eine ziemliche Anzahl von Arbeiterwohnungen erstellt, die gewöhnlich aus Küche, Wohnzimmer und drei Schlafräumen bestehen. Für kleinere Familien sind auch Wohnhäuser mit nur zwei Schlafräumen vorhanden. Bei allen ist aber ein Keller, ein Dachraum und ein kleiner Garten. — Die Wohnhäuser kommen die Fabrik auf 2200 bis 2800 Mk.

Digitized by Google

zu stehen, werden aber mit 400 bis 500 Mk. Verlust an die Arbeiter abgegeben. — Mit einer Anzahlung von 200 M. bei einer Verzinsung zu 3½ % und der mäßigen Abzahlung von 10 bis 12 Mk. pro Monat ist der Käufer freier Besitzer seines Hauses in 16 bis 18 Jahren. — Die meisten Arbeiter zahlen das gekaufte Haus schon in 10 Jahren ab. ¾ der erstellten Häuser sind verkauft, und davon die Hälfte schon ganz abbezahlt. — Für Miethwohnungen zahlen die Familien 84 bis 110 Mk. Miethe pro Jahr. —

Seit vielen Jahren besteht ein Mädchenheim in Arlen, für etwa 40 Mädchen eingerichtet. — Die Mädchen zahlen für Unterhalt und Wohnung 50 Pf. pro Tag. — Eine gleiche Anstalt für vorerst 6 Mädchen ist in Rielasingen erstellt und wird vergrößert auf ca. 30 Betten. — Die Mehrkosten werden von einem besonderen Fond der Fabrik bestritten. — Die Anstalten sind stets voll besetzt und werden von den Mädchen gerne benützt. — Die meisten der Mädchen haben Guthaben in der Sparkasse — der Gesammtbetrag ist nach dem letzten Abschluß 10,635 Mk. und konnten außerdem noch ca. 1900 Mk. für ihre Eltern und Angehörigen erübrigen.

Im letzten Jahre wurde beschlossen, allen Arbeitern, die seit wenigstens fünf Jahren in der Fabrik beschäftigt sind, Dienstjahrs-Gratifikationen zu geben, und zwar erhält jeder männliche Arbeiter nach 5 Dienstjahren 20 Mk., welcher Betrag sich für jedes weitere Dienstjahr um 3 Mk. steigert, so daß der Arbeiter mit 20 Dienstjahren 65 Mk. erhält; die Arbeiterin dagegen erhält nach den ersten 5 Dienstjahren 16 Mk. mit einer Steigerung von 2 Mk. für jedes weitere Dienstjahr, und nach 20 Dienstjahren also 46 Mk. Der Betrag wird dem Arbeiter nicht ausbezahlt, sondern der Sparkasse überwiesen und zinstragend angelegt, gegen Aushändigung eines Sparkassenbuches auf den Namen des Arbeiters. Das Kassenbüchlein enthält die ausdrückliche Bedingung vorgedruckt, daß der Inhaber nur mit Einwilligung der Fabrikleitung über dieses Guthaben verfügen kann. — Im Falle des Austritts aus der Fabrik, bei Unglück, Tod oder Verheirathung wird der Betrag des Guthabens sofort ausbezahlt. — Nach angestellten Berechnungen kommt der Arbeiter, der die jährlichen Einzahlungen auflaufen läßt, bei 4 % Verzinsung nach 45 Dienstjahren in den Besitz eines Guthabens von ca. 5000 Mk., während die Arbeiterinnen unter den gleichen Bedingungen nach 45 Dienstjahren ca. 3600 Mk. besitzen würden. — Das Guthaben der Arbeiter mit 21 und mehr Dienstjahren beträgt jetzt im 2. Jahre 131 Mk., dasjenige der Frauen 93 Mk. Die Arbeiterfamilien in Arlen sind, solange sie kleine Kinder haben, vermöge der Zulagen, die sie erhalten, vor Noth geschützt; es ist ihnen ermöglicht, Besitzer eines Hauses zu werden, und mit 60 Jahren können sie, unabhängig von ihren eigenen Ersparnissen, in den Besitz eines Kapitals gelangen.

Wer diese Mittheilungen liest, wird sich des stillen Wunsches nicht erwehren können, daß es doch recht viele solcher Arbeitgeber geben möchte, die ein Herz haben für ihre Arbeiter und uneigennützig genug sind, zum Wohl ihrer Arbeiter jedes Opfer zu bringen. Die Arbeiterfrage würde bald eine friedliche Lösung finden.

(Blätter für das Armenwesen.)

Der Verein zur Besserung entlassener Strafgefangenen zu Berlin

hat am 27. v. Mts. im Bürgersaal des Rathhauses hierselbst seine diesjährige Generalversammlung abgehalten.

Den Bericht über die Thätigkeit des Vereins im vergangenen Jahre erstattete der Vorsitzende, Wirkliche Geheime Ober-Justiz-Rath a. D. De. Starke.

Im Laufe des letzten Geschäftsjahres sind danach von Seiten der staatlichen Behörden Anregungen zu einer den gesammten preußischen Staat umfassenden Organisation der Fürsorge für entlassene Strafgefangene gegeben worden; die Verhandlungen über diesen Punkt sind jedoch noch nicht zu Ende geführt. Ferner wird jetzt den Strafentlassenen der Arbeitsverdienst nicht immer bei der Entlassung ausgehändigt, sondern, um Mißbrauch zu verhüten, den Kommunalverbänden, Vereinen u. s. w. übersandt, welche sich mit dem Entlassenen in Verbindung setzen.

Beschäftigung nachgewiesen erhielten im letzten Geschäftsjahre 3528 Strafgefangene von 4455, welche sich an den Verein wandten, und zwar 3543 erwachsene und 912 jugendliche.

Den Kassenbericht erstattete alsdann der Geheime Justiz-Rath Dr. Wirth. Der Verein hatte hiernach im verflossenen Jahre an Einnahmen 46 000 Mk. in Effecten und 46 560.92 Mk. in Baar, an Ausgaben 45 621,90 Mk. zu buchen.

Besonders erfreulich ist, daß von den in Arbeit gebrachten Pfleglingen für die ihnen zur Beförderung auf der Eisenbahn, für Arbeitsgeräth u. a. gewährten Unterstützungen Rückzahlungen in Höhe von 11 694,31 Mk. erfolgt sind.

Besondere Erwähnung verdient ein Legat von 10 000 Mk., welches der Rentier Rudolf Springer dem Verein machte.

Zum Schluß entrollte Kaufmann Bischoff, der Dirigent des Arbeitsnachweise-Bureaus, ein fesselndes Bild von dem Leben und Treiben in diesem Bureau während eines Tages.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 18. November 1896. Nr. 47.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: Am 1. November 1895 verbliebene Kranken und Siechen.	Summa: Der Krankenverpflegungstage im October 1896.	Zahl der durch verpflegten Kranken.
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1896	48			
	Zugang pro . .	18			
		66			
	Abgang . . .	19			
	Bleibt Bestand	47	47	1 299	70
2.	**Posen:**				
	Bestand am 1. October 1896	46			
	Zugang pro . .	29			
		75			
	Abgang . . .	28			
	Bleibt Bestand	47	47	1 430	90
3	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. October 1896	96			
	Zugang pro . .	5			
		101			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	95	95	2 927	140
4.	**Sternberg** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. October 1896	47			
	Zugang pro . .	33			
		80			
	Abgang . .	37			
	Bleibt Bestand	43	43	1 467	60
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1896	18			
	Zugang pro .	19			
		37			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	20	20	669	50
6	**Werdauen:**				
	Bestand am 1. October 1896	43			
	Zugang pro .	15			
		58			
	Abgang . . .	26			
	Bleibt Bestand	32	32	1 196	54
7.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1896	18			
	Zugang pro . .	21			
		39			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	21	21	582	50
	zu übertragen		305	9 570	514

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: Am 1. November 1895 verbliebene Kranken und Siechen.	Summa: Der Krankenverpflegungstage im October 1896.	Zahl der durch verpflegten Kranken.
	Uebertrag		305	9 570	514
8.	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. October 1896	36			
	Zugang pro . .	33			
		69			
	Abgang . . .	34			
	Bleibt Bestand	35	35	1 186	43
9.	**Landsberg:**				
	Bestand am 1. October 1896	18			
	Zugang pro . .	17			
		35			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	28	28	683	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. October 1896	60			
	Zugang pro . .	15			
		75			
	Abgang . . .	20			
	Bleibt Bestand	55	55	1 741	66
11.	**Tirschau:**				
	Bestand am 1. October 1896	27			
	Zugang pro . .	21			
		48			
	Abgang . . .	22			
	Bleibt Bestand	26	26	699	60
12.	**Juterbog:**				
	Bestand am 1. October 1896.	23			
	Zugang pro .	17			
		40			
	Abgang . . .	17			
	Bleibt Bestand	23	23	725	32
13.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1896	37			
	Zugang pro .	18			
		55			
	Abgang . . .	31			
	Bleibt Bestand	24	24	895	46
14	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1896	33			
	Zugang pro . .	37			
		70			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	43	43	996	60
	zu übertragen		539	16 485	861

Digitized by Google

No	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranke und Siechen.	Summa: Verpflegt 1. Novemb. 1896 verbliebene Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1896.	Zahl der darin verbrannten Krankenbetten.
	Uebertrag		559	16 487	861
15.	**Pritzwalk:**				
	Bestand am 1. October 1896	16			
	Zugang pro	23			
		39			
	Abgang	13			
	Bleibt Bestand	26	26	622	45
16.	**Züllichau i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. October 1896	15			
	Zugang pro	13			
		28			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	10	10	330	40
17.	**Königsberg i. d. Neumark:**				
	Bestand am 1. October 1896	25			
	Zugang pro	15			
		40			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	20	20	713	55
18.	**Züllchau:**				
	Bestand am 1. October 1896	67			
	Zugang pro	47			
		114			
	Abgang	50			
	Bleibt Bestand	64	64	1 984	96
19.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. October 1896	20			
	Zugang pro	16			
		36			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	20	20	632	40
20.	**Greifswald** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1896	27			
	Zugang pro	—			
		27			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	27	27	761	30
21.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1896	30			
	Zugang pro	23			
		53			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	42	42	1 072	80
22.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1896	26			
	Zugang pro	22			
		48			
	Abgang	24			
	Bleibt Bestand	24	24	689	46
23.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1896	23			
	Zugang pro	25			
		48			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	26	26	752	42
24.	**Neusalz a. d. O.:**				
	Bestand am 1. October 1896	26			
	Zugang pro	24			
		47			
	Abgang	17			
	Bleibt Bestand	30	30	827	41
	zu übertragen		828	24 867	1 376

No	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranke und Siechen.	Summa: Verpflegt 1. November 1896 verbliebene Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1896.	Zahl der darin verbrannten Krankenbetten.
	Uebertrag		828	24 867	1 376
25.	**Pleß:**				
	Bestand am 1. October 1896	29			
	Zugang pro	29			
		58			
	Abgang	22			
	Bleibt Bestand	36	36	1 005	52
26.	**Sagan:**				
	Bestand am 1. October 1896	20			
	Zugang pro	21			
		41			
	Abgang	19			
	Bleibt Bestand	22	22	561	36
27.	**Glatz** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1896	12			
	Zugang pro	—			
		12			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	12	12	372	15
28.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1896	5			
	Zugang pro	5			
		10			
	Abgang	4			
	Bleibt Bestand	6	6	188	20
29.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1896	9			
	Zugang pro	9			
		18			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	13	13	331	20
30.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1896	18			
	Zugang pro	18			
		36			
	Abgang	20			
	Bleibt Bestand	16	16	575	30
31.	**Pakosch:**				
	Bestand am 1. October 1896	8			
	Zugang pro	12			
		20			
	Abgang	10			
	Bleibt Bestand	10	10	299	15
32.	**Kalmar:**				
	Bestand am 1. October 1896	17			
	Zugang pro	13			
		30			
	Abgang	14			
	Bleibt Bestand	16	16	337	27
33.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. October 1896	30			
	Zugang pro	—			
		30			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	30	30	930	32
34.	**Genthin:**				
	Bestand am 1. October 1896	16			
	Zugang pro	11			
		27			
	Abgang	16			
	Bleibt Bestand	11	11	334	30
	zu übertragen		1 000	29 799	1 653

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der am 1. Novemb. 1896 verbandenen Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1896.	Zahl der darin verbandenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 000	29 799	1 653
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. October 1896	13			
	Zugang pro . . .	7			
		20			
	Abgang . . .	7			
	Bleibt Bestand	13	13	424	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. October 1896	13			
	Zugang pro . .	12			
		25			
	Abgang . . .	11			
	Bleibt Bestand	14	14	387	29
37.	**Tannenberg:**				
	Bestand am 1. October 1896	30			
	Zugang pro . .	22			
		52			
	Abgang . . .	29			
	Bleibt Bestand	23	23	775	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. October 1896	27			
	Zugang pro . .	6			
		33			
	Abgang . . .	9			
	Bleibt Bestand	24	24	760	50
39.	**Oeynhausen:**				
	Bestand am 1. October 1896	47			
	Zugang pro . .	3			
		50			
	Abgang . . .	50			
	Bleibt Bestand	—	—	279	104
40.	**Lippspringe:**				
	Bestand am 1. October 1896	27			
	Zugang pro . .	—			
		27			
	Abgang . . .	27			
	Bleibt Bestand	—	—	300	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. October 1896	43			
	Zugang pro . .	19			
		62			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	44	44	1 333	45
42.	**Plochingen** in Württemberg:				
	Bestand am 1. October 1896	5			
	Zugang pro . .	5			
		10			
	Abgang . . .	8			
	Bleibt Bestand	2	2	106	15
43.	**Schwäbisch Hall:**				
	Bestand am 1. October 1896	7			
	Zugang pro . .	6			
		13			
	Abgang . . .	3			
	Bleibt Bestand	10	10	277	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. October 1896	36			
	Zugang pro . .	23			
		59			
	Abgang . . .	18			
	Bleibt Bestand	41	41	1 213	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. October 1896	26			
	Zugang pro . .	13			
		39			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	24	24	765	40
	zu übertragen		1 195	36 418	2 122

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der am 1. Novemb. 1896 verbandenen Kranken und Siechen.	Summa: Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1896.	Zahl der darin verbandenen Krankenbetten
	Uebertrag		1 195	36 418	2 122
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. October 1896	21			
	Zugang pro . .	13			
		34			
	Abgang . . .	13			
	Bleibt Bestand	21	21	616	36
	Zusammen		1 216	37 034	2 158

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1896 beträgt 818, davon sind gestorben 58
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 91
geheilt 669
wie vor 818.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. September 1896** . . . 31 Kranke.
Zugang pro **September 1896** . . . . . 48 „
79 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 3 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 11 „
geheilt . . . . . 23 „
37 „

Bleibt Bestand am **1. October 1896:** . . . 42 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 10 Europäer, 19 orientalische Christen, 15 Muhamedaner, 2 Drusen und 2 Juden.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro September 1896 beträgt: 1080.

Poliklinisch wurden 840 Personen behandelt.

Zur Geschichte
des
Cistercienser Jungfrauen-Klosters und Stifts zum „Heiligen-Grabe“
bei Wilsnack in der Priegnitz.

(Fortsetzung.)

Rücksichtlich seiner Verwaltung erfreute sich das Stift der besondern Obhut der Bischofe von Havelberg, die bei der Nähe ihrer Residenz Wittstock, das Kloster, worin sie, sowie die Markgrafen des Rechtes „freien Ablegens„ genossen, mit häufigen persönlichen Besuchen beehrt haben sollen und deren eigene Verehrung des „Heiligen Blutes“ auf das Ansehen des Heiligthums in der Umgegend vortheilhaft einwirkte.

Die specielle Wahrnehmung der Angelegenheit des Klosters lag zunächst einem Probste ob — dem Vorgänger des jetzigen Stiftshauptmanns. Der Probst war ein Weltgeistlicher, bald adeliger, bald bürgerlicher Herkunft. Er genoß als solcher seinen großen Antheil an den genannten Klostereinkünften, und außerdem öfters noch als Pfarrer in fremden Parochien, die er durch Vicare versehen ließ, oder als „Altarist“ von einzelnen in der Kapelle der Klosterkirche errichteten Altäre, erhebliche Einnahmen.

Als Pröbste waren außer mehreren bürgerlicher Herkunft die Familien von Rohr, von Rossow

Mitte 14. Jahrhunderts vertreten, sämmtliche Pröbste finden wir aber bis 1538 namhaft gemacht.

Der Convent bestand anfänglich aus 12 Personen. Die Fähigkeit zur Aufnahme war nicht an die Geburt aus bestimmten Familien geknüpft, wiewohl gewiß den Nachkommen großer Wohlthäter des Stifts auch in Ansehung der Reception ein billiger Vorzug zugestanden wurde. Die reichsten Familien bewarben sich um die Aufnahme ihrer Töchter in die „Schaar der Gott geweihten Jungfrauen", um sie und sich dadurch besonderer Göttlicher Gnade theilhaftig zu machen; denn das Kloster war keine Versorgungs-Anstalt derer, welchen die Ehe keinen andern Beruf anwies — sondern die Einsegnung der Nonne galt eine „geistliche Vermählung mit der Gottheit," der keine weltliche Vermählung an Würdigkeit gleichgeschätzt werden konnte. Daher achtete man für Jungfrauen im Alter der zartesten Kindheit schon dem stillen Klosterleben unwiederruflich gewidmet zu werden, für ein Glück, welches Eltern für ihre Kinder und Brüder für ihre Geschwister mit den größten Opfern an Habe und Gut, wodurch sie der Convent dafür zu bestimmen suchte, als Ziel verfolgen.

Familien, wie die von Rohr, von Quitzow, Edlen zu Putlitz, von Klitzing, von Möllendorff, von Rochow, von Alvensleben u. s. w., welche bei ihrem damaligen großen Güterbesitz das Kloster ausnehmend bereicherten, sahen daher oft einen großen Theil des Convents aus Töchtern ihrer Häuser bestehen.

Um den Convent zur Aufnahme günstig zu stimmen, wurden dem Kloster von solchen Familien reiche Schenkungen gemacht. Besonders finden wir die Töchter des Priegnitz'er Adels im Kloster „Heiligen-Grabe" vertreten.

Dem Convent stand eine Aebtissin und eine Priorin nach den Regeln des Cistercienser-Ordens vor.

Unter den Aebtissinnen und Priorinnen sind in der katholischen Zeit — also bis 1538 — namentlich die Familien von Rohr, von Warlenberg, von Luederitz, von Schepelitz, von Borchhagen, von der Weide, von Klitzing, von Möllendorff, von Rochow, von Alvensleben, vertreten.

Die Priorin Elisabeth von Alvensleben 1538 — und die Aebtissin Anna von Quitzow — 1538 bis 1549 — waren es, unter denen die kirchliche Reformation sich in der Mark zu verbreiten begann.

Die Reformation wurde 1539 schon fast in allen Städten der Priegnitz, außer in Wittstock und Wilsnack, angenommen, und, da kein Zwang angelegt ward, so blieb in der Priegnitz der Katholicismus vorläufig herrschend, besonders durch den Einfluß des Bischofs Busso von Alvensleben, und seinem Vorbilde blieb auch der Convent dem Katholicismus getreu, was selbst soweit ging, daß die Aebtissin sich der Annahme der kurfürstlichen Kirchenordnung 1542 dreist widersetzte.

Mit gleichem Muthe verweigerte sie daneben die Erhebung der allgemeinen Landessteuern zuzulassen, die auf kurfürstlichen Befehl auch von den Unterthanen des Klosters erhoben werden sollten. Diese in einer Zeit, welche so vielen geistlichen Stiften ein Ende machte, um so kühnere Widersetzlichkeit, bewog den Kurfürsten, der sonst die im Bereiche der bischöflichen Herrschaft gelegenen Orte nachsichtig schonte, zu strengen Maßregeln. Der Landeshauptmann der Priegnitz Curt von Rohr, hatte 5000 Gulden der kurfürstlichen Kammer vorgestreckt und es bedurfte dafür eines einträglichen Pfandstückes, woran es bei den damaligen Domainen in der Priegnitz gebrach.

Da nun das Kloster „Heiligen-Grabe" verschmähte, als evangelisches Stift fortzubestehen, so erhielt Curt von Rohr noch im Jahre 1542 den Befehl:

„dasselbe in Besitz zu nehmen und zu sequestriren."

Der Convent wurde bis auf wenige Glieder, die die Annahme der neuen Lehre sich nicht weigerten, ganz aus dem Kloster entfernt.

Nachdem der Bischof Busso von Alvensleben und mit ihm die letzte Stütze des Katholicismus in der Priegnitz dahingesank, gelang es nun den Bemühungen ihrer Familie, die Aebtissin zur Aufgabe ihres beharrlichen Festhaltens an der alten Kirchenreform zu vermögen, worauf der Kurfürst unter der Bedingung, daß die evangelische Kirchenordnung angenommen und die Schuld an Curt von Rohr zur Auslösung der Klosterbesitzungen von dem Convente übernommen werde, der Aebtissin und ihren Jungfrauen nach vorheriger Abbitte wegen ihres Ungehorsams, die Rückkehr in das Kloster gestattet. Vermittler dieser Ausführung zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Convent, wodurch das Kloster seine Herstellung fand, waren die Gebrüder von Quitzow zu Ruhstädt, Stavenow.

Dem Stifte wurden alle früher erworbenen Rechte und Besitzungen vom Kurfürsten belassen, und so kehrte die Aebtissin mit ihren Conventualinnen nach sechsjähriger Abwesenheit — den Dienstag nach Misericordias domini 1548 mit Lob- und Freuden-Lieder in ihr Kloster zurück, und dasselbe wurde in ein

adeliges Fräuleinstift

verwandelt.

Diese Umwandlung in ein evangelisches Stift führte im Kloster manche Veränderungen seiner äußern Verfassung mit sich.

Die Würde eines Probstes war, als entbehrlich, abgeschafft; nur in der neuesten Zeit wurde sie auf wenige Jahre hergestellt, indem das Stift im Jahre 1790 dem Minister der geistlichen Angelegenheiten —

von Wöllaer — die Ehrenwürde eines Ehren-Stiftsprobstes antrug, welche, von diesem angenommen vom Könige Friedrich Wilhelm II. bestätigt ward.

Die weltliche Verwaltung der Stiftsangelegenheiten ging auf einen weltlichen Beamten — den Stiftshauptmann — über. Derselbe nahm in der „Kemnade" oder „Kembde", eigentlich „caminata" — festes Haus — dem frühern Sitze der Pröbste, seine Wohnung. Er ward vom Convent erwählt und vom Landesherrn bestätigt.

Der erste Stiftshauptmann war Hans von Quitzow zu Gottberge von 1552 bis 1576.

Von 1600 bis 1606 werden uns Einer von Scharfenberg und von 1606 bis in den dreißigjährigen Krieg Joachim von Winterfeld als Stiftshauptmänner genannt. Dann übernahm die Hauptmannschaft 1645 Erdmann von Bartkow und nach dessen Tode 1680 Reimar Christof von Karstedt bis 1705. Am 20. Mai dieses Jahres succedirte demselben Christian Ludwig von Rohr auf Holzhausen.

Im Jahre 1722 ertheilte der König dem in der Armee dienenden Lieutenant von Werdeck eine Anwartschaft auf diese Hauptmannschaft, die dem Officier auch 1730 durch den Tod des Herrn von Rohr erledigt wurde.

Der Convent sträubte sich vergebens gegen die Anerkennung des Officiers, der im Militärdienst blieb. Als derselbe 1742 bei Chotusitz als Oberst fiel, bestallte der König unter dem 31. Mai 1742 einen Oberst von Noël, der gleichfalls dienstthuender Officier blieb, zum Nachfolger des Verstorbenen in der Stiftshauptmannschaft, dessen Stellvertreter Joachim Detloff von Winterfeld als „Vicestiftshauptmann" eingesetzt wurde.

Als Oberst von Noël 1745 starb, versäumte letzterer, Herr von Winterfeld, seine Ansprüche rechtzeitig anzumelden, und so begnadigte der König am 7. Januar 1746 den Generalmajor Reimar Julius von Schwerin mit der erledigten Stiftshauptmannschaft. Nachdem dem von Winterfeld gestattet wurde, seine erlangten Ansprüche auf diese Würde abzukaufen, wurden Beide über eine Abstandssumme von 3 500 Thalern einig und nach deren Erlegung der von Winterfeld in die Würde eingesetzt.

Um diese scheinbare Handelsspekulation nicht wieder eintreten zu lassen, hatte der Convent Einsprache gethan, und den König von seiner freien Wahl in Kenntniß setzen lassen, so daß der König bei einem abermals zwischen dem von Winterfeld und einem im sächsischen Militärdienst stehenden Herrn von Rochow getroffenen Veräußerungsvertrage, seine Allerhöchste Genehmigung mit der Erklärung:

„daß der Convent des Stiftes künftig wieder „freie Wahlgerechtigkeit in Ansehung seines „Stiftshauptmannes ausüben solle —"

versagte.

Die Stiftshauptmannschaft war sehr einträglich hatte zwar auch viele Zahlungen und Gehalte zu leisten, so daß dem ungeachtet noch ein sehr erhebliches Einkommen verblieb. Die Stellung des Hauptmanns änderte sich jedoch in Folge der neuen Einrichtung, welche König Friedrich Wilhelm I. bei seiner Sparsamkeit und Einfachheit der Lebensweise, dem Stifte gab, nachdem er 1714 bei einem Besuche im „Heiligen-Grabe" den Aufwand mit Entrüstung kennen gelernt hatte und hierbei geäußert haben soll:

„So was convenirt sich vor die Frölens nicht."

In Folge der Klagen von Stiftsdamen vor dem Könige in Betreff dieses Aufwandes und ihrer gegenstehenden dürftigen Lebensweise, ließ der König durch eine Kommission die Angelegenheit reguliren, und sowohl die Besoldung des Klosterhauptmannes auf ein Gewisses fixiren, als auch die Statuten neu entwerfen.

Die Statuten sind ein Denkmal des frommen Sinnes dieses Fürsten. Es heißt darin unter Anderem:

„Weil denn das vornehmste in dergleichen „Conventen der Gottesdienst ist und sein muß, „so soll fürnehmlich über denselben gehalten und „dahin gesehen werden, daß der Allmächtige, all„sehende und allgegenwärtige Gott nicht aus „eitler Gewohnheit, dem Munde und Lippen „allein, sondern aus Herzensgrunde in wahrem „Glauben auf das vollkommene Verdienst unsers „Erlösers Jesu Christi, jedesmal andächtig ange„betet und demüthig verehrt werde."

Es folgt nun eine specielle Anweisung, wie die täglichen Betstunden zu halten seien, und in dringlichen Worten wird zur Sparsamkeit aufgefordert, jedoch solle insonderheit Domina und die Conventualinnen für die Armuth zu allererst sorgen, dieselbe nach Zustand und Vermögen des Klosters begeben und dadurch

„des Herrn reichen Segen auf sich und das „Kloster herzuleiten."

(Fortsetzung folgt.)

Die municipalen Arbeitsnachweisstellen in Paris.

In dem Journal de la Société de Statistique de Paris (Nr. 9, September 1896) ist ein Aufsatz von Eugène Charbonnel über „Le Placement gratuit par les Bureaux municipaux à Paris" veröffentlicht, aus dem in Nachstehendem bei dem Interesse, welches sich auch in Deutschland der gemeindlichen Arbeitsvermittelung zuwendet, Einiges mitgetheilt werden soll.

Schon 1848 hatte man in Paris den Versuch gemacht, in jeder Mairie für das zugehörige Arrondissement eine unentgeltliche Arbeitsnachweisstelle einzurichten. Der Versuch mißlang damals, und erst 39 Jahre später, am 15. Juli 1887, nahm ihn die Municipalität des achtzehnten Arrondissements wieder auf, diesmal mit gutem Erfolg für ganz Paris. Von

Digitized by Google

den 20 Arrondissements der Stadt haben seit 1887 (bis zum December 1895) weitere 14 Arbeitsnachweisstellen nach dem Vorgang des achtzehnten Arrondissements eingerichtet, in zwei Arrondissements erfüllen private Wohlthätigkeitsinstitute mit dem Sitz in der Mairie die gegebene Aufgabe, sodaß nur noch in drei Arrondissements municipale Arbeitsnachweisstellen fehlen; wie es scheint, weil in ihnen besondere örtliche Verhältnisse das Bedürfniß weniger hervortreten lassen.

Am deutlichsten kommt der erfreuliche Erfolg in der zunehmenden Zahl der nachgewiesenen Arbeitsstellen zum Ausdruck, die sich im Jahre 1887 auf 662, im Jahr 1895 auf 27 751 belief und auch bei den einzelnen Bureaux von dem Jahr der Einrichtung an eine entsprechende, fast durchweg ununterbrochen fortlaufende Steigerung aufweist.

Welche finanzielle Wohlthat diese unentgeltliche Stellenvermittelung gegenüber der Vermittelung durch Privatbureaux den mit Arbeit versorgten Personen zugewendet hat, bringt der Verfasser durch folgende Berechnung zur Anschauung. Die Privatbureaux verlangen durchschnittlich 10 Fr. für eine Vermittelung. Die Wahl der im Ganzen seit 1887 durch die 14 municipalen Bureaux — über das 15. erst 1895 errichtete konnten Angaben noch nicht gemacht werden — vermittelten Anstellungen beträgt 127 712, für welche von den Angestellten an Privatbureaux mithin 1277120 Fr. als Gebühren zu zahlen gewesen wären.

Und dieses bedeutende Resultat ist mit einem verhältnißmäßig sehr geringen Aufwand von Kosten erreicht worden. Die 14 Bureaux verwenden durchschnittlich je 2500 Fr. jährlich, zusammen also 35000 Fr. Seit 1887 beziffern sich die Kosten im Ganzen auf 205000 Fr. Die Deckung erfolgt theilweise durch einen Zuschuß seitens des Conseil municipal in Höhe von je 1000 bis 3000 Fr. — In mehreren Arrondissements hat die Municipalität die Kosten ganz auf sich genommen, in anderen ist die Generosität von Privatpersonen angerufen worden, welchen letzteren dann in der Regel ein Aufsichtsrecht eingeräumt wurde, dessen Ausübung durch eine Commission, fast immer mit dem Maire des Arrondissements als Vorsitzendem, erfolgt. — In einzelnen Arrondissements nimmt man auch zu Wohlthätigkeitsfesten und Bazaren seine Zuflucht, in zweien erhält das Bureau einen kleinen Zuschuß vom Minister des Innern. Die Leitung der Bureaux, die theils den ganzen Tag, theils nur in den Abendstunden geöffnet sind, liegt in der Hand besoldeter Beamten, denen in mehreren Fällen Gehilfen beigegeben sind.

Auf die sehr schätzenswerthen Angaben des Verfassers über die in den verschiedenen Bureaux übliche Methode der Vermittelung selbst kann hier nicht eingegangen werden, es sei dieserhalb auf das unmittelbare Studium der lerreichen Arbeit verwiesen.

Ueber die im Jahre 1895 erzielten Resultate sei noch Folgendes kurz mitgetheilt.

Die 14 in Betracht kommenden Bureaux hatten im Ganzen zu registriren 52200 Stellengesuche, 40010 offene Stellen und 27751 vermittelte Anstellungen. Von den eingestellten Personen waren nur 8043 männlichen, dagegen 19708 weiblichen Geschlechts. Dem Berufe nach waren von den 1. männlichen Angestellten: Valets de chambre 90, Cochers et valets de pied 104, Domestiques 40, Concierges 202, Garçons de magasin 682, Hommes de peine 544, Garçons de course 1848, Employés aux écritures 481, Garçons de café 300, Courtiers et Ptaciers 625, Apprentis 1144, Jeunes gens pour le commerce 622, Grooms 86, Divers 1329; von den 2. weiblichen Angestellten: Cuisinières 754, Bonnes 8140, Femmes de ménage 2265, Nourrices 11, Couturières 2682, Lingères 370, Fleuristes 497, Modistes 111, Mécaniciennes 762, Demoiselles de magasin 243, Demoiselles pour courses 295, Caissières 6, Apprenties 904, Diverses 2668.

Nach den vom Arbeitsamt im Jahre 1891 veranstalteten Erhebungen wiesen die 294 privaten Vermittelungsbureaux (gegen Bezahlung) durchschnittlich täglich 1928 nachgewiesene Stellen auf, während 1895 die municipalen Bureaux im Durchschnitt tägtich 2468 Stellen nachgewiesen haben. Der Verfasser hält das letztere Ergebniß noch keineswegs für hinreichend, es könne jedenfalls erhöht werden. Er tadelt namentlich eine gewisse zwischen den einzelnen Arrondissements bethätigte Rivalität. Es sei sehr zu bellagen, daß einzelne Bureaux nur an Personen Stellen nachweisen, die im Arrondissement wohnen. Häufig blieben so offene Stellen in dem einen Bureau unbenützt, für welche in anderen Bureaux Anwärter im Ueberfluß vorhanden waren. Mit Recht empfiehlt er deshalb die Errichtung eines Centralbureaus, zum mindesten aber telephonische Verbindung zwischen den einzelnen Bureaux und gegenseitige Aushilfe zwischen denselben.

Erwähnt sei zum Schluß eine im sechsten Arrondissement getroffene Einrichtung, nach welcher an die durch das Bureau mit Stellungen versehenen Arbeiter nach dreijährigem Verbleiben in der nachgewiesenen Stellung bei guter Führung Sparkassenbücher als Prämien gegeben werden. Es seien bereis 500 Frs. in Prämien von 20 bis 50 Frs. zur Vertheilung gelangt, und es scheine diese Methode außerordentlich gute Resultate zu haben.

(Reichs- u. Staatsanzeiger.)

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 o zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 25. November 1896. Nr. 48.

1. Otto Fürst zu Stolberg-Wernigerode, Commendator seit 1867, † zu Wernigerode 19. November 1896.
2. Carl von Voss, Regierungs-Rath a. D., auf Klein-Boschpol bei Groß-Boschpol in Pommern, Ehrenritter seit 1874, † zu Klein-Boschpol 11. November 1896.
3. Richard von Schöning, Rittmeister a. D. und Majoratsbesitzer, auf Succow bei Doelitz in Pommern, Ehrenritter seit 1894, † zu Succow 13. November 1896.

Zur Vervollständigung der Ordensliste.

Die durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 4. August d. J. neu ernannten 57 Ehrenritter des Johanniter-Ordens sind wie folgt beigetreten:

I. Direct der Ballei Brandenburg:

1. Tassilo von Schouler, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment von Manstein (Schleswigschen) Nr. 84,
2. Bruno von Zelewski-Hackebeck, Hauptmann und Compagnie-Chef im Füsilier-Regiment Graf Roon (Ostpreußischen) Nr. 33,
3. Clemens Freiherr von Zedlitz und Neukirch, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland, zu Berlin,
4. Bernhard von Brançoni, Major und Compagnie-Chef im Brandenburgischen Train-Bataillon Nr. 3,
5. Ludwig von Boehn, Major in der 1. Ingenieur-Inspection,
6. Georg Freiherr von Bock, Hauptmann und Compagnie-Chef im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2,
7. Elgar von Busse, Major und Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment von Winterfeldt (2. Oberschlesischen) Nr. 23,
8. Victor von Kuczkowski, Hauptmann und Compagnie-Chef im Grenadier-Regiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesischen) Nr. 11,
9. Albrecht von Alvensleben, Premier-Lieutenant a. D., zu Erxleben I., Kreis Neuhaldensleben,
10. Conrad von Levetzow, Premier-Lieutenant a. D., zu Weimar,
11. Magnus von Reinhard, Hauptmann à la suite des Magdeburgischen Füsilier-Regiments Nr. 36,
12. Friedrich von Hertell, Major und Escadron-Chef im Magdeburgischen Husaren-Regiment Nr. 10,
13. Franz Nowina von Arx, Major und Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment Nr. 131,
14. Friedrich von Woyna, Hauptmann und Compagnie-Chef im Badischen Leib-Grenadier-Regiment Nr. 109,
15. Roman Freiherr von Maydell, Stabs-Capitain im Kaiserlich Russischen Leib-Garde-Semenowschen Regiment, zu St. Petersburg.

II. Den Genossenschaften der Ballei Brandenburg:

a) Der Preußischen Provinzial-Genossenschaft:

Hans von Muellern, Rittmeister a. D. und Kammerjunker, auf Soßnow, Kreis Flatow i. Westpr.

b) Der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Max von Diringshofen Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regiment Herzog von Holstein (Holsteinschen) Nr. 85,
2. Wilkin Graf von Bredow, Hauptmann a. D., auf Görne bei Friesack.

c) Der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Werner Freiherr von Senden, Premier-Lieutenant der Reserve des 1. Garde-Dragoner-Regiments Königin von Großbritannien und Irland, Gestüt-Director, zu Zirke,

2. Carl von Pachelbl-Gehag, Rittmeister und Escadron-Chef im Husaren-Regiment von Zieten (Brandenburgischen) Nr. 3,
3. Bernhard von Wolden, Rittergutsbesitzer, auf Rauden bei Damen in Pommern,
4. Werner von Weiher, Landrath, zu Rummelsburg in Pommern.

d) Der Posenschrn Provinzial-Genossenschaft:

1. Carl Graf von Sponeck, Oberstlieutenant und Commandrur des 2. Leib-Husaren-Regiments Kaiserin Nr. 2,
2. Heinrich von Heydebrand und der Lasa, Kammerjunker und Rittergutsbesitzer, auf Schloß Storchnest, Kreis Lissa in Posen,
3. Dr. jur. Adolph von Staff, Rittmeister der Landwehr-Cavallerie und Ober-Landes-Gerichtsrath, zu Posen.

e) Der Schlesischen Provinzial-Grnossenschaft:

1. Friedrich von Paczenski und Tenczin, Major und Bataillons-Commandeur im Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgischen) Nr. 8,
2. Ernst Graf von Seherr-Thoß, Rittmeister der Nrserve des Regiments der Gardes du Corps, auf Steinseifersdorf bei Reichenbach in Schlesien,
3. Hinko Freiherr von Lüttwitz, Major im Infanterie-Regiment von Wittich, (3. Hessischen) Nr. 83 und Adjutant beim General-Commando, XI. Armee-Corps,
4. Dr. jur. Adolph von Seidlitz, Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments von Arnim (2. Brandenburgischen) Nr. 12, Regierungsassessor a. D. und Majoratsbesitzer, auf Habendorf, Kreis Reichenbach,
5. August Graf von Pückler, Lieutenant der Reserve des Husaren-Regiments König Wilhelm I. (1. Rheinischen) Nr. 7 und Regierungsassessor, zu Breslau,
6. Walther von Carnap, Rittmeister a. D., auf Ktrin-Muritsch bei Obernigk in Schlesien.

f) Der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft:

1. Bollrath Graf zu Stolberg-Roßla, Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Garde-Ulanen-Regiment,
2. Hermann Graf zu Waldeck und Pyrmont, auf Kriegstedt bei Lauchstedt, Provinz Sachsen,
3. Georg von Geldern-Crispendorf, Hauptmann und Batterie-Chef im Magdeburgischrn Feld-Artillerie-Regiment Nr. 4,
4. Wilhelm Freiherr Grote, Prrmier-Lieutrnant der Reserve des Husaren-Regiments Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg (2. Hessischen) Nr. 14 und Rittergutsbesitzer, auf Wedesbüttel bei Meine in Hannover.

g) Der Schleswig-Holsteinschen Provinzial-Genossenschaft:

Hans von Minckwitz, Hauptmann und Compagnie-Chef im Infanterie-Regimrnt Graf Bose (1. Thüringischen) Nr. 31.

h) Der Hannoverschen Provinzial-Genossenschaft:

1. Arndt von Papr, Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer, auf Heoensen bei Hardegsen in Hannover,
2. Alexander Graf zu Münster, Rittmeister der Reserve des Regiments der Gardes du Corps, zu Derneburg in Hannover.

i) Der Westfälischen Prooinzial-Genossrnschaft:

1. Hoimar von Ditfurth, Hauptmann und Compagnie-Chef im 8. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 45,
2. Gustav Fürst zu Brntheim-Tecklenburg, Major à la suite der Armee, zu Rheda,
3. Wilhelm Freiherr von Ledebur, Premier-Lieutenant der Landwehr-Cavallerie und Landrath, zu Lübbecke,
4. Friedrich von Biebahn, Hauptmann à la suite des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments Nr. 1, Gouverneur des Erbprinzen und des Prinzen Moritz zu Schaumburg-Lippe, Durchlauchten, zu Bückeburg.

k) Der Rheinischen Provinzial-Genossrnschaft:

Wilhelm Carl Graf von Bylandt Baron zu Rheydt, Rittmeister und Flügel-Adjutant Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen.

l) Der Genossenschaft im Königreich Württemberg:

1. Egenolf Freiherr Roeder von Diersburg, Oberstlieutenant z. D. und Landwehr-Bezirks-Commandeur, zu Karlsruhe in Baden,
2. Victor Freiherr von Maydell, zu Stuttgart,
3. Dr. jur. Franz Freiherr von Koenig-Fachsenfeld, Königlich Württembergischer Lieutenant der Reserve des Dragoner-Regiments „Königin Olga" (1. Württembergischen) Nr. 25 und Geheimer Legations-Secretair, zu Stuttgart,
4. Max von Stutterheim, Lieutenant der Landwehr, zu Wien.

Digitized by Google

5. Hans Friedrich Graf von Mülinen, Oberförster, zu Bern in der Schweiz.

m) Der Genossenschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz:

1. Max von Blücher, Lieutenant a. D., zu Groß-Varchow in Mecklenburg,
2. Willy von Haeseler, Generallieutenant z. D., zu Schwerin in Mecklenburg,
3. Carl von Rüts, Lieutenant a. D., zu Schwerin in Mecklenburg.

n) Der Hessischen Genossenschaft:

1. Thilo von Linsingen, Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 81 und Adjutant der 42. Infanterie-Brigade,
2. Ernst Freiherr von Buttlar-Ziegenberg, Lieutenant der Reserve des Infanterie-Regiments von Wittich (3. Hessischen) Nr. 83, zu Witzenhausen in Hessen-Nassau,
3. Adolf von Buttlar, Hauptmann a. D., zu Hanau am Main.

o) Der Genossenschaft im Königreich Sachsen:

1. Traugott Graf von Pfeil und Klein-Ellguth, Hauptmann und Compagnie-Chef im Königlich Sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 Kaiser Wilhelm König von Preußen,
2. Richard von Schlieben, Königl. Sächsischer Geheimer Regierungsrath, zu Dresden.

p) Der Genossenschaft im Königreich Bayern:

Ernst Freiherr von und zu Aufseß, Second-Lieutenant der Reserve des Königl. Bayerischen 4. Chevaulegers-Regiments, Kammerjunker und Bezirks-Amts-Assessor, zu Forchheim in Bayern.

Zur Geschichte
des
Cistercienser Jungfrauen-Klosters und Stifts zum „Heiligen-Grabe“
bei Wilsnack in der Priegnitz.

(Fortsetzung.)

Der Stiftshauptmann ist der beständige Deputirte des Stiftes und Vorstand desselben. Die Justiz wird durch einen Rechtsgelehrten unter Leitung des Stiftshauptmannes verwaltet und ist demselben zu untergeordneten Dienstverrichtungen ein Stifts-Sekretär zugegeben.

Zwei aus der Ritterschaft gewählte Kuratoren bilden die Stelle eines erblichen Patronats; ihre Befugnisse sind jedoch nicht so groß, wie das Patronat, welches über „Heiligen-Grabe“ dem Landesfürsten angehört, es mit sich bringt.

Die Namen der evangelischen Prediger des Klosters „Heiligen-Grabe“ von circa 1549 an übergehen wir.

In Rücksicht auf die Würdenträgerinnen im Convent brachte die Formation zunächst nur eine Veränderung der Bezeichnung der Aebtissin in „Domina“ mit sich. Sie wurde am Sarge ihrer Vorgängerin oder doch spätestens vier Wochen nach dem Tode vom Convent gewählt, welches Recht jedoch dem Conoente durch die Allerhöchste Cabinetsordre vom 4. October 1876 entzogen worden ist, und Se. Majestät sich vorbehielten, die Aebtissin zu ernennen, weil die Einfügung der wohlthätigen Anstalten in den Organismus des Stiftes eine Aenderung in diesem Punkte wünschenswerth erscheinen ließ.

Während früher die Conventualinnen theils vom Landesfürsten ernannt, theils vom Convent aufgenommen wurden — indem die adeligen Familien ihre Töchter oft noch in ganz jungen Jahren gegen bedeutende Geldzahlungen zur künftigen Aufnahme einschreiben ließen, so hat auch diese Befugniß aufgehört, und Se. Majestät Sich in Folge Allerhöchster Cabinetsordre die Besetzung selbst vorbehalten.

Die Vorschläge hierzu ressortiren dem Königlichen Ministerium des Innern, oder es erfolgt die Besetzung durch Allerhöchsteigene Entschließung.

Die Priorin verblieb neben der Domina als eine Gehilfin, beziehungsweise Stellvertreterin der letzteren, welche daher auch von der Domina dem Convent zur Wahl in Vorschlag gebracht wird.

In neuerer Zeit stellte König Friedrich II. den Titel „Aebtissin“ für die Vorsteherin des Convents — der besonders verehrungswerthen und auch vom Könige persönlich hochgeschätzten Dame, der Domina von Winterfeld wieder her.

Am 12. November 1720 wurde die Conventualin Julianne Dorothea Edle zu Putlitz, die nicht einmal als Conventualin durch Wahlbeschluß aufgenommen, sondern durch die Gnade der Königin, vermöge des zum ersten Male dabei geübten Rechtes der primae preces in den Conoent gekommen war, zum großen Verdruß des letzteren, der Domina von Jargard mit der Hoffnung zur Nachfolge adjunctirt. Als diese darnach Domina geworden war, stellte der Convent durch Wahlbeschluß das Fräulein Christine Charlotte von Einsiedeln zur Vice-Domina auf.

In den Reihen der Domina des Stiftes folgten der „von Quitzow“: Ursula von der Schulenburg, Luna von Königsmarck aus Köln (stirbt 1581), Anna von Rintlorff aus Flessow (stirbt 1610), Ilsabe von Kapellen aus Mankmus (stirbt 1635). Während der letzteren 25 jährigen Amtsführung hatte sie einen großen Theil der Lasten und Leiden des dreißigjährigen Krieges zu tragen.

Ihre Nachfolgerin — Elsa von Wartenberg aus Nebelin — erlebte die traurige Verwüstung des Stiftes, sah 1636 die Gebäude der Hauptmannschaft oder die „Kembde“ in Flammen aufgehen und sich

Digitized by Google

gezwungen, mit den 46 dem Kloster angehörigen Personen dasselbe zu verlassen. Die Kostbarkeiten, Urkunden und Briefschaften des Klosters schickte sie nach Hamburg, von wo dieselben zum Theil niemals zurückgekehrt und viele der älteren Urkunden eingebüßt sind. Die Domina selbst begab sich mit ihrem zahlreichen Gefolge nach Wittstock, wo sie 1637 mit dem größten Theil ihrer Conventualinnen ein Opfer der damals hier wüthenden Pest wurde.

Anna von Rathenow aus Plönitz (stirbt 1663) sammelte um 1645 die zerstreuten Conventualinnen wieder und sorgte mit dem Beistande des zum Stiftshauptmann erwählten Hans Erdmann von Bertikow für die Herstellung des Stifts und seiner Besitzungen. Damals entstanden wahrscheinlich auch zuerst die Wohnungen der Conventualinnen außerhalb des eigentlichen Klostergebäudes.

Ihr folgten Elisabeth von Eimbeck, 1665, Anna Dorothea von Munthen — unter welcher 1673 ein eigenes Wohnhaus für den Klosterhauptmann wieder aufgerichtet wurde —, Hedwig Maria von Wittstruck aus Berlit, und 1707 Maria von Jagard.

Unter der Letzteren erhielt das Kloster am 7. November 1714 seine Statuten vom Jahre 1710; sie selbst feierte 1713 ihr klösterliches Jubeljahr und es ward ihr durch Se. Majestät Befehl Julianne Dorothea Freiin Gans Edle zu Putlitz beigegeben, welche mit vielen Widerwärtigkeiten im innerlichen Leben des Klosters zu kämpfen hatte und 1732 verstarb.

Ihr folgten Christine Charlotte von Einsiedeln aus dem Hause Fatenrode im Mansfeld'schen (stirbt 1740) und die nachmalige Aebtissin Julianne Auguste Henriette von Winterfeld aus dem Hause Schmarsow in der Uckermark. Sie hatte in besonderer Gnade bei Hofe gestanden, so daß ihr 1743 nicht nur die Würde einer Aebtissin zu Theil wurde, sondern ihr auch zu der schwarzen wollenen Kleidung, welchen die Conventualinnen mit weißem Halskragen und weißer Schärpe trugen, der Schmuck eines Ordenskreuzes verstattet, welches an einem gris-de-lin farbenen, mit Silber eingefaßtem Bande getragen wird, — weiß emaillirt, mit Gold eingefaßt und auf der einen Seite mit den Worten in goldenen Buchstaben auf goldenem Grunde

„par grace"

und an den vier Ecken mit dem gekrönten Namenszug des Königs versehen ist; auf der andern Seite aber in der Mitte mit der Inschrift:

„pour la Conservation de la maison royale"

und in den Ecken mit vier Paar zum Gebet aufgehobenen Händen.

Im Jahre 1776 wurde diesem Kreuze auf den Antrag der Aebtissin auch noch ein auf der linken Brust im Kleide gestickter Stern hinzugefügt, welchen die jedesmalige Aebtissin und die wirklich zur Hebung gekommenen und eingeführten Stiftsdamen zu tragen berechtigt wurden.

Dieser Allerhöchstgenehmigte Stern erhielt die Umschrift „Par Grace 1776" und in dem runden Felde den gekrönten Namenszug „F. R."

Am 16. December 1790 wurde dem Stiftshauptmann bewilligt, den Orden anzulegen.

Durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 8. October 1847 wurde den Stiftsdamen statt des bisherigen Stifts-Ordens das alte

„Ordenszeichen des heiligen Grabes zu Jerusalem"

verliehen. Dasselbe besteht aus einem achteckigen silbernen Stern mit 5 rothen Kreuzen. Die Aebtissin trägt einen goldenen Stern. An einem breiten schweren Ordensbande mit Silberstreifen an dem Rande, das von der rechten Schulter zur linken Hüfte hinabreicht, werden noch 5 rothe Kreuze getragen. Bei festlicher Gelegenheit wird ein weiter, weißer bis auf die Füße reichender Schleier angelegt.

Die Aebtissin von Winterfeld verstarb, nachdem sie über 50 Jahre dem Stifte vorgestanden, am 14. December 1790, worauf die Wahl des Convents auf Magdalena Maria Rosina von Quitzow aus dem Hause Kuhlsdorf fiel, welche 1730 eingekleidet, seit 1741 Conventualin gewesen und 76 Jahr alt, am 4. Juni 1802 verstarb.

Sie hatte zur Nachfolgerin ihre Schwester Eleonore Elisabeth von Quitzow 1802 als Domina, nachdem sie 1730 eingekleidet, am 4. Februar 1800 Priorin geworden war. Sie verstarb am 1. Juni 1816 im Alter von 85 Jahren und hatte Henriette Wilhelmine Elisabeth von Steinwehr als Aebtissin zur Nachfolgerin. Nach ihrem am 13. Mai 1843 erfolgten Tode ward Catharina Elisabeth Auguste Erneſtine Luise von Schierstedt Aebtissin.

Die ursprüngliche Anzahl der 12 Nonnen außer der Domina oder Aebtissin wurde vermuthlich schon im 14. Jahrhundert verdoppelt und diese Anzahl von 25 Mitgliedern des klösterlichen Convents, einschließlich der Aebtissin, bezüglich Domina und der Priorin blieb bis in das 17. Jahrhundert fortbestehen.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurden an die Stelle der Jüngsten, Major Präbenden gesetzt, wodurch der Convent auf 25 Mitglieder exclusive der Domina anwuchs. Von diesen 25 Conventualinnen hatten 23 volle Hebungen oder Major-Präbenden, und jede ihre eigene Wohnung.

Die beiden anderen genossen nur Minor-Präbenden, welche aus einer geringeren jährlichen Geldhebung bestanden, und womit keine Naturalvortheile und keine eigene Wohnung verbunden waren, wurden indessen bei ihrem Antritte nach einem Probejahre förmlich eingekleidet und eingeschrieben. Sie rückten nach der Reihenfolge in erledigte höhere Präbenden.

Die Statuten von 1714 vermehrten diese Minor-Präbenden um zwei neue. Unter dem 25. December

Digitized by Google

1758 und 26. April 1760 wurden auf Vorschlag des Ober-Consistorii bei Hofe vier neue halbe Präbenden beim Stifte errichtet, und 1773 sogar noch die 32. Stelle hinzugefügt.

Die Präbenden der Stiftsdamen bestanden bis in das 18. Jahrhundert größtentheils aus Naturalien und nur aus sehr geringer Geldhebung, wozu die Domina einen kleinen Theil hergab, und der Stiftshauptmann Fleisch vertheilte.

Die Domina bezog in Allem eine doppelte Portion und Dienstgelder aus Sarnow. Wolle, Leinen u. drgl. erhielten sämmtliche Damen noch außerdem. Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurden diese Naturalerhebungen jedoch allmählig mehr und mehr in Geldhebungen verwandelt.

Zur wirklichen Einkleidung und zu dem Genuß einer Präbende im Stift ist nach einer Königlichen Verordnung vom 15. Juli 1771 sowohl bei dem vom Könige Expectiorirten, als bei den durch „Einschreiben" von Seiten des Stiftes zur Ascension gelangenden Personen das zurückgelegte 15. Lebensjahr erforderlich; jedoch treten die früher berechtigten, nur wegen nicht vollständigen Alters ausgeschlossenen Personen, wenn sie das Alter erreicht haben, den ihnen inzwischen „vorgetretenen", sowohl rücksichtlich der Revenuen, als der Wohnung, wieder vor.

Von bemerkenswerthen Veränderungen in den früheren Besitzungen des Klosters, die sich mit den Zeiten der Reformation ereignet hatten, ist nur erwähnenswerth, daß Georg von Rohr und Caspar Köne von Burghagen am 9. November 1650 dem Kloster die Feldmark Bettenhagen verkauften. Dieser Verkauf hatte wegen der Lehnverhältnisse einige unbedeutende Conflikte 1710 zur Folge, die jedoch in befriedigender Weise gelöst wurden.

„Heiligen-Grabe" ist von den noch gegenwärtig bestehenden vier Klöstern: Stepnitz, Lindow, Zehdenick — zwar nicht das älteste, aber das bedeutendste. Es liegt in einem von Bächen und Teichen durchzogenen und von mannigfaltigen Waldgruppirungen umgebenen Wiesenthale und abgeschieden von der Außenwelt. Jede der beiden Städte Pritzwalk und Wittstock ist zwei Meilen vom Kloster entlegen; selbst das Dorf Techow liegt noch eine ziemliche Strecke vom Kloster entfernt und durch Gärten davon getrennt. Diese umschließt eine weitausgedehnte Klostermauer mit dem Klostergebäude, mehreren Wohnhäuseen der Conventualinnen — welche letztere beim Eintritt in's Kloster selbst aus ihren Mitteln hatten erbauen müssen, — der Stiftshauptmannschaft, der Klosterkirche, der „Heiligen-Grabes"-Kapelle, dem Klosteroorwerk und anderen Gebäuden.

Die Gebäude des alten Klosters zum „Heiligen-Grabe" sind sehenswerth und dürften wohl merkwürdiger als die den Freunden vaterländischer Alterthümer gewöhnlich bekannten Ruinen von Lehnin und Chorin sein, denn „Heiligen-Grabe" ist das einzige Kloster in der Kurmark, dessen Gebäude noch vollständig erhalten sind — aber, wie schon erwähnt, zum Theil nach dem dreißigjährigen Kriege wegen der stattgehabten Zerstörung und Brand — haben neu erbaut, bezüglich in Stand gesetzt werden müssen, daher die meisten gleichsam nach Einem Plane angelegt erscheinen.

Das älteste Gebäude ist die den Hauptgebäuden des Klosters abgesonderte Grab-Kapelle. Die in der Sage erwähnten zwölf Nonnen aus dem Cistercienser-Kloster Neuendorf in der Altmark ließen sich zunächst im Dorfe Techow nieder und bauten über den Ort, wo das „Heilige Blut" seine Wunder that, diese Kapelle, und bildeten darin das „Heilige-Grab" nach. Sie ist von außerordentlicher Höhe und ungewöhnlicher Ausdehnung. Aeußerlich ist sie von schönen Giebeln geziert. Im Innern der Kapelle ist in den Außenwänden der Chöre durch sehr alte Malerei die Legende bildlich dargestellt, wie der Jude aus Meißen die geweihte Hostie aus der Kirche zu Techow stahl, wie er sie auf der Stelle, wo jetzt die Kapelle, ehemals aber ein Galgen stand, zerrieb und blutend unter Schmähungen einscharrte, wie die Schlauheit eines Pritzwalker Bürgers, als Geistlicher verkleidet, dem Juden das Geständniß der Frevelthat ablockte, wie der Jude dann hingerichtet, die Hostie aber von Pritzwalk mit großem Gepränge nach ihrem Fundort zurückgebracht wurde, wie der Bischof Heinrich von Havelberg von seinem in die Wunderkraft der Hostie gesetzten Zweifel durch eine Krankheit, welche ihn beim beabsichtigten Vorbeiziehen vor dieser Stelle überfiel, und hier des Heiligthums zu gedenken zwang, durch die Kraft des „heiligen Blutes" geheilt wurde —, wie der Markgraf Otto der Lange, indem er ein Jagdschloß statt eines Klosters hier zu errichten beabsichtigte, und von den hier durch Gläubige bereits zusammengebrachten Opfern seine Tafel bestellen ließ, durch die Verwandlung der Speisen in Blut und durch eine nächtliche Vision zur Gründung des Klosters aufgefordert wurde, u. s. w.

König Friedrich Wilhelm IV. interessirte sich bei seiner Anwesenheit im Stift für den schönen, mittelalterlichen Bau; er ließ die Kapelle im Innern würdig restauriren und durch den General-Superintendenten Dr. Hoffmann 1855 in Allerhöchst Seiner Gegenwart neu weihen zum gottesdienstlichen Gebrauch. An der Stelle des „Heiligen-Grabes" erhebt sich nun der Altar der Kapelle.

Das eigentliche Kloster mit der Klosterkirche liegt einige Schritt entfernt von dieser Kapelle, ein Viereck bildend, dessen östliche Seite durch die Klosterkirche, die andern drei Seiten aber durch die ehemaligen Wohnungen der Nonnen und des Convents eingenommen werden. Diese Gebäude umschließen einen geräumigen Klosterhof. Ein breiter Kreuzgang mit schöner Wölbung läuft im Innern des Klostergebäudes an allen vier Flügeln hin und um-

Digitized by Google

giebt zugleich den inneren Klosterhof, die Begräbnißstätte der Nonnen.

Im Innern des Gebäudes sind die Zellen verschwunden; sie sind zu wohnlichen Sälen, Zimmern und Schulräumen für die mit dem Kloster verbundene Erziehungsanstalt ausgebaut. In dem unteren Gange sind einige Begräbnißsteine alter Aebtissinnen und Stiftshauptleute.

Jetzt wohnen die Stiftsdamen meistens in kleinen Häusern hinter dem Kloster und stehen die Zellen, zu denen man früher aus dem oberen Gange kom — zum Theil unbewohnt.

Die Kirche ist ein ebenfalls schön gewölbtes, geräumiges Gebäude, jedoch ohne sonderliche Merkwürdigkeiten.

Altäre, deren in den Urkunden gedocht wird, und in der Pfarrkirche bestanden, woren namentlich:

ein Altor der Familie von Predöhl und
ein Frühmessenaltar noch einer Urkunde von 1420;
ein Altar der Jungfrou Moria und des Evangelisten Johannes, den Conrad von Platen gestiftet hatte, und dessen im Jahre 1351 gedacht wird; endlich
ein Altar der Fomilie von Rohr, der zu Ehren der Apostel Petrus und Paulus geweiht war, dessen 1468 Erwähnung geschieht.

Außerdem gab es ober auch in der Kopelle eigene Nebenaltäre, z. B. nach einer Urkunde von 1386 einen Morien- und einen Johonnis-Altar.

Nach der Reformation verschwanden sämmtliche Altäre, so doß jetzt sich keine Spur ihres ehemoligen Vorhandenseins mehr findet.

Dagegen steht noch eine kleine, in den Klosterhof hineingebaute Kapelle, welche unmittelbar mit der Klosterkirche zusammenhängt und als Aufbewahrungsort eines reichhaltigen Archivs des Klosters benutzt wird.

Auf der andern Seite der Kirche ist die Ruhestätte der Entschlofenen, der Klosterkirchhof.

Die ehemalige Probstei, die jetzige Stiftshauptmannswohnung, mit den Wirthschoftsgebäuden, ist einige Schritte vom Kloster entfernt.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Von dem Buche: „Die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart und in ihren jetzigen Einrichtungen, dargestellt von C. Herrlich", ist soeben die III. Ausloge, abgeschlossen am 15. October, erschienen.

Demselben sind in vier Lichtdrucktofeln die Abbildungen der neuen Johanniter-Uniform von 1896 beigefügt.

Exemplare des gebundenen Buches sind gegen Einsendung von 10 Mark on den Verfasser: Geheimen Hofrath Herrlich, Berlin, W., Potsdamerstr. Nr. 134c und auch im Wege des Buchhondels zu haben.

Als eine erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Kalender-Literatur, begrüßen wir den dem christlichen Houfe wohlanstehenden Abreiß-Kalender für 1897: „Der christliche Hausfreund", mit biblischen Betrochtungen für jeden Tag, Erzählungen und Gedichten. Zum Besten des Neukirchener Erziehungsvereins in Verbindung mit einer Reihe von Mitarbeitern herausgegeben von G. Polt, Postor, Inspector des Erziehungsvereins Neukirchen bei Mörs und J. Haarbeck, Pastor in Elberfeld. Neukirchen bei Mörs. Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins. Preis 1 Mork.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Fomilienkunde, herousgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Berlin, November 1896. Nr. 11.

Inhott. Bericht über die 544. Sitzung vom 14. September 1896. — Bericht über die 545. Sitzung vom 4. Oetober 1896. — Vor tausend Johren (Mit Abbildungen). — Heroldisches von der Generalversammlung des Gesommtvereins der deutschen Geschichts- und Atterthumsvereine. 6. bis 10. September 1896 (Mit Abbildungen). — Zur Geschichte der von Johnston. — Das Kirchenbuch zu Btasheim. — von Netzdorf (Restorf). — Bücherschau. — Vermischtes. — Zur Kunstbeilage. — Anfrogen. — Antworten.

„Bausteine". Monatsblatt für innere Mission. Nr. 341. XXVIII. Jahrgang. Nr. 11. November 1896.

Inhalt. Dos Kreuz im Orient. I. Die Liebesarbeit der deutschen evongelischen Christenheit im heiligen Lande. Von Pfarrer D. Hartung in Leipzig. II. Die armenische Noth. — Aus Leben und Arbeit des Rettungshouses. I. Aus Obergorbitz. Von Pastor Höhne in Obergorbitz. — Moc All und seine Mission. Von Pfarrer G. Brand in Wilschdorf, früher in Paris. — Karl Stöber. — Rückblick auf den V. Instructionskursus für innere Mission in Dresden, vom 24. September bis 3. Oetober 1896. — Vereinsnachrichten und andere Mittheilungen.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgong. Nr. 46 vom 14. November 1896.

Inhalt: Der Pole ouf Helgoland. Novelle von Eugen Hermann von Dedenroth (Fortsetzung). — Aus der industriellen Entwickelung Berlins. Von Carl Stichler (Schluß). — Das Carl Loffen-Denkmal im Harz. Von W. Schulz (Mit Abbildung). — Ein Trompeterstück. — Kleine Mittheilungen: Generallieutenont von Goßler (Mit Abbildung). — Gotzkowsky-Schlüter-Brunnen. — Kopernoumkirche. — Der ölteste Berliner Miethskontract. — Büchertisch.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofroth Herrlich, W. Potsdamer Stroße Nr. 134c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 1 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 2. December 1896. **Nr. 49.**

1. Hugo von Rauchhaupt, Generallieutenant z. D., Ehrenritter seit 1871, † zu Berlin 18. November 1896.
2. Gottlieb von Rosen, Regierungs-Rath a. D., Ehrenritter seit 1861, † zu Stralsund 20. November 1896.

Zur Geschichte
des
Cistercienser Jungfrauen-Klosters und Stifts zum „Heiligen-Grabe"
bei Wilsnack in der Priegnitz.

(Schluß.)

Die Erbauung der Kapelle des „Heiligen-Grabes" geschah wahrscheinlich im 13. Jahrhundert, während der Bau des Klostergebäudes und der Klosterkirche der Zeit des 14. Jahrhunderts angehört.

Bis zum Jahre 1317 kommt der Name „Kloster Techow" häufig vor, weil diese Kapelle in der Nähe des Dorfes Techow erbaut worden, — während seit etwa 1319 die Bezeichnung „Kloster zum Heiligen-Grabe in Techow" auftritt; später nur „Kloster zum Heiligen-Grabe" genannt.

Im Frieden zu Luneville 1801 mußte das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten werden; zugleich wurde aber hier stipulirt, „daß die deutschen Fürsten für die am linken Rheinufer abgetretenen Gebiettheile sich schadlos halten sollten durch die Mediatisirung der kleinen Reichsfürsten und der Reichsstädte und der Säcularisirung der geistlichen Güter", und letzteres durch den am 25. Februar 1803 erfolgten Reichsdeputations-Hauptschluß in Vollzug gesetzt.

Preußen wurde dadurch das Recht beigelegt, alle in seinem Gebiete liegenden Bisthümer und Stifte einzuziehen.

Es blieben indeß die evangelischen Frauenstifte, wozu auch Stift „Heiligen-Grabe" gehört, in Folge Allerhöchster Cabinetsordre vom 5. December 1805, bestehen, jedoch mit Vorbehalt des Rechtes, die bisherige Verfassung zu modificiren.

Diese Modification bestand unter anderem darin, daß der König je zwei Stiftsstellen besetzte, sich bei der dritten aber das Recht der ersten Bitte vorbehielt; außerdem das Recht auf die Vorschläge des Capitels zur dritten Stelle nach Befinden Rücksicht zu nehmen. Außerdem ward bestimmt, daß fortan nicht allein an Damen lutherischer Confession, wie bisher, sondern auch an solche reformirten Bekenntnisses Stiftsstellen im Stifte verliehen werden sollen.

Als durch den unglücklichen Krieg mit Frankreich 1806/1807 und durch die zu leistenden Kriegscontributionen die Finanzen des Staates aufs Höchste erschöpft waren, sah sich König Friedrich Wilhelm III. genöthigt, durch Edict vom 30. October 1810 zu verfügen:

> „Alle Klöster, Dom- und andere Stifte, Collegen und Kommenden werden von jetzt ab als Staatsgüter betrachtet. Ueber die protestantischen, weiblichen Stifte aber wird bestimmt, daß in dem Verhältniß derselben Nichts geändert, sondern sie in ihrem Wesen erhalten bleiben sollen."

Indeß verlor das Stiftscapitel das — freilich schon sehr bedingte — Vorschlagsrecht zur dritten Stelle. Alle Präbenden wurden von Seiner Majestät vergeben, und dabei ist es seitdem verblieben.

Auf Grund des Gesetzes vom 14. September 1811 traten bedeutende Veränderungen in den äußern Verhältnissen des Stiftes, bedeutende Verluste in seinen Besitzrechten und an Frohndiensten und Abgaben, die die Bauern zu leisten hatten, ein.

Der Besitz des Stiftes beschränkte sich in Folge dieser bäuerlichen Ablösungen von nun an nur noch auf die drei gutsherrlichen, dem Stifte gehörigen Rittergüter mit einem Vorwerk und auf die Capitalien, die dem Stifte durch die Ablösungen nach dem Gesetz von 1811 zuflossen.

König Friedrich Wilhelm IV. wandte — wie schon früher bemerkt — dem Stifte „Heiligen-Grabe" besonderes Interesse zu.

Die thatkräftige, mit christlichem Geiste und Sinn erfüllte, 1843 zur Aebtissin erwählte von Schier-

Digitized by Google

stedt kam dem Könige in dem Streben, „die Verfassung des Stiftes im Geiste der Zeit und christlichen evangelischen Lebens neu zu gestalten," willig entgegen.

Nach eingehender Prüfung der Stiftsverhältnisse wurde beschlossen, die Revenuenüberschüsse des Stiftes zu Werken christlicher Liebe im Dienste der Kirche zu verwenden.

Nachdem der König wiederholt das Stift besucht und das lebhafteste Interesse demselben stets zugewandt, übertrug Allerhöchstderselbe, um den rechtlichen Charakter des Klosters als einer „Anstalt der evangelischen Kirche" für alle Folgezeit sicher zu stellen, durch Cabinetsordre vom 11. October 1853 die Aufsicht über das Kloster und Stift dem Evangelischen Ober-Kirchenrath.

Die Statuten von 1714 wurden nach Maßgabe dieser Allerhöchsten Ordre in verschiedenen Punkten geändert, so daß die Stiftsverhältnisse in folgender Weise geordnet wurden:

Die oberste Verwaltungsbehörde des Stifts bildet der Evangelische Ober-Kirchenrath, der in wichtigen Fällen die Entscheidung Sr. Majestät einzuholen hat. Er bildet ein Curatorium aus drei Mitgliedern, von denen zwei Mitglieder dem Evangelischen Ober-Kirchenrath und ein Mitglied dem Königlichen Ministerium des Innern angehören müssen, mit der Verwaltung der Stiftsangelegenheiten betraut.

Durch Allerhöchste Cabinetsordre vom 31. Mai 1881 ward wieder unter Beseitigung der beiden Stiftsvorsteher, welche eine Zeitlang statt der aufgehobenen Stiftshauptmannschaft die Verwaltung der äußeren Stiftsangelegenheiten geleitet, ein Stiftshauptmann eingesetzt, und, unter wesentlicher Beschränkung der Rechte des Capitels, der Aebtissin unter Zuziehung des Stiftshauptmanns bei gewissen wichtigen Geschäften im Wesentlichen die Verwaltung des Stiftsvermögens übertragen.

Zugleich wurde die Stelle eines Stiftsprobstes wieder hergestellt, aber die Funktionen desselben auf die innern Angelegenheiten des Stiftes beschränkt. In gewissen Angelegenheiten ist das Capitel nebst der Aebtissin an den Beirath desselben gebunden. Ihm ward auch das Stifts-Ordenskreuz verliehen.

Das Stiftscapitel besteht aus der Aebtissin und den im Stift wohnenden Conventualinnen, deren Zahl 1884 zwölf betrug. Die übrigen vierzehn Stiftsdamen, welche Präbenden beziehen, wohnen außerhalb des Stiftes und üben keine Rechte in Bezug auf die Stiftsverhältnisse aus. Wenn eine Conventualin ernannt ist, so wird sie auf feierliche Weise und unter specieller Verpflichtung zum Gehorsam gegen die Klosterordnung — namentlich, wenn sie im Stift Wohnung nehmen will — von der Aebtissin in Gegenwart des Capitels unter kirchlichem Segen aufgenommen.

In der durch die neuen Statuten mit dem Stifte verbundenen Erziehungsanstalt werden 16 Töchter aus bedürftigen adligen Familien erzogen und unterrichtet, wie es das Reglement vom 14. September 1853 vorschreibt, „auf Grund des Wortes Gottes, und daß sie nach vollendeter Erziehung im Stande sind, in der Kette der menschlichen Gesellschaft nach Maßgabe ihrer Gaben und Fähigkeiten, den ihnen vom Herrn angewiesenen Platz, sei es als Hausfrauen, Erzieherinnen, Lehrerinnen oder Gesellschafterinnen, einzunehmen und auszufüllen."

Die Leitung der Erziehung dieser Töchter geschieht unter Oberaufsicht der Aebtissin von einer dazu geeigneten Conventualin, der Unterricht von einem Theologen, der das Rectoratsexamen absolvirt, und der Vorsteherin der Anstalt unter Theilnahme der Aebtissin und des Probstes. Die Revision der Schule fällt dem Provinzial-Schulrath zu.

Die vier unterrichtenden Minorinnen haben Anwartschaft auf eine Conventualinnenstelle. Die je dritte Präbende soll an eine solche thätige Dame, die vor ihrer Anstellung ein Probejahr an der Anstalt zu absolviren hat, verliehen werden. Die Vorsteherin der Anstalt, die Lehrerinnen und die Kinder wohnen in der Abtei — dem alten Klostergebäude. Ferner werden in der Abtei acht Waisenkinder aus den unteren Ständen frei erzogen und ausgebildet.

In dem sogenannten „Beginenhause des Stifts" finden alte, arbeitsunfähige Wittwen aus den Stiftsgütern Aufnahme und Verpflegung, und ebenso werden in dem, im Dorfe Techow gelegenen Armenhause des Stifts unterstützungsbedürftige Personen oder auch ganze Familien aufgenommen und nach Bedürfniß versorgt. Endlich genießen die Bedürftigen in dem Dorfe Techow und aus den Tagelöhnerhäusern der Stiftsgüter, Unterstützung an Nahrungsmitteln, Arzt und Arzneien.

Die Stiftsconventualinnen haben jede ein eigenes kleines Haus nebst Garten inne.

Am 23. August 1876 verstarb die Aebtissin Catharina Elisabeth Auguste Ernestine Luise von Schierstedt.

Ende des Monats Juni 1881 fand im Stift „Heiligen-Grabe" eine für dasselbe bedeutungsvolle Doppelfeier statt:

1. An Stelle des verstorbenen Oberhofpredigers von Hengstenberg war von dem Capitel der Hof- und Domprediger Dr. Baur zum Stiftsprobst gewählt und von Sr. Majestät dem Kaiser und König bestätigt worden. Derselbe erhielt im Juni 1883 die Berufung als General-Superintendent nach Coblenz.

2. Ward die Conventualin Gräfin Mathilde von Schlippenbach von Sr. Majestät zur Aebtissin ernannt. Sie verstarb aber schon am 19. Mai 1887 in einem Alter von 72 Jahren 2 Monaten, und ward in Gegenwart des Stiftshauptmanns — des Landesgerichts-Präsidenten Petrenz, früher in Neu-Ruppin, seit 1884 in Magdeburg —, des neuernannten Stiftsprobstes, des Oberconsistorial-

Digitized by Google

rathes Hofpredigers Bayer, nebst den Geistlichen aus dem Stiftspatronat mit ihrem Superintendenten, Oberpfarrer Spieß, des Capitels, der Zöglinge der Erziehungsanstalt und des Waisenhauses, und vielen anderen Freunden und Bekannten feierlich auf dem Stiftskirchhofe im Schatten ehrwürdiger Bäume beerdigt, wobei der Orts- und Stiftsgeistliche, Pastor Lütgers, die Trauerrede hielt.

Mittelst Erlaß Sr. Majestät vom 8. October 1887 ward die Conventualin Adelhaid von Wentzel zur Aebtissin ernannt. Sie bat aber im Anfange des Jahres 1893 um ihre Entlassung aus dem Aebtissinamte, welche ihr auch von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige in Gnaden gewährt und gleichzeitig mittelst Allerhöchster Cabinetsordre vom März 1893 Fräulein Margarethe von Alvensleben in Erxleben zur Aebtissin ernannt ward.

Manches wird sich im Laufe der Zeiten im Stifte vielleicht ändern, möge es demselben aber in Bezug auf die äußeren Mittel auch ferner beschieden sein, die Armen und Elenden thatkräftig zu unterstützen, auch der christliche Sinn und Geist erhalten bleiben, der solche Werke übt, aus Liebe zu Gott und dem Nächsten, um dem Herrn zu dienen in seinen unmündigen und armen Gliedern.

Möge das alte Kloster stets ein Ort des stillen Lebens sein und bleiben, damit auch hier Gottes Name geheiligt werde, Sein Reich komme und Sein *Wille* geschehe. —

Das walte Gott in Gnaden! E. v. M.

Die Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische zu Stetten im Remsthale.

Aus dem vor Kurzem veröffentlichten 48. Jahres-Berichte dieser Anstalt, die Zeit vom 21. September 1895/96 umfassend, entnehmen wir das Nachstehende:

„Seit der letzten öffentlichen Jahresfeier unserer Anstalt am 21. September 1892 sind 4 Jahre über das Land hingegangen. Sie zogen auch an unsern Häusern nicht spurlos vorbei. Gar manche Aenderung haben sie uns gebracht: den Neubau und die Besetzung des Knabenhauses mit 57 Epileptischen und eigenen Hauseltern, den Eintritt von 2 weiteren Paaren von Hauseltern, sowie von 6 anderen Lehrkräften, dem Wechsel im Inspectorat, die Wahl eines neuen Anstaltsvorstandes. Seit 1892 sind 90 Wärter und Wärterinnen von uns geschieden, 109 zu uns gekommen, 57 andere Angestellte ausgetreten, 68 eingetreten. Von Kranken sind 208 (71 Schwachsinnige, 137 Epileptische) unserer Pflege entnommen, 277 (105 Schwachsinnige, 172 Epileptische) ihr übergeben worden. Betrug die Zahl unserer Pflegebefohlenen bei der letzten öffentlichen Jahresfeier im Jahre 1892 schon 359, so stieg sie von Jahr zu Jahr auf 380, 400, 414 und beträgt heute 428. So zeigt ein flüchtiger Ueberblick über die Ereignisse der letzten 4 Jahre allenthalben in unserer Anstalt viel Veränderung, starke Erweiterung, zunehmende Vergrößerung. Damit wird aber zugleich unsere Aufgabe größer, die Last drückender, die Verantwortung schwerer. Wie viel Noth und Kummer bringt doch ein einziges geistig schwaches oder mit Krämpfen behaftetes Kind in ein Haus! Und hier ist auf einem kleinen Fleck Erde solche Last über 400mal vervielfältigt angehäuft. Das empfinden wir oft lebhaft und drückend. Wir fühlen stärker als viele andere hier die Tiefe menschlichen Elendes und gar manchmal auch die Schwere menschlicher Schuld, die Dunkelheit vieler Wege, auf welche die erziehende Weisheit, aber auch die heimsuchende Gerechtigkeit Gottes die Menschen leitet. Wir wissen jedoch Gottes Wort: „Gott legt uns solche Last auf; aber er hilft uns auch; wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn, der vom Tode errettet." —

Des weiteren führt der Bericht aus, daß trotz aller Vergrößerungen der Anstalt im Laufe der Jahre, nicht alle Leidende, für welche die Aufnahme in derselben nachgesucht worden ist, haben aufgenommen werden können, so daß zur Zeit noch 124, die zur Aufnahme vorgemerkt worden sind, auf diese warten. — Nach eingehenden Berathungen darüber, wie diesem Nothstande abzuhelfen, entschied man sich schließlich dafür, von einer Erweiterung der ohnehin schon so ausgedehnten Anstalt abzusehen, damit nicht das Wichtigste, die leiblich-geistige Versorgung jedes einzelnen nach seiner Eigenart und die Uebersicht über das Ganze nothleide. — Selbst außer Stande, die schwebende Frage zum Austrag zu bringen, wandte sich der Vorstand im Februar d. J. an die Königliche Staatsregierung und erhielt im Juli die hocherfreuliche Mittheilung, daß die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins beauftragt sei mit Ausarbeitung eines genaueren Planes, wie mehrere hundert Blöde in einer neuen Pflegeanstalt versorgt werden könnten. Im August aber war im Geschäftsbericht der Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins für das Jahr 1895/96 zu lesen: „Eine große Zahl Schwachsinniger und Epileptischer jeden Grades und jeden Alters konnte schon bisher in den bestehenden Anstalten wegen Ueberfüllung derselben keine Aufname finden. Die Noth ist inzwischen noch dringender geworden, und deshalb erachtete es die Centralleitung des Wohlthätigkeitsvereins für ihre Pflicht, mit den bestehenden Anstalten in Stetten und Mariaberg über eine etwaige Erweiterung derselben zu verhandeln und das Bedürfniß der Königlichen Staatsregierung in seiner ganzen Dringlichkeit darzulegen. Dieses Bedürfniß scheint ein so großes zu sein, daß demselben auch mit Erweiterung der bestehenden Anstalten (die selbstverständlich, soweit es sich dabei um erzieherische Aufgaben handelt, auch ihre bestimmte Grenze hätte) auf die Dauer nicht Genüge geleistet werden könnte, so daß die Gründung einer weiteren

Digitized by Google

Anstalt nicht zu umgehen sein wird. Nur ungern entschließt man sich ja heutzutage zu Neugründungen auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit. Aber wo der Nothstand so groß und schreiend ist wie hier, wo unglückliche Schwach- und Blödsinnige und Epileptische auf Jahre hinaus in den Anstalten vorgemerkt sind, ohne aufgenommen werden zu können, weil kein Raum vorhanden ist, wo man namentlich auch bei Bildungs- und Besserungsfähigen die beste Zeit vorübergehen lassen muß: da darf nicht länger mehr mit der Abhilfe gezögert werden, und die Centralleitung wird der Angelegenheit in der nächsten Zeit ihre besondere Fürsorge zuwenden."

„Mit einem herzlichen: Gott sei Lob und Dank! haben wir diese Kundgebung begrüßt. Ein wahrer Hoffnungsstern ist uns von ferne aufgegangen; möge er bald in hundertfältige Dunkelheit kräftig hineinleuchten! Der Same ist in die Erde gelegt; er keimt, treibt. Möge aus dem Kern in wenig Jahren — hoffentlich Friedensjahren! — ein stattlicher Baum werden, an dessen Schatten und Früchten der Mühseligen und Beladenen viele sich erquicken dürfen! So schließt es unser erstes Liedlein, anfänglich ein rechtes Jammer- und Klagelied, doch noch mit einem hoffnungsfreudigen Hallelujah!"

Die Anstalt zählt gegenwärtig, wie bereits im Eingange bemerkt: 428 Pflegebefohlene, 260 männlichen und 168 weiblichen Geschlechts, 213 Schwachsinnige und 215 Epileptische. Hiervon sind Nichtwürttemberger 82, stammend aus dem übrigen Deutschland, der Schweiz, Oesterreich-Ungarn, England, Rußland, Frankreich, Amerika und Asien.

In den vereinigten Anstalten arbeiten 139 Personen, nämlich der Inspector und Anstaltsarzt, der Anstaltsgeistliche mit seiner Frau, beide zugleich Hauseltern im Schloß; der Oeconomie-Verwalter und seine Frau, beide zugleich Hauseltern im Männerhaus; der Oberlehrer und seine Frau, Hauseltern im Mädchenhaus, Frauenhaus und Krankenhaus; die Hauseltern in der Pflegeanstalt in Rommelshausen; 1 Virar, 2 unständige Lehrer; 3 Lehrerinnen; 18 Abtheilungswärter, 12 Pensionswärter, 29 Abtheilungswärterinnen, 19 Pensionswärterinnen, 1 Krankenwärterin, 2 Haushaltungsgehilfinnen, 2 Weißzeugverwalterinnen, 2 Waschleiterinnen, 10 Lehrmeister (davon 5 zugleich Wärter) in der Korbflechterei, Schreinerei, Schneiderei, Buchbinderei, Dreherei, Bäckerei, Gärtnerei, Schusterei und Bürstenbinderei, 1 Thorwart, 2 Stallknechte, 1 Küchenvorsteherin, 4 Köchinnen, 21 Küchen-, Näh-, Wasch- und Hausmädchen.

Die Einnahmen für das Rechnungsjahr vom 1. April 1895 bis dahin 1896 betrugen

206 465 Mk. 19 Pf.

Die Ausgaben . . . . . 206 842 „ 58 „

so daß sich eine Mehrausgabe

von . . . . . 377 Mk. 39 Pf.

ergiebt.

Zum Schluß sei hier noch die Stiftung für epileptische Kinder erwähnt.

In Folge Vertrags mit dem Johanniter-Orden vom 20. Oktober 1871 sind von diesem mit der Stiftung des in Winnenden am 20. März 1870 verstorbenen Grafen Alexander Emil von Wartensleben in der Anstalt 10 Freistellen für unbemittelte epileptische Kinder bis zu 16 Jahren gegründet worden, deren Zustand noch auf Heilung oder Besserung Aussicht giebt.

Bewerbungen um eine solche Freistelle sollen bei dem Commendator der Württembergischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, Kaiserlichen Statthalter in Straßburg, eingereicht werden.

Der Genuß der Freistelle ist auf drei Jahre beschränkt.

D. Emil Frommel †.

In Ploen ist am Montag, den 9. November, früh 8½ Uhr der Militär-Oberpfarrer und Garnisonpfarrer a. D. Ober-Consistorialrath Hofprediger D. Emil Frommel nach längerem Leiden an Herzschwäche im 69. Lebensjahre sanft entschlafen. Er gehört zu den Männern, welche der evangelischen Kirche in der Reichshauptstadt unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. zur Zierde gereichten und, wie sie am Thron als Berather und Freunde geehrt waren, so auch durch treue Amtswirksamkeit in den weitesten Kreisen des Volkes den segensreichsten Einfluß gewonnen haben. Drei Kaisern hat Frommel dienen dürfen, und alle drei haben ihm ihr vollstes Vertrauen zugewandt; der Großherzog und die Großherzogin von Baden haben ihrem früheren Landeskinde eine herzliche Freundschaft bis an sein Lebensende bewahrt und sind mit ihm in regem, geistigem Verkehr geblieben. Von den Geistlichen aus der großen Zeit der Wiederaufrichtung des Reiches ist es allein Frommel beschieden gewesen, auch dem jetzt regierenden Kaiser als Seelsorger dienen zu dürfen. Insbesondere hatte ihn der Kaiser mit der Aufgabe betraut, dem Kronprinzen und Prinzen Eitel Friedrich den Confirmandenunterricht zu ertheilen, und als vor einem halben Jahre die beiden Prinzen nach Ploen übersiedelten, zog Frommel mit ihnen, nachdem ihn kurz vorher der Kaiser unter der huldvollsten Anerkennung der dem Hohenzollernhause treu geleisteten Dienste aus seinem Amte entlassen hatte. Frommel ist im Jahre 1828 in Karlsruhe geboren, und bekleidete im Anfange seiner geistlichen Wirksamkeit die Pfarrämter in Alt-Luxheim bei Heidelberg, Karlsruhe und Barmen. Im Jahre 1869 wurde er als Garnisonpfarrer nach Berlin berufen und drei Jahre darauf zum Hofprediger ernannt, nachdem er im deutsch-französischen Kriege unter General von Werder das Amt eines Feldpredigers bekleidet hatte. Seine süddeutsche Ursprünglich-

Digitized by Google

keit und Natürlichkeit, verklärt durch die Innigkeit seines Glaubenslebens, und sein Tactgefühl haben ihm nicht nur für seine Predigtthätigkeit in der Militärgemeinde, sondern auch in den Beziehungen, in welche ihn seine seelsorgerliche Thätigkeit zu zahlreichen Familien Berlins gebracht hatte, unbedingtes Vertrauen und große Verehrung erworben. War er auf der einen Seite ein rechter Soldatenpfarrer durch seine Unmittelbarkeit, Originalität und Volksthümlichkeit, dessen frommes und fröhliches Gemüth den tiefen Ernst der Predigt in sinnige Bilder und Gleichnisse einzukleiden verstand, und der wie keiner den patriotischen Ton anzuschlagen vermochte, so war er andererseits durch seine gesellschaftliche Bildung, Friedensgesinnung und sein Wohlwollen gegen jedermann, sowie durch Wärme und Lebendigkeit der Rede besonders befähigt, in Casualreden das rechte Wort am rechten Ort zu finden, und als Seelsorger und geistlicher Hausfreund einer großen Personalgemeinde, die sich aus den gebildeten Kreisen, besonders den künstlerischen Kreisen der Hauptstadt um ihn sammelte, segensreichen Einfluß zu gewinnen. Es kam ihm dabei zu statten, daß er als Militärpfarrer dem Streite der kirchlichen Parteien entnommen war. Stand er diesen Kämpfen auch nicht als Unbetheiligter und Uninteressirter gegenüber, so durfte er in eine öffentliche Stellungnahme schon von Amtswegen nicht eintreten, noch konnte dieselbe von ihm verlangt werden, und so erfreute er sich einer unangefochtenen Stellung inmitten der Auseinandersetzung der Richtungen. Dazu kam, daß er allezeit bereit war, im Sinne der Versöhnung zu wirken. Doch ist er in diesem Bestreben nie so weit gegangen, die evangelische Wahrheit zu verleugnen und sich zu den Bekämpfern des Evangeliums zu halten oder sie indirect zu fördern. Hat er doch in seiner Jugend durch Wort und Schrift in der ersten Reihe derjenigen gestanden, welche die Fahne des Bekenntnisses in seiner Heimath hochgehalten haben gegenüber dem Ansturm des Unglaubens und der den Glauben bekämpfenden Geister. Der Abschied von Berlin im Frühling dieses Jahres ist ihm recht schwer gewesen. Unvergeßlich sind seine letzten Worte in der Abschiedspredigt, die er auch gedruckt herausgegeben hat unter dem Titel: „Letzte Worte, aber nicht letzte Liebe.“ Unvergessen ist auch jene Gedächtnißrede, die er gleichsam sich selbst gehalten hat, indem er beim Ausgang des Winters auf einem der letzten Theeabende, bei dem er das Wort ergriff, das Bild seines Lebens und seiner Wirksamkeit entrollte, voll Dank und Rührung über Gottes wunderbaren Weg, der ihn über die Schlachtfelder und in das Haus des Kaisers geführt hatte, in die Hütten der Armen und in die Paläste der Reichen und ihm die Gnade verlieh, ein Zeuge des göttlichen Erbarmens und der Wunderhilfe der göttlichen Gnade zu sein. Die alten Glaubenszeugen, mit denen Gott unsere Stadt so reich gesegnet hatte, gehen dahin. Viele Tausende blicken ihnen mit Wehmuth und Dankbarkeit nach. Möge das Gedächtniß, das ihnen im reichen Maaße gesichert ist, den Weg bereiten für die neuen Zeugen der alten Wahrheit, damit das Reich Gottes zu uns komme. Die Kraft der Rede, die Begeisterung des Herzens, ein tapferer Glaube und die unermüdlich suchende Liebe werden den Nachfolgern unserer alten Glaubenszeugen den Weg in die Häuser und Herzen bahnen.

5. Jahresfest der Lutherstiftung zu Frankfurt a. O.

Das schnell aufblühende Diakonissenmutterhaus „Lutherstift“, dessen Vorsitzender Regierungs-Präsident v. Puttkamer und dessen Hausgeistlicher und Schatzmeister Pastor Lindner ist, konnte am Taufstage Luthers mit Dank sein Jahresfest feiern. Ist doch die Anstalt auch in dem vergangenen Jahre rüstig vorwärts geschritten. Es gehören zu ihr 50 Schwestern, von denen 21 auf auswärtigen Stationen arbeiten. Die Hauptfeier wurde begangen durch eine Festpredigt, die Konsistorialrath Hofprediger Kritzinger in der schön geschmückten Gertraudkirche hielt. Auf Grund des Textes Ruth 1, 16, „Wo du hingehest, da will ich auch hingehen“ sprach er von der rechten echten Gemeinschaft, die im Diakonissenwerk sich darstellt, wie sie aus Ruths Worten zu Naemi herausklingt. In einer Schlußansprache des Anstaltsgeistlichen Pastor Lindner erfolgte der herzandringende Ruf: „Werdet Gehilfen unsrer Freude.“ Anknüpfend an Psalm 73, 28 zeigte Redner, daß der schwere Dienst der Schwestern an Kranken und Armen wirklich Freude sei. Es wurde zum Eintritt in den Diakonissenberuf aufgefordert und Unterstützung für das so schön erblühende Werk der Lutherstiftung erbeten. — Von einem befreundeten Diakonissenhause ist ein reich geschnitzter Regulator für den Schwesternsaal, von hiesigen Freunden eine neue Altardecke und eine Reihe sinniger, kunstvoll gebrannter Sprüche zum Schmuck der Krankenzimmer als Festgabe dargebracht.

In der an demselben Tage abgehaltenen General-Versammlung begründete Pastor Lindner, nachdem die ausscheidenden Vorstandmitglieder wiedergewählt und Dr. med. Pernice als dirigirender Arzt in den Vorstand aufgenommen war, eingehend die Nothwendigkeit eines Neubaues in Gestalt einer festen Baracke an der westlichen Seite des Hauptgebäudes. Die Kosten sind vorläufig auf 60000 M. veranschlagt. Aus dem Jahresbericht sei mitgetheilt, daß eine Schwester sich als Apothekerin hat ausbilden können und darnach vor einer amtlichen Prüfungskommission die Berechtigung erlangt hat, die im Lutherstift eingerichtete Hausapotheke (Dispensiranstalt) zu bedienen. Zwei Schwestern hat die Anstalt als Kleinkinderschullehrerinnen ausbilden lassen, die in einer Anstaltsbaracke eine Kleinkinderschule leiten und bei der weiteren Ausbildung von 3—4 Schwestern helfen. Der

Digitized by Google

Hauptzweig der Anstaltsthätigkeit und der Hauptinhalt der Schwestern-Ausbildung bleibt nach wie vor die Krankenpflege. Im Berichtsjahre hat die Anstalt 373 Kranke in 15248 Pflegetagen pflegen dürfen. Davon sind 276 geheilt, 28 gebessert entlassen; 43 sind noch in der Anstalt verblieben. Von den 325 oft besonders schweren Operationen führten die allermeisten zu erwünschter Heilung. Aus Frankfurt a. O. selbst kamen 111 Kranke, aus 13 Kreisen des Regierungsbezirks und dem benachbarten Kreise Beeskow-Storkow wurden 242 zugeführt. Von den 15248 Pflegetagen wurden aber nur 9506 bezahlt, 4050 Mk. sind erlassen worden. Die Anstalt kann solche Barmherzigkeit nur dann weiter üben, wenn sie noch eifriger unterstützt wird. Auf 14 Stationen arbeiten 21 Schwestern. Gemeindepflege ist in 7 Gemeinden neu übernommen worden. Mit zwei Stationen sind Kleinkinderschulen, mit 7 Stationen sind Jungfrauenvereine verbunden. Verschiedene erhebliche Reinerträge freiwilliger Veranstaltungen von Freunden des Lutherstifts, Schenkungen, Stiftungen, außerordentliche Beiträge haben den Kassenverhältnissen der Anstalt geholfen. Der Freibettenfonds ist gewachsen und ein Johanniterfreibett neu begründet. Auch der Fonds für Altersversorgung der Schwestern hat zugenommen. Die Gesamteinnahmen beliefen sich auf 63916,90 Mk., die Ausgaben auf 62331,06 Mk.

Der Deutsche Verein „Arbeiterheim",

der unter dem Protectorat Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin steht, hielt am 16. October in Bielefeld seine diesjährige Generalversammlung ab.

Pastor von Bodelschwingh, der Vorsitzende der Vereinigung, wies auf die Wichtigkeit der Bestrebungen hin, den kleinen Mann durch häusliche Ansiedelung aus dem Wohnungsjammer der Groß- und Industriestädte, in dem er leiblich und sittlich verkommen müsse, herauszureißen und wieder zu einem gesunden und zufriedenen Menschen zu machen.

Die Versuchsstation des Deutschen Vereins „Arbeiterheim", die nunmehr bald weit über 100 Doppelhäuschen in und bei Bielefeld errichtet habe und sich, den Bedürfnissen anpassend, immer weiter fröhlich entwickle, zeige, wie so manche ähnliche Einrichtung im Vaterlande, zur Genüge die Richtigkeit und Nothwendigkeit solcher Bestrebungen.

Die kolossalen Summen der angesammelten Gelder der Alters- und Invaliditätsanstalten würden neuerlich fast ausnahmslos bereitwillig und zu niederem Zinsfuß, gerade auch für Errichtung von Arbeiterhäusern, „Arbeiterheimen" hergeliehen.

Da geschehe aber das Unglaubliche, daß es an den nöthigen Händen fehle, die bereit wären, mit diesen Geldern zu wirthschaften. Er stelle daher den Antrag, die betreffenden Versicherungsanstalten zu bitten, nun ihrerseits einen Schritt weiter zu gehen, d. h. selbst einige Beamte (practisch geschulte Landwirthe, Baumeister, Kassirer)! für jeden Versicherungsbezirk anzustellen, die in diesem Sinne thätig wären. Das Reichsversicherungsamt selbst stände solchem Vorschlage durchaus freundlich gegenüber.

Der Vorschlag wurde einstimmig, auch von dem anwesenden Vertreter der Regierung, nach kurzer Debatte angenommen.

Als zweiter Redner berichtete Herr Oberinspector Lieber, der Geschäftsführer des Vereins, über die auch in diesem Jahre wieder bedeutend gesteigerte Thätigkeit.

Erfreulich sei es namentlich, daß auch Behörden und Regierungen Auskunft, Rath und That seitens des Vereins bei Begründung von Baugenossenschaften ꝛc. mehr und ausgiebig in Anspruch nehmen. Auch die Reisethätigkeit, das Aufsuchen und Aufdecken des Wohnungselendes im Vaterlande durch die Presse habe die besten Erfolge gehabt.

Redner schloß mit der festen Zuversicht, daß auch im kommenden Jahre immer mehr Menschenfreunde und Patrioten durch Beitritt die Kräfte und die so nothwendige Ausbreitung der Sache fördern würden. Er wäre gern zu jeder weiteren Auskunft bereit, und es stände kostenlos allen denen, die ein Interesse für die Arbeit hätten, auch dies Jahr der demnächst im Druck erscheinende Bericht ꝛc. zur Verfügung.

Ein Rundgang, wie er auch im Vorjahre ausgeführt werden konnte, um die Häuser der Bielefelder Versuchsstation in Augenschein zu nehmen und so Gelegenheit zu belehrendem Meinungsaustausch zu geben, mußte leider dies Jahr der vorgeschrittenen Abendstunde wegen unterbleiben.

Literatur.

Mittheilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins. 1896. Nr. 5. Leipzig. K. Baedeker.

Inhalt: I. Mittheilungen: Guthe, Eine neue Wandkarte von Palästina. — Schick, Die Synodalzimmer des griechischen Klosters in Jerusalem. — Bemerkungen und Nachträge. — Kurze Mittheilungen: Aus dem Hauran, Beirut, Haifa, Kerak, Jerusalem. — II. Nachrichten: Verzeichniß der vom 1. Januar 1894 bis zum 31. December 1895 für die Palästina-Bibliothek eingegangenen Bücher, Zeitschriften u. s. w. (Fortsetzung und Schluß). — Geschäftliche Mittheilungen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 9. December 1896. **Nr. 50.**

Englische Studien.

I. Die Eröffnung des englischen Parlaments.

Die Eröffnung des englischen Parlaments durch die Königin ist ein ebenso glänzendes als eindrucksvolles Schauspiel.

Das Parlament wird im Namen der Königin durch das Ministerium einberufen. Eine von der Königin unterzeichnete Proclamation in der „London Gazette" — dem officiellen Organ der Regierung — beruft die Lords, geistliche und weltliche, und die Volksvertreter „zur Verhandlung verschiedener dringender und wichtiger Geschäfte" im Palaste von Westminster auf einen gewissen Tag zusammen. Gewöhnlich wird dazu der Dienstag oder Donnerstag gewählt, um zwei Uhr ist stets die für die Eröffnungs-Ceremonie bestimmte Stunde. Am Morgen des Tages werden die ausgedehnten Keller des Parlamentsgebäudes durch eine Anzahl von Leibgardisten (yeomen of the guards) oder der Garden des Towers von London untersucht.

Diese Kellerinspection hat ihren Ursprung in dem bekannten Versuch des Guy Fawkes, die beiden Häuser des Parlaments und ihre Mitglieder in die Luft zu sprengen. So groß ist die Abgeneigtheit des Parlaments, auch nur von einer seiner Ceremonien sich zu trennen, die heute gänzlich bedeutungslos sind, daß dieser Gebrauch nahezu drei Jahrhunderte überdauert hat und wahrscheinlich solange als das Parlament selbst dauern wird. Die Mitglieder des „Hauses der Gemeinen" (house of commons) versammeln sich schon von 9 Uhr ab. Sie sind gezwungen, so früh zu erscheinen, um sich Sitzplätze zu sichern, da das Haus sonderbarer Weise nur für die Hälfte seiner 670 Mitglieder Sitzgelegenheit bietet.*)

Ein Mitglied sichert sich einen Sitz, indem es ihn mit dem Hut belegt, den es auf dem Wege in das Haus getragen hat. Würde es etwa einen zweiten Hut mitbringen, um ihn auf den Sitz zu legen, während es bis zum Beginn der Ceremonien das Haus wieder verläßt, so würde es jedes Anrecht auf den Sitz verlieren. Die Mitglieder müssen daher im Parlamentsgebäude verweilen, einerlei wie früh sie erschienen sind. Die damit verknüpfte Unbequemlichkeit ist übrigens nicht groß, denn in Westminster haben die Abgeordneten allen Comfort eines Clubs ersten Ranges, Speisesäle, Theezimmer, Rauchzimmer, Bibliothek, selbst Badezimmer und sehr zahlreiche Bedienung zu ihrer Verfügung. Die einzigen Mitglieder des Hauses, die nicht um ihren Sitz zu kämpfen haben, sind die Minister, denen die sogenannte „Schatzamts-Bank" (Treasury Bench), die vorderste Bank seitlich vom Tische und zur Rechten des Sprechers (Präsidenten) reservirt wird. Die Bänke im englischen Parlament sind bekanntlich nicht in Form eines Halbkreises wie in den Parlamentssälen des Festlandes — sondern in zwei sich gegenüber liegenden Abtheilungen aufgestellt. Die Exminister haben die sogenannte Oppositionsbank an der entgegengesetzten Seite des Tisches des Hauses, zur Linken des Sprechers inne.

Gegen 2 Uhr ist ein sehr imposantes Aufgebot glänzender Cylinderhüte, nur leicht mit runden harten und weichen Filzhüten untermischt, auf den Bänken zu beiden Seiten des Hauses sichtbar, wobei die Mitglieder sich in Gruppen zusammenthun, unbeschadet ihrer Parteirichtung, plaudernd, scherzend, lachend, die politischen Aussichten der nun beginnenden Session besprechend. Plötzlich aber wird das lebhafte Gesumme der Conversirenden zum Schweigen gebracht durch die Rufe: „Platz für den Sprecher, Platz für den Sprecher!", die mit Stentorstimme in den Vorhallen erschallen, worauf die Mitglieder auf ihre Plätze stürmen und unbedeckten Hauptes den Sprecher empfangen. (Während der Verhandlungen behalten die Mitglieder ihre Hüte auf.)

In wallender langer Seidenrobe, Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen auf dem Kopfe eine gewaltige Lockenperrücke, die zu beiden Seiten über die Schultern herabfällt, und

*) Man hat offenbar an der ursprünglichen Anzahl von Sitzen auch bei dem Bau und der Einrichtung des jetzigen Parlamentsgebäudes festgehalten.

Digitized by Google

seinen dreieckigen Hut in der Rechten tragend, schreitet der Sprecher — begleitet von seinem Caplan und seinem Serjant-at-Arms (Stabträger) in Hofkleidung, an der Seite einen Degen und das gewaltige bronzene Scepter auf der rechten Schulter tragend — langsam und feierlich den Mittelgang der Kammer hinauf und macht, sobald er sich seinem Sessel nähert, diesem drei tiefe Verbeugungen. Der Caplan spricht hierauf ein Gebet, wobei die Mitglieder anfangs mit dem Gesicht gegen den Sprecher gekehrt stehen; bei einer besonderen Stelle der gottesdienstlichen Handlung kehren sich alle um. Nach Beendigung des Gottesdienstes zieht sich der Caplan durch den Mittelgang rückwärtsgehend zurück, wobei er sich mehrere Male vor dem Sprecher verneigt.

Inzwischen hat sich die Kammer gänzlich gefüllt. In langer Reihe ziehen die Mitglieder bei dem Präsidentensessel vorbei, dem Sprecher die Hand schüttelnd. Bevor indessen nur die Hälfte den Sprecher begrüßt hat, erschallt in der Vorhalle der Ruf: „Der schwarze Stab! Platz für den schwarzen Stab!" Die Mitglieder begeben sich alsbald eiligst auf ihre Plätze zurück und der Serjeant-at-Arms springt zur Thür, schlägt diese dem nahenden „Schwarzen Stab" vor der Nase zu und verschließt und verriegelt sie.

Nur mit genauer Noth getingt ihm dies — noch einen Moment, und der „schwarze Stab" wäre drinnen gewesen. Die Mitglieder sehen indessen nicht im Geringsten beunruhigt aus. Das Haus der Gemeinen ist voll von Wundertichkeiten und seltsamen Traditionen. Da der „Schwarze Stab" der Botschafter des Oberhauses ist, so stellt nämlich dieses ungastliche Thürzuschlagen eine uralte Sitte dar, durch welche das Haus der Gemeinen seine Unabhängigkeit von dem Oberhause zum Ausdruck bringt.

Mittlerweile blickt der Serjeant-at-Arms durch ein Drahtgitter in der Thür in die Vorhalle. Ein leises dreimaliges Anklopfen wird vernehmlich, das bedeutet, daß der „Schwarze Stab" Zutritt erbittet und dies nicht etwa als ein Recht verlangt. Auf ein Zeichen des Sprechers wird die Thür vom Serjeant-at-Arms weit aufgerissen und der „Schwarze Stab" tritt herein. Der gegenwärtige Inhaber dieses Amtes, Admirat Drummond, ist ein kleiner, alter Herr, der in seinem kurzen Röckchen, Kniehosen, Seidenstrümpfen und Schuhen nichts weniger denn furchtbar aussieht, trotz des Degens an seiner Seite und des kurzen, mit Gold verzierten Ebenholzstabes in seiner Hand, von dem er seinen seltsamen Titel herleitet.

Sein Auftrag besteht diesmal darin, die Gemeinen nach dem Oberhause zu berufen, um daselbst die Thronrede der Königin zu hören. Er geht den Mittelgang hinauf und macht drei tiefe Verbeugungen vor dem Sprecher. Nachdem er den Tisch des Hauses erreicht hat, übergiebt er seine Botschaft, während sämmtliche Mitglieder unbedeckten Hauptes stehen, als ein Zeichen der Achtung für die Herrscherin. Im Falle das Partament durch die Königin in Person eröffnet wird, sagt der „Schwarze Stab": „Herr Sprecher, die Königin befiehlt diesem ehrenwerthen Hause, Ihrer Majestät alsogleich im Hause der Pairs aufzuwarten." In Abwesenheit der Königin hingegen lomut die Aufforderung von den Lords Commissioners (Commissären des Oberhauses); der „Schwarze Stab" mildert alsdam den „Befehl" in einen „Wunsch".

Der „Schwarze Stab" zieht sich nun rückwärts den Mittelgang hinnnter zurück und erst, wenn er die Thür erreicht hat, dreht er den Gemeinen den Rücken zu. Der Sprecher, gefolgt vom Serjeant-at-Arms, der das Seepter (mace) des Unterhauses auf der Schulter trägt, und von den Mitgliedern in einer dicht gedrängten Menge, schreitet nun hinaus durch die Vorhallen und Wandelgänge bis zur Schranke (bar) des Hauses der Lords.

Wenn die Königin persönlich das Parlament eröffnet, ist das Schauspiel im Oberhause ungemein glänzend, und so tebhaft ist der Wunsch der Gemeinen an der Ceremonie Theil zu nehmen, daß sie sich hinter dem Sprecher stoßen und drängen, um Plätze zu erlangen.

Ist die Königin zugegen, so bietet die Versammlung im Oberhause ein Schauspiel voller Farbenglanz und Diamantenpracht. Die Königin sitzt auf dem Throne, einem prachtvollen eichenen, reich mit Schnitzwerk versehenen Sessel, der unter einem purpurfarbenen Thronhimmel auf einer Estrade am Ende der Kammer steht. Ein langer wallender Hermelinmantel ist lose über ihre Schultern geworfen, über dem gewohnten Trauerkleid trägt sie das blaue Band des Hosenbandordens, am Halse ein herrliches Diamanthalsband und auf der Brust den blitzenden Koh-i-noor.

Der Prinz von Wales in seinem Staatskleid sitzt zur Rechten des Thrones, den die höchsten Regierungsbeamten, in Scharlach und Gold gekleidet, umgeben. Auf den carmesinfarbenen Bänken sitzen dicht gedrängt die Pairs in ihren Scharlachmänteln, sowie die Bischöfe in schwarzen wollenen Gewändern mit weiten Aermeln aus feinster Leinwand; die Galerien rings herum erstrahlen im Glanze schöner Gesichter, farbenprächtiger Gewänder, der Juwelen und Blumen der Damen der Pairs und anderer Damen von hohem Range. Dies farbenprächtige Bild ist von dem dunkeln eichenen Getäfel der Kammer eingerahmt.

Die Thronrede, vom Premierminister ausgearbeitet und vom Cabinet genehmigt, wird gewöhnlich von der Königin oder auf ihren Befehl vom Lordkanzler verlesen.

Falls die Königin nicht selbst das Parlament eröffnet, sind die hervorragendsten Figuren bei der Ceremonie fünf Personen, die sämmtlich in einer Reihe auf einer Bank unmittelbar vor dem Throne sitzen und Scharlachhüte tragen. Den Mittelpunkt

Digitized by Google

bildet der Lord-Kanzler, der Präsident des Hauses der Lords, die vier andern sind die Ober-Commissäre des Hauses der Lords (Lord-High Commissioners), die von der Königin ernannt werden, um an ihrer Stelle das Parlament zu eröffnen. Der Parlamentssecretär (Clork of Parliament), ein Herr in langer Amtsrobe und Perrücke, verließt die Königliche Botschaft, ein mächtiges Pergament mit rothen Wachssiegeln, durch die die Vollmacht zur Eröffnung des Parlaments ertheilt wird. Als dann verliest der Lord-Kanzler von seinem Sitze aus, das Haupt mit dem merkwürdigen schwarzen Hut bedeckt, die Thronrede, (the Queen's Speech), und das Parlament ist eröffnet.

Der Sprecher und die Mitglieder des Unterhauses eilen hierauf in ihre eigene Kammer zurück. Der Sprecher verbeugt sich vor der Versammlung und verschwindet, ohne ein Wort weiter zu sagen. Die Gemeinen versammeln sich wieder um vier Uhr; der Sprecher verließt die Thronrede; eine Adresse als Antwort hierauf wird beantragt und unterstützt von zwei Mitgliedern der Regierungspartei, und eine Debatte entwickelt sich, in der die Regierungspolitik von der Opposition kritisirt und von den Anhängern der Regierung vertheidigt wird.

Die hundertjährige Jubelfeier des „Berlinischen Bürger-Rettungs-Instituts"

wurde am 30. v. Mts. durch einen Festact im großen Saale des Rathhauses begangen.

Der strahlend erleuchtete Raum war mit der Büste Seiner Majestät des Kaisers und mit Blumen reich geschmückt. Als Vertreter der Staatsregierung waren der Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten D. Dr. Bosse und der Minister des Innern Freiherr von der Recke von der Horst anwesend. Der Kriegs-Minister hatte den Oberst-Lieutenant von Rohrscheidt mit seiner Vertretung betraut. Für die Stadt Berlin erschien der Ober-Bürgermeister Zelle mit dem Stadtrath Borchardt. Vor der Feier überreichte im Stadtverordneten-Sitzungssaale der Geheime Ober-Regierungs-Rath Harder die Allerhöchsterseits verliehenen Auszeichnungen. Mitglieder des Opernchors eröffneten die Feier mit Abt's Lied „Gott grüße Dich!" Alsdann nahm der Vorsitzende des Instituts, Geheimer Regierungs-Rath Schreiner, das Wort zur Begrüßung der Festversammlung. Er gab zugleich Kenntniß von folgendem, aus dem Kabinet Seiner Majestät des Kaisers und Königs eingegangenen Schreiben:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben aus der Immediateingabe der Direction vom 11. d. Mts. mit Interesse ersehen, daß das Berlinische Bürger-Rettungs-Institut am 30. d. Mts. auf eine hundertjährige segensreiche Thätigkeit zurückblickt, und nehmen an der aus diesem Anlaß geplanten Jubelfeier im Berliner Rathhause regsten Antheil. Seine Majestät bedauern, an der Feier persönlich nicht theilnehmen zu können, und wünschen dem Institut auch fernerhin eine gedeihliche Entwickelung. Allerhöchstem Auftrage zufolge setze ich die Direction zugleich von dem Ausdruck des Dankes Seiner Majestät für die Ueberreichung eines Exemplars der Denkschrift ergebenst in Kenntniß. Der Geheime Kabinets-Rath Dr. von Lucanus."

Nachdem der Vorsitzende mit einem Hoch auf Seine Majestät den Kaiser, Allerhöchstwelcher gleich Seinen Erlauchten Vorfahren Mitglied des Instituts ist, die Begrüßungsansprache geendet und der Chor Beethoven's Hymne „Die Himmel rühmen" gesungen hatte, verlas Rentier Lademann, an Stelle des durch Krankheit verhinderten Justiz-Raths Ackermann, die von Letzterem verfaßte Festrede, die im Anschluß an die Festschrift ein Bild der Entwickelung und Wirksamkeit des Instituts gab, das in den hundert Jahren seines Bestehens 6044 Personen mit 2 190 420 Mk. unterstützt hat. Mit der Mahnung, dafür zu wirken, daß ein ehrenwerthes Bürgerthum der Stadt erhalten bleibe, schloß die Rede. Hierauf betrat der Ober-Bürgermeister Zelle die Tribüne, um dem Institut den Dank der Stadt auszusprechen. Er erinnerte daran, daß der erste Director des Instituts der Minister von der Recke gewesen und daß auch der heutigen Feier als ein gutes Omen für das nächste Jahrhundert ein Minister von der Recke beiwohne. Mit dem Wunsche, daß dem edlen Streben des Instituts, dem in Noth gerathenen Bürger die eigene Kraft wiederzugeben, auch ferner ein fruchtbares Feld bereitet werden möge, verknüpfte der Redner den wärmsten Dank für die Männer, die an leitender Stelle die Geschäfte geführt haben. Mit Mendelssohn's Sang: „Hebe deine Augen auf" schloß die Feier in weihevoller Weise.

(Reichs- u. Staatsanzeiger.)

Ein literarisches Prachtwerk.

Krieg und Sieg 1870/71. Theil II: Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. J. v. Pflugk-Harttung, Kgl. Archivar am Geh. Staats-Archive in Berlin und ordentlicher Universitätsprofessor a. D; unter Mitwirkung von Dr. Joh. Aßmann, kathol. Feldprobst der Armee; Titularbischof von Philadelphia; G. Cardinal von Widdern, Oberst a. D.; P. von Elpons, Generalmajor z. D.; M. Erbe, Postrath; C. Freyberg, Professor und Hofmaler; E. R. Freytag, Seminar-Oberlehrer; Dr. E. Frommel, Ober-Hofprediger und Militair-Oberpfarrer a. D., Ober-Consistorialrath; F. Hönig, Hauptmann a. D.; H. Kähne, Rittmeister im Garde-Train-Bataillon; H. von Kretschman, General der Infanterie z. D.; Dr. A. Krocker, Oberstabsarzt; R. Frhr. von Langermann und Erlencamp, Oberst und Brigadier; W. Liebenow,

Digitized by Google

Professor, Geheimer Ober-Regierungs-Rath; E. Liebert, Oberst, Kommandeur des Grenadier-Regts. Nr. 12; A. Mackensen, Oberstlieutenant und Kommandeur des 1. Leib-Husaren-Regts. Nr. 1; L. von Massow, Generalmajor z. D. und Geh. Kriegsrath; H. von Müller, Generallieutenant z. D.; E. Nitschmann, Generallieutenant z. D.; L. Frhr. von Ompteda, Schloßhauptmann von Montabaur und Kgl. Kammerherr; L. Pietsch, Professor; R. Wille, Generalmajor z. D.

Mit Abbildungen von C. Antoine — C. Becker — Fritz Birkmeyer — G. Bleibtreu — L. Braun — L. Burger — von Eschwege — O. Frenzel — C. Freyberg — R. Hellgrewe — E. Hünten — R. Knötel — G. Koch — H. Lüders — E. Mattschaß — G. F. Meyer — H. Mützel — A. Neumann — C. Röchting — C. Röhling — Th. Rocholl — A. von Roeßler — M. Schauß — Chr. Speyer — R. Starke — C. Sterry — F. Sturm — A. von Werner — E. Zimmer.

Umfang 540 Seiten mit über 400 Bildern und vielen Karten. Format: Prachtwerk-Quart. — Prachtband mit reicher Goldpressung Preis 6 Mark. — Verlag von Schall u. Grund, Berlin W., Kurfürstenstraße 128.

Schon aus den Namen der Mitarbeiter erhellt der seltene Reichthum dieses umfangreichen, gediegenen und ungemein billigen Prachtwerkes. Das Buch nennt sich „Kulturgeschichte", darunter wird alles verstanden, was nicht Schilderung bestimmter Schlachten und Truppenbewegungen ist, sowohl die Thätigkeit der einzelnen Waffengattungen mit gesammtem Zubehör, als auch das Leben des Krieges, das Leben im Kriege. Jene umfaßt wenig bekannte Sonderdinge: Reiterei, Jäger, Artillerie, Offiziere, Generalstab u. s. w., dazu die Nebenfächer, wie Verpflegungs-, Kranken- und Ersatzwesen, Feldpost, Telegraphie, Eisenbahnen, Geistlichkeit, Intendantur, Verwaltung, Gendarmerie, Poesie, Kriegskorrespondenz und Zeichnung, Handel, Gewerbe 2c. Die „Kulturgeschichte" in engerem Sinne behandelt den Soldaten als solchen, sein ganzes Thun und Treiben, von den Beschwerden des Marsches, der Ruhe im Quartier, bis zur tobenden Schlacht, bis zum Massengrabe, in welches der Tapfere gesenkt wurde. Die Schlachtenlenker und Regimentsnummern treten zurück und die gemeinen Soldaten, die Einzelmenschen mit ihren Leiden und Freuden in den Vordergrund. Im Zusammenfassen des Technischen und Kulturellen wird die Gesammtleistung des deutschen Volkes in Waffen gegeben, tritt Leben und Bewegung an Stelle der wissenschaftlichen dürren Schlachterzählung. Diese Auffassung des Krieges in solchem Umfange erscheint als etwas Neues, wie es bisher keine Literatur besitzt. Der Werth des Gebotenen wird durch reichen Bilderschmuck, durch Pläne und farbige Karten erhöht. Es ist dem Herausgeber gelungen, für jedes Kapitel eine hervorragende Kraft von bestem Namen zu gewinnen, durchweg Männer, welche während des Krieges auf dem Gebiete thätig waren, über welches sie hier schreiben. So ist denn Selbsterlebtes und Erarbeitetes glücklich zusammengeflossen. Wo etwa noch Lücken blieben, oder wo es galt, abzurunden und auszugleichen, ist der Herausgeber eingetreten; in Folge dessen erscheint das Ganze, trotz der großen Zahl von Mitarbeitern wie aus einem Guße. Sehr erfreulich wirkt auch die Unparteilichkeit, mit der das Ganze geleitet ist, neben dem evangelischen Feldgeistlichen steht der katholische, neben dem Militairarzt der freiwillige Krankenpfleger. Es ist in der That gelungen, ein reiches, äußerst interessantes Bild von der Gesammtheit eines Krieges zu geben, vielfach von Dingen, von denen der Laie durchweg keine Ahnung hat, wie z. B. vom Munitions- und Truppenersatze, der Einbettung von Festungsgeschützen, der Thätigkeit des Trains und des Adjutanten im Kriege u. s. w. Vielfache persönliche Züge und Erzählung von Einzelepisoden verleihen Farbe und Bewegung.

Das uns vorliegende Werk darf zweifellos als das hervorragendste Buch bezeichnet werden, was als „Jubiläumswerk" der großen Zeit von 1870/71 erschienen ist, und wie das in demselben Verlage im Herbst v. J. erschienene „Gedenkbuch": „Krieg und Sieg 1870/71," als dessen II. Band das hier in Rede stehende Werk zu betrachten ist, obgleich es auf dem Titelblatte, wohl in Folge eines übersehenen Druckfehlers, als „Erster Band" bezeichnet ist, allseitig die höchste Anerkennung und einen ganz ungewöhnlich großen, wohlverdienten Absatz gefunden hat, so wünschen wir, daß auch der II. Band desselben gleich große Theilnahme finden möge.

Für die Mitglieder des Johanniter-Ordens dürfte das V. Capitel: „Das Sanitätswesen", die Seiten 345 bis 420 des Buches umfassend, von besonderem Interesse sein. Dies Capitel enthält unter Nr. 1: „Die staatlich-militairische und die internationale Krankenpflege". Von Dr. Arthur Krocker, Oberstabsarzt 1. Klasse und 1. Garnisonarzt in Berlin, Lehrer an der Kriegsakademie, und in Nr. 2: „Die freiwillige Krankenpflege". Von Ludwig Freiherr von Ompteda, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, Schloßhauptmann von Montabaur und Kammerherr. —

Zum Schluß sei es uns vergönnt, aus diesen Mittheilungen des Freiherrn von Ompteda einen Brief desselben aus Ponl-à-Mousson vom 31. October 1870 nachstehend abzudrucken:

„. . . . Am 29. Abends 9 Uhr in heftigem Regen gingen wir in den Lauben am Place Duroc auf und ab. Vor der Mairie hielt ein Trupp verhüllter Reiter. Einer von ihnen, Lieutenant von Dieskau von den 2. Gardedragonern kam heran und meldete: er bringe den Marschall Bazaine, warte auf An-

Digitized by Google

weisung von Quartier, aber der Etappenkommandant sei nicht aufzufinden. „Halt," dachte ich, „da kann man was Interessantes erleben". Ich bot daher für den Marschall meinen Salon nebst Schlafzimmer an. Schon nach zehn Minuten empfing ich ihn, nebst einen Adjutanten, an meinem gastlichen Kaminfeuer. Dann lief ich rasch, Abendessen zu bestellen, was an dem Tage schwierig war, denn die schon ausgebrochenen unfreiwilligen Einwohner von Metz fraßen alles kahl. Ich erbettelte an mehreren Stellen für einen „französischen verwundeten General" einzelne Portionen. Hätte ich den Namen genannt, die Müssy-Pontins (Moselbrücker) hätten sie mir vergiftet.

Bazaine ist ein kurzer dicker Herr mit vollem rothem Gesicht; dunkle durchdringende Augen, schwarze Braunen, kurzes, fast weißes Haar mit einigen dunkeln Büscheln darin. Auffallend war mir sofort die frauenhafte weiche Haut seiner fleischigen Hände (mit denen er sich nie und nimmer an einem Seile aus seinem Gefängnisse über die Felsen bis ans Meer herabgelassen hat). Das Abendessen bestand aus Kalbsbraten, Kartoffeln und Käse. Er fand das einen feinen Leckerbissen, denn „wir haben seit mehreren Wochen nur Pferdefleisch gegessen; jetzt fehlt es für diese an Futter und für uns an Mehlstoffen". Ich fragte nach dem Krankenbestande in Metz. „Zwanzigtausend" . . . Ich bemerkte: „Wir seien über die Knappheit der Portionen und Rationen durch die Metzer Zeitung unterrichtet gewesen" (die den Ueberläufern abgenommen wurden). „Auch habe es augenscheinlich an Salz gemangelt, denn die Gefangenen (höfliches Wort für „deserteurs", die sich unseren Vorposten in die Arme warfen) hätten es sofort verschtungen." — Ich hatte nur auf den Marschall und seinen Adjutanten gerechnet; bald aber kamen noch vier andere Offiecere seines Stabes. Es wurde mehr Wein und sogar ein Huhn herangeschafft, dann überließen wir die Gesellschaft ihren eigenen — Betrachtungen; das heißt: ich gab meinem Büreaudiener, einen aus Roubaix vertriebenen Deutschen, zur Aufwartung. Dieser sprach zufällig französisch, und so mußten wir es denn dulden, daß er uns von Zeit zu Zeit erzählte, was die Herren geredet hätten."

„Zunächst war ein Doctor erschieneu und mit ihm ein scharfer Disput wegen der Capitulation entstanden. Der Doctor hatte den Herren eröffnet: man erkläre sie hier für Feiglinge, die Metz für preußisches Geld verkauft hätten. Diese Auffassung hatte den Adjutanten zum Widerspruch gereizt, der nun behauptete: „wenn die Bevölkerung außerhalb der Festung so viel gethan hätte wie wir drinnen, so wäre der Feind längst vernichtet." Später war noch über den beabsichtigten Ausfall am 24. October geredet. Bazaine: „Man habe die Absicht gehabt; aber es habe sich herausgestellt, daß der Feind etwa 300,000 Mann stark sei" (jetzt genau die Hälfte). Darauf bemerkte ein Capitain: „Es hätte nichts genützt; wir hätten wohl durchbrechen können, aber nur ohne Trains; wir hätten dabei 20,000 Mann verloren und wären später doch irgendwo im freien Felde gefangen." „Ja," habe Bazaine hinzugefügt: „und dann waren wir der Truppen nicht mehr sicher; das 57. Regiment wollte sich ja nicht mehr schlagen, ehe sie nicht ihre Brodportionen gefaßt hätten."

„Anderen Morgen fuhren wir schon um 6 Uhr ab nach Metz; der Marschall aber hat in meinem Bett sanft geruht; die Herren sind dann über ein warmes Frühstück hergefallen „wie die Wölfe" und um 10 Uhr „ab nach Cassel". Vor unserem Palais hatte sich in der Rue St. Charles eine Menschenmenge versammelt in einer Stimmung, die keine Ovation in Aussicht stellte. Bazaine fuhr deshalb in Civil, aus dem Gartenthore in der Rue de la Poste zum Bahnhofe; hinter ihm die Menge, verspätet und heulend. Dieser war klüglich abgesperrt; so erhielt der Marschall nichts weiter als von unserem Militair die üblichen Ehrenbezeugungen, und von mir ein Körbchen Sherry. Den hatte er verdient, ebenso das warme Abendessen; denn er hätte sich nach allen Nachrichten, immerhin noch 14 Tage halten können und uns noch weitere 10,000 Mann Kranke gekostet."

Literatur.

Philippe de Gentils Marquis de Langalerie, französischer Generatlieutenant, österreichischer General der Cavallerie, angeblich Kaiser von Madagaskar, polnischer General der Cavallerie u. s. w. 1661 bis 1717, und Geschichte der Familie Gentils de Langalerie, zusammengestellt von Hermann Freiherrn von Rotenhan, Oberst. München 1895. 96 Seiten. Preis 1,50 Mk., für den diese Schrift bei dem Herrn Verfasser in München, Heßstraße Nr. 30 I direct bezogen werden kann.

„Ueber Philippe de Gentils Marquis de Langalerie ist schon viel geschrieben worden. Namentlich als vor ca. 15 Jahren Frankreich neue Ansprüche auf die Insel Madagaskar machte, wurde auch leider in abfälliger Weise über diesen berühmten französischen und österreichischen General, welcher mehrere Jahre Kaiser dieser Insel gewesen sein soll, geurtheilt" „Ich glaube", so schreibt der Herr Verfasser in der Einleitung zu seiner Schrift, „das Andenken meiner theuren Mutter nicht besser ehren zu können, als wenn ich mit Hilfe der mir vorliegenden, jedoch nicht genügenden Documente die Geschichte ihres Urgroßvaters und ihrer Familie zu schreiben versuche. Möchten diese Niederschreibungen ein richtiges Bild dieses berühmten Feldherren geben, dessen große Genialität allgemein anerkannt wurde, wenn wir auch uns in die damaligen Anschauungen über Patriotismus und Grundsätze des militairischen Lebens nicht recht hin-

Digitized by Google

eindenken können, welche in den wechselvollen Schicksalen dieses Mannes recht zum Ausdruck kommen. Die Familie Gentils de Langalerie, früher ein mächtiges Geschlecht der Provinz Limousin in Frankreich, ist in ihrem jüngeren Zweige, als protestantische Emigranten in der Schweiz, ausgestorben, während die ältere katholische Linie zur Zeit noch in Frankreich angesehene kirchliche und militairische Stellungen einnimmt . . . ."

Da Philippe de Gentils de Langalerie längere Zeit auch in Frankfurt a. d. Oder und in Norddeutschland lebte und wirkte, so dürfte die hier in Rede stehende Broschüre Interesse für den Leserkreis dieses Blattes haben.

Bibliotheca familiarum nobilium. Repertorium gedruckter Familien-Geschichten und Familien-Nachrichten. Ein Handbuch für Sammler, genealogische Forscher und Bibliothekare, zusammengestellt von O. Gundlach. Dritte, vollständig umgearbeitete, verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Neu-Strelitz. Verlag von Gundlachs Antiquariat. 1897. 81 Bogen (1296 Seiten in 8°), 2 Bände, elegant gebunden. Preis 30 Mark.

In der Vorrede dieses eigenartigen, großen und überaus mühevollen Werkes spricht sich der Verfasser über dasselbe wie folgt aus:

„Bei Bearbeitung der 3. Auflage wurde zunächst darauf Rücksicht genommen, den bibliographischen Anforderungen, die man an ein Werk, wie die Bibliotheca familiarum nobilium stellen konnte, welche aber bisher nicht in entsprechender Weise berücksichtigt worden waren, gerecht zu werden. So wurden in erster Linie sämmtliche Titel der selbstständigen Familien-Geschichten, soweit möglich, einer gründlichen Revision unterworfen und vielfach ergänzt und verbessert. Dann ward ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die einschlägige belgische, französische, holländische, italienische und skandinavische Literatur zu vervollständigen, wozu dem Bearbeiter nicht unbedeutende Mittel zur Verfügung standen. In dritter Linie kam dann in Betracht, die in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Skandinavien, Frankreich u. s. w. erschienenen historischen Vereins-Zeitschriften, soweit dies möglich war, systematisch zu diesem Zweck durchzuarbeiten und alles Einschlägige daraus der neuen Auflage einzuverleiben, und zwar nicht wie bisher, durch bloße Hinweisung auf die fragliche Zeitschrift, sondern durch ausführliche Wiedergabe der Autoren, Titel der betreffenden Artikel und genauer Angabe der Bände, Druckorte, Jahres- und Seitenzahlen. Um nun den Umfang des Werkes nicht übermäßig anwachsen zu lassen, mußten die Hinweise auf die genealogischen Taschenbücher gestrichen werden, ebenso sämmtliche Biographien, Leichenpredigten, Artikel und Artikelchen über Wappen- und Schloßsagen u. s. w. Wenn trotzdem die Bogenzahl fast auf das Vierfache gestiegen ist, so geht daraus hervor, welch' große Anzahl von Werken und Nachweisen bisher in der Bibliotheca familiarum nobilium gefehlt hat. Nichtsdestoweniger weiß der Bearbeiter am besten zu beurtheilen, daß auch die neue Auflage noch wesentliche Lücken aufzuweisen hat; da aber eine absolute Vollständigkeit nun mal nicht zu erzielen ist, so möge denn auch hier der Satz gelten: Feci quod potui; faciant meliora sequentes!

Zur leichteren Orientirung für die etwa 250 citirten, stark verkürzten Titel von genealogischen und historischen Werken ist ein genauer Schlüssel der neuen Auflage beigefügt."

Der Armen- und Kranken-Freund, eine Zeitschrift für die Diakonie der evangelischen Kirche. Herausgegeben von Georg Fliedner, Pastor in der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth. Verlag der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh. November—December-Heft 1896.

Inhalt: Festpredigt bei der Einsegnung von 31 Probeschwestern in's Diakonissen-Amt, gehalten am Mittwoch den 24. Juni 1896 von Pastor Zöllner aus Barmen. — Wie ich nach Kaiserswerth gekommen bin. Von † Pastor D. Julius Disselhoff. — Zur Erinnerung an den 20. October 1836. — Weibliche Diakonie auf dem Lande. — 63. Jahresbericht über das Asyl für weibliche Enttassene und das Magdalenenstift zu Kaiserswerth a. Rh., vom 1. Juli 1895 bis 30. Juni 1896. Wie es mit dem Rettungswerk an den armenischen Waisen vorangegangen ist. — Gaben für die armenischen Waisen und Nothleidenden. — Heil- und Pflege-Anstalt „Tannenhof" bei Lüttringhausen. — Das goldene Jubiläum des Erziehungsvereins zu Neukirchen bei Mörs. — Pastor Carl Friedrich Boegner †. — Anstalts-Chronik: Vom 15. August bis 13. October.

Aufsätze und Notizen, welche sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaction stets willkommen.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 16. December 1896. Nr. 51.

Englische Studien.

II. Der Haushalt eines Lords.

Als ich mich vor Jahren eine längere Zeit in England aufhielt, machte ich es mir zur Aufgabe, einen möglichst genauen Einblick in die dortigen socialen Verhältnisse, namentlich in den Haushalt der höheren Klassen zu erlangen. Eine deutsche Dame meiner Verwandtschaft, die in einem gräflichen Hause lebte, kam meinem Bestreben in liebenswürdigster Weise zu Hilfe.

Wir hatten nachzusinnen, manchen Einzelheiten auch nachzufragen, ehe eine erschöpfende Beschreibung zu Stande kam, denn eine solche ist allerdings nicht eben einfach, war es noch weniger als sonst in den damals gerade etwas complicirten Verhältnissen des erwähnten Hauses, das hinsichtlich des Personals einen Unterschied von andern gräflichen Familien bildete, selbst von denen im Besitz ähnlicher Mittel.

Gleich zu Anfang kam sie in Verlegenheit, als ich sie nach der Zahl der dienenden Geister fragte; sie wußte sie mir nicht anzugeben. Im Nachrechnen brachten wir sie etwa auf fünfzig, doch traf auch das nicht für alle Zeiten zu.

Die Schilderung indessen, die ich von meiner Verwandten nach eingezogenen Erkundigungen über besondere ihr selbst bisher dunkel gebliebene Punkte erhielt, wird bei analogen Verhältnissen wohl stets zutreffen, wenngleich begreiflicherweise selbst bei gleichem Range doch durch den Umfang der Besitzung, durch die Vermögensverhältnisse, sowie durch persönliche Ansicht und Neigung der Betheiligten sich der Zuschnitt manchmal wesentlich anders gestaltet.

Man kann in keiner besseren Weise zur Klarstellung der dienstlichen Verhältnisse in Engand gelangen, als wenn man den Einzelnen zu den — Mahlzeiten folgt. Denn ähnlich wie die jungen Rechtsgelehrten in London ihre Studienzeit und ihre Beförderung nach dem eingenommenen Dinners zählen und sich thatsächlich von einer Stufe zur andern essen, so gilt auch bei der Dienerschaft der Raum, wo die Mahlzeiten eingenommen werden, sowie die besonderen Abstufungen als wichtiges Unterscheidungszeichen der verschiedenen Stellungen. Die Spitzen der Dienerschaft versammeln sich zum ersten Frühstück und zum Nachmittagsthee im Zimmer der Haushälterin, zum Mittag- und Abendessen in dem des Kellermeisters, dem sogenannten stewards room. Zu ihnen gehören die Haushälterin, der Kellermeister (butler), der erste Kammerdiener (groom of the chambers) der valet oder Kammerdiener zur persönlichen Bedienung des Grafen und überhaupt alle Diener „außer Livree"; die Kammerfrauen der Gräfin und der Comtessen, sodann als Besucher diejenigen von der Bedienung der Gäste des Hauses, die den Erwähnten an „Rang" gleichstehen, also von dea männlichen Bedienten ebenfalls alle nicht Livreetragenden.

In die nächste Abtheilung, die servants hall, oder große Gesindehalle, gehören unter dem Präsidium des vorlegenden Kochs alle Livreebedienten von dem ersten an bis zum Pagen und dem Handlanger des Unterkellermeisters; ebenfalls die Kutscher und Stallbedienten, außer den sogenannten Helfern, den gelegentlich Angestellten; ferner die Kammerzofen der jüngeren Kinder des Hauses, die ganze Reihe der Stuben- und Hausmädchen, die Unterköchin mit dem Küchenmädchen und auch die untersten geschirrwaschenden, scheuernden Nymphen jener Region, die scullery maids.

In anderen, besonders in kleineren Haushaltungen stellt sich auch noch das Personal des Waschhauses zu den beiden Hauptmahlzeiten in der Gesindehalle ein; in dem betreffenden Hause jedoch hatte die erste Wäscherin mit den ihr unterstellten Gehilfinnen wegen größerer Bequemlichkeit, was die Zeiteintheilung anbelangt und anderer Einrichtungen, ihre Beköstigung ganz unabhängig. Vollzählig ist übrigens die Versammlung der vorhin Genannten auch nur zum Mittag- und Abendessen; zum Frühstück und Nachmittagsthee bestehen unter ihnen wieder zahlreiche Unterabtheilungen, je nach ihrer verschiedenen Beschäftigung und Tageseintheilung. Die Kinderfrauen mit ihren Untergebenen nehmen diese Mahlzeiten im Kinderzimmer,

wohin den ersteren auch Mittag- und Abendessen geschickt wird, die Hausmädchen in dem Arbeitszimmer, in dem sie die Nachmittagsstunden mit Nähen und Stopfen beschäftigt sind und andere anderswo. Ebenfalls für sich sind wieder die Mädchen des an die Küchenräume angrenzenden stillroom, d. h. des Bewahrungsortes für das zum täglichen Gebrauch bestimmte Geschirr, sowie für die Vorräthe von eingekochten Früchten.

Die besonderen Sitten im einzelnen zu beschreiben, die in den erwähnten verschiedenen Räumen herrschen, die Mannigfaltigkeit der Gerichte in der obersten Abtheilung, wo häufig schon zum ersten Frühstück dampfende Schüsseln erscheinen, die Feierlichkeit der Etiquette, die Devotion von Seiten der dort bedienenden Geister; ferner über die Abstufungen in der Gesindehalle zu berichten, wo einige der nicht Vollberechtigten vor den letzten Gängen zu verschwinden haben — einige gleich nach dem „Fleischgange“ und vor dem Pudding, andere nach dem Pudding und vor dem Käse, während verschiedene unter den Entschwindenden wiederum das Vorrecht haben, daß ihnen die erwähnten letzten Gänge nachgetragen werden und sie diese in ihren eigenen Räumen genießen — das alles würde einer langen Schilderung bedürfen. Mir selbst wären manche dieser Einzelheiten Geheimniß geblieben, hätte ich sie nicht mit Fleiß erforscht, indessen genügen in dieser Beziehung gewiß die wenigen Andeutungen. Vermuthlich haben diese Eigenthümlichkeiten, die auf den ersten Blick bizarr erscheinen, übrigens ebenso sehr in den verschiedenen Beschäftigungen der Einzelnen und in einer zweckmäßigen Zeiteintheilung ihren Grund, wie in bloßer Wunderlichkeit und hergebrachter Sitte.

Die für alle diese Menschen und Einrichtungen erforderlichen Räumlichkeiten sind selbstverständlich sehr bedeutende, und in dem erwähnten Hause würde es dem Uneingeweihten freilich schwer werden, in den zahlreichen Gängen mit der Menge von Zimmern und Vorraths- und Arbeitsräumen seinen Weg zu finden. Das gilt besonders von dem Landgute, auf das sich die vorstehende Schilderung überhaupt mehr bezieht, als auf den Stadtaufenthalt. In London lebt man sowohl hinsichtlich des Raumes wie auch in mancher andern Beziehung beschränkter als auf dem Lande, wo der Engländer bekanntlich aus Rücksicht auf Räumlichkeit und Großartigkeit der Einrichtungen wie auf gastliche Geselligkeit und zusagender Lebensbeschäftigung in jedem Sinne des Wortes voll sich entfaltet, und zugleich seine liebenswürdigsten und gemüthlichsten Charaktereigenschaften offenbart.

Wie groß und weitläufig aber auch jene Wirthschafts- und Gesinderäume sind, es drangen doch unlängst aus einem derselben Klagen wegen Mangel an Platz. Und zwar aus dem stillroom, dem früheren destillery room, in dem die gentlewoman vergangener Generationen sich mit Bereiten von Fruchtweinen, Fliederblumenwasser, Potpourri und Lawendel, von Schönheitswasser, Pflastern, Salben und Tränken beschäftigte und der heute, wie schon erwähnt, zum Bewahren von Porzellan und eingekochten Früchten, sowie zum Bereiten verschiedener Arten von Theekuchen dient. Die Herrscherin dieser Region erschien vor der Gräfin mit schier pathetischer, auf diese aber einigermaßen komisch wirkender Klage: es habe die Anzaht der Bedienten und Zosen, die in ihrem Bereich erschienen, um für ihre Herrschaften, die Gäste des Hauses, die übliche „frühe Tasse Thee“ ins Schlafzimmer zu holen, derartig zugenommen, daß der Raum sie nicht fasse und dessen Erweiterung dringend geboten sei. Denn habe man auch die Tablets mit den kleinen Theeserviecen bis ins Unendliche vervielfältigen können, die Mauern seien nicht in gleicher Weise dehnbar. Auf die etwas verwunderte Frage der Herrin, warum jetzt diese Noth vorhanden, da das Haus auch früher oft eine ähnliche Anzaht von Gästen beherbergt habe, erwiederte die also in ihrem Reiche Bedrängte, es haben jetzt auch die jungen Herren, denen früher dergleichen nie eingefallen sei, die Gewohnheit dieser „early cup of tea“ angenommen. Und in der That mußte dem Nothstande in der vorgeschlagenen Weise abgeholfen werden.

Daß man nun in allen vornehmen englischen Familien in ähnlicher Vollkommenheit bedient werde, wie in diesem Hause, von dieser lebenden Maschinerie, die ihrerseits ein so großes Getriebe erfordert, das darf freilich kaum behauptet werden. Hier herrschte zu jeder Zeit der tiefste Respect, die größte Aufmerksamkeit für Wünsche und Befehle. Die Präcision und Ordnung und insbesondere die Ruhe und absolute Stille, mit der alles zuging und woraus erst die rechte Behaglichkeit entspringt, sind etwas selbst hier zu Lande Bemerkenswerthes. Doch findet man in allen gut regulirten Haushaltungen bei den Dienstboten überhaupt eine ruhig respectvolle Form, die sehr angenehm berührt, und dieser äußere Ton ist im Ganzen von dem überall einreißenden radicalen Zeitgeist — was immer dessen innerer Fortschritt auch hier sein mag — noch wenig angekränkelt. Dabei ist freilich eine Art der Prätention und Eigenheit nicht ausgeschlossen, die die eigenen Rechte eifersüchtig wahrt, mit strenger Pedanterie auf der haarscharfen Linie bestimmter und ausgemachter Pflichterfüllung einherschreitet und nicht darüber hinausgeht, selbst nicht zu Gunsten eines Mitbediensteten.

Diese Eigenheit kann zu Zeiten geradezu komisch wirken, wenn gelegentlich eines an den Unrechten gerichteten Befehls die Feststellung erfolgt: „Bitte um Verzeihung Sir — oder Ma'am — das ist die Sache von dem und dem“, zwar finden solche Regelungen meistens schweigend unter den Betreffenden statt, daß sie indessen auch zum Ausdruck kommen, zeigt uns folgendes Beispiel, das sich in der That zugetragen hat.

Digitized by Google

Lord L. ſchellte eines Tages ſeinem Diener; feierlichen Angeſichts erſcheint derſelbe.

„Legen ſie doch Kohlen auf's Feuer", ſagt der Lord.

„Verzeihung, Mylord," entgegnet gravitätiſch der Diener, „das iſt nicht meine Sache."

„So iſt es die meine, Sie auf der Stelle fortzujagen!" ſagt der erzürnte Lord.

„Sehr wohl, Mylord," iſt die unbewegte Antwort.

So entzückt die Bekannten des Lord L. von deſſen Entſchiedenheit waren, ſo hätten vermuthlich die wenigſten in ähnlichen Fällen den Muth zu einer ſo energiſchen Antwort gehabt. Denn in gewiſſem Sinne reſpectiren ſie dieſe Unabhängigkeit, dies Kleben am Buchſtaben, ſind ſie doch in anderer Beziehung tadellos bedient und denken auch ihrerſeits nicht daran, Nachläſſigkeiten hindurch gehen zu laſſen. Der Menſch verſuche die Götter nicht! In einem Lande, wo alles unter dem Dienſtperſonal genauer geregelt iſt, als anderswo das Hofceremoniell, wäre es wahrlich gewagt, an den geheiligten Traditionen zu rütteln. Das engliſche Volk iſt ein im beſten Sinne ariſtokratiſches; bis zu den unterſten Klaſſen erſtreckt ſich ein gewiſſer ſocialer Ehrgeiz, der darin gipfelt, ein gentleman zu ſein und ſeiner Würde nichts zu vergeben.

Von einigen Seiten wird behauptet, daß die Zeiten der unbedingten Unterwürfigkeit und Devotion auch hier zu Lande vorüber ſeien, und hier und da ſcheint davon freilich ein Beiſpiel zu ſprechen. Die Viscounteß R. die eine Köchin ſuchte und eines Morgens die verſchiedenen Bewerberinnen um die Stelle empfangen hatte, ſagte zu einer derſelben, die ihr paſſend erſchien, nach beendigter Unterredung, daß ſie Luſt habe, ſie zu engagiren.

„O bitte, Mylady" war die ſehr unerwartete Antwort, „jetzt werde ich erſt einmal Erkundigungen über Sie einziehen!" „Denken Sie ſich mein Erſtaunen," ſagt die Erzählerin; „ich ſtand auf, öffnete ihr die Thür und ſagte ſehr höflich: ſo wünſche ich Ihnen einen guten Morgen und werde Sie nicht weiter bemühen." Warum ſollten ſie ſich nicht ſchließlich erkundigen, ſetzte ſie lachend hinzu, ſie thun es ja natürlich alle, nur iſt man nicht gewohnt, es in dieſer Weiſe mitgetheilt zu bekommen.

Immerhin gehören aber dergleichen Vorkommniſſe zu den ſeltenen Ausnahmen, wenngleich man behauptet, daß die Autoritätspoſten in den großen Häuſern — die der Haushälterin und des Kellermeiſters — immer ſchwerer werden. In der That kann das Handhaben einer ſo weitläufigen Maſchine ſelbſt unter den denkbar günſtigſten Verhältniſſen zu ſeiner Zeit eine leichte Sache ſein, und in dem erwähnten Hauſe wurde ſie während einiger Jahre durch das Einreihen einer Anzahl königlicher Bedienten unter die übrigen — eine Zugabe zu der Charge des Oberſtallmeiſters der Königin, die nebenbei bemerkt, zur Hälfte von dieſer, zur Hälfte von ihrem jedesmaligen Herrn beſoldet werden — noch complicirter. In dieſem Falle aber, mochte auch der Haushofmeiſter dieſe glänzende Zugabe ohne Zweifel mehr als Ballaſt des Hausweſens empfinden, wurde doch keinerlei Hemniß in dem Getriebe verurſacht, und die Hinzugekommenen waren jederzeit voll der dienſtbefliſſenſten Bereitwilligkeit. Sicherlich war es nicht leicht, in einem Hauſe, das auch ohne ſie hinreichend verſorgt war, eine paſſende Verwendung für ihre Dienſte zu finden, auch bemerkten wir, daß ſie ſich einer ausgedehnten Muße erfreuten, die ſie in ihrer Weiſe verwertheten. Der eine konnte die Geige ſpielen, der andere die Flöte, der dritte übte ſeine wirklich recht gute Tenorſtimme, der vierte verſuchte ſich gar auf einer vom „Continent" mitgebrachten Zither, und alle betheiligten ſich mit großem Eifer an den Vergnügen der übrigen, an Cricket, Quoits und einem kürzlich geſtifteten Bedienten-Lawntennis.

Uebrigens ſcheinen ſich manche der ſie betreffenden Einzelheiten der Controle des Haushofmeiſters zu entziehen. So überließ er ihnen beiſpielsweiſe die Beobachtung manches äußeren Ceremoniels, da ſie in gewiſſe Myſterien deſſelben am beſten eingeweiht waren. Sie wußten genau, welche Livreen ſie für die Morgen- und Abendſtunden, für die Beſuchszeit und andere Gala-Gelegenheiten, für den Empfang von „Königlichkeiten" im Hauſe oder für die Begleitung bei Hoffeſten anzulegen hatten. Uns ſelbſt, die wir ihre Durchſchnittserſcheinung, in den Scharlachröcken mit Gold, den blauſammetnen Kniehoſen, den weißen Strümpfen und Schnallenſchuhen hinreichend prächtig fanden, entgingen die Einzelheiten der mancherlei Veränderungen in ihren Aeußern. Der ſchwarze Kreppſtreifen am linken Aermel, das Zeichen der Trauer, das nach dem Willen der Königin noch nach ſo vielen Jahren das Andenken des Prinzen Albert ehrt, wurde unter allen Umſtänden beibehalten. Für die Beförderung dieſer und der übrigen königlichen Diener hat der jederzeitige master of horse das Recht und die Aufgabe, zu ſorgen und über ihre Verwendung für den perſönlichen Dienſt der Königin und der übrigen Mitglieder der königlichen Familie zu beſtimmen.

Eigenthümlich erſcheint es, daß der Oberſtallmeiſter in einen Miniſterwechſel, der bekanntlich den Wechſel der Inhaber von Regierungs- öffentlichen und auswärtigen Aemtern bedingt, ebenfalls eingeſchloſſen iſt, obgleich er zum Haushalt der Königin gehört, der dem politiſchen Wechſel nicht unterworfen iſt. Dieſe Folge, die zwar nicht geſetzlich geboten, dennoch thatſächlich immer einzutreten pflegt, wird zum großen Theile vermuthlich in der Rückſicht ihre Urſache haben, mit der die Monarchin der politiſchen Ueberzeugung ihrer Umgebung Rechnung trägt, die allerdings die Gemüther und das Leben in England in einem viel höherem Maße beherrſcht, als wir es uns hier vorſtellen können. Dieſe Rückſicht der Königin für ihre Umgebung, die ſich übrigens auf weit geringere Chargen als die hier erwähnten und in anderer

Digitized by Google

Weiſe bis zu den unterſten Bedienſteten erſtreckt, iſt um ſo höher anzuſchlagen, als die Monarchin, die, ob ſie zwar als Herrſcherin gewiſſermaßen über den Parteien ſteht, perſönlich doch ſehr ausgeſprochene Anſichten und Gefühle hat und Vorliebe für eine Perſönlichkeit ſowie das Gegentheil ſehr lebhaft zu empfinden vermag, ſelbſt indeſſen in ihren Herrſcherpflichten weder dem einen noch dem andern dieſer Gefühle Raum gewährt.

Manch ſolches Beiſpiel ließe ſich dafür beibringen. Eins davon, das mir aus der Erzählung der Dame beſonders in lebhafter Erinnerung geblieben, bezieht ſich auf einen Tag, an dem der erwähnte Graf, als geladener Gaſt der Königin von England, die Ehre hatte, bei einem königlichen Hochzeitsfeſte im Schloſſe zu Windſor zugegen zu ſein. Das Ereigniß, das für die Königin eigenartige Gemüthsbewegungen und Pflichten aller Art brachte, war noch außerdem dadurch denkwürdig, daß es mit dem Tage eines Miniſterwechſels zuſammentraf. Zum letzten Male empfing die Monarchin das Cabinet Beaconsfield und die conſervativen Großen des Hofes. Doch das ſchärfſte Auge der Beobachtenden vermochte nicht, in der huldvollen Freundlichkeit, der herzgewinnenden Theilnahme für die beſonderen Verhältniſſe der Einzelnen, die durch den Tact, die Herzlichkeit und das geradezu wunderbare Gedächtniß der hohen Frau immer wieder mit Erſtaunen erfüllt wurden, irgend eine Wolke oder Voreingenommenheit perſönlicher Art zu entdecken. Noch ließ die wahrhaft königliche Würde und Anmuth, die der Monarchin bekanntlich in außerordentlich hohem Maße zu Gebote ſteht und die man auf der Folie alles deſſen, was die engliſche Ariſtokratie an Schönheit, Anmuth und Grazie unſtreitig beſitzt, wahrlich Gelegenheit hat zu prüfen, die ſich aber ihrer ungeachtet ſtets voll bewährt, auch an dieſem Tage irgend etwas zu wünſchen übrig.

Am wenigſten ahnte einer der Gäſte, daß der Königin die ſchwerſte Stunde des Tages noch bevorſtand. Als der Extrazug, der die Hochzeitsgäſte von London gebracht hatte, dorthin zurückkehrte, geſchah es ohne Lord Beaconsfield, er war zur Abſchiedsaudienz bei der Königin zurückgeblieben. Eine Stunde ſpäter, unmittelbar nach ſeiner Abfahrt, empfing die Monarchin den zur Antrittsaudienz befohlenen Mr. Gladſtone, ohne ihn indeſſen durch Wort oder Blick den Eindruck entgelten zu laſſen, den der ganze verblüffende Cabinetswechſel und insbeſondere der Abſchied von ſeinem Vorgänger auf ſie gemacht, der nicht nur ein treuer Staatsdiener der Königin, ſondern, wie ſie ſelbſt ihm betonte, ihr hochgeſchätzter Freund geweſen. Die Einzelheiten dieſer Audienz, voll Beherrſchung, Tact und Selbſtverleugnung in der unperſönlichen Huld der Herrſcherin, erweckten von nun an die allgemeine Bewunderung der Engländer für das Pflichtgefühl und die großen Eigenſchaften ihrer Königin.

Um ſo bemerkenswerther iſt es, wie ſchon erwähnt, daß die hohe Frau eine ſolche Entäußerung des eigenen Ich von Anderen keineswegs fordert, ſondern vielmehr die zarteſte Rückſicht für das perſönliche Gefühl des Einzelnen bekundet. Als beiſpielsweiſe bei jenem Miniſterwechſel des Herzog von Weſtminſter dem Grafen von Bradford in ſeinem Amt als Oberſtallmeiſter folgte und die Königin den letzteren nach Windſor zum Diner eingeladen hatte, da erkundigte ſie ſich erſt bei dieſem, ob es ihm unlieb ſein würde, ſeinen Nachfolger dort bei der Tafel zu treffen. Der Graf, der dies nachher ſeinem Hausgenoſſen erzählte, fügte lächelnd hinzu, er habe die Königin über dieſen Punkt vollſtändig beruhigen können, durch die Bemerkung, daß er am Morgen nach dem Diner mit dem Herzog, der ſein ſehr guter Freund ſei, direct von Windſor nach deſſen Gute und zu dem gemeinſchaftlichen Trainer ihrer Rennpferde abzureiſen gedenke.

L.

Bücherhallen und Wirthshäuſer.

Ueber dieſen wichtigen Gegenſtand führte Bibliothekar Dr. Nörrenberg bei der Jahresverſammlung des deutſchen Vereins gegen Mißbrauch geiſtiger Getränke in Kiel Nachſtehendes aus, das wir dem gedruckten Bericht über die genannte Verſammlung entnehmen:

Der normale Deutſche theilt die Menſchen, was das Trinken angeht, in zwei Gruppen: ſolche, die geiſtige Getränke öffentlich trinken, und ſolche, die öffentlich dagegen ſind und es heimlich doch thun; die letzteren nennt er Temperenzler. Denn wenn er in den Zeitungen etwas lieſt über Temperenzler, z. B. in Amerika, ſo iſt es ſelten etwas anderes als eine Anekdote, wie jene frommen Leute das Trinkverbot umgehen. Darum hat das Wort den Beigeſchmack des Heuchlers. Daß in jenen Staaten die Trinkverbote von der Mehrheit der Bürger beſchloſſen werden, daß es alſo Hunderttauſende oder Millionen Enthaltſame geben muß, um ſolche Geſetze zu beſchließen, darüber denkt er nicht nach, aber dieſe Thatſachen ſollten die Zeitungen ihren Leſern öfter und nachdrücklicher erzählen als jene Anekdoten, bei denen man immer zwiſchen den Zeilen ein Geſicht zu ſehen glaubt, das mit Grinſen uns zuruft: Ach Gott, trinken thun wir ja doch alle.

Nein, es iſt eine Thatſache, es giebt Länder, in denen Millionen ſich der geiſtigen Getränke enthalten und ebenſowenig etwas beſonderes darin finden, als bei uns ein Nichtraucher darin, daß er nicht raucht; es iſt eben nicht Sitte. Urſachen hat dies mancherlei. Zunächſt ſind die Wohnungsverhältniſſe in Amerika unvergleichlich beſſer als bei uns. Wenn in Chicago oder Philadelphia der Arbeiter Abends nach Hauſe kommt, ſo erwartet ihn eine behagliche Häuslichkeit, vielfach ein ganzes kleines Häuschen (in Philadelphia z. B. bewohnen etwa $^9/_{10}$ aller Familien ein Haus

für sich), er braucht also nicht auszugehen, wenn er in gemüthlichen Räumen sitzen will. Zweitens sind Sport und körperliche Spiele drüben viel mehr im Schwunge als bei uns, und das weiß ja jeder: wer sich dazu tüchtig machen will, muß sich der geistigen Getränke enthalten. Drittens — und das ist es, worauf ich die Aufmerksamkeit lenken möchte — giebt es einen bei uns auch noch sehr vernachlässigten Ersatz: Anstalten, die für guten Lesestoff sorgen: Bücher- und Lesehallen.

Wer zu Hause sitzt, ein gutes Buch vor sich, — liest er nun für sich oder den Seinigen vor — der kann eben nicht gleichzeitig im Wirthshaus sitzen und trinken, er hat einen dreifachen Gewinn. Erstens spart er das Geld, das er im Wirthshaus verzehren würde, zweitens behält er die Kräfte, körperliche und seelische, an denen das Gift des Alkohols sonst zehren würde, und drittens vermehrt er seinen inneren Besitz, den geistigen und den gemüthlichen.

Theorethisch wäre das auch möglich ohne Bücherhallen, denn die Leute können sich ja Bücher kaufen. Da sagt aber die Praxis nein, denn wer hat dazu die Mittel? Dann könnte man ja auch ohne Schulen auskommen und sagen: mag jeder privatim dafür sorgen, daß seine Kinder unterrichtet werden. Und was bei dem Kaufen herauskommt, sieht man an dem Massenabsatz der Hintertreppen- und Schund-Romane, die oft eine Auflage von ein- bis zweimalhunderttausend finden und alle bei weniger bemittelten Leuten abgesetzt werden. Und Leihbibliotheken helfen auch nicht viel, denn sie richten sich nach dem Geschmack der großen Masse, und ehe sich einer an einem Sensationsroman Phantasie und Geschmack verdirbt: dann doch noch lieber ins Wirthshaus!

Nein, wir brauchen öffentliche, aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Leseanstalten, für die von sachverständiger Seite das Beste, was es an Büchern und Zeitschriften giebt, ausgewählt wird, Bibliotheken, die aber auch ihre Schätze dem Publikum so bequem und unter so leichten Bedingungen darbieten, daß es direkt zum Lesen herangezogen wird. Dahin gehört, daß die Benützung unentgeltlich ist, daß möglichst wenig Schwierigkeiten gemacht werden durch Verlangen von Pfand oder Bürgschaft, daß die Bücherhalle reichlich öffentliche Stunden hat, zumal den ganzen Abend hindurch und schließlich, und das ist das wichtigste: eine öffentliche Lesehalle. Nicht jeder Ort kann eine Lesehalle unterhalten, aber jede Stadt von etwa 20000 Einwohnern kann es, und deren haben wir in Deutschland an 150. Die Lesehalle ist das wirksamste Lockmittel der Bibliothek; viele, die noch eine Scheu haben, Bücher zu lesen, betreten wenigstens die Lesehalle und sehen sich eine Zeitschrift an, werden mit der Anstalt vertraut, kommen wieder und werden schließlich feste Kunden.

Eine Rettung geradezu ist die Lesehalle für die, welche eine ärmliche Wohnung haben, oder für junge Leute, die nur eine Schlafstelle miethen können und Abends und Sonntags nicht wissen, wo bleiben. Man hat der Sonntagsruhe vorgeworfen, daß sie die jungen Leute ins Wirthshaus und auf den Tanzboden treibt, und das ist wahr, die Sonntagsruhe ist kein Segen, so lange nicht dafür gesorgt ist, daß die jungen Leute Sonntags einen anständigen Aufenthalt haben. Darum sind öffentliche Lesehallen ein nothwendiges Gegenstück zur Sonntagsruhe.

Erfahrungen über die segensreichen Wirkungen giebt es überall, wo man Lesehallen hat. Wir brauchen nur die Besuchsziffernanzusehen: in Manchester, einer Industriestadt von gut ½ Million Einwohner zählen die städtischen Lesehallen jährlich über vier Millionen Besuche; rechnet man jeden nur zu einer halben Stunde, so kommen zwei Millionen Stunden heraus, die sonst vielleicht das Wirthshaus abbekommen hätte; man bedenke den Gewinn an materiellen und idealen Gütern, der in diesen Zahlen steckt! — In England und Amerika gilt es eben für selbstverständlich, daß eine Stadt, die auf der Höhe der Kultur zu stehen beansprucht, solche Leseanstalten in größtem Maßstabe besitzt. Die Stadt Boston (½ Million Einwohner) hat kürzlich die fünfzehnte Zweigbücherhalle eingerichtet mit einem Kostenaufwande von 350000 Mk. Die jährlichen laufenden Ausgaben der städtischen Bücher- und Lesehallen betragen dort etwa 800000 Mark. Aber Niemand, keine Partei behauptet, daß davon ein Pfennig weggeworfen sei. Je besuchter die Lesehallen, je leerer die Wirthshäuser und Gefängnisse: so rechnet der Amerikaner.

Wir in Deutschland stehen leider in den allerersten Anfängen. Düsseldorf ist meines Wissens die einzige Stadt, die aus kommunalen Mitteln eine populäre Lesehalle errichten will; von Vereinen oder Privaten sind Lesehallen gegründet in Freiburg i. Br., Mannheim, Mainz, Frankfurt, Jena, Berlin und Schweidnitz; alle sind sehr gut benützt worden; und gerade in diesen Tagen schrieb mir der Begründer einer Lesehalle: „Bei uns haben viele Leute der Bibliothekarin mit Dank bekannt, daß sie durch die Bibliothek nüchterne Menschen geworden." Allenthalben regt es sich in Deutschland jetzt, überall thut man die ersten Schritte, Lesehallen zu begründen; möchten die Freunde der Mäßigkeitssache überall kräftige Helfer sein oder selbst den Vortritt nehmen, möchte aber auch darauf geachtet werden, daß man nicht „Volks"anstalten gründet, die durch ihren Namen oder durch ihre Einrichtung besagen, daß sie sich vorzugsweise an die unteren Klassen, an das Volk im engeren, gewöhnlichen Sinne des Wortes wenden! Das gebe neue Scheidewände zwischen den Ständen, und es wäre pharisäisch; denn alle Stände brauchen Bildung, und in allen Ständen sind Wirthshaus- und Trinksitten zu bekämpfen. — (Blätter für das Armenwesen.)

Literatur.

Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi. Vorträge und Abhandlungen über das Verhältniß der Kunst, besonders der Poesie, zur Offenbarung. Von D. Julius Disselhoff. Nach dem Heimgange des Autors gesammelt und zum Besten einer „Disselhoff-Stiftung für die Kaiserswerther Waisenhäuser im Orient" herausgegeben von Deodat Disselhoff, Diakonus an der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth. Preis geheftet 4,50 Mk., fein gebunden 5,50 Mk.

Inhaltsverzeichniß. I. Christenthum und Kultur. II. Die klassischen Dichtwerke des Alterthums und des Mittelalters in ihrer religiös-sittlichen Bedeutung. III. Die Lieder Herrn Walthers von der Vogelweide — ein Spiegel deutscher Art. — IV. Dantes göttliche Komödie. — V. Shakespeares historische Dramen — ein Spiegel für Fürst und Volk. — VI. Shakespeares Trauerspiele — Wegweiser zum Glauben. — VII. Die christliche Auffassung der Weltgeschichte, poetisch dargestellt in Miltons verlorenem Paradiese. — VIII. Goethes Faust und Ephigenie — Zeugnisse für den Glauben. — IX. Glaubenslose Lyril neuerer Zeit vor ihrem eigenen Richterstuhle.

Aus dem literarischen Nachlasse des weithin bekannten D. J Disselhoff wird hiermit dem an der modernen Bildung theilnehmenden christlichen Publikum ein Werk geboten, das in hervorragendem Maße geeignet ist, in den Geist des Größten, was die Dichterfürsten alter und neuerer Zeit geschaffen, einzuführen und insbesondere die Erkenntniß zu vermitteln, daß jene großen Dichter bewußt oder unbewußt Propheten des Evangeliums sind und die in ihren Schöpfungen als in einem uns hinterlassenen Testamente ruhende Kraft zum Glauben an Gott weist. Es ist eine Frucht langjähriger eingehender Studien, welche unter dem ihren Inhalt andeutenden Gesammttitel von Sohneshand herausgegeben sind. Sie legen einerseits Zeugniß ab von der Schärfe und Tiefe des Disselhoff'schen Geistes und spiegeln andererseits die positiv-gläubige Denkungsart des Verfa[illegible]rs in schönster Weise wieder. Ein Hochgenuß ist es [illegible]m kundigen Führer zu folgen und seinen lichtvol[illegible]orten zu lauschen, mit denen er die hohe Schonheit der klassischen Dichterwerke preist und erschließt. Wir sind deshalb auch überzeugt, daß das Werk sich als ein rechtes Buch für das ideale Bedürfniß aller christlich gesinnten Literaturfreunde erweisen wird, das manchem in den Wirrnissen der Gegenwart zu einem Anker und Leuchtthurm werden kann. — Auch einem großen Interesse der Aesthetiker und der Forscher auf dem Gebiete der klassischen Poesie wird „Alles ist Euer" begegnen.

Mit „Meyers Historisch-Geographischem Kalender auf das Jahr 1897", zusammengestellt von Karl Bührer, hat die Verlagshandlung des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien eine eigenartige, in Deutschland auf dem Gebiete der Kalender-Literatur noch nicht vertretene Idee in einer Vollendung zur Ausführung gebracht, die diesem Unternehmen im Fluge das Interesse und die Sympathien weitester Kreise zuführen wird. In glanzvoller Ausstattung, die schon rein äußerlich den neuen Meyerschen Abreißkalender zu einem Schmuckstück des Arbeitszimmers wie des Familienheims erhebt, bietet der Inhalt eine solche Fülle des Interessanten und Anregenden, daß sich Anschauung und Lektüre des Kalenders täglich genußreicher gestalten werden. Jedem Tag des Jahres ist ein Bilderschmuck eigen, der nach alten Kupferstichen und Holzschnitten Sitten, Trachten und Gebräuche unserer Vorfahren, Züge hervorragender Männer und Frauen aus vergangenen Jahrhunderten, Städtebilder aus den Glanzzeiten des deutschen Städtewesens im Mittelalter veranschaulicht. Außer diesen werthvollen historischen Bildern bringt Meyers Kalender ausgezeichnete moderne Holzschnitte, welche Bildnisse berühmter Personen, Landschafts-, Städte- und Architekturbilder aus allen Gauen Deutschlands und Oesterreichs wiedergeben, sowie eine große Anzahl von Länder- und Städtewappen. Jedes Bild ist mit einem erläuternden Text versehen. Außerdem bieten Tagesnotizen, ausgewählte deutsche Sprichwörter, Proben von altdeutschem Humor u. a. m. Unterhaltung und Belehrung. Der eigentliche Kalendertheil besteht aus dem großgedruckten Datum, astronomischen Notizen und dem Festkalender. Endlich ist auf jeder Seite Raum für handschriftliche Notizen. Fügen wir noch hinzu, daß das Ganze auf bestem Papier in zweifarbigem Druck hergestellt ist, so läßt sich Meyers Historisch-Geographischer Kalender mit Recht als ein sicherlich hochwillkommenes Weihnachtsgeschenk empfehlen. Der Preis ist in Ansehung des Gebotenen ein sehr geringer, er beträgt nur 1 Mark 50 Pf.

Der Bär. Illustrirte Wochenschrift für die Geschichte Berlins und der Mark. XXII. Jahrgang. Nr. 49 vom 5. December 1896.

Inhalt: Der Pole auf Helgoland. Novelle von Eugen Herm. von Dedenroth (Fortsetzung). — Das Theater des Westens (Mit Abbildung). — General von Reyher. Von Otto Grothe (Schluß). — Ein romantisch-historisches Plätzchen der Mark. Von P. Schulze (2. Fortsetzung). — Kleine Mittheilungen: Die Verbreiterung der Potsdamerstraße. — Der barsche Schiffskapitän in Memel. — Offiziersgepäck. — Das 100jährige Jubiläum eines Buches. — Büchertisch.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44. Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 23. December 1896. **Nr. 52.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1896 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. December 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage im November 1896.	Summa: Zahl der darin verbliebenen Krankheitsfälle.
1	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1896	47			
	Zugang pro · ·	20			
		67			
	Abgang · · ·	17			
	Bleibt Bestand	50	50	1 349	70
2	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1896	47			
	Zugang pro · ·	40			
		87			
	Abgang · · ·	18			
	Bleibt Bestand	69	69	1 604	90
3	**Groß-Lichterfelde** (Siechen- und Reconvalescentenhaus):				
	Bestand am 1. November 1896	95			
	Zugang pro · ·	5			
		100			
	Abgang · · ·	5			
	Bleibt Bestand	95	95	2 887	140
4.	**Sterkrode** (Kranken-, Reconvalescenten- u. Siechenh.):				
	Bestand am 1. November 1896	43			
	Zugang pro · ·	32			
		75			
	Abgang · · ·	27			
	Bleibt Bestand	48	48	1 291	92
5.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1896	20			
	Zugang pro · ·	29			
		49			
	Abgang · · ·	17			
	Bleibt Bestand	32	32	798	50
6.	**Serbauen:**				
	Bestand am 1. November 1896	32			
	Zugang pro · ·	21			
		53			
	Abgang · · ·	15			
	Bleibt Bestand	38	38	1 140	54
7.	**Bortenstein:**				
	Bestand am 1. November 1896	23			
	Zugang pro · ·	20			
		43			
	Abgang · ·	28			
	Bleibt Bestand	15	15	582	50
	zu übertragen		347	9 851	546

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen	Summa: der am 1. December 1896 verpflegten Kranken und Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage im November 1896.	Summa: Zahl der darin verbliebenen Krankheitsfälle.
	Uebertrag		347	9 851	546
8	**Neidenburg:**				
	Bestand am 1. November 1896	35			
	Zugang pro · ·	41			
		76			
	Abgang · ·	29			
	Bleibt Bestand	47	47	1 187	43
9.	**Bandsburg:**				
	Bestand am 1. November 1896	28			
	Zugang pro · ·	15			
		43			
	Abgang · ·	13			
	Bleibt Bestand	30	30	875	40
10.	**Heiligenbeil:**				
	Bestand am 1. November 1896	55			
	Zugang pro · ·	16			
		71			
	Abgang · · ·	18			
	Bleibt Bestand	53	53	1 585	66
11.	**Dirschau:**				
	Bestand am 1. November 1896	26			
	Zugang pro · ·	45			
		71			
	Abgang · · ·	30			
	Bleibt Bestand	41	41	927	60
12.	**Jüterbog**				
	Bestand am 1 November 96	23			
	Zugang pro ·	15			
		38			
	Abgang · · ·	14			
	Bleibt Bestand	24	24	736	32
13.	**Neu-Roppin:**				
	Bestand am 1. November 1896	24			
	Zugang pro · ·	25			
		19			
	Abgang · · ·	22			
	Bleibt Bestand	27	27	866	46
14	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1896	43			
	Zugang pro · ·	54			
		97			
	Abgang · ·	44			
	Bleibt Bestand	53	53	1 565	60
	zu übertragen		622	17 592	893

Digitized by Google

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. December 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro November 1896.	Zahl der darin verbundenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 131	32 316	1 685
35.	**Heiligenstadt:**				
	Bestand am 1. November 1896	13			
	Zugang pro · ·	12			
		25			
	Abgang · · ·	7			
	Bleibt Bestand	18	18	496	26
36.	**Plön:**				
	Bestand am 1. November 1896	15			
	Zugang pro · ·	7			
		22			
	Abgang · · ·	9			
	Bleibt Bestand	13	13	445	29
37.	**Dannenberg:**				
	Bestand am 1. November 1896	23			
	Zugang pro · ·	12			
		35			
	Abgang · · ·	7			
	Bleibt Bestand	28	28	687	48
38.	**Altona:**				
	Bestand am 1. November 1896	24			
	Zugang pro · ·	13			
		37			
	Abgang · · ·	4			
	Bleibt Bestand	33	33	828	50
39.	**Oeynhausen:***)				
	Bestand am 1. November 1896	—			
	Zugang pro · ·	—			
		—			
	Abgang · · ·	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	104
40.	**Lippspringe:***)				
	Bestand am 1. November 1896	—			
	Zugang pro · ·	—			
		—			
	Abgang · · ·	—			
	Bleibt Bestand	—	—	—	41
41.	**Dierdorf:**				
	Bestand am 1. November 1896	44			
	Zugang pro · ·	18			
		62			
	Abgang · · ·	16			
	Bleibt Bestand	46	46	1 353	45
42.	**Pfullingen** in Württemberg.				
	Bestand am 1. November 1896	2			
	Zugang pro · ·	5			
		7			
	Abgang · · ·	2			
	Bleibt Bestand	5	5	118	15
43.	**Schwäbisch-Hall:**				
	Bestand am 1. November 1896	10			
	Zugang pro · ·	2			
		12			
	Abgang · · ·	11			
	Bleibt Bestand	1	1	88	21
44.	**Ludwigslust** in Mecklenburg:				
	Bestand am 1. November 1896	41			
	Zugang pro · ·	17			
		58			
	Abgang · · ·	23			
	Bleibt Bestand	35	35	1 115	50
45.	**Riesa:**				
	Bestand am 1. November 1896	24			
	Zugang pro · ·	17			
		41			
	Abgang · ·	21			
	Bleibt Bestand	20	20	622	40
	zu übertragen		1 330	38 068	2 154

*) 34 im October geschlossen und wird erst im Mai k. J. wieder eröffnet

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. December 1896 verbliebenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro November 1896.	Zahl der darin verbundenen Krankenbetten.
	Uebertrag		1 330	38 068	2 154
46.	**Niederweisel** in Hessen:				
	Bestand am 1. November 1896	21			
	Zugang pro · ·	17			
		38			
	Abgang · · ·	14			
	Bleibt Bestand	24	24	678	36
	Zusammen		1 354	38 746	2 190

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1896 beträgt 713, davon sind gestorben 61
ungeheilt oder nur gebessert entlassen 67
geheilt 585
wie vor 713.

47. **Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien** mit 63 Betten:
Bestand am **1. October 1896** . . . . . 42 Kranke
Zugang pro **October 1896** . . . . . 50 „
92 Kranke.

Davon sind:
gestorben . . . . . 1 „
ungeheilt oder nur gebessert entlassen . . . . . 14 „
geheilt . . . . . 23 „
38 „

Bleibt Bestand am **1. November 1896:** . . . 54 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 32 orientalische Christen, 14 Muhamedaner und 1 Jude.

Die Zahl der Kranken-Verpflegungstage pro October 1896 beträgt: 1523.

Poliklinisch wurden 946 Personen behandelt.

1. Edmund Julius Wilhelm Freiherr von Massenbach, Rittergutsbesitzer, auf Salleschen bei Rheinswein in Ostpreußen, Ehrenritter seit 1882, † zu Salleschen 11. December 1896.
2. Georg von Wurmb, Oberstlieutenant a. D., auf Groß-Furra bei Sondershausen, Ehrenritter seit 1887, † zu Groß-Furra 14. December 1896.

Weihnachten in London.

„Der kürzeste Weg zu eines Briten Herzen führt durch den Magen", so lautet ein altes Sprüchwort, und sein Weihnachtsfest ist ein Speise- und Trankfest vor allen Anderen. Sparsamkeit ist seine Sache nicht und am Wenigsten in London — aber Wochen zuvor, ehe das Fest gekommen, erscheint er spärlicher in der Taverne, denn zu irgend einer anderen Jahreszeit. Allwöchentlich trägt er dem Gastwirth einige Schillinge seines Arbeitslohnens zu, und sein Name kommt auf eine lange Liste, die damit abschließt, daß ihm am Tage vor dem Feste eine feiste Gans nebst einer Anzahl Flaschen edler Weine und Schnäpse nach Hause mitgegeben wird. „Unser Landesstolz ist unser

Digitized by Google

Braten" hieß es in der Rede eines Fleischermeisters, der auf einem Meeting seiner Collegen den umnachteten Ausländer bewitzelte, der sich nicht auf gleichen Landesstolz berufen könne. Die Weihnachtszeit beginnt als mit einem Vorspiel mit einer alljährlichen Viehausstellung, wo von Hoch und Gering aus den grünen Grafschaften solche gleißend-fetten Riesengestatten geliefert werden, daß sie alle Viertelstunden ihre erschöpften Beine zur Rast ausstrecken müssen und große Hebelkraft erfordern, um sie wieder aufrecht zu stellen vor strahlenden Tafelfreunden, johlenden Kinderschaaren oder dem jede Muskel prüfenden Preisrichter, dessen Wahrspruch manchem Bewerber ein kleines Vermögen für die Zukunft bedeutet. Sein Name kommt dann in jedes Blatt neben dem der Königin, Prinzen, Lords, Millionäre — die alle aus ihrer Zucht Prunkstücke vorführen, die sich an Marmorkrippen gesättigt. Aber doch holt sich „Hodge", wie der englische Spitzname für den Landmann lautet, immer auch klingende Ehrenpreise. Er und Weib und Kind haben das Thier gut gehätschelt, oder die Wärme und der Salzgehalt des mexicanischen Golfstroms, der dort das milde Klima schafft, machten ihm im Westen herrliche Weiden, oder in der stärkenden Bergluft aus Wales gedeiht sein Viehstand.

Der „Hodge" ist jetzt in London, oft mit ganzer Familie, wie alljährlich an den Ehrentagen für seinen Stand, bei der lebendigen, brüllenden und blökenden Viehparade zu Weihnachten. „Unsere Cousins vom Lande" nennt diese Besucher der Londoner. Viel altmodische Briten darunter, die in stillen grünen Grafschaften „unter den Matten des Kirchthurms" aufgewachsen — aber die Mehrzahl ist halb modernisirt, und manche Bauersfrau trägt einen breiten Mexicanerhut mit einem halben Dutzend wallender Straußenfedern, der im Sommer der Stolz der Arbeiterin in London, oder auch eine Pelzmantille, wie die feine Welt in Westend. Hin und wieder kommt auch der irische Hodge um diese Zeit — sein Nationalcostüm der Frack und Kniehosen. Der Frack hat sehr lange Schöße, namentlich wenn von jüngeren Leuten getragen, die rauflustig sind. Wenn in Irland einem solchen Jüngling nach einem Faustkampf lüstert, biegt er sich nach hinten hinüber, bis seine langen Frackschöße den Boden berühren. Wer es mit ihm aufnehmen will, tritt auf dieselben und damit ist die Herausforderung acceptirt. Hin und wieder folgt auch die beiderseitige Weiblichkeit dem Beispiel von Vater, Bruder oder Sohn, und bis auf den Gürtel entblößt und das Haar lang hernieder wallen lassend, ringen sie und balgen sie mit einander — ihre Siegestrophäe eine Haarwolle der Gegnerin. So vernimmt man um diese Zeit viel Irisch in seinen massenhaften Gutturallauten, auch Bälisch, eine uralte Sprache, die aus halber Vergessenheit durch Poeten, die das Volk zur Harfe wieder begeisterten und große Preissingen abhielten, sich viel verlorenes Gebiet wieder eroberte; sind doch die Erzählungen vom König Artus ursprünglich in wallisischer (wälischer) Sprache abgefaßt. Kaum mehr verständlich sind für das Ohr die Dialecte, in welchen „unsere Cousins vom Lande" auf der Gasse oder in der Taverne sich über die Wunder der Millionenstadt unterhalten. Aber selbst wenn sie Londoner Englisch radebrechen, haben sie oft über Erfahrungen, in fernen Weltgegenden gemacht, viel zu erzählen, was für Chronisten interessant. Der Eine, ein Arbeiter, hatte sich für die indische Armee anwerben lassen und oft in nachtdunklen Thälern des Himalaya allstündlich sein Leben in der Hand getragen. Ein Anderer zeigt Narben aus den Zulukriegen oder den verlorenen Kämpfen gegen die Boers; ein Dritter hat zehn Jahre im Westen der Vereinigten Staaten oder Canadas nach dem Glück gerungen, oder in Brasilien und in den benachbarten südamerikanischen Republiken, wo das Wetterglas immer auf Blut und Sturm deutet, als Freiwilliger und Ausländer wilde Tage durchlitten. Und solcher Lebenskenner unter fernen Zonen giebt es auch viele unter der in London angesessenen Arbeiterschaft. An diesen läßt sich am besten das englische Volk studiren, nicht höher hinauf, am wenigsten in den Kreisen, wo jeder sich bewußt ist, auf einem gesellschaftlichen Piedestal geboren worden zu sein. Deren Lebensalphabet hat man in sechs Wochen Umgang erschöpft und keinen Schlüssel zum Geist der Natur gefunden. Sie sind kälter im Blut und steifer im Vorurtheil als irgend eine andere haute volée.

Eine uralte vererbte Sitte lebt in der letzten Woche vor Weihnachten wieder auf, und zwar in ganz England, das sind die sogenannten „Waits", Umzüge von Instrumental-Quartetts von Haus zu Haus nach Sonnenuntergang, oder Knabenchöre — armer Leute Kinder — mit Chorgesängen Christmas Carols, manche darunter beinahe ein halbes Jahrtausend alt, andere aus den Tagen der Tudors oder Stuarts herrührend, als italienische Musik hier Mode in der vornehmen Welt. Nichts klingt so rührend weich als ein Chor zarter Knabenstimmen und um Weihnacht wiederhallts davon am Abend in jeder Gasse, auch wo Leute wohnen, die seufzend aufstehen und seufzend zu Bette gehen; auch von diesen verweigert Niemand die kleinen Münzen, um welche nach dem Sange ein Knäblein an die Thür klopft und eine Muschel zum Empfang der Belohnung der öffnenden Hand entgegenstreckt. So geht es fort oft bis über Mitternacht hinaus vor den geschwärzten Häusern auch des düstersten Theils dieser „mit Häusern besetzten Provinz", wie man London getauft.

Sonst fehlt dem Feste, anders wie in Deutschland, ein Familienzauber, dem Weihnachtsfeste — das Kind — der heilige Abend, der „Aufbau" von väterlicher und mütterlicher Hand hinter verschlossener Thür, während im Nebenzimmer die Kinderschaar harrt und räthselt. Der Christbaum war in England unbe-

Digitized by Google

kannt, bis der verstorbene Gemahl der Königin, Prinz Albert von Sachsen-Coburg, dessen Namen, weil er der Erfinder der ersten internationalen Weltausstellung im Jahre 1851 war, Unvergeßlichkeit gesichert ist, den Christbaum in England bei dem Volke beliebt zu machen suchte. Die hohe Gesellschaft, die immer dem Hofe folgt, umarmte die ausländische Sitte, und die Mittelklassen, deren Frauenwelt gern immer den sogenannten „Besseren" nachahmt, thaten desgleichen — aber heute finden sich nur kleine Häuflein von Tannen- und Fichtengipfeln auf der Gasse zum Verkauf zusammengestellt, meist winziger Gestalt für dies oder jenes kleine Heim. Freilich muß der grüne Schmuck aus den Bergen von Wales oder den schottischen Hochlanden herbeigeholt werden, oder aus der Normandie oder Bretagne, denn Alt-England prangt im Laubschmuck, im Zauber seiner reizvollen Landschaften, die nur in den dampf- und qualmgefüllten großen Manufacturdistricten oft durch Schwärzung von Boden und Bäumen verdüstert werden.

Der Generalpostmeister läßt die alle Jahr übliche Warnung in der Presse veröffentlichen, daß das festfrohe Publikum seine Postboten nicht mit generösen Festgetränken berauscht machen möge und dergleichen auch am Neujahrstage unterlasse. Der amtliche Text schließt mit den Worten: „Dergleichen ist ein Act von Freundlichkeit, welche die Männer in Verlegenheit und Schmach stürzen könnte. Der Generalpostmeister hofft demnach, daß das Publikum sich dessen enthalte, ihnen mit solcher Versuchung in den Weg zu treten." Freilich haben sie eine Riesenarbeit zu verrichten. Alle Welt schreibt aller Welt um diese Zeit — und selbst wenn die Botschaft weit über Land und Meer wandert, wird Pünktlichkeit ersehnt, und nicht minder für das weitverschickte Postpacket, dem nie der heimathliche Mistelzweig fehlt. In jeder Familie oder Gesellschaft um diese Zeit hängt der Mistelzweig an der Decke, unter welchem Küsse ausgetauscht werden, nur zwischen männlichen Festtheilnehmern nicht, denn Küsse unter den Adonißen sind verpönt. Bei einem im Krystall-Palast veranstalteten Feste zum Gedächtniß Schiller's vertheilte der Führer des Festes Preise an deutsche Turner und einen Kuß für Jeden zugleich, und siehe da, die gesammte zuschauende englische Damenwelt fuhr sich sofort mit dem Taschentuch über die schamhaft erröthenden Gesichter.

Der Weihnachtsabend wird in der Familie zugebracht, wozu mitunter auch Verwandte bis zu sehr fernen Graden geladen werden. Sonst ist im ganzen Jahr nicht viel Verkehr selbst zwischen Eltern und Kindern, Brüdern und Schwestern, so sie getrenntes Haus haben, oft Stunden weit entfernt von einander wohnend. „Stoicismus" so entschuldigt ein Londoner Blatt, wenn ein Sohn weit in die Welt wandert und von den Seinigen vielleicht auf Nimmerwiedersehen mit jenem Phlegma sich verabschiedet, als ersuche er beim Diner einen Tafelgast, ihm freundlichst die Senfbüchse zu reichen. Die Mutterthräne ist oft das einzige Zeichen von tieferem Gefühl. Man ist viel herzlicher in Briefen als im Händedruck und persönlicher Begegnung. Der Schriftsteller Gatton beklagt, daß unter zehn Familien in England neun sind, wo viel Hader und Neid unter Geschwistern entspringt, sogar im Ringen nach Stellung und Erwerb im täglichen Leben. Aber am Kaminfeuer um Weihnacht wird viel vergessen und zeitweise auch vergeben. Briefe von Söhnen und Brüdern, die fern in Indien oder Australien, in Canada oder am Cap der guten Hoffnung Heimatsgefühle um Weihnachten erwachen lassen und ihre Glückwünsche nach dem alten Lande entsenden, gehen von Hand zu Hand. Bis vor zwanzig Jahren konnte man noch sagen, daß die ganze Nation, deren Heimath die britische Inseln, sich immer noch, mehr als jede andere, im Rahmen einer großen Familie bewegte. Des Engländers Vaterland konnte für sein Herz kein anderes Land werden, wo er auch weilte, er kannte auch nur eine Hauptstadt als die seine, und hätten ihn auch sieben Weltmeere davon getrennt. Aber Kinder, in diesem Falle Colonien, werden majorenn und dann regelt sich das Familienverhältniß anders, und in unserer Zeit, wo „Geschäft" und abermals „Geschäft" mit seinem Zuwachs und seinen Gefahren recht eigentlich die Waage hält zwischen den Fragen: ob Krieg — ob Frieden, denken in manchen englischen Colonialländern die Söhne Altenglands zu Nachbarn, die alte sprichwortlich gewordene Maxime durch: „Das Hemd ist näher als der Ueberrock."

Am ersten Weihnachtstage herrscht die überfüllte Speisetafel und die Korken knallen ohne Ende — den Aerzten fließt zumeist eine Woche später aus den Festfolgen ein Goldregen zu. Am zweiten Weihnachtsfeiertage wird das Geschmause fortgesetzt und was an Geschenken bereit, kommt dann in die Hände neuer Besitzer. Es ist dies der „Boxing-Day", der nichts mit der edlen, stark im Schwinden begriffenen Kunst des Faustkampfes zu schaffen hat. Box bedeutet hier nur die Hülle, und ist eine Bezeichnung, die auf den je nach den Umständen mehr oder weniger werthvollen Inhalt des Geschenks übertragen wird.

Dieser Tag ist für das Volk Ausgehetag. Ein Schriftsteller schrieb: „Der Londoner darf einmal im Jahre närrisch sein, darf sich einmal ausrasen, denn manchem kommt nach langer Tretmühlarbeit wohl eine Art von rücksichtslosem Humor an, wo er am liebsten alle Viere zum Himmel strecken und sich kannibalisch wohl fühlen und alle Welt auf die Faust fordern möchte."

Frieden! Frieden am Feste! Wie anders liest sich, was ich vor zwei Jahren über englische Weihnachten schrieb. Aber es handelte sich damals mehr um die alten Sitten, welche in den gediegenen alten Farmsitzen Englands noch beobachtet werden, während wir heute mehr die Begehung des Festes in der Großstadt zu schildern suchten, aber eine Feststimmung ist,

Digitized by Google

wie wir gesehen haben, auch in ihren Mauern zu finden und überall durch die Gassen der Weltstadt klingt der Jubelruf:

„A merry Christmas and a happy new year!"

Von der Dresdner Diakonissenanstalt.

Freitag, den 6. November, Vormittags 10 Uhr, fand in Dresden, Christianstraße 20, I. Obergeschoß, vor einem kleinen Kreise Geladener eine Feier statt, um die Wohnung von 8 Diakonissen zu weihen, welche auserwählt sind, den an die evang.-luth. Diakonissenanstalt zu Dresden aus Stadt und Land ergehenden Bitten um Diakonissen in der Privatpflege zu entsprechen. Die Weihe und die Aussegnung der Schwestern vollzog Rector Dr. Molwitz unter Anschluß an Psalm 84: „Der Vogel hat sein Nest gefunden".

Mittwoch, den 25. November 4 Uhr hielt der Verein für die evang.-luth. Diakonissenanstalt zu Dresden im Festsaale der Anstalt unter dem Vorsitz des Herrn Kammerherrn v. d. Decken seinen 11. ordentlichen Vereinstag ab. Gesang des Liedes „Jesus Christus herrscht als König" eröffnete die Feier mit daranschließendem Gebet durch den Herrn Rector P. Dr. Molwitz. Der Vorsitzende erstattete Bericht über die Zeit vom 1. November 1895 bis 1. November 1896, nachdem er der verstorbenen Vereinsmitglieder, darunter des langjährigen Vorstandsmilgliedes und Leiterin des Nähvereines Fräulein Julie Reißiger, gestorben 23. April 1896, und dreier verstorbener Diakonissen, darunter Schwester Marie Hagedorn, die 38 Jahre der Schwesternschaft angehört hat, ehrend gedacht hatte. Die Schwesternschaft zählt 464 Schwestern, als: 302 eingesegnete, 58 Beischwestern, 104 Probeschwestern. 315 arbeiten auf 189 Stationen, die sich von 176 auf 189 vermehrten, 71 in Filialen. Der Bestand der Schwestern ist auf einigen Stationen, darunter Leipzig, um 4 vermindert, auf anderen erhöht worden. Die Eröffnung des Hauses für 8 Schwestern zur Privatpflege, Christianstraße 20, wurde erwähnt. Die Vergütung für die Privatpflege wird freigestellt und nur auf Verlangen Rechnung ertheilt. Die am 23. November d. J. gestorbene Schwester Elise Eichler, die zu den 8 Schwestern gehörte, erlag einer Ansteckung an Typhus. Vorher hatten schon in 10 Familien mit 413 Pflegetagen 8 Schwestern in Privatpflege gestanden. 6 Johanniterschwestern wurden ausgebildet, die früheren haben öfters ausgeholfen. Aus der Schwesterschaft schieden 4 Diakonissen, 5 Beischwestern, 18 Probeschwestern, es traten ein 53, 30 Beischwestern wurden an zwei Tagen eingesegnet.

Ein in Zwickau gehegter Wunsch, dort für Sachsen eine dritte Diakonissenanstalt zu gründen, ist aufgegeben worden, nachdem die Dresdener Diakonissenanstalt zugesagt hat, am 1. April 1897 in Zwickau mit Benutzung der ältesten Station, des Kreiskrankenstiftes, eine Filiale zu gründen, welche Schwestern ausbilden soll, die nur vor Eintritt in die Schwesterschaft noch einen abschließenden Cursus im Mutterhause durchmachen sollen.

Das Krankenhaus ist stets vollbesetzt gewesen, heutiger Bestand: 123 Kranke, im ganzen wurden dies Jahr gepflegt: 1736 Kranke. Es wurde ein vierter Assistenzarzt angestellt. Die Assistenzärzte haben mehrfach gewechselt. Mit dem Stadtrath wurde ein Vertrag geschlossen wegen Aufnahme von Verunglückten, während Dienstboten in der Hauptsache dem Stadtkrankenhause zuzuweisen sind. Für Erneuerung der Wäsche war ein Aufwand von 6500 ℳ nöthig. Geschenke von 2050 ℳ für ein zu erbauendes Kinderkrankenhaus gingen ein, welches sich immer mehr als ein Bedürfniß herausstellt.

Bethesda hat 112 Pfleglinge aufgenommen.

Das neu geweihte Kinderheim für 40 Kinder kostete 120 400 ℳ. Die kleinen Häuser an der Vorstraße sind mit 2000 ℳ für Beamte als Wohnungen vorgerichtet.

Luisenstift hat 56 Schülerinnen im großen, 21 im kleinen Hause, 23 Tagesschülerinnen. Das Grundstück wurde durch Ankauf von 8700 Quadratmetern vergrößert. Das Marthaheim hatte 1168 Herbergende und hat 822 Stellen vermittelt. Im Seminar wurden 20 Hausschülerinnen und 3 Tagesschülerinnen aufgenommen, 22 gingen ab.

An Stiftungen und Geschenken gingen ein 7000 ℳ für ein Freibett im Kinderheim, 2761 ℳ Vermächtnisse und das Ergebniß der F. Reicheschen Erbschaft an 88 900 ℳ, nachdem 510 000 ℳ an andere Vermächtnisse ausgezahlt wurden.

Die Stände des Landes bewilligten eine jährliche Beihilfe von 10 000 ℳ, die Stadt Dresden von 5000 ℳ, 2000 ℳ mehr als bisher. Für den 1. April 1897 ist ein Geschenk von 20 000 ℳ in Aussicht gestellt mit besonderer Verwendung. Der Hypothekenstand beträgt 860 000 ℳ, in Bethesda 90 000 ℳ. Herr Gysae beantragte Namens der Rechnungsprüfer die Richtigsprechung der Rechnung vom Jahre 1895. Die bisherigen Rechnungsprüfer Gysae, Brinkmann und von Wolf wurden wiedergewählt

(„Bausteine".)

Bethlehemskalender. Mecklenburgisches Volksbuch auf das Jahr 1897. Herausgegeben von Johannes Krabbe, Pastor am Stift und an der Gemeinde Bethlehem zu Ludwigslust. 38. Jahrgang. — Mit einem Titelbilde und vielen Holzschnitten. — Preis 50 Pf., kartonnirt 60 Pf. Der Kalender ist beim Herausgeber zu haben und wird frankirt dem Besteller zugesandt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrtich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Digitized by Google

Das Blatt erscheint jeden Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 2 Mark für das Vierteljahr in allen Theilen des Deutschen Reichs. Einzelne Nummern 25 Pf.

Wochenblatt
der
Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin auch das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer-Straße 134 c.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Jahrg. 37. Berlin, den 30. December 1896. Nr. 53.

Wilhelm von Kleist, Generalmajor und Inspecteur der 3. Pionier-Inspection. Ehrenritter seit 1887, † zu Magdeburg 18. December 1896.

Jahresbericht über das Johanniter-Hospital und Asyl für arme Badegäste zu Bad Oeynhausen 1896.

von Dr. Aly, pract. Arzt, Oeynhausen.

Das Johanniterhospital, das im Jahre 1896 das 19. Jahr seines Bestehens zurückgelegt hat, sieht wiederum auf eine segensreiche und umfassende Thätigkeit zurück. Das Haus war von dem Tage der Eröffnung (15. Mai) bis zum Schluß der diesjährigen Badesaison (15. October) dauernd voll besetzt. Die Zahl der zu gleicher Zeit Verpflegten überschritt häufig die etatsmäßige Belegungsziffer und erreichte des öfteren die Höhe von 103—106 Betten. Auch in der Gesammtzahl der verpflegten Kranken hat das Johanniterhospital in diesem Jahre wiederum eine erhebliche Zunahme von 32 Personen erfahren.

Es wurden verpflegt:

421 Kranke im Jahre 1896
gegen 389 „ „ „ 1895.

In Folge dieses im Verhältniß zur Anlage des Hauses großen Zudranges von Heilung Suchenden sah sich der Vorstand des Hauses in diesem Jahre zum ersten Male genöthigt, um allen Anträgen gerecht werden zu können, das Hospital bis zum 15. October in Betrieb zu lassen, während sonst dasselbe schon am 1. October geschlossen werden konnte. Mit nur wenigen Ausnahmen, in denen es sich um sehr elende und nicht transportable Kranke handelte, war der Aufenthalt des Einzelnen auf die Dauer von 6 Wochen als Maximum normirt, ein Zeitraum, der durchaus als genügend angesehen werden muß, um auch in schweren Fällen im Allgemeinen eine ausgiebige und nach Möglichkeit erfolgreiche Cur zu gebrauchen. Jedoch hielten sich die Mehrzahl der Kranken nur 4 Wochen auf; der Durchschnitt der Verpflegungstage ergiebt pro Kopf 31 Tage. Auf diese Weise konnte jedes Bett während des Sommers vier Mal neu belegt werden.

Reichliche Gaben privater Mildthätigkeit, ein Vortrag des Afrikaforschers Herrn Grafen v. Pfeil, gehalten zum Besten des Hauses, und die vom Johanniter-Orden selbst bewilligten 900 ℳ, machten es dem Vorstande möglich, vielen mittellosen Kranken durch materielle Unterstützung die Kosten des Aufenthaltes nach Möglichkeit abzunehmen oder wenigstens zu erleichtern.

Als eine große Unterstützung wurde es allseitig dankbar empfunden, daß von Seiten der Königlichen Badeverwaltung auch während des Monats Juli die Armenbäder, die in dieser Zeit des größten Andranges zum Bade auch von den mittellosesten mit 25 Pf. honorirt werden müssen, für die Insassen des Johanniter-Hospitals ohne Entgelt verabfolgt wurden.

Es wurden in diesem Jahre dem Hause auch außergewöhnlich viele Geräthschaften zur Krankenpflege, Krankenfahrstühle, Krankenmöbel ꝛc. zum Geschenke gemacht.

Allen diesen freundlichen Gebern sei an dieser Stelle noch einmal ein herzlicher Dank dargebracht.

Die Verwaltung des Hauses ruhte, wie seit Eröffnung desselben, in den Händen des Rechtsritters von Zitzewitz. Die ärztliche Leitung hat Dr. Aly. Die Pflege der Kranken wurde von vier Schwestern des Elisabethkrankenhauses in Berlin geleistet, von denen die vorstehende Diakonissin zugleich die wirthschaftliche Leitung des Hauses besorgte; für die Männerstation waren außerdem zwei Wärter vorhanden.

Es wurden verpflegt:

	Männer	Frauen	Zusammen
Kranke	196	225	421
mit Verpflegungstagen . .	5826	7481	13 307

Unter diesen 421 Kranken kamen folgende Krankheitsfälle zur Beobachtung und Behandlung und erfuhren durch das Heilverfahren folgende Beeinflussung:

Digitized by Google

	Aufgenommen	Geheilt	Gebessert entlassen	Unverändert
1. Krankheiten des Nervensystems.				
A. Rückenmarkskrankheiten.				
Tabes dorsalis	42	—	34	8
Myalitis dorsalis	25	—	7	18
Poliomyalitis antec.	2	—	2	—
Multiple Sclerose	2	—	1	1
Apoplex. spinal.	1	—	1	—
progressive Muskelatrophie	2	—	—	2
Dystrophia Muscul. progressiva	1	—	—	1
Compressions-Myelitis (Spondylitis tubercul.)	4	—	4	—
Contusion der Wirbelsäule (Fractur der Wirbelsäure)	3	—	2	1
B. Krankheiten der Rückenmarkshäute.				
Meningitis spinal. chron.	2	—	2	—
C. Gehirnkrankheiten				
Hemiplegie (halbseitige Lähmung)	13	—	6	7
Cerebrale Kinderlähmung	2	—	—	2
Progressive Paralyse der Irren	2	—	—	2
Lues cerebr.-spinal. (Gehirn- und Rückenm.-Syphilis)	1	—	—	1
D. Krankheiten der peripheren Nerven.				
Ischias	13	6	7	—
Neuralgieen, andere	4	3	1	—
Neuritiden	13	8	4	1
E. Neurosen.				
Neurasthenie und Mischformen	13	5	6	2
Hysterie und Mischformen	53	—	37	16
Traumatische Neurosen	7	—	4	3
F. Nicht klassifizirbare Nervenzustände.				
Paralysis agitans	3	—	—	3
2. Krankheiten der Muskulatur.				
Muskel-Rheumatismus	25	16	9	—
Periphere Muskellähmung	1	1	—	—
3. Krankheiten des Knochengerüstes.				
Alte consolidirte Knochenbrüche	3	—	3	—
Osteomyelitische Processe	3	—	3	—
Tuberculöse Processe	2	—	2	—
4. Krankheiten der Gelenke.				
Chronischer Gelenkrheumatismus (Arth. chron.)	122	18	83	21
Deformirende Gelenkentzündung (Arth. deform.)	21	—	9	12
Gelenk-Ankylosen (Versteifungen) nach Entzündungen	10	—	7	3
Entzündungen von Gelenken	20	9	9	2
Blei-Gicht	2	1	1	—
Angebarene Hüftgelenkluxation	2	—	—	2
Genua vara	1	—	—	1
5. Diverse Krankheiten.				
Herzfehler	32	—	31	1
Skrophulose	17	—	17	—
Anaemie (Blutarmut)	8	—	8	—
Arteriosclerose (Verknöcherung der Adern)	1	—	—	1
Erkrankungen der weiblichen Generations-Organe	7	—	7	—

Es kamen mithin im Ganzen 485 Krankheitsformen zur Beobachtung, von denen 67 als geheilt, 307 als gebessert, 111 als unverändert entlassen wurden.

Wenn man bedenkt, daß es sich in den vorliegenden Fällen nur um ganz chronische, zum größten Theile aber als unheilbar geltende Kranke handelt, ein ansehnlicher Erfolg, der als ein schöner Lohn für das dem Wohle der leidenden Menschheit gewidmete Institut des Johanniter-Hospitals verzeichnet zu werden verdient.

Durch den Tod verlor das Haus nur einen Kranken, der schon schwer leidend dasselbe aufsuchte, und 4 Tage nach der Aufnahme an Darmtuberkulose zu Grunde ging.

Das Heilverfahren stützte sich in erster Linie auf den Gebrauch der Oeynhäuser heilkräftigen Thermen und der Soole, nebenher wurde aber auch der ganze Apparat der medicinischen Wissenschaft zur Unterstützung der Badecur, in Sonderheit die Elektricität, die Massage und die Heilgymnastik in Anwendung gebracht. Auch auf dem Gebiete der Chirurgie wurden kleinere Operationen, soweit der Zustand des Kranken es benöthigte, vorgenommen, von größeren Eingriffen mußte meistens Abstand genommen werden, damit der Hauptzweck des Aufenthaltes im Hause, der Gebrauch einer Badecur, dadurch keinen Abbruch zu erleiden hatte.

So sehen wir denn mit freudigem Herzen auf ein Jahr reicher Arbeit, aber auch großen Segens zurück. Wünschen wir dem Johanniterhospital ein ferneres Wachsen und Gedeihen zum Wohle der leidenden Menschheit.

Die Waisenpflege der Stadt Berlin.

Es wird unsere Leser gewiß interessiren, zu erfahren, wie die Millionenstadt Berlin der ebenso umfassenden als schwierigen Aufgabe, 4 – 5000 Waisen, für die sie zu sorgen hat, zu erziehen, sich entledigt. Wir entnehmen darüber den „Fliegenden Blättern aus dem Rauhen Hause" nachstehende Mittheilungen, welchen die vom Direktor des Großen Friedrichs-Waisenhauses zu Berlin unter Benützung amtlicher Quellen herausgegebene Schrift „Die Waisenpflege der Stadt Berlin" zu Grund gelegt ist.

Objekte der Waisenpflege sind in der Regel nur Vollwaisen, sowie die Kinder, deren Eltern durch lange Krankheit, Abwesenheit oder Freiheitsstrafen zu ihrer Verpflegung und Erziehung außer Stande sind oder durch richterlichen Beschluß wegen sittlicher Verkommenheit die Erziehungsrechte verloren haben. Dazu treten die verwahrlosten resp. durch das Zwangserziehungsgesetz der Kommune überwiesenen Kinder. Bloße Armuth der Eltern oder des überlebenden Theils derselben macht die Kinder dagegen noch nicht zu Objekten der Waisenpflege, da in diesem Falle nicht die Kinder, sondern ihr Vater resp. ihre Mutter als bedürftig und als Objekt der städtischen Armenpflege dasteht.

Die schwierige Frage der Anstalts- oder Familienerziehung der Kinder ist durch die Praxis dahin entschieden worden, daß für die kleinen Kinder vom Säuglings- bis zum schulpflichtigen Alter die Familienerziehung in Kostpflege das allein Mögliche, für Mädchen das einzig Zweckmäßige ist; denn nur in ihr kommen die für die Mädchen besonders wichtigen Erziehungsfaktoren: Anregung des Gemüths, Bekanntschaft mit den Pflichten des Hauswesens, Gewöhnung an den Familienton, zu ihrem vollen Rechte, während die Vortheile der Anstaltserziehung: geregeltere Schulbildung und Gewöhnung an strosfere Zucht und Ordnung, mehr für die Knaben passen. Die Letzteren werden daher in Familienpflege nur untergebracht, soweit im Großen Friedrichs-Waisenhonse zu Rummelsburg kein Platz ist. So stellt sich die Vertheilung jetzt so, daß von den ca. 4500 in städtischer Pflege befindlichen Waisen untergebrocht sind im Depot 100, im Waisenhous 450, im Erziehungshaus für Verwahrloste 50, in Berliner Kostpflege 1650, in ouswärtiger Kostpflege 2250. Die Kosten belaufen sich pro Jahr und Kopf durchschnittlich im Depot auf 349,2, im Waisenhaus auf 626,14, im Erziehungshaus auf 367,2 und in der Kostpflege auf 180 Mk.

Das Depot ist eine Anstolt, wohin die der Woisenpflege anheimsallenden Kinder zunächst gebracht werden, denn es ist nöthig, zuerst ihrer sonitären Pflege Sorgsalt zuzuwenden und sie nach Charakter und Anlage genügend kennen zu lernen, um die indioiduell geeignetste Art ihrer Versorgung zu ermitteln. Doch soll in der Regel kein Kind länger als höchstens 6 Monate im Depot bleiben. Von planmäßigem Unterricht kann hier natürlich angesichts des stäten Ab- nnd Zugangs der Kinder und ihres kurzen Ausenthalts nicht die Rede sein, nur von unterrichtlicher Beschäftigung.

Im Großen Friedrichs-Woisenhaus zu Rummelsburg werden gänzlich verwaiste Knoben sowie solche aufgenommen, die beim Eintritt in die städtische Woisenpflege bereits den Konfirmandenunterricht besuchen oder aus onderen Gründen für die Familienpflege ungeeignet sind. Je 50 Knaben bilden zusammen eine „Familie" d. h. eine Gemeinschaft, in welcher die im Familienleben wirksamen Bildungsmomente möglichst zur Geltung gebracht werden sollen. Es versteht sich von selbst, daß diese Familien stets nur ein schwaches Abbild der wirklichen sein können und nicht entfernt den sittlich erziehenden Werth wie die aus höchstens 15 Köpfen bestehenden Familien des Rauhen Hauses und anderer Rettungshäuser besitzrn; immerhin aber werden sie in einer so großen kommunalen Pflege, wie die Berliner Woisenpflege ist, das höchsterreichbare Maß der Gliederung im Rahmen der Anstaltserziehung sein. Jedes Rummelsburger Familienhaus für 50 Knaben hat einen Keller mit Wirthschafts- und Waschräumen, ein Erdgeschoß mit zwei Wohnräumen und einen als Werkstatt zu benützenden Nebenraum; das erste und zweite Obergeschoß hat einen Schlafsool für 25 Kinder und einen Erzieher. Um das Familienleben möglichst nachzuahmen, sind in jeder Familie alle Altersklassen vom Beginn der Schulpflicht bis zur Konfirmation vertreten; um sich im Leben selbst bedienen und behelfen zu lernen, müssen die Knaben alle häuslichen Geschäfte mit Ausnahme der groben Wasch- und Scheuerorbeiten selbst verrichten. Das Essen wird aus der Anstaltsküche geliefert nnd von jeder Familie in ihren Räumen verzehrt. Geleitet wird jede derselben von einem Lehrer, dem ein jüngerer Kollege als Gehilfe beigegeben ist.

Großes Gewicht wird auch auf die Ausbildung der Knaben in Handfertigkeiten gelegt. Jeder Knabe muß vom zwölften Jahre an täglich zwei Stunden als Schneider, Buchbinder, Tapezierer, Korbmocher oder Gärtner arbeiten.

Erwähnt sei noch, daß einem eigenen Anstaltsprediger die geistliche Versorgung des Hauses obliegt. Als nächster Vertreter des Direktors steht ihm auch der gebührende Einfluß auf Erziehung und christliche Hausordnung zu.

Die meisten Waisen werden aber bei Pflegeeltern untergebracht. Die Berliner Kostpflege ist vorzuziehen, wenn sich dortige Verwandte der Kinder annehmen, die auswärtige Kostpflege empfieht sich, um die Kinder in bessere Luft zu verpflanzen, sie dem Einfluß gefährlicher Verwandtschaft zu entziehen und sie ein solides Familienleben kennen zu lehren, in welchem sich auch mancherlei die Entwicklung von Körper und Geist fördernde Arbeitsgelegenheit bietet. Die kleinstädtische Kostpflege verdient den Vorzug vor der ländlichen, da die Berliner Jugend doch wieder in die Hauptstadt drängt und mit den Londbewohnern weder in Wettbewerb treten kann noch es will.

Selbstverständlich werden die Kostelternsorgfältig ausgewählt und beaufsichtigt. Unterstützungsbedürftige erhalten keine Kinder, ebensowenig Personen, welche Schlafleute halten. Für jedes Woisenkind wird ein eigenes Bett beansprucht, auch dürfen die Kinder nicht zu Erwerbszwecken benützt werden. In den häuslichen Hilfeleistungen, zu denen sie herangezogen werden dürfen, ist Rücksicht auf die Gebote der Gesundheitspflege und Sittlichkeit zu nehmen. Daher ist namentlich das Spulen in Weberfamilien und dos Viehhüten verboten.

Von den in auswärtiger Kostpflege in 550 Ortschaften untergebrochten Kindern befinden sich 2050 in Brandenburg nnd 200 in andern Prooinzen. An jedem Orte wird die rechte Pflege der Kinder von einem sogenannten Waisenvater beoufsichtigt, gewöhnlich, doch nicht nothwendig, einem Geistlichen. Außerdem übt der Berliner Erziehungsinspektor nach behördlich genehmigtem Plane eine Superrevision. An Vergütung erhalten die Kostelternfür Säuglinge

Digitized by Google

18 Mk. pro Monat. Diese Summe vermindert sich in festen Abstufungen nach dem steigenden Lebensalter bis auf 9 Mk. für Knaben und 7,50 Mk. für Mädchen.

In Berlin ist die Vergütung entsprechend der kostspieligen Lebenshaltung etwas höher bemessen. Sie fällt von 18 Mk. auf 12 Mk. bei Knaben und 9 Mk. bei Mädchen. Außerdem wird in Berlin und auswärts jährlich Kleidung und Wäsche geliefert. Pflegeeltern, die den Kindern über das geforderte Maß hinausgehende materielle Pflege und geistig förderndes Familienleben gewähren, können aus milden Stiftungen erhöhtes Kostgeld erhalten.

Die Aufsicht üben in Berlin die aus 5—6 Mitgliedern bestehenden Lokalkommissionen der Gemeinde-Waisenräthe. Ueberall, wo es sich um die Zweige der Körperpflege und Erziehung handelt, die innerhalb des eigentlichen Wirkungskreises weiblicher Thätigkeit liegen, treten ihnen Frauen mit berathender Stimme zur Seite.

Konfirmirt werden die Kinder mit 14 Jahren, die in Berlin untergebrachten Mädchen jedoch mit Rücksicht auf ihre geringe körperliche Entwicklung ein Jahr später. Die Letzteren besuchen, sobald sie 14 Jahre alt und für die zweite Klasse der Gemeindeschulen reif sind, eine besonders für sie eingerichtete Schule im Waisendepot. Hier erhalten sie nur Vormittags Unterricht und zwar wesentlich auch in den weiblichen Handarbeiten.

Nach der Konfirmation kommen durch Vermittlung der Aufsichtsorgane die Knaben in die Lehre bei einem Handwerker, die Mädchen in einen Dienst. Bis zum Ende der Lehrzeit resp. bis zum achtzehnten Jahre stehen die Kinder aber noch unter Aufsicht der Waisenrathskommission resp. außerhalb Berlins des Waisenvaters, soweit nicht ihre Führung noch eine weitere Beaufsichtigung erheischt.

Und auch später vergißt die Waisenpflege nicht, daß sie es übernahm, an den Kindern Elternstelle zu verwalten. Stellenlose Burschen und Mädchen dürfen sich stets vorübergehend im Waisenhause resp. Depot aufhalten. Die ehemaligen Zöglinge bilden unter sich den Friedrichsverein zur gegenseitigen Unterstützung, Fortbildung und Erhaltung der Beziehungen untereinander und zum Waisenhause. Die ehemaligen Waisenmädchen können sich jeden zweiten Sonntag im Waisendepot zu Geselligkeit und Fortbildung vereinigen.

Neben den körperlich und geistig normalen Waisen unterliegen der städtischen Waisenpflege auch die blinden, taubstummen und idiotischen Waisenkinder, sowie die der Zwangserziehung überwiesenen Kinder. Die Idioten werden in der städtischen Idiotenanstalt Dalldorf untergebracht, die Blinden und Taubstummen dagegen gegen erhöhtes Kostgeld (20 Mk.) in Familien verpflegt. Die Blinden werden in der Blindenanstalt, wohin sie täglich durch die die Depotschule besuchenden 14jährigen Waisenmädchen geführt werden, unterrichtet. Dort besteht auch eine Fortbildungsschule für sie, in welcher die Knaben Stuhl- und Korbflechten, die Mädchen Stricken und Filetarbeiten lernen. Aehnlich ist auch für die Taubstummen gesorgt.

Auch die in Folge des Zwangserziehungsgesetzes überwiesenen oder sonstwie verwahrlosten Kinder werden möglichst in geeignete Familien zur Pflege gegeben und das Kostgeld hierfür von Fall zu Fall festgesetzt (9—20 Mk.). In der Regel zeigt sich durch die Verpflanzung in die Luft eines gesunden Familienlebens die erfreuliche Besserung, besonders wenn sich kein ungünstiger, leider nicht immer abzuwehrender Einfluß der Verwandten geltend macht. Aber es giebt wieder andere, für welche die geschlossene Anstalt der einzig geeignete Ort ist: Knaben, die zum Vagabondiren, zu Gewaltthätigkeiten oder zu andern in der Familie schwer zu bekämpfenden sittlichen Fehlern neigen. Für solche, ferner zur ersten Beobachtung der nun der Zwangserziehung anheimgefallenen und endlich zur Besserung mißrathener Burschen von 14 bis 21 Jahren ist das Erziehungshaus zu Rummelsburg eingerichtet. Hier leben die Kinder getrennt nach den drei Altersgruppen der weniger als 12 Jahre alten, mit dem Ziel der Uebergabe an eine geeignete Familie, der noch nicht Konfirmirten bis zum Eintritt in die Lehre, und der Konfirmirten bis zur erfolgten Besserung. Wie im Friedrichs-Waisenhause tritt neben den Unterricht die Handwerksbeschäftigung resp. Gärtnerei. 1891 waren im Erziehungshaus resp. in Privatanstalten (Johannesstift, Grünes Haus ꝛc.) 111 Knaben, in Familien 135 Kinder untergebracht. In der Lehre resp. im Dienst waren 114. Bei ihnen zeigte sich hinsichtlich des Wandels kein wesentlicher Unterschied von den gewöhnlichen Waisenpfleglingen.

Es ist eine großartige, mustergiltige Organisation, welche Berlin der städtischen Waisenpflege gegeben hat. Ihr zur Seite steht die Versorgung weiterer 2200 Kinder durch 30 Privatanstalten bezw. Stiftungen und Vereine, theilweise mit großem Vermögen und theils aus rein humanitärem, theils aus spezifisch konfessionellem bezw. religiösem Interesse gegründet, sowie das Königliche Große Militärwaisenhaus in Potsdam.

Hochherzige Wohlthäter!

Gott zum Gruße, dem Herrn Jesus Christus zum Troste und der evangelischen Kirche zum Heil!

Wir endesgefertigte Kirchenvorsteher der evangelischen Batschер-Diaspora-Mission in Ungarn, wenden uns hilfesuchend an Euch, Ihr lieben Glaubensgenossen und bitten inständig um milde Gaben für unsere in Maria-Theresiopel zu erbauende evangelische Diaspora-Missionskirche.

Vereine und Einzelne! Reiche und Arme! erhöret unsere flehende Stimme!

Digitized by Google

Auf der Tiefebene Ungarns auf einem Flächenraume von über 80 Meilen im Gevierte leben unter 318000 Katholiken und Griechen, in 54 Städten und Ortschaften zerstreut, 1300 evangelische Glaubensbrüder, die meist nach und nach aus allen Gauen des großen deutschen Reiches, ihr Lebensloos sich zu verbessern, in diese Gegend eingewandert kamen. Sie wohnen da unter den Genossen eines anderen Glaubens, verschmachtet und zerstreut, wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

In keiner dieser Städte und Ortschaften ist ein evangelisches Bet- oder Schulhaus anzutreffen, wo sie sich ihrer lieblichen Gottesdienste erfreuen könnten; da müssen sie denn oft Monate, ja Jahre lang, hungern nach den Erquickungen des göttlichen Wortes und Sakramentes und seufzen nach evangelischer Predigt, Schule und Seelsorge.

Wir, ein kleines Häuflein von 360 evangelischen Seelen, die wir hier im Mittelpunkte dieser Diaspora, in der Stadt Maria-Theresiopel wohnen, haben uns nun vor einigen Jahren fest aneinander geschlossen und haben in dieser volksreichen Stadt, in dem sogenannten ungarischen Rom, mitten unter 70000 Katholiken eine Kirchengemeinde gegründet und einen Prediger berufen, der leider bis heute mit seinem Jahresgehalt von 500 fl (circa 800 ℳ) kaum seinen Lebensunterhalt fristen, geschweige denn die Brüder in der ausgedehnten Diaspora besuchen und pastoriren kann.

Auf unser Ansuchen, hat uns dann die Stadtbehörde von Maria-Theresiopel ein mit engen Kinderbänken ausgestattetes Communal-Schulzimmer großherzig mit dem Bemerken zur Verfügung gestellt, daß wir hier vor Beginn oder nach Schluß des täglichen Schulunterrichtes unsere Gottesdienste und kirchlichen Functionen verrichten können. Doch wir waren es auch zufrieden und dankten dem Herren für diese seine Gnade. In der frommen Zuversicht, daß uns der Herr nicht immer Waisen sein lassen werde, beteten wir an dieser schlichten Stelle Jahr um Jahr unsere alten und unsere neuen Gebete; und wie es die ersten Christen thaten, so machten wir's nun auch: unsere Herzen und Hände schlossen sich nahe aneinander, wir opferten nach unseren Kräften, thaten Kreuzer und Gulden zusammen und sammelten Liebesgaben unter den Glaubensgenossen im Lande. So brachten wir mit Gotteshilfe nahezu 7000 Gulden Ö. W. zusammen.

Mit jubelndem Herzen wollten wir nun ans Werk gehen, unseren lang gehegten Wunsch erfüllen und dem Herrn ein schlichtes Gotteshaus erbauen; allein unser Glaube sollte aufs Neue schwer erprobt werden! Denn die Stadtcommune, die das Patronatsrecht über die hierortigen katholischen Kirchengemeinden ausübt, und die gegenwärtig zwei neue katholische Kirchen im Weichbilde der Stadt mit einem Kostenaufwande von 250000 Gulden erbaut — verweigerte uns Evangelischen jede Unterstützung und schlug uns selbst die gerechtfertigste Bitte um Anweisung eines geeigneten Kirchenbau-Platzes ab.

Traurigen Herzens mußten wir da mit dem Psalmisten ausrufen: „Wer wird mich leiten in Edom? Wirst du es nicht thun, Gott? Schaffe uns Beistand in der Noth!“ Draußen, in den entlegenen Vorstädten mit ihren ungepflasterten Gassen und Straßen, konnten wir nicht bauen! Da war guter Rath theuer.

Nach langem Suchen gelang es uns endlich im Jahre 1895 einen geeigneten Bauplatz in der inneren Stadt ausfindig zu machen; leider mußten wir denselben sammt dem darauf stehenden baufälligen Hause um den für uns so hohen Kostenpreis von 9500 Gulden Ö. W. aakaufen und die noch darauf lastende Schuld von 2876 fl 10 kr. mit übernehmen. Wohl haben wir jetzt für den Reiseprediger, der bisher in der Miethe wohnte ein ständiges Heim, doch das Haus ist bereits stark baufällig und kann auf die Dauer nicht mehr in Stand gesetzt werden. Mit Recht befürchten wir nun, daß unsere Feinde, um uns gänzlich zu vernichten, eine gerichtliche Expropriation beantragen werden. Dem vorzubeugen müssen wir dem Bauton dieses Stadttheiles entsprechend bauen und das je eher!

Ein deutscher Architekt hat uns den Bauplan und Kostenvoranschlag für ein Kirchlein und Pfarrhaus unentgeldlich ausgearbeitet und will uns um den Kostenpreis von 20000 Gulden alles planmäßig fertigstellen.

Zwanzigtausend Gulden!

Ach! wär' Jesus Christus nicht unser Lebenslicht, fänden wir in seinem heiligen Worte nicht den besten Trost: wahrhaftiglich unser Häuflein klein, hätte mitten unter tausend Feinden, unter unsäglichen Drangsalen und Anfechtungen längst den Lebensmuth verloren; so aber klammern wir uns fest an das Marterholz des gekreuzigten Heilandes und rufen: Herr, wir lassen dich nicht, du segnest uns denn!

Der Herr hat uns nicht verlassen noch versäumet! Wieder thaten wir zusammen was wir hatten und auch die Brüder von nah und fern haben mitgeholfen; so haben wir denn mit Gottes Hilfe jetzt wieder einen Baufond von 6500 fl. beisammen; doch es war das unsere letzte Kraftanstrengung, das noch Fehlende können wir nicht mehr ohne Mithilfe edler Wohlthäter zusammenbringen. So wenden wir uns denn an Euch, Ihr lieben Glaubensbrüder in der Ferne, mit der herzinnigen Bitte:

Helfet! Brüder, helfet Euren bedrängten Glaubensgenossen zu Maria-Theresiopel!

Hat nicht mancher unter Euch in guten oder in bösen Tagen, dem heiligen Gott ein Gelübde in der Stille gethan? Siehe, auch da bietet sich Gelegenheit dasselbe zu erfüllen; sagt doch der große Apostel Gal. 6, 10. „Als wir denn nun Zeit haben, so lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“

Hochherzige Wohlthäter! das heilige Fest der Weihnacht ist vor der Thüre und alte Sitte, alter Brauch macht da Herz und Hände öffnen; selbst die ärmste Hütte trieft von Segen! Sollte Bruderliebe uns Verlassenen nicht hilfreich die Hand herüberreichen? Wir sind ja Blut von Eurem Blute, Fleisch von Eurem Fleische; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater vereint uns ja alle. Erhöret unsere Bitte und sendet uns Bedrängten zum Troste den geflügelten Boten, die Christus- und Bruderliebe, mit einem Oelzweiglein herüber! Und wir wollen beim Lichterglanz der heiligen Weihnacht unsere Hände falten und beten, inbrünstig für Euch und die Eurigen beten: Alles was sie gethan haben an uns, an deinen Geringsten, das haben sie Dir gethan! Herr vergelt's ihnen!

Alle, selbst die kleinsten Liebesgaben, bitten wir uns unter der Adresse: An das evangelische Pfarramt in Maria-Theresiopel, Ungarn, zukommen zu lassen.

Euere in christlicher Demuth ergebenen Glaubensbrüder.

Maria-Theresiopel, im Christmonate 1896,

die Vorsteher der evang. Batscher-Diaspora-Mission.

Emil Koroffy, ev. miss. Pfarrer, Stef. Ivanyi, Kirchen-Inspector, Dr. Jos. Roaak, Kirchen-Contralleur, Mich. Eberhardt, Kirchen-Kassirer, Jak. Scultety, And. Hiekk, Jos. Drabecz, G. Bayer, Jak. Gerber, Alex. Gaal, Ben. Fußgänger, K. Ottenbacher. Desid. Zoarinyi, Fr. Weber, Jak. Mayer, Mart. Martenson, H. Tasmer, B. Wünschendarfer.

Das Gott gefällige Unternehmen der evangelischen Mission A. C. zu Maria-Theresiopel, wird den Glaubens-Brüdern und Menschen-Freunden zur gütigen Unterstützung, bestens und dringend empfohlen.

(L. S.) Samuel Sárkány,

Bischof des evang. Montandistrictes in Pilis.

Die Redaction dieses Blattes erklärt sich gern bereit Gaben für den vorgenannten Zweck anzunehmen und an das evangelische Pfarramt in Maria-Theresiopel abzuführen.

Literatur.

Der Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde, herausgegeben vom Verein „Herold" in Berlin. XXVII. Berlin, December 1896. Nr. 12.

Inhalt. Bericht über die 546. Sitzung vom 30. October 1896. — Bericht über die 547. Sitzung vom 5. November 1896. — Neues Wappen der Erzherzöge von Oesterreich (Mit Abbildung). — Kahl aus Bayern. — von Steuber (Mit Abbildung). — Ueber einige Grabdenkmäler im Herzogthum Meinigen. — Die Mecklenburgische Familie von Glüer (Zusatz). — Druckfehler Berichtigung u. s. w. — Das Helmwappen der von Dernbach. — Bücherschau. (Mit Abbildungen). — Vermischtes. — Am schwarzen Brett. — Zur Kunstbeilage. — Anfrage. — Antwort.

Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. 1896. Nr. 5. September und October.

Chronik des germanischen Museums: Stiftungen. — Neu angemeldete Jahresbeiträge. — Einmalige Geldgeschenke. — Pflegschaften. — Zuwachs der Sammlungen.

Diese Nummer hat folgende Beilagen:

1. Mittheilungen aus dem germanischen Museum. 1896. Bogen 14—16: Aus der Plakettensammlung des Museums. II. Mit Abbildungen. — Das Nürnberger Münz-Kabinet des Freiherrn Joh. Christ. Sigm. von Kreß. — Friesische Häuser auf den Halligen.

2, Katalog der Gewebesammlung des germanischen Museums. I. Theil. Bogen 7 und 8, nebst einem Neudruck von Bogen 1. Mit Abbildungen.

Fliegende Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg. 53. Serie. 1896. December-Heft.

Inhalt: Der Weihnachtsbaum im Zuchthause. — Innere Mission und christlich-sociale Reform. — Eben-Ezer. — Die Brüderschaft des Rauhen Hauses. — Zur Literatur der inneren Mission. — Nachrichten aus dem Rauhen Hause ꝛc.

Altpreußische Monatsschrift. Herausgegeben von Rudolf Reicke und Ernst Wichert. Fünftes und Sechstes Heft. Juli — September 1896. Königsberg i. Pr. Verlag von Ferd. Beyer's Buchhandlung (Thomas & Oppermann) 1896.

Inhalt: I. Abhandlungen: Ueber die Entstehung des evangelischen Kirchspiels Mühlhausen (Kreis Pr. Holland) mit historisch-topographischen Nachrichten über seine ehemaligen und jetzigen Bestandtheile. Von Georg Conrad. — Bewaffnung und Ausrüstung der heidnisch-preußischen Krieger und einige andere Gegenstände des preußischen Heerwesens. Von E. Beckherrn. — Kleine chronikalische Aufzeichnungen zur Geschichte Preußens im 16. Jahrhundert. Mitgetheilt von Max Töppen. — II. Kritiken und Referate: Hansisches Urkundenbuch. Bearbeitet von Carl Kunze. — III. Mittheilungen und Anhang: Universitäts-Chronik 1896. — Lyceum Hosianum in Braunsberg 1896. — Dr. Otto Rautenberg. Ost- und Westpreußen. Ein Wegweiser durch die Zeitschriften-Literatur. — Kant-Studien.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des Wochenblattes von 1896 beigefügt.

Carl Heymanns Verlag in Berlin W., Mauerstraße 44.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Geh. Hofrath Herrlich, W. Potsdamer Straße Nr. 134 c in Berlin richten.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
3 2044 098 614 654